JULIUS STOCKHAUSEN

DER SÄNGER DES DEUTSCHEN LIEDES

In Paris geboren, wirkte Stockhausen, aus dessen Schule große Sänger hervorgingen, 30 Jahre lang in Frankfurt a. M. als Gesangspädagoge. Überaus wertvoll ist sein Schriftwechsel mit seinen Eltern, Clara Schumann, Johs. Brahms, Klaus Groth u. a. Das Buch spricht von der Blütezeit des deutschen Liedes und dient zum Verständnis einer hervorragenden Künstlernatur der spätromantischen Zeitepoche.

VERLAG ENGLERT & SCHLOSSER • FRANKFURT A. M.

JULIUS STOCKHAUSEN

DER SÄNGER DES DEUTSCHEN LIEDES

NACH
DOKUMENTEN
SEINER
ZEIT
DARGESTELLT
VON

JULIA WIRTH
GEB. STOCKHAUSEN

FRANKFURT AM MAIN

IM VERLAG ENGLERT UND SCHLOSSER

1927

Bildet
Band X der
Frankfurter Lebensbilder
herausgegeben von der
Hiſtoriſchen Kommiſſion
der Stadt Frankfurt
am Main

*

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1927 by Englert und Schlosser in Frankfurt am Main.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort — Seite

Eine alte, neue Widmung 1

Der Stamm Stockhausen 3

Künstlerfahrten in der Postkutsche 16

Bildungsfragen und Studiengang 1841—1847 47

Kampfzeiten 1848 bis Mitte 1851 79

Der Sohn Julius (Mannheim 1852—53; Wien 1854; Paris 1854—55) . 125

Des Sängers erste Konzertreise nach Deutschland 1856 152

Als Bühnensänger an der Opéra Comique in Paris (1856—59) . . . 169

Des Künstlers Taten (1859 — März 1863) 188

Der Sängerdirigent in Hamburg (1863—1867) 240

Der Troubadour 302

Leiter des Sternschen Gesangvereins in Berlin (1874—1878) 386

Der Pädagoge (Frankfurt am Main 1878—1906) 429

Briefe, die sich auf die Jahre 1878 bis 1906 beziehen 447

Repertoire von Julius Stockhausen 489

Chronologisches Verzeichnis der gedruckten Veröffentlichungen und gesangspädagogischen Werke von Julius Stockhausen 499

Anmerkungen 501

Verzeichnis der benutzten Quellen und Bücher 522

Register 526

Digitized by the Internet Archive
in 2021 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/juliusstockhause0000unse

VORWORT

Dieſes Buch verdankt ſeine Entſtehung der Anregung des Frankfurter Stadtrates Profoſſor Dr. Julius Ziehen, der zu Ehren des 100. Geburtstages von Julius Stockhauſen deſſen Biographie in der Reihe der Frankfurter Lebensbilder zu veröffentlichen beabſichtigte. Die Tatſache, daß ich die erſt zum kleinen Teil geleſenen Familienpapiere nicht aus der Hand geben wollte, führte zu Verhandlungen, die damit endeten, daß er nunmehr mir ſelber den Auftrag erteilte, das Lebensbild meines Vaters zu entwerfen. So hat mir die Hiſtoriſche Kommiſſion ermöglicht, das bis dahin wie ein leiſer Vorwurf über jenem Vermächtnis ſtehende Wort einzulöſen: „Was Du ererbt von Deinen Vätern haſt, erwirb es, um es zu beſitzen". Nach beendeter Arbeit hat Herr Profeſſor Dr. Moritz Bauer (Frankfurt a. M.) die Freundlichkeit gehabt, das Manuſkript zu leſen und für die Hiſtoriſche Kommiſſion zu begutachten. Ich verdanke es ſeiner Bereitwilligkeit, daß mir ein ſo feinfühliger Kenner jener Epoche der Muſikgeſchichte ſeinen Rat in muſikwiſſenſchaftlichen Einzelfragen gewährte.

Der außerordentliche Umfang des Materials erforderte zunächſt die Schaffung eines ſyſtematiſch geordneten Archivs, ehe an die Bearbeitung gegangen werden konnte. Meine Ausbildung als Bibliothekarin erleichterte mir die Ausführung der Aufgabe. Darum iſt es mir eine liebe Pflicht, meinen ehemaligen Lehrern an der Freiherrlich Carl von Rothſchild'ſchen Oeffentlichen Bibliothek in Frankfurt a. M., insbeſondere Herrn Dr. Chriſtian Berghoeffer, dafür zu danken, daß ſie mich einſt mit dem für dieſe Arbeit erforderlichen Rüſtzeug ausgeſtattet haben. Unbedingte Gewiſſenhaftigkeit dem zu behandelnden Stoff gegenüber galt als die Grundlage jener Ausbildung; bei der vorliegenden Arbeit hat dieſer Gedanke mich nicht verlaſſen.

Es ſtellte ſich heraus, daß ſämtliche Briefe meines Vaters an ſeine Eltern von ſeinem ſechſten Lebensjahr an bis zu ihrem Tode vorhanden waren, ebenſo faſt alle Antworten, ſowie der geſamte Briefwechſel zwiſchen Julius Stockhauſen und ſeiner Gattin Clara, geb. Toberentz. Außerdem ergab die Sammlung von Briefen ſeiner Zeitgenoſſen an ihn etwa einhundertfünfundſiebzig verſchiedene Autoren. Im Laufe der vorangegangenen Jahre hatte ich dieſe Sammlung ſoweit als möglich durch die Briefe meines Vaters an die Briefſteller ergänzt, indem mir die damaligen Empfänger, bezw. ihre Nachkommen, die in ihrem Beſitz

befindlichen Briefe zur Einſicht und Abſchrift überließen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur ein kleiner Bruchteil des Briefmaterials zum Abdruck gelangen konnte; ſo wurden z. B. bei den Briefen von Johannes Brahms nur zweiundzwanzig von den vorhandenen zweiundfünfzig ausgewählt und lückenlos wiedergegeben. Es kam mir bei dem geſamten Material auf die Frage an: Spricht allgemein menſchlich Bedeutſames aus den Briefen, ſo daß ſie der heranwachſenden Generation etwas zu ſagen haben, ganz abgeſehen von der Perſon des Schreibers, der, vom muſikhiſtoriſchen Standpunkt aus betrachtet, vielleicht mit jedem der vorhandenen Briefe die Fachmuſiker intereſſiert hätte. Die Briefdokumente ſind wortgetreu wiedergegeben; ſinnſtörende Schreibfehler wurden verbeſſert, nicht aber Stilunebenheiten ausgemerzt, die durch Ungewandtheit, ſei es in der deutſchen oder in einer fremdländiſchen Sprache, entſtanden ſind. Solche kommen ſowohl in den Briefen von Franz Anton Adam Stockhauſen als auch in denen ſeines Sohnes Julius vor. Fortgefallene Briefſtellen wurden durch Punkte angedeutet; nur die Briefe der Eltern von Julius Stockhauſen wurden häufig zuſammengezogen, ohne daß ſich dies jedesmal markieren ließ. Worte, die zu leichterem Verſtändnis eingefügt wurden, ſowie ergänzte Briefdaten, ſind durch eckige Klammern kenntlich gemacht; Anrede und Schluß ſind bei Briefen an die gleichen Empfänger häufig fortgelaſſen worden; die Daten wurden in einheitliche Form gebracht. Leider mußte ein großer Teil der Briefe überſetzt werden, denn faſt der geſamte Briefwechſel zwiſchen Julius Stockhauſen und ſeinen Eltern iſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben. Am Kopf jeden Briefes iſt erſichtlich, in welcher Sprache das Original abgefaßt war; diejenigen Briefe, denen keine derartige Bezeichnung vorangeſtellt iſt, ſind vom Briefſchreiber in deutſcher Sprache verfaßt. Die Orthographie wurde der heutigen Schreibweiſe angepaßt. Nur die Zitate aus den Briefen Chriſtian Urhans ſind in ihrer urſprünglichen Schreibweiſe wiedergegeben.

Eine große Anzahl hieſiger, inländiſcher und ausländiſcher Behörden, Archive, Bibliotheken und Einzelperſonen haben mich bei der Zuſammentragung des weitverzweigten Materials in dankenswerteſter Weiſe unterſtützt; ſowohl ihnen, als Denjenigen, die mich bei der Beſchaffung des Bildmaterials unterſtützten, ſei an dieſer Stelle aufrichtiger Dank geſagt. Ebenſo den Söhnen Theodor Fontanes, die gegen eine Veröffentlichung der in meinem Beſitz befindlichen Briefe und Gedichte ſowohl ihres Vaters als auch ihrer Mutter nichts einzuwenden hatten; ſie haben die Freundlichkeit gehabt, die auf dieſe Briefe bezüglichen Anmerkungen nachzuprüfen.

Kein Buch über Stockhauſen kann ſeinen Geſang wieder lebendig machen, nur die Wirkung ſeiner Kunſt kann im Briefbild und in der zeitgenöſſiſchen Kritik wieder erſtehen. Die Seele dieſes Mannes war das Geheimnis ſeiner Kunſt — im Liede ſtrömte ſie dahin. Sie wurzelte in der tiefen Ehrfurcht vor dem Gött-

lichen, das in vielgeſtaltigen Symbolen zu ihm ſprach. Die Dokumente dieſer Geſinnungsweiſe ſind es, die uns an das Weſen ſeiner Perſönlichkeit heranführen und die es aufzudecken galt. Diejenigen, welche die Muſikliteratur über Stockhauſens Zeitgenoſſen kennen, werden vielleicht manches äußerlich rühmliche Datum, manche künſtleriſchen Ereigniſſe im Leben Stockhauſens in der Darſtellung vermiſſen, und manche der vielen nahen Beziehungen zu ihm zu ſchwach oder garnicht angedeutet finden; es kam mir aber nicht darauf an, von den im Leben jedes bedeutenden reproduzierenden Künſtlers unausbleiblichen Erfolgen zu ſprechen, ſondern im Hinblick auf das, was unſerer Zeit not tut, ſchien es mir bedeutſamer darzutun, wie innere Erlebniſſe und rein menſchliche Qualitäten in den Saiten einer Künſtlerſeele mitſchwingen müſſen, ehe ſie den voll ausklingenden Geſang anzuheben vermag, von dem der Dichter zeugt:

„Wahrlich, es erfüllt mit Wonne das Herz, dem Geſange zu horchen,
Wenn ein Sänger, wie dieſer, die Töne der Himmliſchen nachahmt.“

(Odyssee, 9. Geſang.)

Frankfurt a. M., den 10. Juni 1926.

Julia Wirth, geb. Stockhauſen.

EINE ALTE, NEUE WIDMUNG

„Deinem Andenken, teure Mutter, Dir, meiner erſten Lehrerin auf dem Gebiete der Geſangskunſt, widme ich dieſe Arbeit. Du warſt es, die zuerſt durch den Zauber Deines Tones in mir den Sinn für Tonſchönheit, für eine deutliche, durchgeiſtigte Ausſprache, für einen ſeelenvollen Vortrag, als ich noch ein Kind war, weckteſt. Noch tönt in meinen Ohren der Klang dieſer Engelſtimme, als Du mir — kaum zählte ich drei Jahre — ein Bettelliedchen „C'est la petite mendiante qui vous demande un peu de pain" vorſangſt und mich lehrteſt. Nie ſatt es zu hören, wiederholte ich ſtets meine „encore", bis ich es ſelbſt nachſingen konnte. Noch höre ich im Geiſte die Weiſen des großen Händel, des lieblichen Haydn, des göttlichen Mozart von dieſen beredten Lippen vorgetragen. An Deinem abſolut reinen Tone bildete ſich früh mein Ohr, an der Mutter Stimme meine Stimme. Wer es nicht verſtehen kann, wie nachhaltig ſolche Eindrücke, ſolche Beiſpiele auf ein Kind wirken, wer den Einfluß ſolcher Töne für übertrieben halten ſollte, vernehme das Urteil des berühmten J. B. Cramer. Als die Mutter in einer Concertprobe in London das Recitativ und Rondo von Mozarts „Chio mi scordi di te" mit Orcheſter und obligatem Clavier ſang, ſaß der große Meiſter am Flügel. Der ſchon bejahrte Herr war von dem Vortrag der Sängerin ſo überwältigt, daß er gegen Schluß des Stückes allmählich von ſeinem Stuhle hinunterglitt und knieend ſeinen Part weiterſpielte. „Das ſind Töne von oben", ſagte er der Mutter, als die Arie zu Ende war, „anbetungswürdige Töne". So erzählte oft, ſtolzerfüllt, unſer würdiger Vater.

Margarethe Schmuck, Tochter eines Notars in Gebweiler im Elſaß, erblickte daſelbſt den 29. März 1803 das Licht der Welt. Sie wurde in Paris von dem Geſanglehrer Catruffo, einem Italiener, ausgebildet. Als es ſich um das öffentliche Auftreten handelte, zeigte die junge Sängerin große Furcht. Ihr Lehrer ſprach ihr Mut zu und fügte als letztes, überzeugendes Argument hinzu: „Madame, vous n'avez pas aucune raison d'avoir peur. Quand vous êtes venue au monde, le bon Dieu vous a donné un coup de pied et vous a dit: Allez chanter, mon enfant." In der Tat, ihr Ton ſprach ſo leicht an, er war ſo ſeelenvoll, daß er nicht einer irdiſchen Hülle zu entſpringen ſchien. Im Jahre 1842 zog ſich die Mutter nach einer kurzen, aber ruhmvollen Concert-Carrière in England von der Öffentlichkeit zurück. Sie ſtarb in Colmar im Jahre 1877. Kein muſikali-

ſches Blatt gedachte der beſcheidenen Frau. Wer will es dem Sohne verargen, wenn er es als eine Pflicht anſieht, dieſe Perle des Elſaſſes der Vergeſſenheit zu entreißen?“ (Widmungsworte von Julius Stockhauſen zu ſeiner „Geſangs-Methode“, Frankfurt a. M. 1884.)

Ich, die Enkelin jener Frau, die ich dieſe Seiten dem Gedenken meines Vaters weihe, erfülle zunächſt in umfaſſenderer Weiſe, was er in beſcheidener Wortführung mit ſeiner Widmung getan hat und verſuche, jene „Perle des Elſaſſes der Vergangenheit zu entreißen.“

„Die Mutter ist der Genius des Kindes“ (Hegel).

DER STAMM STOCKHAUSEN

Seit etwa 1812 lebte zu Paris Franz Anton Adam Stockhausen, gebürtig und zugewandert aus Köln. Seine Eltern, Philipp Stockhausen und Odilia Margarete, geb. Breuer stammten beide aus Rheinbreitbach oberhalb Honnef, rechtsrheinisch, gelegen; von dort aus waren sie nach Köln verzogen, wo es schon mehrere des Namens Stockhausen gab, auch solche, die das Bürgerrecht dort erworben hatten. Philipp Stockhausen war seines Zeichens Schmied und „qualifizierte sich am 3. Februar 1777 in Köln als ein ausstädtischer mit fünf Goldgulden zum ehrbaren Schmiedeamt“[1]). Im Adreßbuch des Jahres 1797—98 wird er als „Waffenschmied“ in der Streitzengasse aufgeführt. Man will in unserer Familie wissen, er sei auch ein geschickter Mechaniker gewesen und habe die Harfe à double échappement“ erfunden[2]). Dort in Köln, im Sprengel von St. Columba, wurde ihm das siebente Kind getauft: Franz Anton Adam. Ob nun der kleine Franz in der Werkstatt den Arbeiten seines Vaters zuschaute und schon damals der Wunsch in ihm rege wurde, das Instrument, an dem der Vater herumbastelte, zum klingen zu bringen, ist unbekannt, jedenfalls wurde er Harfenist. Von 1812 an finden wir ihn als Dreiundzwanzigjährigen in Paris. Er fand dort Freunde, ja Freunde fürs Leben. Es waren zum Teil Pariser Familien, wie die Legentil, Gros, Sanson; zum anderen waren es Landsleute, Gesinnungsgenossen, Musiker und andere Künstler. Unter diesen letzteren waren es besonders der Violinist Christian Urhan, damals zweiundzwanzigjährig, der späterhin der Pate seines ältesten Sohnes Julius Christian werden sollte, und der achtzehnjährige Maler-Freund Carl Begas [d. Ä.], mit denen er in nahe Beziehungen trat. Nur auf dem Umwege über Mitteilungen seiner Freunde gelingt es, ein Bild von dem jungen Harfenmeister und seiner damaligen Umgebung zu bekommen, denn aus jenen Jahren ist, im Gegensatz zu später, kein Tagebuch und kein Brief erhalten geblieben. Der eine seiner Freunde, Christian Urhan, aus der Ardennenstadt Montjoie, war nur ein halbes Jahr älter als er. Der konnte seinen Eltern schon in einem Brief vom 13. November 1812 nach Monjoie schreiben: „Künftigen Jenner bekomme ich in der großen Oper als Violinist eine stelle auch von tausend francken jährlich. liebste Eltern! ich schwöre bei Gott, heiligster Zeuge die-

ſer aufrichtigen gedancken, daß ich Ihnen dann zum wenigſten, ja zum allerwenigſten ſechshundert francken jährliche einkünfte für Ihr ganzes Leben lang mache[8]).“

Franz Stockhauſen iſt es nie vergönnt geweſen, ſeinen Eltern ſpäterhin von ſeinen Erfolgen zu berichten; ſie ſtarben beide, ehe er es zu Rang und Anſehen gebracht. Chriſtian Urhans Eltern aber, einfache Bürgersleute in Montjoie, laſen mit Staunen daheim die Briefe, die der Sohn ihnen aus dem fernen großen Paris ſchrieb. Von ſeinem Vater, der auch geigte, hatte Chriſtian die muſikaliſche Begabung wohl geerbt, mit der er, vierzehnjährig, in Aachen Aufſehen erregt hatte. Er war dort ohne jegliche Vorbereitung in einem Konzert zu Ehren der dort weilenden Kaiſerin Joſephine für einen erkrankten Violiniſten eingeſprungen, worauf ihn die Kaiſerin voller Huld und mit mütterlicher Fürſorge in die Märchenkutſche hob, dem bisherigen Gönner des jungen Talentes, dem Tuchfabrikanten Scheibler aus Montjoie, der mit dem Bub zu dieſem Konzert nach Aachen gekommen war, verſicherte, es ſolle alles zu ſeiner Ausbildung Dienliche geſchehen, und fort ging es nach Paris!

Der vierzehnjährige Urhan wurde dem Leiter der kaiſerlichen Kapelle Jean François Lesueur in die Lehre gegeben, der einer der bedeutendſten Komponiſten ſeiner Zeit war und in höchſter Gunſt ſtand, ſeit Napoleon ſeine große Oper „Oſſian“ oder „Die Barden“, gehört hatte. Napoleon liebte Muſik und tat viel für ſie aus eigener Schatulle. Gerade Oſſian berührte ihn beſonders, wie aus einer Stelle in den Memoiren der Mme. Rémusat hervorgeht: „J'ai aimé d'abord Ossian comme le murmure des vents et les vagues de la mer.“ Der Knabe Urhan geriet in wahre Ekſtaſe beim Anhören der Muſik ſeines Meiſters und ſchrieb nach Hauſe: „. . . Die Baarden oder Oſſian, iſt eine Opera ſo hat niemals eine exiſtirt ſo ſchön ich hab Sie zwar noch nicht gehört, allein alles ſagt das in Paris, ich werde die Baarden aber in acht zehn Tägen hören und ſehen ich hab nur ein wenig davon gehört der Schlaf Oſſian, daß iſt eine Harmonie, daß man ſo verſüßen möcht . . . Monsieur Le Soeur hat ſich durch die Baarden bey den anderen Muſicanten in Paris verhaſt gemacht, Er wird vom Kaiſer als der größte von den andern Muſicanten angeſehen, darum ſind Die ihm böſe.“

Als elf Jahre ſpäter die kaiſerliche Muſik verklungen war, berichtete Urhan ſeinem Vater am 18. Auguſt 1815: „liebe eltern! Gott ſei dank! endlich können wir uns wieder ſchreiben. ihren wehrten brief vom 4 december hab ich erhalten. d 1ten jenner bin ich mit vielen andern in der capelle abgeſetzt worden. binnen der zeit daß bonapart hier war, haben wir den dienſt von der capelle gemacht. jtz ſind wir wieder daraus. H. lesueur ſelbſt, als einer der vormals vom bonapart beſchützt war, hätte vielleicht ſeine ſtelle verlohren, wenn der componiſt, dem man ſie anbot, nicht geantwortet hätte, er wollte dieſe ſtelle nicht mit ſolcher bedingung. ſeit ungefehr dem monat februar wohne ich nicht mehr im conſerva-

torium, ſondern mit zwei köllner freunde; einer iſt harfenmeiſter namens ſtokhauſen, der andere iſt mahler, er heiſt beggaſe und iſt ein vetter des H. Deberges.
vergangenen winter gab madam catalani, italienerin, die beſte und berühmteſte ſängerinn von ganz europa in der großen oper conzert zum beſten der einwohner eines orts der abgebrant war; die einnahme gieng ungefehr in die 30 dauſend francken; die plätze waren doppelt bezahlt und der könig hat glaub ich 6 dauſend f. zum geſchenk geſchikt. wer dieſes weib beſonders zum erſten mal ſingen hört, der wird ganz außer ſich geſetzt, entzükt. mein freund ſtokhauſen hat bemerkt, daß ſie ehe ſie in den ſaal gieng um zuſingen, das kreuzzeichen machte und dieſe worte auf franzöſiſch ſagte: (indem ſie ihre muſik vor das Geſicht hielt) Gott! ich vertraue mich Dir an! — um die pfingszeit hat ich das glük das ſacrament der firmung mit vieler gnade zu empfangen. — binnen der zeit der unruhe, in welcher faſt alles was nur die wapfen tragen konte zur vertheidigung von paris genommen wurde, hat Gott nicht erlaubt daß man mich im mindſten beunruhigt hätte wofür Ihm wie für ſeine andere unzählbare wohltaten ewigen dank ſei . . . ich empfehle mich ihren andächtigen gebeten. ihren ſie ſehr liebenden ſohn chriſtian."
Und am 7. Juni 1817 ſchreibt er ihm: „Es freut mich, mein lieber vatter! daß es mit ihnen wieder beſſer geht, meine lieben Eltern! mit ihnen danke und lobe ich Gott daß es mit ihnen noch gut ſteht. hier war das jahr auch nicht ſo glüklich wie gewöhnlich. aber an mehreren örtern iſt das korn durch den häufigen regen doppelt gekommen. der wein und beſonders das brot ſind viel theurer. man vermuthet daß mehrere menſchen aus verſchiedenen urſachen das korn aufgeſammelt und verborgen halten. man ſieht viele armen. man tuht außerordentlich viel für ſie; nebſt vieler anderer hülfe giebt man conzerte, ſchauſpiele, feſte und bälle zu ihrem nutzen. dieſen abend giebt man in der großen oper eine vorſtellung zum nutzen der armen, welcher die königliche familie beiwohnen wird. dieſes jahr kündigt ſich reich und prachtvoll an, — es geht gut mit mir. in verſchiedenen zeiten beſonders im frühjahr hab ich ſo ein übermaaß an geſundheit und ſtärke, daß ich keine ruhe im zimmer habe, und daß ich dann unter den freien himmel luft ſchöpfen gehen muß. dieſes hat mich lange verhindert ihnen zuantworten. ich verdiene mein brot mit der oper und einigen ſchülern. ich lebe ſo einfach als möglich. der mangel an geld hatte meine köllner freunde und mich zuſammen getrieben. wir hatten für uns 3 nur 2 zimmer, die nicht groß waren. wir waren gehindert, und als jeder mehr geld verdiente, hat jeder eine wohnung für ſich allein gemiethet. wir ſind freunde geblieben, und behandeln uns immer wie brüder."
Man bedenke, daß dieſer genial veranlagte junge Menſch von ſeinem vierzehnten Lebensjahr an ohne elterliche Führung in der Fremde lebte, daß er

Jahre lang ausſchließlich auf den vielbeſchäftigten, unverehelichten Meiſter Leſueur und auf ſeine Lehrer angewieſen war. Was ihn innerlich heimatlich anwehte, ſeine Kunſt und die heilige Stätte der Kirche, mußte ihm das entbehrte weiche, warme, mütterliche Element erſetzen. Immer mehr vertiefte er ſich darein, immer mehr barg er ſich in den Schooß der Kirche, weihte ſeine Kunſt als Geiger den Gottesdienſten, ſeine Kompoſitionen dem Mirakel der Wandlung, glaubte ſchließlich, das myſtiſche Halbdunkel, die Verſenkung in der Anbetung, ſei „das Leben", und verfiel nach fünfzehn Jahren dem peinigenden Wahn, er müſſe ſich völlig von ſeinen Lieben losſagen, müſſe verſtummen und abſeits von ihrer Liebe leben, wenn er Frieden finden, wenn er ganz in Gott aufgehen ſolle. Sein Einkommen als Organiſt an der Kirche St. Vincent de Paul war nicht ausreichend; er mußte Bratſchiſt im Orcheſter der Großen Oper bleiben. Das wäre mit ſeinen weltabgekehrten Gedanken unvereinbar geweſen, hätte er nicht durch eine Maßregel, die in der Künſtlerwelt ohnegleichen daſteht, die Keuſchheitslehre inne gehalten: Jahrzehntelang ſaß er mit dem Rücken der Bühne zugewandt am Bratſchiſtenpult. Er hat nie die Bühne, nie eine Sängerin geſehen[4]).

Mit dieſem eigenartigen, von heiliger melancholia Beſeſſenen lebte Franz Stockhauſen eine Weile zuſammen. Der dritte im Bunde wurde ein junger Maler, der bei Jean Antoine Gros ſtudierte. Es war Carl Begas, ſpäter d. Ältere zubenannt.

Als Urhan jenen Brief vom 18. Auguſt 1815 ſchrieb, aus dem hervorgeht, daß er mit Franz Stockhauſen und dem damals neunzehnjährigen Carl Begas zuſammenwohnte, waren die Verbündeten zum zweiten mal in Paris eingezogen und Napoleon bereits außer Landes. Die unruhigen Zeiten hatten, fürs erſte wenigſtens, ausgetobt. Und wie im großen Getriebe des Lebens, ſo kam auch im engeren Kreis des Einzeldaſeins etwas Ruhe und Gleichmaß in das Pendel der Lebensführung zurück. Die alles umſtürzenden, aufreizenden Geſchehniſſe zu Zeiten der Revolution und des expanſiven, großen Menſchen Napoleon erforderten auf allen Gebieten ein Abebben und ein Auswirkenlaſſen.

Die Freundſchaft des „ſeltſam geformten Kleeblatts", wie Carl Begas ſpäterhin charakteriſierend ſagt, hat viele Jahrzehnte überdauert. Urhan und Stockhauſen, die im Gegenſatz zu Begas in Paris wohnen blieben, verbanden ſich beſonders nah miteinander. Außer gegenſeitiger Sympathie war es eine muſikaliſche Angelegenheit von höchſter Bedeutung, die ſie beide gleichermaßen erfüllte: ihre jahrelange, im ſtillen wirkende, eifernde und tiefe Bewunderung für die Muſik Beethovens.

Anfang 1805 berichtete Urhan ſeinem einſtigen Gönner und Freund Scheibler in Montjoie unter anderen muſikaliſchen Nachrichten: „Ich glaube nicht, daß man viele Muſick vom Beethoven in Paris hat, weil von der Zeit, daß ich hier bin,

habe ich viele Quartetten und Trios gehört, allein ich habe noch keine vom Beethoven angetroffen", und 1810 bittet er ſeine Eltern ihm „ein rondo von haidn, die quartetten und 4 ſonaten von beethoven" zu beſorgen. 1815 lernten Urhan und Franz Anton Stockhauſen in einem Verpflegungsbeamten der Preußiſchen Okkupationsarmee, Herrn Paris, einen Muſikfreund kennen, der ihnen Kunde von Beethovens Eroica brachte. Stockhauſen ließ ſich die Symphonie ſogleich aus Deutſchland kommen, und ſetzte ſich mit Urhan bei Habeneck[5]), dem Leiter der Konzerte der Zöglinge des Conservatoire, für die Aufführung dieſer Symphonie ein. Anton Schindler, „ami de Beethoven", wie auf ſeiner Viſitenkarte zu leſen ſtand, ſchreibt in dem noch unbedruckten Pariſer Tagebuch aus den Jahren 1841 und 1842 darüber: „Dieſe beiden Herrn legten die Eroica zuerſt Herrn Habeneck vor, der ſie mit einem kleinen Orcheſter probieren ließ. Nach dem erſten Satz lachte alles laut auf und ſo jedesmal, wenn ein Satz weiter gemacht wurde. Alles blieb wieder liegen, weil es keiner verſtehen konnte, Urhan und Stockhauſen ausgenommen."

1820 kam durch den Geiger Sina, einem Mitglied des Schuppanzigh-Quartettes, neue Belebung und Anregung an alle diejenigen, die die Wege bahnten für den ſieghaften Einzug Beethovenſcher Muſik. Wie bekannt, mühte ſich auch Sina wiederum mit Urhan bei Habeneck in der gleichen Angelegenheit. 1822 konnte man im „Journal des Débats" vom 2. Mai leſen: „Beethoven est à préſent le dieu de la Musique en Allemagne. Il n'a pas encore obtenu en France les honneurs de l'Apothéose, mais il occupe du moins un des premiers rangs parmis les compositeurs préſents et passés."

Erſt ganz allmählich wurde es anders. Jahrelang haben deutſche Männer in Frankreich darum ringen müſſen, den Enthuſiasmus der Pariſer Zuhörer an Beethovenſchen Klängen zu entzünden. Von mehreren Briefen, die Beethoven mit Franz Anton Stockhauſen in dieſen Jahren gewechſelt haben muß, wie aus Briefen an andere erſichtlich iſt, hat ſich leider nur einer in unſerer Familie erhalten.

Ludwig van Beethoven an Franz Anton Stockhauſen, Paris[6]):

Hetzendorf, am 12ten Juli
1823 auf'm Lande.

Euer Wohlgeboren! indem ſie mich beehren mit einem Schreiben, ſage ich ihnen, daß mir ihr Schreiben ihren guten Willen für mich gezeigt hat, ich wünſchte nur alles dieß wirklich zu verdienen, was ſie glauben von mir ſagen zu können — die gute Aufnahme des S[chlöſſer] bey Cherubini erfreut mich, ich wünſchte

mir Cherub. ſo ſehr als es mir nur möglich immer meiner Achtung zu bezeugen, aber — vita brevis, ars longa — übermäßige Beſchäftigungen — hindern öfter das wünſchenswertheſte — meine Meſſe betreffend, ſo hatte man mir gerathen eine Subſcripts dazu zu eröfnen, bis hierher wird ſie nur im Manuſc[ript] ausgegeben, auf dieſe Weiſe haben der König in Frankreich, der Kaiſer in Rußland etc. noch einige andere Souver. ſubſcribirt; bis ſie im Stich erſcheint, dies wird noch lange dauern; ich habe ihnen [folgt ein ausgeſtrichenes unleſerliches Wort] einen Subſcript. Bogen mitgetheilt, ſollten ſich noch welche finden ſo würde mir es lieb ſeyn, jedoch keine Verleger, welche Natürlich nur Mißbrauch davon machen würden, indem ich zum Theil auch wegen meinen Umſtänden eine ſolche Subſ[cription] eröfnet habe, da mein Gehalt hier ohne Gehalt iſt, u. ich [unleſerliches Wort] ſeit 4te halb Jahre immer kränklich bin, ich habe obendrein jetzt ſeit 4te halb Monathen eine Augen Krankheit ich bitte ſie doch nachzuforſchen oder gar in die petites Affiches einrücken zu laſſen, ob ſich nicht ein großer Liebhaber der Muſik in Paris befinde, welcher Dentiſte (Zahnarzt) iſt, ich erhielt von dieſem Manne vergangenen Sommer einen Brief, welcher wirklich mit Sachkenntniß und Liebe für die Kunſt geſchrieben war, ein unglücklicher Zufall raubte mir einen ziemlichen Theil meiner Papiere dieſes Semeſters, worunter auch der Brief von dieſem Zahnarzte (Dentiſte) von Paris, leider iſt ſein Nahme mir gantz aus dem Gedächtniß entwichen u. ſo bin ich nicht einmal imſtande dieſen ſo herzlich gutgemeynten Brief zu beantworten, vielleicht finden ſie [unleſerliches Wort] und hoffe von ihrer Güte mich dann benachrichtigen [oben eingerückt:] dieſer M. Dentiſte ſcheint mehr inſtrumental als vokal Liebhaber zu ſeyn —

Von der Sonate in A: dies heißt aus Miniatur Fresco Mahlerey machen, ſenden ſie ſelbe nur immerhin auf dem Poſtwagen u. ich werde dann ſchon ſehen, wie weit es mit einer ſolchen Metamorphoſe kommen könne — ich empfehle mich beſtens ihrer Sängerin der Adelaide u. allen meinen Hrn. Brüdern — ich danke ihnen für die unverdiente Liebe welche ſie mir zeigen u. bin herzlich ihr Ergebenſter Diener Beethoven

alle Briefe an mich brauchen gar nichts als „an v. Beethoven in Wien“ wo ich alle richtig erhalte.

Nachſchrift. ich kann wohl denken, daß der Preiß zu hoch iſt, um Subſcrib. oder prenumeranten zu finden — allein ſie würden mich verbinden mir zu ſchreiben, ob ſie wohl einen Verleger in Paris finden würden der die Meſſe erſt in anderthalb jahren für ein Honorar für 1000 C.M. (im Franzöſiſch Geld weiß ich nicht wieviel) herausgeben würde in Partitur, ſo viel war mir vorher, ehe ich die Subſcription eröfnete, in Deutſchland, gebothen, oder im Falle man prenumeration auf eine zu ſtechende Partitur eröfnen wolle, man wohl in Paris dazu prenumeranten finden würde, es verſteht ſich daß alsdann ein gantz anderer

Schloß Tannenfels
oberhalb Surſee am Sempacherſee. Nach einer Zeichnung

Margarethe Stockhausen, geb. Schmuck
Zeichnung nach dem Leben von J. Notz (1802—1862)

Franz Anton Adam Stockhausen
Nach einer Bleistiftzeichnung von Carl Begas d. Ae. (1821)

„Les Stockhausens.“ 1830
Nach einem Aquarell von A. E. Chalon (1780—1860)
Im Befitz von W. Barclay Squire, London, † 1927

viel geringerer preis gefetzt werde, vielleicht ließ ſich beides vereinigen nemlich: daß man für eine gewiſſe anzahl von prenumeranten vom Verleger um einen viel bedeutenderen [sic] geringeren P[reis] ſo viel Exemplare erhielt als man für die prenumeranten nöthig hätte — wie ſchwer fallen mir doch d. g. ſpeculation. allein mein geringer Gehalt meine Kränklichk[eit] erfordern Anſtrengung ein beſſeres Los zu erhalten, zudem lebe ich nicht eigennüzig für mich allein, ich ſorge für meines Bruders hinterlaſſene Waiſe, die Erziehung iſt hier ſehr koſtſpielig, u. noch obendrein gehindert durch anſtalten, da mein lieber angenommener Sohn gäntzlich den Wiſſenſchaften ergeben iſt, ſo hat er ſelbſt auch nach meinem Tode Unterſtützung nöthig, wofür denn auch geſorgt werden muß — H. Schlöſſer ſagen ſie nichts von dieſen projecten, es iſt beſſer über vieles zu ſchweigen, denn was man herausſagt gehört einem nicht mehr zu — doch grüßen ſie Herrn S. von mir — Behutſamkeit iſt überhaupt in anſehung meiner nöthig, da ich ſo ſehr dem Neide u. der Verfolgung ausgeſetzt bin.
[Folgt mit umgekehrten Buchſtaben noch als Nachſchrift]: an Schlöſſer nächſtens. Die Adreſſe lautet: Monsieur François stockhaavn Musicien célèbre Rue Paradis Poisonnière No. 18 Paris (en France)

Ein anderes Briefdokument aus viel ſpäterer Zeit, das die Bemühungen Franz Anton Stockhauſens um die Einführung Beethovenſcher Muſik in Paris aus anderer Feder beleuchtet, ſtammt von Charlotte Keſtner[7]), einer Tochter Lotte Keſtners (geb. Buff); ſie ſchrieb an Franz Anton Stockhauſen aus Baſel im November 1861:

Als ich heute in der Augsburger Allgemeinen Zeitung las, Roſſini habe Beethoven in Paris eingeführt indem er alle Mittel in Bewegung ſetzte Habeneck zu veranlaſſen die c moll Symphonie in den Conservatoires-Konzerten aufzuführen und dies zu beider Ehre ausgefallen ſei, erinnerte ich mich wie Sie, lieber Herr Stockhauſen, mir darüber ganz anderes erzählten. Gewiß waren Sie es, der Beethoven dort bekannt machte? Würden Sie nicht zur Ehre der Wahrheit, der Kunſt und der Geſchichte dieſe intereſſante Epoche Ihres Lebens niederſchreiben und dann dem Publikum mitteilen? Der beſagte Artikel ſteht in der Beilage zum 15. November unter „München 12. November . . .“ Ihre treue Freundin Charlotte Keſtner.

Zu der Zeit ſeines Zuſammenlebens mit Chriſtian Urhan war Franz Stockhauſen Harfenlehrer im Penſionat der Mme. Maubaret in der Rue Caſſette. Unter ihren Zöglingen befand ſich auch Margarete Schmuck, die jüngſte Tochter ihres Bruders Louis, des Notars Schmuck in Gebweiler (Département du Haut Rhin). Bald nach der Geburt der kleinen Margarete war ihre Mutter, eine ge-

borene Gilli aus Luzern, geſtorben. Der Vater gab den zahlreichen Kindern eine zweite Mutter, indem er ſich mit Richarde Munck aus Gebweiler wieder vermählte. Seine kleinſte Tochter hatte von ihm die Freude am Geſang ererbt, den er, ungeſchult, auf Grund einer ihm von Natur aus zu Gebote ſtehenden Fertigkeit ausübte. Ohne eine Note Muſik zu verſtehen, war er befähigt, mühelos die ſchwierigſten Triller und Läufe in tenorheller Stimme dahinzuſchmettern. Als er merkte, daß die Tochter das feine Inſtrument ererbt hatte und temperamentvoll genug war, auf ſeiner Ausbildung zu beharren, kam ſie nach Paris zu Guiſeppe Catruffo in die Lehre, einem italieniſchen Opernkomponiſten und bedeutenden Geſangsmeiſter. Sie ſoll nur zwölf Stunden bei ihm bekommen haben — vielleicht wußte er in der Tat dieſer außerordentlich leicht anſprechenden, lieblichen Sopranſtimme nichts anderes zu empfehlen, als die verbürgt erhaltene Anweiſung: „Allez chanter, mon enfant!“ Was er von ihr verlangt hatte, Vokaliſen und Tonleitern in allen Schnelligkeitsgraden zu ſingen, Triller, Verzierungen, „Manières“, und an den Verzierungen wiederum allerfeinſte Kadenzen und Kehlkopfſeiltänzereien anzubringen, das beherrſchte ſie; es war die ſelbſtverſtändliche Grundlage jedes Kunſtgeſanges der damaligen Zeit. Die italieniſche Opernmuſik einerſeits, die graziöſen, wenn auch nichtsſagenden Arietten und Chanſons andererſeits verlangten dieſe elementarſten Fertigkeiten. Wer die Könnerſchaft nicht durch die natürliche Veranlagung mitbrachte, wie Margarete Schmuck, der mußte Jahr um Jahr dem reinen Studium ausgefeilteſter Technik weihen. Die Geſangskunſt gebot damals völlige Meiſterung der Mittel. Die Texte waren meiſt ſo einfacher, uns oberflächlich erſcheinender Natur, daß es nur auf die ſtimmlichen Reize, auf die Makelloſigkeit der Wiedergabe aller auch noch ſo feinſten Koloraturen ankam. „Kunſt“ kam damals wirklich in erſter Linie von „können“, in einem einfacheren Sinn vielleicht, als wir heute dieſe Erkenntnis auslegen.

Es war eine liebreizende Erſcheinung, die dem Franz Stockhauſen entgegentrat, als er ſich befleißigte, unter den jungen Damen in der Rue Caſſette Liebhaberinnen für ſein Inſtrument zu gewinnen. Schrieb doch damals ein Kenner der Harfenkunſt, James Bruce: „Die Harfe iſt das Lieblingsinſtrument des ſchönen Geſchlechts, und es muß nichts geſpart werden, ſie recht ſchön zu machen. Es ſollte die Hauptſorge der Menſchen ſein, das ſchöne Geſchlecht auf alle mögliche Weiſe zur Ausübung der Muſik aufzumuntern; da ſie das einzige Vergnügen iſt, welches im Übermaß genoſſen werden kann und doch das Herz tugendhaft und unverdorben erhält“. Ob Margarete Schmuck auch eine Weile ſeine Schülerin geworden iſt, wiſſen wir nicht; wir vermuten aber, daß er ſie ſchon damals zu ihren Geſangsſtücken auf der Harfe begleitete, daß er ihr David wurde. Nicht lange dauerte es mehr und ihre Saiten ſchlugen voll und ganz ineinander, und eine reiche, glückbringende Ehe wurde am 16. April 1822 zu Paris in der Kirche

Notre Dame de Victoire vom Priester geweiht. Er stand im dreiunddreißigsten, sie im neunzehnten Lebensjahre. Beide waren gläubig fromme Katholiken. Stockhausens Umgang mit Urhan wird diesen Zug in ihm noch verstärkt haben. Es ist anzunehmen, daß Urhans Einfluß in Musikerkreisen es auch vermocht hat, dem Freund eine sichere Anstellung zu verschaffen, denn ohne daß er sich durchgesetzt, ohne daß er es inzwischen zu etwas gebracht hatte, würde der gewissenhafte, verantwortungsvoll veranlagte Charakter sicherlich nicht den Schritt gewagt haben, die junge Sängerin, seine „Adelaide", wie Beethoven sie bezeichnete, an sich zu ketten[8]). Paris blieb zunächst ihr ständiger Aufenthaltsort. Dort wurde ihnen 1823 ihr erstes Söhnchen Adolf geboren, das jedoch nach kaum einem Jahre starb. Das Leben begann seine harten Anforderungen an die junge Mutter zu stellen: Es galt den Lebensunterhalt zu sichern, und sich, ungeachtet schon schwerer Erlebnisse, als Sängerin durchzusetzen. Soweit es seine Tätigkeit als Lehrer der Harfenkunst und wohl auch als Mitglied des Orchesters erlaubte, ging Franz Stockhausen mit seiner Frau auf gemeinsame Konzertreisen. Wie Spohr zur Geige von seiner Gattin mit der Harfe begleitet wurde, so Margarete Stockhausen zu ihrem Gesang durch ihren Mann. 1825 begaben sie sich in die Schweiz und hielten sich längere Zeit in Genf auf. Es ist anzunehmen, daß sie jedesmal auf ihren Reisen bei ihren Eltern im Elsaß längeren Aufenthalt nahmen, wenigstens zeugen die mit dem Jahre 1826 einsetzenden Briefe Franz Anton Stockhausens an seinen Schwiegervater Schmuck von enger Fühlungnahme in allen Angelegenheiten, die das junge Paar betrafen. Nach Paris zurückgekehrt, wurde ihnen dort am 22. Juli 1826 ihr Sohn Julius Christian geboren, der älteste einer glücklichen Kinderschar, die sich in reiches Erbgut teilte, große künstlerische Fähigkeiten mitbekam und der ein Aufstieg beschieden war!

Es war kein bequemes, müheloses Wachsen und Reifen bis zur Ernte, es war ein recht hartes, saures, täglich neu zu eroberndes Leben, das diese junge Künstlerehe auf sich genommen hatte. Dem Harfenmeister Stockhausen standen in Paris andere Zelebritäten, etwa Nadermann Vater und Sohn, als anerkannte, beliebte Harfenkünstler gegenüber. Seiner Frau allerdings zollte man ungeschmälerten Beifall; wie sollten auch die Schweizerlieder, die anspruchslosen Volksgesänge aus den Alpen, die sie in heiterer Natürlichkeit mitsamt den lustigen Jodlern bei Hof und in den Salons zum Besten gab, nicht zünden, im Gegensatz zu den gezierten, immer wieder vernommenen, italienischen Koloraturstücken. Aber die Bühnensänger hatten es leichter zu Erfolgen zu gelangen, denn die Oper war der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens. Um sich als Kammersängerin durchzusetzen, um einer feinen, künstlerischen Natur zum Durchbruch zu verhelfen ohne den schmeichelnden Hintergrund von Bühne und Rolle, dazu bedurfte es eines immer erneuten Werbens durch die eigene Persönlichkeit, durch die Grazie ihres Wesens. Eigene Konzerte zu veranstalten war recht schwierig;

die Saalmiete, die Koſten für die damals gerade erſt aufkommende Gasbeleuchtung, waren hoch. Außerdem beſtritt man ſolche Konzertabende nicht allein, ſondern mußte andere Mitwirkende, ſolche mit zugkräftigen Namen, dazu engagieren, ſonſt war noch weniger Ausſicht dazu vorhanden, die Plätze abzuſetzen, die durch eine Liſte in den Häuſern der Gönner, Freunde und Bekannten der jungen Künſtler angeboten und beſtellt wurden. Es waren die Soireen in den wohlhabenden Kreiſen des feinen Bürgertums im Faubourg St. Germain und die Privatkonzerte des Adels, durch die man ſich langſam einen Ruf erwarb. Die Damen der großen Welt aber bevorzugten es, ihre Salons mit einer gefeierten Arsace aus Roſſinis „Semiramide", mit einer hinreißenden Roſine aus dem „Barbier" zu ſchmücken, und es waren die Catalani, die Malibran, die Sontag, die mit überragendem Anſehen ſowohl das Théatre Italien als auch die Privatkonzerte der feinen Welt beherrſchten. Allerdings fand dieſe Welt es noch für angebracht, das Künſtlervölkchen ſichtbarlich „in Schranken" zu halten und ſich von ihnen zu trennen. Durch geſonderte Türen nur hatten ſie einzutreten, durften ſich verneigen, durften ſingen, durften ſich aber keineswegs beſchweren, wenn man hinter den Fächern weiter tuſchelte und die Toilette kritiſierte. Danach gab es ein Händeklatſchen, ein lebhaftes Stimmgewirr drang an ihr Ohr, aber ſchon öffnete der Lakai die Türe zu den Nebenappartements, und aus war es mit ihrem Glanz. Sie konnten abtreten. Das Honorar wurde am folgenden Tage überbracht. Nur ganz ſtarke Perſönlichkeiten (z. B. Spohr) und zündende Genies, Liszt („Le petit Litzzzz"), haben es damals ſchon vermocht, die Schranke zu durchbrechen, die hier wie in England, herrſchte, wo ſie womöglich eine noch unumſtößlichere Grenze bedeutete.

Margarete Stockhauſen, befangen in den religiöſen und geſellſchaftlichen Anſchauungen ihrer Zeit, mußte, auch aus Rückſicht auf ihre zarte Konſtitution, von vornherein der Bühnenlaufbahn entſagen, obwohl es ihrer künſtleriſchen Natur vielleicht entſprochen hätte, ſich auch darin zu verſuchen. Als auf Grund ihres Anſehens in Paris der Antrag durch den Miniſter des Königlichen Hauſes, Sosthène de la Rochefoucauld[9]), der die feine Künſtlerin perſönlich ſehr hoch ſchätzte, an ſie herantrat, Mitglied des Théatre Italien zu werden, erhielt der Miniſter einen abſagenden Beſcheid.

Hierüber berichtete Stockhauſen ſeinem Schwiegervater am 19. Februar 1827. (Franzöſiſch.)

Schon ſehr lange habe ich Dir ſchreiben wollen, aber die dringenden Angelegenheiten tagsüber, die Schüler und abends die Konzerte, nachdem man nachts zuvor um ein oder zwei Uhr zu Bett gegangen iſt, hindern mich immer wieder daran, mit Dir zu plaudern. Es ſind jetzt drei Wochen her, ſeit ich dem Miniſter de la Rochefoucauld verſprach, Dir über meine Frau zu ſchreiben, der, nachdem

ſie bei ihm geſungen hatte, uns dazu beſtimmen wollte, daß ſie im Théatre Italien debütieren ſolle, für das er als Miniſter der ſchönen Künſte des Königlichen Hauſes die Sängerinnen zu engagieren hat. Aber wir haben es ganz und gar abgelehnt; ich werde nie einwilligen, daß ſie zur Bühne geht, obgleich man uns verſichert, daß ſie 40—50000 Frcs. Gehalt im Jahr beziehen würde. Nachdem ich ihm alle meine Gründe, die ich nur vorbringen konnte, geſagt hatte, hat er immer noch nicht nachgegeben, und ich habe ihm daraufhin von ihren Eltern erzählt, die es nie erlauben würden, daß ſie zur Bühne ginge. Er wollte, daß ich Euch umgehend fragte, und er würde ſelbſt geſchrieben haben, wenn ich wenigſtens dem Plan zugeſtimmt hätte, aber ich habe nichts dazu getan, wie Du ſiehſt, und würde niemals etwas dazu tun. Heute abend muſizieren wir wieder bei ihm; ich bin überzeugt, er fängt nochmals davon an, denn er hat mir geſtanden, er wiſſe, daß man meine Frau ſo ſchätze und daß ſie ſo beliebt bei dem Publikum ſei, daß ſie für das Theater viel bedeuten würde. Ich weiß ſehr wohl, es gibt keine Konzerte in der Hauptſtadt, und vielleicht kaum ſolche in der Provinz, bei denen man nicht von „Madame Stockhauſen" ſpricht, ſowohl von ihrer ſchönen Stimme und ihrem Talent, als von ihrer Perſönlichkeit, die allgemein geſchätzt wird als eine der vornehmſten Sängerinnen, die man kennt. So ſiehſt Du, lieber Vater, daß es mir gelungen iſt, — und ich ſetze meinen Stolz darein — ſie in ihrem vollen Glanz zur Geltung gebracht zu haben. Denn es will nicht wenig heißen, überall anerkannt zu werden wie meine Frau, die, durch ihr Talent ſowohl als auch durch ihre Stellung in der Geſellſchaft ausgezeichnet iſt, ihre Würde wahrt und dabei immer eine anziehende Frau bleibt; ſie iſt in aller Mund, von den kleinen Kaufleuten bis zu den Bankiers, vom Adel bis zum Tron des Königs. Sie iſt nun auch zum Ehrenmitglied der Königlichen Kapelle ernannt worden, indeſſen ohne Gehalt, da wir es lieber ſo wollten, wegen der Reiſen, die wir planen . . . Lebewohl, ich umarme Dich von ganzem Herzen . . .

Der Wortlaut, mit dem Margarete Stockhauſen zum Mitglied der Königlichen Kapelle ernannt wurde, iſt der gleiche, der kurze Zeit ſpäter auch ihren Mann als Hofmuſiker auszeichnete:

Direction des Fêtes et Spectacles de la Cour.

Nous Charles Duc de Damas, Pair de France, Premier Gentilhomme de la Chambre du Roi, Lieutenant Général de ses Armées, Chevalier de ses Ordres, et Gouverneur de la 18me Division Militaire.
Sur la proposition de M. le Directeur des Fêtes et Spectacles de la Cour.
Avons Nommé et Nommons Mme. Stockhausen, en qualité de Cantatrice honoraire de la Chapelle du Roi.

Donné à Paris le 26 Janvier 1827. Signé Duc Charles de Damas. Pour Copie conforme Le Directeur des Fêtes et Spectacle de la Cour Lefebvre.

Margarete Stockhausen an ihren Vater:
(Französisch) [Paris], den 17. März 1827.

Es scheint, daß Ihr den Brief meines Mannes nicht richtig aufgefaßt habt, oder er hat sich wahrscheinlich falsch ausgedrückt, denn niemals würde er einwilligen, daß ich zur Bühne gehe. Seid also ohne Sorge und bereitet Euch deswegen keine schlaflosen Nächte. Wenn man nicht allgemein dieses Vorurteil gegen Bühnenkünstler hätte, würde ich keine Abneigung gegen diesen Beruf hegen, aber meine Gesundheit würde es niemals zulassen. Es ist also gar nicht mehr die Rede davon; selbst Mr. de la Rochefaucould spricht mit uns nicht mehr davon. Er sagt, er wolle mich nicht mehr damit quälen. Ich bin durch die vielen Soiréen, die wir übermäßig besuchen, ermüdet. Wir kommen nie vor halb zwei oder zwei Uhr morgens nach Hause, überdies habe ich noch täglich Proben, so daß ich kaum üben kann, was ich abends singe; so sehr ist mein Tag ausgefüllt. Einen Tag um den anderen haben wir auch noch englischen Unterricht, der mich herzlich langweilt, und das um so mehr, als ich dadurch gezwungen bin, schon um neun Uhr aufzustehen. Im übrigen ist der Lehrer mit mir zufrieden; er sagt, meine Aussprache werde wohl gut werden, und ich fange schon an, kleine Lieder in dieser Sprache zu singen. Wir reisen bestimmt in vierzehn Tagen ab; wir haben einen Brief aus London erhalten, in dem man uns sehr zur Abreise drängt. Mein lieber kleiner Jules hat mich gerade vor einer Stunde verlassen, er ist zwei Tage bei mir gewesen, die mir mehr geschadet als geholfen haben, denn je öfter ich ihn wiedersehe, um so mehr Schmerzen bereitet es mir, mich von ihm trennen zu müssen. Er ist wohl das liebste, artigste Kindchen, das man sich denken kann. Er lacht, sobald er sich nur etwas an die Gesichter seiner Umgebung gewöhnt hat, denn er ist sehr ängstlich; er sagt schon sehr hübsch: „Papa". Er hat noch keine Zähne, und doch ist er schon bald acht Monate alt. Er ist sehr kräftig und munter. Seine Amme sorgt bewundernswert für ihn; ich kann Gott garnicht genug danken, daß ich sie habe. Er ist natürlich sehr blaß, ich weiß nicht, ob er das von seinem Vater oder von mir hat, keiner von uns beiden hat Farbe. Er hat meine Augen und im übrigen finde ich, ähnelt er ganz seinem Vater ... Lebewohl, lieber Vater, ich umarme Dich von ganzem Herzen ... Deine Dir ergebene und Dich liebende Tochter M. Stockhausen.

Franz Stockhausen war klug und umsichtig genug um zu erkennen, daß, wenn es trotz bedeutender Erfolge seiner bescheidenen und zurückhaltenden Frau

nicht ſchnell genug in Paris glückte und ein Vorwärtskommen dort durch das Zuſammenſtrömen anſpruchsvollſter und verwöhnteſter Größen zu ſchwierig war, es an der Art ihres Talentes und ihres Weſens lag und man ihr eine andere Umgebung ſuchen mußte, damit auch ſie zu vollem Ruhm gelangte. Er plante, es in England zu verſuchen. Das aber hieß ſich von dem kleinen dreivierteljährigen Jules trennen. Die Amme nahm ihn zu ſich in die Nähe von Paris.

„Your eyes are lode-stars; and your tongue's sweet air
More tunable than lark to shepherd's ear."
(Shakespeare, „Midsummer Nights' Dream.)

KÜNSTLERFAHRTEN IN DER POSTKUTSCHE

In England war die Pflege der Muſik im Gegenſatz zu Frankreich Privatangelegenheit Einzelner. Eine Ausbildungsſtätte, wie etwa das mit dem Namen „Conservatoire" bezeichnete „Nationalinſtitut" in Paris, beſaß London erſt ſeit 1823 in der „Royal Academy of Music". Als Händel zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in England wirkte und ſeine großen Werke ſelbſt zur Aufführung brachte, war der Geſchmack durchaus auf italieniſche Sänger eingeſtellt. Abgeſehen von jenen Oratorienkonzerten, in denen ſeine und ſpäter Haydns Muſik gepflegt wurde, zeigten die Programme klägliche Dürftigkeit, Feſthalten an altem Herkommen und geringes Vorhandenſein muſikaliſcher Bildung, bis es im Jahre 1813 zur Gründung der „Philharmonic Society" kam. Damit beſaß England nunmehr eine Stätte auch für die Pflege der profanen Muſik. Die geiſtliche war in den Konzerten der Weſtminſter Abtei, in den „Oratories" und in der „Society for sacred and ancient Music", die aber nur Werke aufführte, welche mindeſtens fünfzig Jahre alt ſein mußten, auf das feinſte gepflegt worden. Außer den Konzerten dieſer Inſtitute gab es noch die ſogenannten Benefizkonzerte. Der Konzertgeber, zu deſſen Benefiz der Abend verlaufen ſollte, engagierte eine bereits berühmte, muſikaliſche Größe und mußte die Mitwirkung des zugkräftigen Namens entſprechend bezahlen.

Eine Zeitlang war es Sitte, daß man in einer Pauſe die Konzertbeſucher bewirtete: Ein renommierter Konditor mußte gegen eine abgemachte feſte Summe in einem Nebenraum ein reichliches Büffet mit Erfriſchungen und Leckereien bereit halten, einerlei ob nun das Konzert gut oder ſchlecht beſucht wurde. War die Zuhörerſchaft groß und wurden viel „sweets and bits" verzehrt — was aber wiederum eigentlich nicht als ſehr fein galt, aber während der oft drückenden Hitze der season doch häufig vorkam —, ſo machte der Konditor ein ſchlechtes Geſchäft; war der Beſuch ein geringer, aber vielleicht dafür um ſo vornehmer, ſo

Charlotte Keſtner
Nach einem Oelgemälde von Anſelm Feuerbach (1867)
im Beſitz von Frau Henriette Burckhardt-Merian (Baſel)

konnte er mit vollen Körben wieder heimziehen. Wie auch immer, der Künſtler war ſein Geld los, und mußte für dieſe Ausgabe etwa 10 £ als feſtſtehende Unkoſten mit in Rechnung ſtellen.
Die Briefe, die Franz Anton und Margarete Stockhauſen an ihren Vater, den Notar Schmuck, nach Gebweiler ſchrieben, ſowie die Tagebücher, in denen aufs genaueſte über Ein- und Ausgaben, Stunden, Geſelligkeiten, Engagements, Tagesereigniſſe Buch geführt wurde, laſſen mit aller Deutlichkeit erkennen, daß Stockhauſen nur eines im Auge hatte: In möglichſt kurzer Zeit und unter weitgehendſter Schonung ſeiner geliebten „Fanny“[10]), wie er ſie nannte, ſo viel zuſammenzubringen, um im Elſaß oder in der Schweiz ein ruhiges ſchönes Familienleben zu gründen, und ſeinen Kindern die beſte Erziehung erteilen zu laſſen.
Das erſte öffentliche Auftreten in London fand am 14. Mai in einem Konzert der „Royal Academy of Music“ ſtatt. 10 £ werden als Einnahme gebucht. Bald folgten viele Privatkonzerte und Soiréen, zu denen ſie engagiert wurden.

Franz A. Stockhauſen an ſeinen Schwiegervater Schmuck, Gebweiler:
(Franzöſiſch) London, den 15. Mai 1827.

Sicherlich wartet Ihr ſchon ungeduldig auf Nachricht von uns. Wir haben damit gezögert, wir wollten erſt ein wenig unſere Erfolge hier abwarten, um unſeren Brief inhaltsvoller machen zu können. Wir fangen jetzt an in eine glänzende Laufbahn einzutreten; ſo Gott will werden wir hier viel erreichen, beſonders im Geſang. Es ſind hier Goldminen zu entdecken, wenn man den Pfad findet, der zu ihnen führt. Wir haben ſchon ſchöne Erfolge beim Prinzen Eſterhazy gehabt und auch vor der königlichen Familie, bei der wir letzten Sonntag waren, und die uns ſehr liebenswürdig empfangen hat ... Geſtern Abend hat meine Frau den größten Erfolg in einem Konzert der „Royal Academy“ gehabt, wo ſich der ganze Londoner Adel einfindet. Dieſer Erfolg iſt um ſo erfreulicher, als Mme. Paſta auch dort geſungen hat, und der Beifall genau ſo lebhaft für meine Frau wie für die große Paſta geweſen iſt ...
Wir haben ſoeben ſehr gute Nachrichten von unſerem Kinde erhalten, das macht uns gerade ſo viel oder vielmehr größere Freude, als unſere Erfolge hier ... Die Perſönlichkeiten, die hier an der Spitze des Muſiklebens ſtehen, raten uns ... dieſes Land nicht vor mehreren Jahren zu verlaſſen. Wir wiſſen noch nicht, was wir in dieſer Beziehung tun werden ...

Der in London lebende und dem jungen Künſtlerpaar befreundete Pianiſt Ignaz Moſcheles[11]) ſchreibt in ſeinem Tagebuch über das erſte Auftreten von Margarete

Stockhaufen im Schlußkonzert der „Philharmonic Society“ jener season: „... Mme. Caradori und Stockhaufen fangen; letztere befonders fchön. Diefe liebenswürdige befcheidene junge Frau, die es fo ernft mit der Kunft meint, war fchon ein Liebling des Publikums, dabei in ihrer Befcheidenheit und Strebfamkeit ein nachahmungswertes Beifpiel für jede junge Künftlerin. Als fie nach London kam, fang fie kaum mehr als die Schweizerliedchen ihrer Heimat mit ihrer lieblichen glockenreinen, modulationsfähigen Stimme. Mit ihren Liederchen hatte fie fchon in den Parifer Salons Furrore gemacht, hatte aber auch dort ernfte Studien begonnen. Als fie am Ende des Parifer Winters nach London ging und Engagements fuchte, fehlte es dort an einer Konzert-Oratorienfängerin, und Sir George Smart[12]), der ihr Talent fogleich richtig erkannte, erbot fich, ihr den englifchen Text in feiner richtigen Gefangsausfprache einzuftudieren, belehrte fie auch über gewiffe herkömmliche Vortragsmomente in Haydnfchen und Händelfchen Oratorien, an denen die Engländer, wie bereits früher bemerkt, traditionell fefthalten. Sir George fand bald, daß aus der gelehrigen Schülerin eine Meifterin geworden war, eine unentbehrliche Stütze der Londoner, fowie der großen Provinzial-Mufikfefte. Die berühmte Sängerin blieb aber liebenswürdig und befcheiden wie fie gewefen war und hielt es nicht unter ihrer Würde, durch ihre Schweizerliedchen zu entzücken, wie großartig fie auch im Oratorium auftrat.“ Und im Jahr darauf fagte er: „Die reizende Konzertfängerin Mm. Stockhaufen war in diefer, ihrer zweiten Londoner Saifon fchon ein anerkannter Liebling des englifchen Publikums, deffen Sprache fie nun ganz inne hatte; fie trat viel in Händelfchen Oratorien auf.“ Die Briefe nach dem Elfaß beftätigen das gleiche. Am 26. Juli lautete Stockhaufens Tagebucheintragung: „Seit dem 14. Mai haben wir 500 £ eingenommen; davon ausgegeben 211 £; bleiben 289 £ übrig.“

Franz Stockhaufen an feinen Schwiegervater Schmuck, Gebweiler:
(Französifch) London, den 3. Juli 1828.

... Ich habe Deinem Brief entnommen, daß Ihr beide mein Vorhaben, Paris für einige Jahre zu verlaffen, tadelt. Könnte ich Dir alles fagen, was hier vorgeht, fo würdet Ihr mich nicht tadeln, befonders nicht wenn Ihr wüßtet, daß meine Frau augenblicklich ein ebenfo begehrter Liebling des Publikums ift wie die Pafta, ja fogar noch begehrter als die berühmte Sontag ... Ich glaube Dir verfichern zu können, daß, wenn wir zwei Jahre hierbleiben und der Himmel uns gefund erhält, wir hier fo viel verdienen, als während zehn bis zwölf Jahren in Paris. Die großen englifchen Zeitungen reden feit etwa vierzehn Tagen von ihr

als von einer der erſten Sängerinnen italieniſcher Muſik, und was gar ihre beſonderen Darbietungen angeht, wie z. B. die Schweizer Lieder, ſo haben mehrere Blätter geſagt, daß ſie die Einzige ſei, die ſolchen Liebreiz in ſie hineinzulegen verſtünde. Auch der König von England, vor dem ſie vor vier Wochen ſang, iſt außer ſich geraten vor Vergnügen, als ſie die Stücke vortrug ... Meine Frau hat außerdem ein Stück mit der Sontag zuſammen vor dem König geſungen und ſchönen Erfolg gehabt. Ebenſo bei anderen Fürſtlichkeiten. Überlaßt mir nur die Sorge um ihren Ruf! Wenn er ſich auch nicht ſo ſchnell verbreitet wie derjenige der Anderen, die auch auf der Bühne auftreten, ſo wird er deſto nachhaltiger ſein, verlaßt Euch darauf ... Ihr und den Kindern [Jules und ein 1829 geborener Sohn Franz] geht es, Gott ſei's gedankt, gut. Unſer Julius iſt das liebenswürdigſte und heiterſte Kind, das man auf dieſer Erde erleben kann, glaube ich; er gewährt uns die größte Freude; ſeine Intelligenz iſt außergewöhnlich.

Nach beendeter erfolgreicher Konzertſaiſon forderte Mme. Angelica Catalani, eine ſeit dreißig Jahren weltberühmte Sängerin, Margarete Stockhauſen auf, ſie nach Schottland zu begleiten und dort mit ihr gemeinſam aufzutreten[13]). Mitten im Winter wurde die Reiſe von London aus mit dem dreijährigen Jules, den ſie in Paris geholt hatten, unternommen und vom 9. bis 27. Januar ſtanden Edinburg und Glasgow im Zeichen der glanzvollen Konzerte jener beiden Künſtlerinnen. In einem Nachruf, den P. Scudo 1849 der Catalani widmete, beſchreibt er ihre Kunſt und ſagt von ihr: „Mme. Catalani war muſikaliſch wenig gebildet; ihre Ausbildung war derart mangelhaft, daß ſie nichts, auch nicht die einfachſte Geſangſtimme vom Blatt leſen konnte. Sie konnte kein einziges Inſtrument ſpielen. Ihre Hauptſtärke war das Kammerkonzert; eine Virtuoſin ſtimmlicher Juwelierkunſt, die die Kunſt um der Kunſt willen trieb. Ihr Repertoir war weder vielſeitig noch beſonders erleſen. Die Vokaliſation war etwas wahrhaft Wunderbares. Unter den ungezählten Verzierungen, die ſie mit ſchwebender Leichtigkeit vorbrachte, waren es hauptſächlich chromatiſche Tonleitern, die ſie meiſterhaft, unter Beigabe von Trillern auf jeder Note ſang. Ihr Atem und die Modulationsfähigkeit, beſonders ihr geheimnisvolles mezza voce werden gerühmt ... Ihr Geſang war ſo holdſelig wie das Gezwitſcher eines Vogels aus dem Paradies; ... ihre Stimme ſpielte in ſich ſelbſt, wie Paganini auf der Geige ſpielte. Sie war eine ſüße Sirene, von deren Tonſetzung man ſagen konnte, was ein Kirchenvater von der Dialektik der Sophiſten geſagt hat: „Sie umgarnt und umkreiſt das Herz ohne je einzudringen.“ Vergleicht man die künſtleriſchen Leiſtungen der Catalani, wie ſie in der Kritik des Pariſer Muſikſchriftſtellers beſprochen werden, mit demjenigen, was Margarete Stockhauſen in ihrer Kunſt zu geben anſtrebte, ſo fühlt man den Unterſchied zwiſchen dem heraus, was noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts als höchſte Vollendung und Könnerſchaft galt und

dem, was ſich allmählich durch ihre Kunſt und wenig ſpäter vor allem durch Jenny Lind vorbereitete: Die innerliche Erfaſſung und Wiedergabe des ſeeliſchen Gehaltes eines Muſikſtückes und damit gleichzeitig die einſchneidende Programmwandlung. Es iſt wohl der ernſte Einſchlag ihres Mannes geweſen, der Margarete Stockhauſen dazu verhalf, ihr Talent in den Dienſt großer klaſſiſcher Muſik zu ſtellen, ganz abgeſehen von der Vorliebe der Engländer für ihren Meiſter Händel, die ſie zwang, ſich mit dieſer Stilart zu befaſſen. Als Deutſcher, als Kenner und Bewunderer Beethovenſcher Muſik, trug er wohl jene gründlichere, ernſtere Kunſtauffaſſung in ſich, als die andererſeits temperamentvollere franzöſiſche Elſäſſerin mit italieniſchem Blut.
In ihrem Repertoir finden ſich u. a., außer den Oratorien von Händel und Haydn, Muſikſtücke aus Beethovens Fidelio, Mozarts Opern, Spohrs, Webers und Mendelsſohns Werken, Quartette und Trios von Cherubini, Sapienza, Cimaroſa, Fiorovanti; Duette von Mercadante, ſehr viel Roſſini, etliches von Meyerbeer. Zuletzt, wenn auch nicht am ſeltenſten von ihr geſungen, ſeien die Kompoſitionen für Geſang und Harfe erwähnt, die ihr Mann für ſie komponiert hat[14]). Wenn Franz Stockhauſen es auch nicht zu ſelbſtändiger Künſtlerſchaft und nur zu beſcheidenen Kompoſitionen gebracht hat, ſo war er doch durch und durch Muſiker und hat als ſolcher auf das größere Talent ſeiner Frau auf das fruchtbarſte erzieheriſch eingewirkt. Der kleine Jules, der ſchon mit drei Jahren ſang, wurde muſikaliſch erzogen und gebildet unter dem Einfluß dieſer beiden miteinander wirkenden Künſtlerelemente. In ihm geſtaltete ſich dieſes Zuſammenklingen zweier in ſich einheitlicher Harmonien zu einem neuen Akkord.

Franz Stockhauſen an ſeinen Schwiegervater Schmuck, Gebweiler:
(Franzöſiſch) Edinburg, den 14. Januar 1829.

Ihr dachtet wohl ſchon, daß es die Reiſe nach Schottland ſei, die uns keine Gelegenheit zum ſchreiben ließ. Ich hoffe, daß es Allen bei Euch ſo gut geht wie uns, Gott ſei's gedankt, die wir ſo weit entfernt von Euch ſind. Wir ſind ſeit acht Tagen hier mit Mme. Catalani, die es nicht zu bereuen hat, daß ſie meine Frau für fünf Konzerte hier und in Glasgow verpflichtete. Denn als wir ihr geſtern nach dem erſten Konzert einen Beſuch abſtatteten, ſagte ſie eurer lieben Tochter, daß ſie die Konzerte in dieſem Land nicht ohne ſie hätte unternehmen können, denn auch meine Frau hat einen ſo großen Ruf hier, daß es die Menſchen in ihre Konzerte lockt.
Tauſend mal ſage ich, daß ich hundert Francs darum gäbe, wenn Ihr meinen Julius ſingen hören könntet, auf Italieniſch, auf Deutſch, Franzöſiſch oder Eng-

lisch. Vergangenen Sonntag hat er Mme. Catalani „Di tanti palpiti“ aus „Tancred“ von Rossini vorgesungen. Wir sind Ende Februar wieder in London.
[Französische Nachschrift von Margarete Stockhausen:]
Wie sehr wünschte ich mir einmal daheim zu sein und friedliches Familienleben zu genießen. Wir führen ein beschwerliches Leben und sind jeden Tag in einer anderen Stadt; wir leiden darunter, obwohl wir überall, wohin wir kommen, viel Ehrungen empfangen. Jules ist unser Entzücken; ohne ihn könnte ich es kaum ertragen. Er ist zärtlich, fröhlich, und singt den ganzen Tag. Er kann schon ein Dutzend Lieder, und jedermann bewundert ihn. Mme. Catalani hat vor Freuden geweint, als sie ihn so schön singen hörte.

Die Tagebuchnotizen Franz Anton Stockhausens zeigen, daß die Einnahmen schnell wuchsen, daß er aus gemeinsamen Konzerten, aus den Engagements seiner Frau, aus fleißigem Stunden geben im Harfenspiel und aus dem Verkauf seiner Kompositionen erzielte. Bald konnte er seinem Pariser Bankhaus größere Summen überweisen und den Schwiegervater bitten, in Gebweiler für ihn einen Weinberg zu kaufen. Dieser Weinberg, Kitterle benannt, das erste, was das junge Künstlerpaar von eigenem Vermögen erwarb, spielt von nun an eine große Rolle. Er war bis nach dem Weltkriege im Besitz der Familie Stockhausen. Franz Anton Stockhausen hat selbst Wein gekeltert, und der Genuß der eigenen, reifen Trauben zur Zeit der Lese ist Gegenstand jährlich sich erneuernder Freude geblieben. Das zweite, worin Stockhausen sein Geld anlegte, waren Wiesen bei Gebweiler und ein Wald in Schönsteinbach. Er beriet sich lange mit seinem Schwiegervater über solchen Kauf und überlegte, ob das Geld nicht doch bei Anlage in französischen Staatswerten mehr einbrachte.
Von März bis Juli halten bedeutende Londoner Engagements, sowie Musikfeste in Oxford und Manchester und viele Veranstaltungen in der Provinz Stockhausens noch in England fest. Dann eilen sie zur Erholung und notwendigen Unterbrechung ihres anstrengenden Lebens wieder nach Gebweiler, wo ihnen am 8. Oktober 1829 ein kleiner Franz geboren wird. Im Jahr zuvor war ihnen ein zweiter Sohn Edouard beschert worden, der in Paris am 3. Januar 1828 das Licht der Welt erblickt hatte.
Als sie in den ersten Januartagen 1830 von neuem nach England abreisen, muß sich die Mutter von drei blühenden kleinen Knaben losreißen, und sie für lange Zeit in der Obhut ihrer Eltern und Schwestern lassen. Wieder beginnt die beschwerliche Reise per Diligeance vom Elsaß bis zum Kanal, von Dover bis London. Fuhren sie nicht allein, sondern wie später oftmals mit Kindern und Bedienung in die weite Welt hinein, so konnten sie, mitsamt der großen Harfe, garnicht alle im Postwagen unterkommen; in diesem Falle mußte Stockhausen einen Reisewagen kaufen, den er mit bestellten Postpferden hinter der Dili-

geance dreinfahren ließ. Dann saßen sie alle zusammen tagelang in solcher großen Kutsche, die aufrecht stehende Harfe mitten zwischen ihnen. Während der season des Jahres 1830 kann das Tagebuch kaum einen einzigen Ruhetag melden; kreuz und quer durchreisen sie England. In den Konzerten der „Philharmonic Society" wird Margarete Stockhausen zweimal, im darauffolgenden Jahr sogar viermal engagiert. Sie steht auf der Höhe ihres Ruhms. England ist der Boden, auf dem sich ihr Talent in jeder Hinsicht auswirken kann. In den Jahren 1830 bis 1840 reihen sich fast ununterbrochene Konzertreisen aneinander. Sie lebten damals entweder das ganze Jahr in England (1830, 1831, 1834, 1835) oder sie blieben auch wohl ein Jahr dazwischen im Elsaß, sei es mit Rücksicht auf die Geburt eines weiteren Kindchens, oder weil sie nun auch die Schweiz, das Elsaß, Deutschland (das Rheinland und Süddeutschland) oder Frankreich konzertierend bereisten. 1832 wurde ein kleiner Engländer, Henri mit Namen, in London geboren; 1836 wiegte die Mutter ihr erstes kleines Mädchen, Cécile, im Arm, der sie im darauffolgenden Jahr noch ein Schwesterchen schenkte, Adèle. Beide Töchter kamen in Gebweiler zur Welt. Rücksichten auf den Beruf zu nehmen, oder die außerordentlichen Anforderungen an die Widerstandskraft der Mutter zu bedenken, war anscheinend damals nicht üblich und nicht notwendig. Niemals kommt ein Wort der Klage über ihren Zustand in ihren Briefen vor; jedes weitere Kind bedeutet ihnen die natürliche Mehrung an Glück. Unmittelbar bevor ein neues Kindlein zur Welt kommt, geben sie noch Konzerte und unternehmen die anstrengendsten Reisen. Nur die Trennung von den Kindern! das war unüberwindlich kummervoll für die arme Mutter. Von Zeit zu Zeit hält sie es nicht aus, und der Vater muß die kleinen, im Elsaß gebliebenen Burschen nach England holen, wenn sie selbst die weite Reise und die Unterbrechung ihrer beruflichen Pflichten scheut. Meist aber gibt es bittere, lange Abschiede von ihnen, besonders später, als die Knaben den Schulbesuch nicht mehr unterbrechen dürfen.

Franz Stockhausen an seinen Schwiegervater Schmuck, Gebweiler:
(Französisch) London, den 20. Oktober 1830.

Wir sind im Begriff zu einer Reise ins Innere Englands aufzubrechen, um teilzunehmen an den großen Musikfesten in Norwich, Halifax, Liverpool und Manchester usw. . . . Mme. Malibran war viel mit uns zusammen, und überall hat Deine liebe gewandte Tochter, mein Liebling, mit [ihr] Lorbeeren geerntet . . . Mme. Malibran liebt meine Frau täglich mehr und ist für drei Tage zu uns aufs Land gekommen . . . Du wirst durch die Zeitungen von einer neuen Art zu

reiſen gehört haben, nämlich mit Dampfwagen. Mme. Malibran, ein engliſcher Sänger, der berühmte Geiger de Bériot und ich, haben die Strecke von Liverpool bis Mancheſter in dieſen Wagen, die man hier Rail-Road nennt, zurück gelegt. Wir haben vierunddreißig engliſche Meilen, das ſind ungefähr zwölf franzöſiſche, in der Zeit von einer Stunde fünfunddreißig Minuten zurückgelegt. Eine einzige Dampfmaſchine ... zieht ſieben bis acht Wagen, die einhundertzwanzig Perſonen enthalten. Meine liebe Frau hat nicht den Mut gehabt, ſich uns anzuſchließen, ſie hat vorſichtigerweiſe den Wagen von Mme. Malibran genommen, und iſt mit deren Kammerfrau und dem Dienſtmädchen mit der Poſt gereiſt.

Aus den Kritiken des „Manchester Guardian" vom 4. und 6. September 1830:
„Die köſtlichſte Darbietung dieſes Abends war wohl ein Duett von Mercadante, das von den Damen Malibran und Stockhauſen geſungen wurde. Es war als Kompoſition außerordentlich wertvoll und wurde von beiden Damen mit großer Tiefe des Empfindens wiedergegeben. Sie brachten ihre geſanglichen Kräfte zu ſolcher Wirkung, daß die Zuhörer laut nach einer Wiederholung verlangten." — „Händels Lied „Mirth admit me of the Crew" ſang Frau Stockhauſen mit ſolcher Lieblichkeit, Klarheit und Schlichtheit, daß Händel ſelbſt entzückt geweſen wäre, wenn er hätte dabei ſein können. Obwohl Frau Stockhauſens Schweizer Balladen diesmal nicht ſo begeiſtert aufgenommen wurden als vordem, ſo darf das nicht etwa einem Nachlaſſen ihrer geſanglichen Kräfte zugeſchrieben werden. Im Gegenteil hat ſie den Eindruck, den ſie bei früheren Beſuchen hinterlaſſen hat, völlig bekräftigt. Ihre Stimme hat allerdings nicht die Kraft und Ausdehnung derjenigen von Mme. Malibran, aber die Lieblichkeit und Biegſamkeit in Verbindung mit der Anmut ihres Ausdrucks machen die Worte des Dichters wahr:

„Your eyes are lode-stars; and your tongue's sweet air
More tunable than lark to shepherd's ear."

Franz Stockhauſen an ſeinen Schwiegervater Schmuck, Gebweiler:
(Franzöſiſch) London, den 26. März 1831.

... Ich fürchte immer, daß wir dieſes Jahr nicht auf einige Monate zu Euch kommen können, denn Gott weiß, ob nicht der Krieg uns verhindern wird zu reiſen ... Ich habe in Edinburg den unglücklichen König Charles geſehen, der die Dummheit begangen hat, ganz Europa in Durcheinander zu bringen. Ich habe ihn auf der Straße mit ſeinem Enkel und einem anderen franzöſiſchen

Herrn an mir vorübergehen ſehen. Das Volk lief ihm nach, ohne ihn aber zu beleidigen. Wir ſind auch mehrfach in Holyrood House geweſen, dem Schloß, in dem er wohnt. Es iſt der Beſitz von Herzog und Herzogin Hamilton, die wir gut kennen. Indeſſen ſieht man dort niemand von der Familie Bourbon; ſie leben ſehr zurückgezogen, aber Gott weiß, was ſie im geheimen noch planen.
Meine liebe Frau hat die Ehre gehabt, vergangenen Mittwoch vor Ihrer Majeſtät der Königin von England zu ſingen; es war ein großes Subſkriptionskonzert, gemeinſam veranſtaltet von dem Adel und dem Hochadel. Meine Frau hat ſich um elf Uhr empfohlen, weil wir noch am gleichen Abend zu einem der erſten Herzöge von England, nämlich dem Herzog von Devonshire, geladen waren, einem Mann, der mindeſtens ſechs Millionen Revenuen hat. Er hat uns mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen, wie ein Mann, der ſeine Freunde begrüßt. Wir haben bei dieſer Soirée faſt alle Geſandten in Uniform geſehen; der Herzog von Wellington war auch in ſeiner Uniform als Oberbefehlshaber der Armee zugegen. Nachdem wir uns zwiſchen ein und zwei Uhr zurückgezogen hatten, haben wir uns bis ſechs Uhr morgens ſchlafen gelegt, und ſind dann in einen Wagen geſtiegen, um uns einhundertſechszehn Meilen weit von London weg zu begeben. Die Stadt, in der wir abends ankamen hieß Birmingham ... Am anderen Morgen ſind wir um ſieben Uhr aus jener Stadt abgereiſt und waren ſchon abends um ſechs Uhr in London zurück; ſomit hatten wir in elf Stunden an vierzig franzöſiſche Meilen zurückgelegt. So reiſt man in England und ſo leben wir hier, immerzu reiſend ...

Mitten in der Konzertſaiſon werden die armen Eltern von der Nachricht getroffen, daß ihr kleiner eineinhalbjähriger Franz, der ſchon längere Zeit kränklich war, in Gebweiler geſtorben ſei. Die Tagebucheintragung lautet: „2. April 1831: Heute um 3 Uhr hat unſer armer Franz dieſe Welt verlaſſen, um in einer anderen mit den Engeln des Himmels zu leben. Gott hat es gewollt."
Der 8. November 1831 brachte die Erfüllung eines großen Wunſches; Stockhauſen erwarb für die Summe von neuntauſend Francs eigenen Grund und Boden in der Schweiz durch den Kauf eines Anweſens, Tannenfels benannt, oberhalb Surſee am Sempacherſee gelegen. Fährt man von Olten nach Luzern, ſo ſieht man die wieder aufgerichtete Twingburg der Deutſchordensherrn, wie ſie einſt zu der Kommende Hitzkirch gehörte, hoch oben auf dem Berg, rechts der Bahn, liegen. „Die Burg iſt ein idealer Sitz mit weithin reichendem Blick über den ganzen Sempacherſee", ſchreibt der Hiſtoriker Weyl. Der alte Twing Tannenfels blieb auch nach der Reformation im Beſitz der Ordensritter und ging erſt 1668 aus den Händen des Komtur von Hitzkirch im Namen des Ordens an den „Ritter, Pannerherrn und Schultheis der Stadt Luzern, Euſtachius von Sonnenberg", für zwölfhundert Luzerner Gulden über. 1687—1750 iſt Tannenfels Beſitz des

Luzerner Patriziergeſchlechtes Mayer von Baldegg geweſen. In dieſer Zeit wird auf den Trümmern des inzwiſchen abgebrannten Schloſſes Tannenfels ein neuer Herrenſitz nach den alten Plänen wieder aufgerichtet. Noch einmal kommt es an ein Patriziergeſchlecht, bis es von 1800 an drei Beſitzer ſchnell nacheinander wechſelt, ehe es 1832 dem „Bürger von Colmar Franz Stockhauſen", auch als „Bürger von Kölln-Amrhein" bezeichnet, verkauft wird. Es umfaßte damals zweiundſiebzig Jucharten Land und zehneinhalb Jucharten Wald (1 Jucharte = 36 Ar).

Es iſt bedeutungsvoll, daß Franz Anton Stockhauſen hier zugleich als Colmarer wie als Kölner Bürger bezeichnet wird; die Naturaliſationsakte[15]) mit dem Siegel Louis Philipps ſtammt vom 10. Januar 1840 und machte ihn zum franzöſiſchen Staatsangehörigen. Daß er 1831 als ausgeſchieden aus dem preußiſchen Untertanenverbande angeſehen wurde, erhellt eine ſpätere Briefſtelle von Margarete Stockhauſen an ihren Sohn Julius vom 23. Juli 1872, in der es heißt: „Als Dein Vater Tannenfels kaufen wollte, mußte er ſeine Staatszugehörigkeit erklären, um Grund und Boden in der Schweiz erwerben zu können. Der Preußiſche Geſandte hat es ihm rundweg abgeſchlagen (refusé net), außer wenn er in ſein Vaterland zurückkehrte und dort während zwanzig Jahren lebte."

Warum es ſich noch bis 1840 hinzog, ehe er die franzöſiſche Naturaliſation erwarb, entzieht ſich unſerer Kenntnis. In der Akte heißt es: „Le Sr. François Antoine Adam Stockhausen, né à Cologne en Prusse le 1er Septembre 1789, Propriétaire à Guebwiller ... Nous a fait exposer, que son plus vif désir est de consacrer le reste de ses jours à notre service et à celui d'une Patrie qui est la seule qu'il connaisse aujourd'hui: et nous a supplié de lui accorder des Lettres de Naturalisation, en vertu et par application de la Loi du 14 octobre 1814 ..." Die Naturaliſation koſtete einhundertachtzig Francs; ſie wurde am 22. Januar 1840 von dem „Maire de Guebwiller" ſeinerſeits unterzeichnet.

Mit dem Beſitz von Tannenfels beſaßen Franz und Margarete Stockhauſen ein refugium, wenn ſie am Ende der Konzertſaiſon Ruhe und Erholung bedurften. Späterhin war es das Paradies der Kinderſchar, die hier oben die Freiheit nach den langen Schulmonaten genoß. Hier konnte man dem Vater und dem Knecht Martin bei der Landarbeit, beim bauen, graben, pflanzen und ernten helfen! Man konnte mit dem kleinen Wägelchen, das der Martin führte, nach Luzern zur Tante Fleckenſtein, einer Schweſter der Mutter, fahren oder man wurde mitgenommen zu notwendigen Einkäufen in Surſee, Notwyl oder Buttisholz. Denn Tannenfels lag einſam. Jedes Stück der neuen Wirtſchaft mußte als Traglaſt oder mit dem Wägelchen nach oben ſteil den Berg hinauf befördert werden, und Stockhauſen hatte zu tun, bis er allein die Betten für ſeine ganze Familie hinaufgeſchleppt hatte. Er ſelbſt legte feſt mit Hand an; es war ihm keine Mühe zu groß, das eigene Heim einzurichten. Er hat auch anfangs viel Geld hineingeſteckt:

Tiſchler, Schreiner, Landarbeiter ſind wochenlang oben geweſen, um ihm bei der Arbeit zu helfen und als alles nach ſeinen Angaben zugerichtet und verbeſſert war, da berechnete er den Wert des Anweſens ſchon mit dreißigtauſend Francs. Nur um den Kauf von Tannenfels abzuſchließen, zu dem ihm die Luzerner Verwandten ſeiner Frau geraten hatten, war er von England aus nach der Schweiz gereiſt; nach erledigten Geſchäften brachte er der in England allein zurückgebliebenen Mutter ihre beiden älteſten Knaben Jules und Edouard mit hinüber. Dieſe Reiſe hat ſich dem Gedächtnis des damaligen fünfjährigen Jules ſtark eingeprägt. Er war ſchon groß genug und ſein Ohr ausreichend geübt, um das fremdſprachliche Idiom zu erfaſſen, und ſo klein er war, wurde der damalige Aufenthalt zum Grundſtein ſeiner ſpäter ausgezeichneten engliſchen Ausſprache. Bald aber ſtellte ſich die Notwendigkeit heraus, die älteren Knaben der Hand eines ſtetigen Erziehers zu überlaſſen und die Schweſtern der immer wieder abweſenden Mutter mit der Pflege der Kleinſten zu betreuen. In der Heimat der Mutter, in Gebweiler, fand ſich in Mr. Dautheville eine Perſönlichkeit, der die Knaben in ſein Internat aufnahm. Bis auf einen kurzen Aufenthalt in England, wohin er noch einmal mitgenommen wurde, iſt Jules bis zu ſeinem ſechzehnten Lebensjahr der Zögling dieſes trefflichen Erziehers geblieben, von dem er bis in ſein Alter mit Dankbarkeit geſprochen hat.

Auf der Rückkehr von jener Reiſe nach London hat der neunjährige Jules mit ſeinem achtjährigen Bruder Edouard öffentlich in Dünkirchen geſungen[16]). Als ſie dort übernachteten, weil die Eltern in Dünkirchen ein Konzert gaben, verriet ein engliſcher Freund der Eltern, der mit dabei war, daß auch die Kinder ſchon konzertreif ſängen, und man holte die beiden Knaben hinter dem Rücken der Eltern aus den Betten, die dann in ihrem Konzert ein in England gelerntes Duett von Sir Henry Bishop: „Where are you going, sweet sister fay?“ zum beſten gaben. Es blieb aber das erſte und einzigſte mal, daß dergleichen geſchah, und ſelten mögen muſikaliſch begabte Kinder ſo beſcheiden erzogen worden ſein, wie dieſe. Nur ein authentiſches Zeugnis über ein öffentliches Hervortreten des Knaben Jules findet ſich in Karl Kienzls[17]) Buch: „Muſikaliſche Geſchichte der Stadt Gebweiler“, in dem aus ſeiner Jugend berichtet wird: „Julius erbte von ſeiner Mutter den Geſang, wuchs hier auf, war als Knabe überall, wo es Muſik galt, tätig mit ſeinem Soprano, mit Geige, Paukenſchlagen uſw.“ Kienzl erzählt ferner, daß am 22. November 1838 das erſte Abonnementskonzert der „Société de musique“ in dem von J. J. Bourcart zu dieſen Zwecken hergerichteten alten Dominikanerkloſter unter Mitwirkung von Mme. Stockhauſen, ihrer Nichte Joſéphine Bildſtein und ihres Sohnes Jules ſtattgefunden habe. Dirigent des Abends war Sigismund Neukomm[18]), ein Schüler Haydns, der bei der Familie Stockhauſen weilte.

Wohl wurde es nicht nur erlaubt, ſondern von den Kindern verlangt, daß ſie frei und ohne etwas darin zu ſuchen bei Geſelligkeiten im Internat in Gebweiler

(réunions), bei den Veranſtaltungen in der Kirche, bei freundſchaftlichen Zuſammenkünften der elterlichen Freunde, ihre Fähigkeiten in den Dienſt der Unterhaltung und Erbauung ſtellten. Es war eine ebenſo ſelbſtverſtändliche Forderung, die Leiſtung in der allerbeſten Form zu bieten, ſich ſelbſt ganz einzuſetzen und gute Muſik oder ein klaſſiſches Gedicht auch gut und ſtilvoll vorzutragen.

Das Brieffchreiben ſpielt von nun an eine große Rolle in dem Kinderleben von Jules, denn er, als der älteſte, übernimmt mit ſieben Jahren das Amt, über die jüngeren Geſchwiſter zu berichten; er fühlt vollauf die Verantwortung, die er für ſie in Abweſenheit der Eltern zu tragen hat. Die Berichte an ſie ſind faſt lückenlos erhalten und zeugen von rührender Kindesliebe. Obwohl ſie nicht immer der unmittelbare Ausdruck harmloſer kindlicher Plaudereien ſind, — auch nicht ſein konnten, denn er hatte ja über die Geſchwiſter, über das Geſinde zu Hauſe, über den Weinberg, über eingelaufene Briefe an die Eltern, über den Fortgang ſeiner Studien zu ſchreiben, — ſind ſie doch nicht erzwungenen Gemütes geſchrieben. In ſeiner Briefmappe lag ein Blatt, auf dem in Schönſchrift die Richtlinien zur Abfaſſung ſolcher Briefe niedergeſchrieben waren; es trug die Überſchrift: „Lettres aux Parents“ und lautete:

Instructions:

Faire le corps de la lettre de ce qu'on a appris de plus intéressant dans les dernières leçons. — Education: Différence entre nous et les pauvres. — Plaisirs qu'on a reçus. — Charges que l'on est pour eux. — Impatience de travailler bientot de soi-même, et de rendre autant qu'on pourra ce qu'on a reçu. — Désir de les revoir. — Travailler comme si on était toujours sous les yeux des parents. —

Die Sehnſucht nach den Eltern, vor allem nach der zärtlich geliebten Mutter, drückt dem kleinen Jules immer wieder die Feder in die Hand. Der Wunſch, ſie über die Trennung von ihren Kleinſten im Neſt tröſten zu wollen und ihr die notwendige Beruhigung über deren Wohlbefinden zu verſchaffen, bricht immer wieder am ſtärkſten durch und läßt ihn die reizendſten Kinderſtubengeſchichten erzählen. Dieſe Briefe wurden nicht nur wöchentlich verfaßt, wenn ſeine Eltern auf Konzertreiſen oder in Tannenfels waren, ſondern er ſchrieb ihnen auch aus Gebweiler, aus ſeiner Schule, wenn ſie ſelber in Gebweiler anweſend waren; oder aber er ſchrieb an Verwandte oder an ſeine Klaſſenkameraden, unter denen die Brüder Henri und Emil Witz und Jean Koechlin ſeine beſten Freunde waren. Das Abfaſſen von Briefen bildete einen Teil der Schulaufgaben; das Schönſchreiben wurde in dieſer Form geübt und angewandt, und die Knaben, die ſich untereinander Briefe ſchrieben, die ſie mit allerliebſten Malereien, Landkarten oder

kalligraphiſchen Verſuchen verzierten, gaben ſich gegenſeitig Noten dafür. Ein ſolcher Brief von Jules an Jean Koechlin vom 27. Januar 1837, mit einer Federzeichnung von Auſtralien als Briefkopf verſehen und von dem Freunde mit Note „1“ zenſiert, lautete z. B.:

Cher ami,
Je suis très-content d'avoir un aussi bon camarade que toi et si tu continues ainsi tu deviendras un de mes meilleurs amis. Je choisis la plus belle de mes têtes de lettres parceque tu mérites d'avoir les plus belles choses surtout parceque tu es beau dans l'esprit. Je serais venu plus-tôt à l'école mais mon papa a voulu que j'allasse avec lui me promener. J'avais beaucoup de plaisir de vous voir vous amuser si bien. J'ai trouvé ta tête de lettre très jolie et suis sûr que celuis qui recevra la lettre en aura beaucoup de plaisir. Quand les vacances de Pâques viendront je t'inviterai à venir chez moi et nous ferons nos tâches ensembles. Je t'écris cette lettre à la hâte c'est pourquoi elle n'est pas intéressante.
Adieu, cher ami, porte-toi bien et crois moi ton très-dévoué ami Jules Stockhausen.

Alle Briefe ſind mit äußerſter Sorgfalt, Fleiß und Sauberkeit hergeſtellt; niemals iſt etwas darin verbeſſert oder durchgeſtrichen. In franzöſiſcher Sprache iſt der Ausdruck fließender als in deutſcher, dagegen iſt in der Schrift, ſeien es gotiſche oder lateiniſche Buchſtaben, kein Unterſchied wahrzunehmen. Im Engliſchen machte er bedeutend mehr orthographiſche Fehler, denn der engliſche Schulunterrichte ſetzte erſt viel ſpäter ein, aber der Vater verlangte ſeit ſeinem Aufenthalt in England auch engliſch verfaßte Briefe neben franzöſiſchen und deutſchen, ſo daß er im zehnten Lebensjahr imſtande iſt, ſich in den drei Hauptſprachen ſchriftlich auszudrücken. Auch die Eltern ſchrieben an ihn in drei Sprachen; auf beiden Seiten ſpringt hier und da der heimatliche Laut, das Elſäſſer Dütſch, in die Feder. Welch eine Beruhigung und Dankbarkeit ſpricht immer wieder aus den Briefen der Eltern, daß das Ehepaar Dautheville für das leibliche und ſeeliſche Wohl der zarten, heranwachſenden Knaben ſorgte! Aber welch ein Anſporn geht auch aus jedem einzelnen Brief an die Knaben über, ſich ſtets dieſer Quelle von Wohltaten dankbar und würdig zu erweiſen! Welch unbedingte Hochachtung vor dem Wort und dem Beiſpiel des Lehrers zieht in die Knaben ein, wenn ſie es immer und immer wieder leſen, wie die Eltern, die weit, weit fort, draußen in der großen Welt herumreiſen, die bedeutende Künſtler waren, ſich dankbar der ſtellvertretenden Eltern, der Erzieher, erinnern und faſt zurücktreten gegenüber dem einflußreicheren, weil ja gegenwärtigen Lehrer und Freund der Kinder, dem ſie unbedingt vertrauen.
Die Pflege der Muſik geht ſeit Jules' früheſter Jugend neben dem Schulunter-

richt, der darüber nicht vernachläſſigt werden durfte, einher. Zuerſt hatte er der Mutter Lieder abgelauſcht und beim Vater die Notenſchrift erlernt; vom neunten Lebensjahr an ſang er regelmäßig. Die Knabenſtimme zeigte eine ungewöhnliche Leichtigkeit für Vokaliſen und Solfeggien; es dauerte nicht mehr lange, und er durfte unter des Organiſten Kienzl Leitung in Gebweiler gelegentlich der Aufführung einer Meſſe die Sopranſoli ſingen; oder er durfte, dank ſeinem ſicheren rhythmiſchen Gefühl, in einer Symphonie die Pauke ſchlagen und bei Prozeſſionen mit der großen Trommel marſchieren. Gleichzeitig ſetzte auch der Klavierunterricht bei Kienzl ein; mit dreizehn Jahren durfte er auf dem meiſtgeliebten Inſtrument, der Orgel, zu ſpielen anfangen, und bald folgte die Geige. Sein Ohr war von Kindheit an gewöhnt, die menſchliche Stimme zunächſt nur mit der Begleitung der Harfenakkorde wahrzunehmen; es wurde dadurch an feinſte Reinheit und Intonation gewöhnt, und er erlebte „Geſang" als „reinen Geſang", — ohne hinzutretende Klavierbegleitung.

Vor der erſten Konzertreiſe nach Deutſchland, die das Künſtlerpaar Anfang 1833 nach den ihnen unbekannten Städten Karlsruhe, Darmſtadt und Frankfurt am Main führte, wandte ſich Franz Stockhauſen an den ihm von Paris her bekannten und befreundeten Wilhelm Mangold[19]), der in Darmſtadt Hofkapellmeiſter war. Stockhauſens Unterſchrift unter dies Schreiben: „Dein getreuer Freund und Beethoven-Bruder aus Paris" beleuchtet den Schluß jenes Briefes von Beethoven an Franz Stockhauſen, in dem es heißt: „. . . ich empfehle mich beſtens ihrer Sängerin der Adelaide und allen meinen Hrn. Brüdern". Das alſo waren jene „Brüder" in Beethoven, die ſich durch ſeine Muſik ihr Leben lang untereinander für verbunden erachteten! Die „Didaskalia, Blätter für Geiſt, Gemüt und Publizität" ſchilderten am 28. Februar den Verlauf des Darmſtädter Konzerts, und wie es ihnen in Frankfurt am Main erging, erzählte Franz A. Stockhauſen in einem Brief von dort vom 7. März 1833 ſeinem Schwiegervater Schmuck[20]:

. . . In Darmſtadt haben wir ein zweites Konzert im Hoftheater gegeben, das ſo beſucht und glänzend ausgefallen iſt, wie noch nie. Die Großherzogin war in beiden Konzerten und hat [meiner Frau] aus ihrer Loge ein ſchönes Geſchenk überbringen laſſen. In unſerem hieſigen erſten Konzert iſt alles zugegen geweſen, was es aus den diſtinguierten Kreiſen der Diplomaten, Bankiers und der Kaufmannſchaft gibt; man hat uns verſichert, daß man nie eine ſo erleſene und zahlreiche Zuhörerſchaft beieinander geſehen hat. Das zweite Konzert fand geſtern abend hier im Theater ſtatt, wo es wieder ſo war, nur nicht ſo ertragreich für uns, weil die Theaterdirektion die Hälfte der Einnahme beanſpruchte. Übrigens heißt es allgemein, daß meine Frau eine Sängerin erſten Ranges ſei . . . In der letztgenannten Stadt hat man ihr gedruckte Verſe auf das Podium geworfen, in

denen man ihr die größten Elogen macht. Alſo der Erfolg iſt ein vollſtändiger, wie ich ihn immer für Deutſchland vorausgeſagt habe. Morgen reiſen wir nach Köln weiter. Ich hoffe, daß Julius und Edouard immer brav und folgſam ſind und jeden Tag lernen, und daß wir ſie bei unſerer Rückkehr geſund wiederſehen. Wir umarmen ſie von ganzem Herzen . . .

Es muß dem geborenen Kölner eine Genugtuung geweſen ſein zu erleben, wie groß das Entzücken war, das ſeine Frau in ſeiner Vaterſtadt auslöſte, als ſie am 16. und 18. März 1833 in Köln konzertierten. Der „Kölniſche Correſpondent" ſchrieb in Nr. 76 vom 17. März 1833: „Geſtern wurde uns endlich der hohe Genuß zu Teil, dem wir ſo lange mit Sehnſucht entgegen geharrt hatten. Die äußerſte Spannung, inwieweit dieſe Künſtlerin den außerordentlichen Ruf, der ihr vorangegangen war, rechtfertigen würde, hielt das Publikum gefeſſelt, und wenn man nicht zweifelte, daß ſie hier ebenfalls viel Furore machen werde, ſo war man deſto begieriger, in welcher Weiſe ihr dies gelingen würde. Ihrem hohen Talente würdig, begann ſie mit einer großartigen Mozartſchen Arie, bei welcher der Meiſter in die einfachſten Töne den geheimnisvollen Zauber legte, der die Herzen unwiderſtehlich hinreißt, und bald zeigte Mme. Stockhauſen, daß ſie den Zauberſtab zu ſchwingen und mit der toten Formel die dunklen Pforten des Geiſterreiches zu erſchließen verſtand. Man mußte die unerreichte Künſtlerin doppelt lieb gewinnen, da ſie vaterländiſche Sängerin geblieben war und ſich nicht von dem Unweſen der italieniſchen Schule hatte hinreißen laſſen. Hierauf trug ſie eine Roſſiniſche Arie vor. Wir hatten geglaubt, eine Sängerin, die ſo tief das Eigentümliche ihres Vaterlandes aufgefaßt hatte und auch nicht zu den geringfügigſten Verzierungen ihre Zuflucht nahm, um die Zuhörer zu beſtechen, würde gerade in einer ſolchen Partie, deren ganze Schönheit in reichen Koloraturen beſteht, weniger glücklich ſein, da ſie all dieſen Flitter entſchieden von ſich gewieſen und bloß durch die Tiefe des Ausdrucks die Herzen zu rühren verſucht hatte. Aber wie erſtaunten wir, als unſere Künſtlerin einen unerſchöpflichen Reichtum an Koloraturen, Fioraturen und Kadenzen entwickelte, wie es kaum einer Sängerin gelingen konnte, die, in der italieniſchen Schule gebildet, ganz in ihr lebt und webt. Und welche erſtaunenswürdige Volubilität, welche Reinheit der Intonation, welche Reinheit der Töne von den tiefſten bis zu den höchſten Chorden, welche Gewandtheit in chromatiſchen Läufen, die wie Perlen herausrollten! Hier entwickelte Mme. Stockhauſen ihre ganze Vollendung; ſie bewies, daß ſie Kehlfertigkeit und Gewandtheit genug beſitzt, um auszuſchmücken, daß ſie aber allen Schmuck verſchmäht, wo es auf Ausdruck und Innigkeit ankommt. In der Szene aus dem Freiſchütz zeigte ſie ſich wieder als wahrhaft deutſche Künſtlerin, und nun die Schweizerlieder! Wo nehmen wir Worte her, um dieſe Zartheit, dieſe Wehmut, dieſe Schalkhaftigkeit und Anmut zu ſchildern, die uns

aus diesen Tönen entgegenlächelten und Alles zum Entzücken hinrissen. Es wäre Sünde, wenn wir zwischen Mme. Stockhausen und anderen gefeierten Namen eine Parallele ziehen wollten; gerade weil sie diese vollendete Künstlerin ist, steht sie einzig und in ihrer Weise unübertroffen da, und stolz darf Deutschland auf eine Sängerin sein, die, ob sie gleich auch in fremder Kunst ausgezeichnet ist, doch nur mit jenen Blüten sich schmücken will, die dem heimischen Boden entsprossen . . ."

Der „Verkündiger am Rhein" widmete der Sängerin in der Nummer vom 11. April 1833 folgendes Gedicht:

An Frau Stockhausen, als sie zum letzten mal hier gesungen.

Du eilest fort? O, könnten wir Dich halten!
So soll uns denn die Lust nicht mehr beglücken,
Die uns der Erde lieblichstes Entzücken
In unserem Innersten sich ließ entfalten! —
Denn wahrlich, was verschwenderisch vom Schönen
Begeisterungsvoll der Menschen Zungen sagen,
Du hast es wahr gemacht in diesen Tagen:
Du hast bezaubert uns mit Deinen Tönen. —
Und denk ich jene, die im großen Saale
Der Völker fröhlichschallend Lob erhebet,
Umglänzet von des Ruhmes Strahlenkerzen:
O, D e i n bescheiden Bild verdunkelt Alle!
Und, wenn ihr Nam' in Aller Munde lebet,
So lebst D u , Zauberin, in Aller Herzen! —"

Einer der ersten französischen Briefe, die der Vater an den achtjährigen Jules aus Paris am 7. März 1834 schreibt, lautet:

Du hast uns eine große Freude gemacht mit den Briefen, die Du uns geschrieben hast . . . Ich war sehr froh, keine Klagen über Dich zu hören, obgleich Du gewiß manchesmal nicht so brav bist, wie Du sein solltest; aber Vater und Mutter sind schon zufrieden, wenn Du Dir Mühe gibst brav zu sein, und besonders wenn Du Dich dessen nicht rühmst und wenn Du versuchst, Deine kleinen Fehler abzulegen, denn alle Kinder haben Fehler, und deshalb höre gut auf das, was die Erwachsenen, die um Dich herum sind, Dir sagen. Ganz besonders gehorche Deinem guten Lehrer Mr. Dautheville, der Dich sehr gern hat, wenn Du artig und fleissig bist. Ich glaube, Deine Mutter und ich auch, wir dürfen zufrieden sein mit Deinen

kleinen Fortſchritten. Erzähle mir in Deinem nächſten Brief, ob Du fortfährſt, mit Deinem lieben Bruder Edouard und Mr. Dautheville engliſch zu ſprechen; ich möchte auch wiſſen, wie es mit dem Deutſchen geht. Schreib mir einen Brief in deutſcher Sprache und ſag mir, was Deine Muſik macht. Sei lieb und folgſam gegen Großvater und Großmutter [Schmuck], die ſo viel Liebes für Dich tun, ebenſo wie Deine Tanten. Ich hoffe, daß, wenn Du bei der guten, trefflichen Mme. Bourcart biſt, die immer leidend iſt, Du Dich nicht allzu laut benimmſt. Sag ihr meine ergebenſten Grüße. Und Deine kleinen Freunde? Sind ſie auch mit Dir zufrieden? Verſuche immer nett mit ihnen zu ſein wenn ihr ſpielt. Ich bitte Dich, mit Andacht morgens und abends zu beten; Du weißt, alles, was wir haben und ſind, kommt von Gott, und wer ſeine Gebete vernachläſſigt, von dem zieht der liebe Gott ſeine Gnade. Vergiß nie Vater und Mutter in Dein Gebet einzuſchließen, wie auch all die, die Dir gut ſind.
Das ſind die Wünſche Deines Vaters der Dich immer zärtlich lieb behält . . .

In einem franzöſiſchen Geburtstagsbrief des elfjährigen Jules an ſeine Mutter heißt es: „Welche Freude empfinde ich in dem Gedanken, daß heute Dein Namenstag iſt. Was für ein Glück! Es iſt ein wichtiges Ereignis für mich und ein ſehr geeigneter Anlaß, meine Schrift zu üben. Mit unausſprechlicher Freude gratuliere ich Dir. Sei immer glücklich! Deine Geſundheit ſei unerſchütterlich! Ich bin traurig, daß Du nicht bis nächſten Freitag bleibſt, dann hätte ich Dir das alles am richtigen Tage der heiligen Margarete ſagen können! Margarete bedeutet „Perle". Ich bin auch traurig, daß ich Dir nichts aus einer Kompoſition von Papa ſingen kann, und daß ich Dir keine beſſere Zeichnung ſchenken kann. Ich verſpreche Dir aber, liebe Mama, mich während Deiner Abweſenheit gut zu benehmen und meinem Bruder ein gutes Beiſpiel zu ſein. Wenn ich an die Schweiz denke, bin ich voll guter Vorſätze und voll Freude. Was iſt es aber auch für ein Glück zu denken, daß ich Dich in ſechs Wochen in unſerem Tannenfels wieder ſehe, das auf dem ſchönen Berg von Wald umgeben liegt!"

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Gebweiler, den 5. November 1838.

Ihr wollt uns von neuem verlaſſen? Ich weiß, es iſt ein großer Kummer für Euch und beſonders ſchwer iſt es für Mama, daß ſie ſich von ihren kleinen Mädchen entfernen muß, weil ſie fürchtet, ſie könnten krank werden. Es iſt ein Beweis dafür, was für Sorge die Kinder den Eltern machen. Wie ſollten ſie ſich da nicht dankbar erweiſen! Leider gibt es ſolche, denen es an Dankbarkeit fehlt, aber die ſind dann auch nicht ſo gütige Beſchützer wert. — Während Eurer Abweſenheit,

Christian Urhan
Nach einem Oelgemälde. Maler unbekannt.
Im Besitz von Herrn K. Bongard (Düsseldorf)

liebe Eltern, will ich aufmerkſam und gut gegen meinen Bruder und gegen meine Schweſtern ſein, damit ich mir in dieſer Hinſicht keine Vorwürfe zu machen brauche. Es iſt eine gute Übung für mich, die meinen Charakter mehr und mehr ausbildet. Ich lerne auf dieſe Weiſe nicht zurückzuſchrecken vor einem kleinen Opfer, woran ich mich von klein auf gewöhnen muß. Ich ſehe ein, wie weit ich mit dem Erlernen des Klavierſpiels zurückgeblieben bin, auch wünſchte ich mir bald eines, um gut zu üben und die verlorene Zeit nachzuholen. Das wird mir ſchwer fallen, aber mit Mut und Ausdauer hoffe ich, daß ich ſoweit komme, wie ich ſein ſollte. Weil ich in einigen Dingen nachläſſig geworden bin, ſo faſſe ich den feſten Entſchluß, die Nachläſſigkeit nicht mehr aufkommen zu laſſen. Ich bin oft ſo voll Eifer und ich wollte, ich wäre es immer, aber das iſt recht ſchwer; hier iſt ein Beiſpiel davon: Beinahe eine Woche lang hatte ich ſehr gute und auch ausgezeichnete Noten, aber leider hat es nicht angehalten damit. Ich wünſchte, ich könnte wieder damit anfangen, und ich hoffe auch, daß es mir gelingt, weil ich ſo gute Vorſätze habe . . .

Margarete Stockhauſen an ihren Sohn Jules:
(Franzöſiſch) Genf, den 20. Dezember 1838.

Ich will Dir Deinen Brief beantworten, mein lieber Jules, der uns viel Freude gemacht hat. Wir danken Gott, daß er Euch Alle in guter Geſundheit erhalten hat, und bitten, er möge Euch weiterhin ſeine Wohltaten erweiſen . . . Was Du mir von Henri erzählt haſt, wie er zu Dir iſt, und wie er ſich gegen ſeine kleine Schweſtern beträgt, hat mir übergroße Freude bereitet. Denn nichts iſt beglückender für Eltern, als wenn ſie ſehen, daß ihre Kinder ſich untereinander lieben und ſich gegenſeitig Liebes erweiſen, ſoweit ſie es nur vermögen. Ich bin auch überzeugt, daß Du, mein geliebter Jules, verträglich gegen Deinen kleinen Bruder biſt, und daß Du ihm, ſelbſt wenn er in ſeine kleinen Fehler zurückfällt, gut zuredeſt und ihm ſeine augenblicklichen Vergehen gern verzeihſt. Der Einfluß des älteren Bruders iſt immer ganz beſonders eindrucksvoll auf die anderen Brüder und Schweſtern; man hat es ſchon oft erlebt, daß der älteſte Sohn im Fall eines Unglücks ein guter Führer und Beſchützer für eine ganze Familie geworden iſt. Du ſiehſt alſo, wie wichtig es iſt, daß Dein Betragen gut und vernünftig iſt, denn es iſt ein Beiſpiel, das Du Deinen jüngeren Brüdern zu geben haſt! . . . Setzt Euren ganzen Eifer daran, Ihr beiden lieben Knaben, Euren trefflichen Lehrer ſo ſehr Ihr könnt, zufriedenzuſtellen und auch die liebe Mutter Dautheville, die ſo viel zu unſerer Beruhigung beiträgt, ganz beſonders zu der meinen; denn wie unglücklich wäre ich wohl, Euch bei Menſchen zu wiſſen, die Euch nicht mit ſo liebevoller Fürſorge umgeben.

Wir haben in Lausanne ein sehr gutes Konzert gegeben, und das erste hier ist ebenso ausgefallen. Wir sollen hier am kommenden Montag noch eines geben und reisen dann nach Lyon ab, wo wir auch zwei Konzerte zu geben hoffen, wenn meine Gesundheit es mir gestattet. Ich fühle mich schon seit einiger Zeit recht angegriffen, was meinen Wunsch, nach Hause zu Euch zurückzukehren, noch erhöht. Aber noch ein Weilchen Geduld! Gott gibt uns immer die notwendige Kraft zu tun, was er uns auferlegt, und ich rechne auch in diesem Fall auf seinen göttlichen Beistand ... Ich schließe, indem ich Dich so zärtlich als möglich, an mich drücke, und bleibe Deine Dich liebende Mutter.

Margarete Stockhausen an ihren Sohn Jules:
(Französisch) In Genf, am 1. des Jahres 1839, dem Gott seinen Segen verleihen möge!

Was könnte ich besseres tun um mich zu trösten über die Trennung von all denen, die mir am teuersten sind auf dieser Welt, als mich ein wenig mit Euch, geliebten Wesen, zu unterhalten und Euch zu sagen, wie Eure Mutter und Euer trefflicher Vater schmerzlich bedauern, Euch am heutigen Tage nicht in ihre Arme nehmen zu können, nicht sicher zu sein, daß es Euch gut geht, Eure Freude an den kleinen Neujahrsgaben nicht mitzuerleben, wie ich es hier bei allen Kindern sehe, die mit ihren Eltern vereint sind! Ihr lieben Kleinen! Ihr vermißt auch Eure Eltern, das bin ich gewiß, aber Ihr habt vortreffliche Freunde um Euch, die Euch ablenken und Euch vergessen machen, daß Eure Eltern weit fort sind. Um so besser, daß Ihr nicht unter dieser Trennung zu leiden habt, wie ich! Das würde den Kummer Eurer armen Mutter nur noch vergrößern! Ich hatte am Neujahrstag auf Briefe gehofft, aber leider vermissen wir schon acht Tage lang Nachrichten ... Wir rechnen damit, den 4. hier ein letztes Konzert zu geben, Sonnabend findet noch eine Soirée statt, und Sonntag ... denken wir nach Lausanne abzureisen, wo wir noch ein Konzert geben; ein anderes in Neufchâtel, vielleicht auch eines in Bern; dann wollen wir nach Solothurn, wohin wir auch gebeten wurden. So Gott will, ist das alles gegen den 20. oder 25. beendet ...

Jules Stockhausen an seine Eltern:
(Französisch) Gebweiler, den 5. Januar 1839.

Ich habe eben Euren zärtlichen und zu Herzen gehenden Brief bekommen, der mich und meinen kleinen Bruder zu Tränen gerührt hat. Ich empfinde Eure Traurigkeit, Eure Sehnsucht, uns wieder zu sehen, und beeile mich, Euch zu

tröſten und Euch Nachrichten zu geben, die hoffentlich ihre gute Wirkung nicht verfehlen. Meinen kleinen Schweſtern geht es beiden ſehr gut ... Mein Bruder erfreut ſich allerbeſter Geſundheit! An Stelle eines mageren Herings werdet Ihr ein feiſtes Pfäfflein vorfinden! Mir geht es ebenſo gut ... Was für Kummer haſt Du mir gemacht, liebe, zärtlich geliebte Mutter, daß Du denken konnteſt, ich hätte mich durch Spielen und durch meine Kameraden [von den traurigen Trennungsgedanken] ablenken laſſen! Nein ſicher nicht! Du irrſt Dich! Mein Herz vergißt Dich niemals, denn mein Gewiſſen ſagt mir ja täglich: Bitte für Deine lieben Eltern, gedenke ihrer, ſtelle ſie zufrieden und ſchreibe ihnen jede Woche! ... Nachſchrift: Ausſage des Lehrers [Dautheville]:
Jules hat ſtets ſehr gute Noten und fährt fort den gleichen Eifer an den Tag zu legen. Von Zeit zu Zeit freilich muß man ihn mit Bezug auf Gehorſamkeit von neuem ermahnen. Jules muß mehr geſchont werden, als die anderen Kinder, die eine weniger zarte Konſtitution haben. Wir waren eigentlich ein wenig dagegen, daß er die Proben zu dem Konzerte, das morgen ſtattfindet, anhört, weil ſie ihn zwangen, ſpät abends auszugehen, und wenn auch nur kurz, die Nachtluft einzuatmen. Mr. Neukomm ſollte Ihnen ſchon mitgeteilt haben, daß Jules nicht ohne Gefahr weiterhin Geſang treibt, und daß er drei Monate ausſetzen ſoll; wir haben ihn zunächſt ausſetzen laſſen, bis wir hierüber Näheres hören.

Am 15. Januar 1839 kamen ſie von ihrer Schweizer Konzertreiſe nach Gebweiler zurück, und ſchon am 30. Januar erfüllte ſich in ihrem friedlichen Daheim abermals die Freude der Geburt eines Kindes! Die Tagebucheintragung lautet: „Avec la grâce et au nom de Jésu Christ notre Seigneur est né ce soir à minuit notre 6me garçon et 8me enfant, que nous appellerons Henri François. Que Dieu le prend sous sa divine protection. Amen.“
Dicker Schnee lag noch auf den Vogeſenbergen, als ſie am 1. April 1839 wiederum die Reiſekutſche beſtiegen, diesmal alle ihre Kinder daheim laſſend und die Hoffnung im Herzen tragend, daß es nun die letzte größere Trennung von ihnen ſein würde. Jules und Edouard blieben im Penſionat Dautheville; Cécile, faſt drei Jahre alt, der Mutter geliebter kleiner „Spitzfink“, anſcheinend ein kleiner Ausbund an Temperament und luſtigen Einfällen, war der ausgeſprochene Liebling der Brüder. Adèle, erſt ein und ein halbes Jahr; das kleine Fränzele, das jüngſte im Neſt, brauchte die Amme noch auf lange Zeit. Wenn die Mutter geahnt hätte, daß ſie erſt zum Pfingſtfeſt des Jahres 1840 zurück kommen würde, zur Feier der erſten Kommunion ihres Älteſten, es wäre ihr wohl noch ſchwerer gefallen. Es war die letzte Reiſe nach England, die letzte große Tournée überhaupt, die Margarete Stockhauſen als Sängerin unternahm, und die ihr noch einmal ſchönſte Erfolge eintrug. Ihre Nichte Joſephine Bildſtein, die ſpätere Gattin Ernſt Reiters in Baſel, die durch ſie zur Künſtlerin herangebildet worden

war, begleitete ſie, und es gelang ihrer Tante in den Konzerten in Paris und London ſowohl als auch in den engliſchen Provinzſtädten, ihre einzigſte Schülerin zur Geltung zu bringen. Sie kamen wieder bis nach Glasgow und Edinburg hinauf, durchkreuzten England nach allen Seiten; jetzt reiſte auch ſie mutig mit der „Great Weſtern Railway"; ja, ihre Anſchauungen der gefahrbringenden Eiſenbahn gegenüber, hatten ſich ſogar recht gewandelt, denn als ſie zwiſchen Nottingham und Lincoln mit dem Wagen fahren mußte, ſchreibt ſie hinterher an Jules: „Iſt man erſt mit der Eiſenbahn gefahren, ſo kommt einem die Fahrt mit der Poſt ſehr langſam und ſehr ermüdend vor."

Drei Briefe von Margarete Stockhauſen an ihren Sohn Jules, Gebweiler:
(Franzöſiſch) Paris, den 14. April 1839.

Wir ſind ſehr gut am Dienstag in Paris angekommen und hatten eine ausgezeichnete Reiſe, mein lieber Jules ... Die beiden letzten Tage war wunderſchönes Wetter, was mich im allgemeinen noch trauriger als ſonſt ſtimmt, weil mir dann meine Kinder immer beſonders im Sinn liegen, und meiſtens iſt es ſo, daß alles, was ich Schönes ſehe, oder was mich innerlich berührt, mir Euch lebhaft in meine Gedanken bringt; nicht weil ich Euch mit allem Schönen, das ich wahrnehme, vergleiche, ſondern weil Ihr uns das Teuerſte ſeid, was wir auf dieſer Erde haben. Ja, mein liebes Kind, dieſe Zeit des Exils, die ich nun vor mir habe, beglückt mich keineswegs! Ich fürchte ſogar manchmal, daß ich nicht Kräfte genug habe, es auszuhalten, denn mein Beruf als Sängerin iſt mir eine ſchier unerträgliche Laſt geworden. — Das „Concert pour le pauvres" [Salon de Mr. Pagold] hat geſtern ſtattgefunden, es war ſehr gut beſucht ... Ich litt unter unſäglicher Angſt, was mich für die Zukunft vollſtändig entmutigt, denn das bedeutet unausgeſetztes Leiden. Man behauptet zwar, daß man meiner Art zu ſingen nichts anmerkte, aber ich kann es beſſer beurteilen. Ich habe große Erfolge in den Konzerten gehabt, und man will durchaus, daß ich wieder mit neuem Mut anfange, aber wenn ich durch irgend etwas Mut bekommen kann, dann iſt es nur der Gedanke, für meine Kinder zuhauſe zu arbeiten ... Gehe oft zu Deinen kleinen Schweſtern und hab' ſie lieb, denn nichts erfreut mich mehr, als wenn Ihr zuſammen ſeid, freundlich miteinander umgeht und einträglich miteinander lebt. Verſuche auch durch Dein Beiſpiel, Deinen jungen Bruder von ſeinen Charakterfehlern abzubringen, und ſei duldſam und gut mit ihm, denn Du willſt ihn ja merken laſſen, daß er im Unrecht iſt. Sieh Dich beſonders vor, daß, wenn er ſich geirrt hat, Du ihn nicht auslachſt. Das iſt ſo ſchlimm für denjenigen, dem es gilt! Es wird Dir leicht ſein, Dich zu beſſern, wenn Du immer daran denkſt, daß Du

nicht Anderen das antun willſt, was Dir ſelbſt unangenehm wäre, wenn es Dir geſchieht.
Ich muß ſchließen, aber nicht ohne daß ich Euch in Gedanken eng an mein Herz drücke, da es nun einmal nicht in Wirklichkeit ſein kann ... Schreibe uns alle acht Tage ... Vergiß nicht, Herrn Pfarrer zu beſuchen, und vernachläſſige nicht Dein Morgengebet; des abends bete lieber auf den Knien, damit Du ja nicht einſchläfſt dabei. Lebe wohl, denkt an Eure Mutter, die Euch zärtlich liebt und von ganzem Herzen umarmt.

(Franzöſiſch) London, den 23. April 1839.

Durch Gottes Güte ſind wir alſo in dieſer Rieſenhauptſtadt glücklich angelangt, mein geliebter Junge ... Ich will verſuchen Deinen Wunſch zu erfüllen und Dir von unſerer Reiſe erzählen, was ich noch weiß ... Am Tag unſerer Ankunft [in Paris] haben wir bei Deiner Patin Legentil gegeſſen, wo außer uns niemand eingeladen war, ſo daß wir im Reiſekleid hingehen konnten ... Für die Matinée hatten wir noch eine Probe bei Mr. Urhan, von dem Du vielleicht nichts mehr weißt, der aber ein naher Freund Deines Vaters und ein außergewöhnlich intereſſanter Mann iſt, ſowohl was ſein muſikaliſches Talent, als auch ſeine tugendhafte Lebensführung betrifft. Ich wünſchte, ich hätte Dich bei dieſem Beſuch dabei gehabt. Er wohnt in einem großen ſchönen, ſehr feinen Hauſe; aber er lebt nur im fünften Stockwerk, wo er zwei Zimmer hat. In demjenigen, in dem er ſchläft, ſteht auch ſein Klavier, fünf oder ſechs Stühle, ein kleiner Tiſch aus Tannenholz, der gleichzeitig mit Hilfe einiger Bücher als Pult dient, ſein eiſernes Bett, das aus einer Matratze und einer Kopfrolle beſteht, und auf das wir uns in Ermangelung von Stühlen ſetzen mußten, denn wir waren fünf Perſonen. Aber dieſe Einrichtung in ihrer außerordentlichen Einfachheit hat mir ſehr gefallen; man atmete Ruhe und vollkommenen Frieden. Gerade an jenem Dienstag war es wunderſchönes Wetter, die Sonne drang mit ganzer Macht in dieſe beſcheidene Behauſung, der man anfühlte, daß hier ein reiner Menſch wohnte. Sie beleuchtete die Gemälde, die das Zimmer ſchmücken, unter anderem hing da ein Heiliger Joſeph, der Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, oder vielmehr der Mann der heiligen Jungfrau, dergeſtalt, wie er arbeitet und die Balken abhobelt, und Jeſus als kleiner Knabe fegt die Hobelſpäne zuſammen, während ſeine Mutter mit gefalteten Händen dem Gottes Sohn anbetend zuſchaut. Von dieſem kleinen Gemälde kann man kaum laſſen. Es iſt auch ein Gemälde von Raffael dort, eine Heilige Cäcilia, die alle ihre Inſtrumente auf die Erde wirft, auch die Pfeifen ihrer Orgel, ihr Violoncell und alles andere, weil ſie oben eine göttliche Muſik vernimmt, unvergleichlich viel ſchöner, als alles, was ſie auf ihren Inſtrumenten

hervorbringen könnte. Es ſind noch andere köſtliche Bilder dort, aber ich habe weder die Zeit noch die Gabe, ſie Dir beſchreiben zu können. Ich habe ſeine Ballade „L'Ange et l'Enfant" geprobt, zu der ich auf zwei Geigen, Bratſche und Baßgeige begleitet werde. Alle Inſtrumente ſpielten con sordino, was eine ganz eigenartige Wirkung hervorruft. Am anderen Morgen war dann die Matinée bei Marquis de Prault, wo ich ſo geſungen habe, daß ich mit mir zufrieden ſein konnte, und wo ich großen Erfolg hatte ... Glaube nicht, daß ich Dir aus Eitelkeit von meinen Erfolgen erzähle, oder weil ich mir etwa irgend ein Verdienſt daraus zuſchriebe! Du weißt ſchon ſelber, daß alles, was wir tun, von Gott kommt, und daß er es iſt, der uns die Anlagen ſchenkt, durch die wir befähigt ſind, das eine oder andere zu bewerkſtelligen, und daß wir darum nur ihm allein zuzuſchreiben haben, was wir von ihm erhalten haben, und ihm immer dafür demütigen Dank darbringen müſſen. Ich habe große Urſache ihm Dank zu erweiſen, denn er hat mir Gaben verliehen, die ich ſogar für uns Alle verwerten kann und beſonders auch für Euch, meine geliebten Kinder! ...

(Franzöſiſch) [London], den 14. Mai 1839.

Deine Briefe ſind die größte Freude, die wir hier [in London] haben und die beſte Tröſtung in unſerer Trennung. Ich habe auch nicht den Mut Dir zu ſagen, Du ſollteſt weniger ſchreiben, im Gegenteil, dieſe letzte Woche erſchien mir furchtbar lang. Es kommt mir vor, als ſei ich ſchon ein halbes Jahrhundert von Euch fortgegangen, und doch ſind es erſt vier Wochen ... Oh Gott! wie lange ſoll ich noch des Glückes beraubt ſein, Euch Alle wieder zu haben! ... Alle Kinder, die ich in den Straßen ſehe, intereſſieren mich; oft finde ich eine Ähnlichkeit mit dem einen oder anderen von Euch, und ich ſage mir dann wie ſchön es wäre, wenn ich mit Euch im Regent's Park ſpazieren gehen könnte. Auf der anderen Seite ſuche ich mich damit zu tröſten, wie glücklich ich, verglichen mit vielen anderen Eltern, ſein muß, denen der liebe Gott kein Talent, keine andere Möglichkeit gegeben hat, um für das Wohlergehen derer, die ihnen teuer ſind, zu ſorgen, und wie viele gibt es nicht, die ſogar ihren Kindern ein Stück Brot verſagen müſſen! Großer Gott, das iſt dann wahres Unglück, und ſo lange Eltern ihre Kinder nähren, ſauber halten, verſorgen und gut erziehen können, ſollten ſie nur dem himmliſchen Vater danken für ſeine Wohltaten ... Geſtern war die Probe zum Philharmoniſchen Konzert ... Wenn Du erlebt hätteſt, wie Deine Mutter empfangen wurde, als ſie ins Orcheſter trat, hätteſt Du Dich ſicher gefreut. Ich war ſehr gerührt über ſo viele Beweiſe von Anteilnahme und Anhänglichkeit von Seiten der Mitwirkenden. Ich bin wirklich vielleicht die einzige Perſönlichkeit unter all den Sängern und Künſtlern, gegen die keine Eiferſucht,

kein Groll, aufgekommen ſind, und ich kann es nur der Art zuſchreiben, wie ich ſie alle behandle. Ich bin gegen alle gerecht und verſuche nie, mich auf Koſten Anderer vorzudrängen, und ich hüte mich, es ſie fühlen zu laſſen, oder gar mich über ſie zu moquieren, wenn ſie in irgend einer Sache Unrecht gehabt haben. Ich rechne mir das nicht etwa zum Verdienſt an, denn ich handle aus dieſer Geſinnung, weil ich möchte, daß man auch mich gerecht einſchätzt; ich ſage es Dir nur einfach deshalb, weil ich Dich fühlen laſſen möchte, wie ſchön es iſt, wohin man kommt geliebt zu werden! Denn der Beifall des Notenkopiſten z. B., der mit beiden Händen aus voller Kraft klatſchte, hat mich mehr ergriffen, als der irgend einer hochgeſtellten Perſon, denn dieſe hat vielleicht applaudiert, weil ſie mich gern ſingen hört, aber jener klatſchte nur, — das bin ich überzeugt — weil er mich wiederſah! Vergiß es nicht, mein geliebter Junge, daß man die Anhänglichkeit des einfachſten Menſchen nicht mißachten ſoll, wenn er nur ein ehrlicher Kerl iſt. Um Dir Freude zu machen, will ich Dir auch noch erzählen, daß Deine alte Mutter ſelbſt ſehr glücklich geweſen iſt über die Art, wie ſie ſang. Meine Stimme hat ſehr kräftig und ſehr friſch geklungen; ich habe ohne jede Befangenheit ſingen können. Ich kann ſagen, ich habe ſeit Jahren zum erſten Mal wieder ſo geſungen, daß ich zufrieden ſein durfte. Dieſer Erfolg iſt recht günſtig, denn viele Perſonen, die mich ſeit drei Jahren nicht gehört hatten, mochten denken, daß ich meine Stimmmittel verloren hätte, während nun alle Freunde uns verſichern, daß Stimme und Talent ſich noch entwickelt haben. Ich muß das ja nicht alles glauben, mein lieber Freund, aber es iſt recht gut, wenn ſie es glauben, denn das trägt uns Guineen ein, die nicht zu verachten ſind; man braucht ſie nun einmal, um eine gewiſſe Unabhängigkeit zu erringen. Ich rede zu Dir, wie zu einem vernünftigen Menſchen, nicht wahr mein Jules? Aber Du biſt ja auch mein älteſter Sohn, vielleicht, wenn es Gottes Wille iſt, mein compositore! Aber um ein berühmter und hervorragender Mann auf irgend einem Gebiet zu werden, iſt es vor allem notwendig, daß Erziehung und Geſinnung gepflegt werden, denn ohne die tappt er im Dunkel, und ſein Talent bringt nichts anderes fertig, als ſeine Unwiſſenheit zu vertuſchen, bis ſie doch noch obendrein an den Tag kommt. Nimm deshalb die guten Lehren Deines vorzüglichen Meiſters an, verſuche, ihm nachzuſtreben in ſeinen trefflichen Eigenſchaften und in ſeinem reinen Charakter. Ich bitte Dich, das für Dich zu behalten, denn Du mußt wiſſen, daß es mich ſehr beeinträchtigen würde zu denken, daß Mr. Dautheville meine Briefe leſen würde . . . Am 9. [Mai] erlebten wir hier das Debut von Mlle. Pauline Garcia als Desdemona im „Othello“ von Roſſini, das großartig ausfiel. Sie beſitzt bereits jetzt ſo viel Können, als ihre Schweſter, die verſtorbene Mme. Malibran, und iſt doch erſt ſiebzehn Jahre alt . . . Viele Grüße an Alle, die unſerer gedenken. Zwei ſüße „Schmuetzeli“ an meine beiden kleinen Mädchen, zwei Küſſe an meine beiden Knaben, und Dich drücke ich in meine Arme, mein guter

vielgeliebter Junge, und hoffe, bald gute Nachrichten durch Dich zu bekommen. Verſuche doch, mir regelmäßig zu ſchreiben, denn die Enttäuſchungen ſind ſchlimm für mich . . .

Drei Briefe von Jules an ſeine Eltern nach England:

(Engliſch) Gebweiler, den 1. Juli 1839.

Dear parents,

. . . What a pleasure I had this last night! I dreamed I was with papa, and that mama was at Tannenfels. Papa took me with him and we went to Lucerne, but alas! I awake and my fine dream was away! I was very vexed for it. You compare me, dear mama, to „a little papa" in our little family! I will try to be a little papa to them, to show them when they do wrong, how they ought to behave. What can I do better than call on my dear little sisters and help my aunts? It makes me much pleasure to have this charge, because it is a very good exercise of patience and affection. Where you here, dear parents, I would ask of your goodness to help me to a reckoning I have to make; namely, what sums of money my dear parents have spent for me since I was born . . . I can not thank you enough for the trouble I have given you, and the only means to show you my thankfulness is to endeavour now the utmost to satisfy you, dear parents. You will once see us at work as you are now and you will often sit down in your elbow-chairs and look at us great boys and girls round you, ready to please you . . .

Guebwiller, le 11 Juillet 1839.

Chère maman,

Aujourd'hui, à l'occasion de ta fête, je t'envoie quelques vers. Si j'étais avec toi, je te les réciterais, mais ainsi éloigné j'ai recours à mon fidèle petit instrument, la plume:

Le beau jour de Juillet, vient enfin d'arriver,
Des vers pour ma maman, je veux donc préparer.
Ils sont très innocents, fruit d'un court exercise,
Et ne renferment pas une grande malice.
Sur la musique.
Oh! que tu sens en moi d'ardeur et de plaisir
Lorsque tu m'apparais, agréable musique!
Tu t'accordes très bien avec le poétique.

Le méchant à tes sens doit toujours s'adoucir,
Le soldat te chérit quand il est à la guerre,
Il pense à son patrie, à son excellent père;
Enfin le soir très tard dans la société
Tu retiens l'amateur très longtemps éveillé;
Dans le coeur de chacun, tu perses ton empreinte,
Et ta flamme longtemps ne peut en être éteinte.

Nom de Marguerite.

Ton nom, chère maman, c'est celui d'une fleur,
Que blanche comme un lys représente ton coeur;
Dans un superbe pré, on voit les marguerites
Dominer leurs voisines, les fleurs les plus petites;
C'est ainsi qu'on te voit au milieu du troupeau,
Regardant gambader chaque petit chevreau.

Le Papillon.

Vois-tu ce bel insecte, il sort de son fourreau!
Sa mort fut un sommeil et sa tombe un berceau.
Il buse sa maison, qui le tenait dans l'ombre,
Il n'avait que deux yeux, il en a pris sans nombre.
Il se trainait toujours, il voltige à présent,
Il rampait avec peine, il vole maintenant.

Je termine ma lettre en t'embrassant de coeur, et de te souhaitant une très heureuse fête. Tous se portent bien . . . Embrasse toutes les personnes que je connais. Ton très obéissant fils Jules.

(Französiſch) Gebweiler, den 26. Auguſt 1839.

. . . Ich habe ſchon lange nichts mehr von meinen Stunden erzählt. Am meiſten intereſſieren mich bibliſche Geſchichte und Literatur, Verslehre, Engliſch, und vor allen Dingen die herrliche Muſik. In denjenigen Fächern, die ich nicht erwähnt habe, komme ich nicht ſo gut voran; es ſind Grammatik und Orthographie. Aus den Reden und Gleichniſſen Jeſu wird uns wöchentlich dreimal vorgeleſen . . . Geſtern haben wir darüber geſprochen, was man unter unabhängigem Reichtum verſteht. Wir haben ſchließlich geſagt, daß es nicht Reichtum iſt, der uns unabhängig macht, ſondern gute Erziehung und die Lehren Jeſu. Nächſten Sonntag werde ich am Schluß der Meſſe mit Herrn Kienzl auf der Orgel ein vierhändiges Stück ſpielen. Ich freue mich ſehr darauf . . . Nachſchrift des Lehrers [Dautheville] vom 30. Auguſt 1839: Jules iſt immer zurück in Französiſch und

Geſchichte. Die Grammatikregeln gelangen nur mit großer Mühe in ſeinen Kopf. Nur ſelten muß man ihn zur Ordnung und Aufmerkſamkeit mahnen.
Während der Vater wegen der Weinernte am 21. September 1839 für mehrere Monate bei den Kindern in Gebweiler eintraf, hielt die Mutter tapfer in England allein aus und wirkte bei dem Muſikfeſt in Norwich vom 17.—21. September mit, das im Zeichen Spohrs ſtand. Es fiel ihrer zurückhaltenden, beſcheidenen Natur ſehr ſchwer, ſich allein, ohne ihren Mann im Getriebe eines ſo großen „festivals" zu bewegen. So ſchreibt ſie am Vorabend des Feſtes, ſie ſei zum Bürgermeiſter von Norwich, bei dem Spohr wohnte, zur Soirée eingeladen worden, „aber Du weißt, wie töricht es mir ohne Dich ergeht, — Du biſt mein wahrer „Stock," — und ſagte ab.
Über den Verlauf des ausgedehnten Muſikfeſtes berichtete ſie an ihren Mann:

(Franzöſiſch) Norwich, den 19. September 1839.

... Ich will verſuchen, Dir eine Beſchreibung des festival zu geben. Montag hat man damit angefangen, alles durchzuproben, was aus dem Oratorium [Calvary] gemacht werden ſollte . . . Er ſchien mit der erſten Arie ſehr zufrieden zu ſein, ebenſo mit dem Trio der drei Frauenſtimmen. Spohr iſt ein Koloß von einem Mann, etwa in der Art wie Schnyder von Wartenſee, vielleicht noch größer; er hat kein feines Äußere; aber wenn man mit ihm ſpricht, ſo fühlt man, daß es ein Mann von Genie iſt. Dienstag morgen war wieder eine Probe, und Spohr hat ſein Concerto, genannt „Sonſt und Jetzt", geprobt . . . Im ganzen muß ich offen ſagen, daß, wenn es nicht von Spohr wäre, man wohl kein Aufhebens davon gemacht haben würde. Es hat mir nicht den Eindruck eines richtigen „Concerts" gemacht, denn es ſind nur zwei Motive darin. Aber ſchließlich bin ich kein Kenner der Inſtrumentalmuſik, und es iſt wohl möglich, daß Du ganz anderer Anſicht wärſt. Ich habe dann meine Arie „Si la serto" geprobt und habe ſie wirklich mit viel Wärme und Kraft in der Stimme geſungen. Sie hat, Gott ſei Dank, bisher alle Ermüdungen ausgehalten. Spohr hat mir viel Lob geſpendet, und über eine lange Paſſage, die ich ohne Atemholen nahm, war er ganz entzückt und hat mir geſagt, daß ich die erſte Sängerin ſei, die dieſe Stelle mit einem Atem macht. Es ſcheint, als ob er mir weniger ſagt, als er denkt, denn ich höre von allen Seiten, daß er nur Gutes von mir ſpricht. Eliaſon [Geiger] hat mir erzählt, daß er ganz und gar entzückt geweſen ſei von der Arie; noch keine Sängerin habe ſie ihm ſo zu Dank geſungen. Es macht mir Freude, Dir das ſagen zu können . . . Gegen [„Calvary"] haben mehrere Geiſtliche gepredigt mit Hinſicht auf die Worte des Textes. Sogar noch am letzten Sonntag hat ein Prediger in der Kathedrale dagegen geſprochen, während Spohr ſich unter den Zuhörern

befand. Man hat gefürchtet, daß es den Verkauf der Eintrittskarten beeinträchtigen würde, aber der Saal war so voll wie ein Ei, und man bot fünf Schilling für ein Textbuch. Es rief einen ganz ungeheuren Beifall hervor, und tatsächlich enthält das Werk eine Menge schöner Einzelheiten. Meine erste Arie ist entzückend und hat großen Eindruck gemacht ... aber ich habe sie nicht so gut vorgetragen als auf der Probe. Finele [Josephine Bildstein] sagt, Spohr habe einen ganz entzückten Ausdruck gehabt, und er habe sich oft nach mir umgesehen, während er dirigierte, und zufrieden gelächelt. Er hat mir viel Applaus gespendet ... und mir beim Herausgehen viel Komplimente gemacht, von denen ich die Empfindung hatte, daß ich sie nicht verdiene, und die mir infolgedessen keine Freude gemacht haben ... Es war halb ein Uhr nachts, als das Konzert aus war, und ich habe wirklich Gott gedankt, daß er mir für diese Anstrengung Kraft genug verliehen hatte. Heute habe ich nur noch den „Messias" und „I know, that my redeemer liveth" [zu singen] ...
Jetzt sind wir in London angekommen ... Ich habe die Reise von Norwich nach London mit Spohrs zusammen gemacht; seine Frau und eine Freundin waren mit mir innen im Wagen, während alle Außenplätze voll besetzt mit Künstlern waren, darunter der große Komponist und unser Kapellmeister Taylor. Die Damen waren außerordentlich liebenswürdig und haben mich mit Komplimenten überhäuft ...

Im Januar 1840, unmittelbar nach der Abreise des Vaters aus Gebweiler wurde Jules infolge zu großer Erregung über den erneuten Abschied vom Vater krank. Dieser hatte anscheinend sehr viel mit ihm musiziert, hatte ihm viele Klavierstunden gegeben und ihn dadurch ein tüchtiges Stück vorwärts gebracht. Aber er hatte ihm auch aufgetragen, „wie ein Arbeiter" zu arbeiten, und von nun an spricht Jules fast in jedem Brief an seine Eltern davon, wie er von dem Willen durchdrungen sei, diesen Anforderungen zu genügen. Er übt in fünf Tagen siebzehn Stunden Klavier, darf nebenbei die Pflichten für die Schule nicht versäumen, und steht außerdem in der Vorbereitungszeit auf die erste Kommunion bei Mr. le Curé Lecoeur. Die Mutter schreibt ihm hierüber: „Bereite Dich gut darauf vor, indem Du den Vorsatz faßt, von Deinen Fehlern zu lassen, und bitte Gott, er wolle Dir die Kraft dazu verleihen. Versuche, so oft Du kannst, zu Mr. Curé zu gehen; halte Dich von zerstreuenden Spielen mit anderen fern und vor allem von solchen, die nicht ganz reine, unschuldige Spiele sind. Im übrigen halte ich mich an Mr. Dautheville, der, obwohl anderer Religion, ein fast vollkommener Mensch zu nennen ist, der sicherlich alles, was er kann, für Dich unter so besonderen Umständen tut." — Zu dieser Zeit meldet Mr. Dautheville, daß er glaube, Jules sei infolge der vielen Musik, die er treibt, etwas nervös geworden. Jedenfalls schreibt der Knabe in seinen Briefen immer wieder von den ihn beglückenden und

grausam enttäuschenden Träumen, die Mutter sei ihm erschienen, wie sie mitten unter ihnen lebte: „Ich war so glücklich! Aber es war wieder nur ein Traum!“

Jules Stockhausen an seine Mutter nach London:
(Französisch) Gebweiler, den 16. Februar 1840.

Heute ist wieder der beglückende Briefschreibetag. Ideen zum schreiben habe ich im Überfluß; ich bin durchdrungen von guten Vorsätzen. Ich übe sechzehn Stunden Klavier in der Woche. Ich kann bald das Trio von Mozart und das von Beethoven; danach kommen Quartette von Mozart und Haydn an die Reihe. Aber wie glücklich wäre ich erst, wenn ich Dir melden könnte, daß ich die Klaviermethode von Kalkbrenner beherrschte, lieber Vater! Jeden Morgen kommen zuerst die Tonleitern an die Reihe: In Oktaven, einfach, dann in Sexten, Quinten usw. Was die Geige betrifft, so findet Herr Kienzl, daß ich Fortschritte mache. Ich spiele Duos von Fastré ... Er meint auch, daß ich eine Violinschule brauche, und er läßt Dich fragen, ob Du mir eine schicken willst, die von Spohr oder die von Baillot ...

Mr. Kienzl ließ den Vater durch einen Brief von Jules bitten, zur Feier seiner ersten Kommunion einen Choral für kleinen Chor zu komponieren und zwar auf die Worte: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehest unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird gesund meine Seele.“ Die Bitte wurde gern erfüllt und der Vater schrieb dazu:

(Französisch) London, den 16. Mai 1840.

Ich schicke Dir den kleinen Chor, mein lieber Jules; man muß ihn recht sorgfältig abschreiben ... Die dritte Stimme ... kann sowohl von Tenor wie Baß gesungen werden. Ich fange an zu glauben, daß Deine liebe Mutter und ich bald genug von hier abreisen können, um einige Tage vor Deiner ersten Kommunion in Gebweiler sein zu können. Wenn etwa doch eine Verspätung unserer Abreise einträte, so müßtest Du allein zur Beichte gehen oder Gott bitten, er wolle Dir die Gnade verleihen, keinen Anlaß zur Beichte zu haben. Gehe zum Tisch des Herrn mit gesammeltem Herzen und mit Demut und vor allem mit viel Bescheidenheit und Ergebung. Wenn Gott Dir die Gnade verleiht, diesen Zustand ganz zu empfinden, wird er Dir einen für Dein ganzes Leben segensvollen Eindruck hinterlassen, aus dem Dir vielleicht die Kraft erwächst, ein Komponist zu werden, als welcher Du den Ruhm Gottes während Deiner irdischen Laufbahn

ſingen könnteſt. Das wäre mehr wert, als ein Muſiker im Dienſt dieſer gewöhnlichen Erde zu werden, der meiſtens nichts anderes beſitzt als ſeine weltliche Eitelkeit, mit ſeltenen Ausnahmen. Denn wir müſſen ſo gut wie tot werden für die Dinge dieſer Welt und nur leben im Dienſt an unſerem Nächſten und auf dieſe Weiſe Jeſus Chriſtus dienen. Ein guter Muſiker, der der Kirche dient, kann wie ein großer Prieſter ſeiner Kunſt angeſehen, ja ſogar wie ein Apoſtel betrachtet werden, denn die ſchönen Künſte gehören zur Kirche, wo ſie Gottes Ruhm verherrlichen, der uns den Geiſt dazu verliehen hat. Unſere Kunſt, die Muſik, um ſeine Ehre zu beſingen; die bildende Kunſt, um die Geſtalt Jeſu Chriſti und ſeiner Jünger darzuſtellen, die Baukunſt, um den Tempel zu errichten, der uns beim Eintritt mit religiöſen Empfindungen durchſtrömt; ſchließlich noch die Kunſt der Malerei, die das Innere der Kirchen ſchmückt und uns die Taten der Märtyrer und ihre Leiden, die ſie um der Liebe zu Jeſus Chriſtus willen erduldeten, zeigt.

Die Mutter ſchreibt ihm über die praktiſchen Dinge, die der Tag der Kommunion erfordert und ſagt: „Ich fürchte, daß ein Sommeranzug nicht genug angezogen ausſehen würde für dieſe Gelegenheit; denn wenn man ſich auch ganz und gar nicht aus Eigenliebe um ſeine Toilette kümmern ſoll, ſo finde ich doch, ſofern es die Mittel dazu erlauben, daß man würdig angezogen gehen ſoll, wenn man vor ſeinen Gott tritt. Denn wenn man zum König geladen wäre, ſo würde man ſich ja auch ſo gut anziehen, als es der Stand erlaubt, und was iſt ein König im Vergleich mit Gott? Nichts! Alſo fände ich ein hübſches ſchwarzes Tuch für ein Paar Beinkleider und eine Weſte aus gleichem Stoff richtig.“ Seinen Dankworten an den Vater für den Choral und den Brief fügt er ſeinen innigen Wunſch an, daß die Eltern bei der Zeremonie zugegen ſein werden, die am 14. Juni, dem Trinitatistag, ſtattfinden ſoll. „Es ſind bald dreizehn Monate, ſeit Mama uns nicht geſehen hat, ich kann den Tag [ihrer Wiederkehr] nicht geduldig erwarten. Meine Muſikſtunde iſt verlegt worden, anſtatt abends um ſechs Uhr iſt ſie jetzt morges um fünf Uhr.“

Die Eltern machten es möglich, der Feier der erſten Kommunion ihres Älteſten beizuwohnen. Sie kehrten aus England heim und von nun an verwirklichte ſich für die Mutter das Leben, wie ſie es ſich vierzehn Jahre lang erträumt hatte. Bisher trug ſie immer nur die Sehnſucht danach im Herzen, ſo, wie ſie es etwa in den Worten eines Brieffchluſſes einmal ausgedrückt hatte: „Dans mon coeur vous êtes tous dans un drippele ensemble!“ Nun war ſie mitten drin, im „Drippele“, und ſie ſelbſt blieb das Herz des Ganzen, und wenn ſie wirklich noch manchmal zu Konzerten fortreiſen mußte, dann ging es höchſtens bis in die nahe Schweiz, oder ſie reiſten im Lande ſelbſt und wirkten dort unter ihren elſäſſiſchen Landsleuten.

Aus England aber ſchickten ihr Freunde einen Aufſatz aus dem „Spectator“, der

ſie erfreuen mußte: „Madame Stockhauſen.“ „Dieſe vollkommene Sängerin iſt in ihr Heimatland zurückgekehrt, und wir können ſie nicht ziehen laſſen, ohne dem Gefühl unſerer Dankbarkeit und unſerer guten Wünſche Ausdruck zu verleihen. Mme. Stockhauſen erſchien vor mehreren Jahren unter uns als eine Fremde, ohne daß Trompetenfanfaren ihr vorausgegangen waren und ohne daß ſie den Vorteil genoß, den die Bühne verleiht. Sie verläßt uns unter dem allumfaſſenden Beifall des Publikums in ihrer Eigenſchaft als Sängerin und unter aufrichtiger Hochachtung, ja wir dürfen hinzufügen, Zuneigung aller derjenigen, die den Vorzug hatten, ihre Freundſchaft zu genießen. In ernſter Hingebung an die Kunſt in ihrer reinſten und nobelſten Form, war es ihr ein Genuß, ihre Fähigkeiten in den Dienſt fortſchreitend aufſteigender Kunſtentwicklung zu ſtellen, und wenn ſie ſich gemäß dem Drang der Mode manchmal zu den dürftigen und oberflächlichen Schöpfungen der modernen italieniſchen Schule herabließ, ſo war es nicht eigene Wahl, ſondern gebotene Notwendigkeit. Ihr Name wird nachdrücklichſt in Verbindung gebracht werden mit Mozart, Haydn, Händel und Spohr. Vor allem wird ſie im Gedächtnis aller Derjenigen bleiben, die Mme. Stockhauſen als Maria in Spohrs Oratorium auf dem letzten Muſikfeſt in Norwich gehört haben. Aber was alle Herzen am meiſten zu ihr hinzog, das war die Lauterkeit und die Schlichtheit ihres Weſens. Sieht man ſie inmitten ihrer Kinder, man würde ihren eigentlichen Beruf nicht erraten. Um ihretwillen hat ſie gearbeitet, und zu ihnen kehrt ſie zurück; Kummer und Angſt, Kampf und Streit, Falſchheit und Boshaftigkeit, — alles hinter ſich laſſend, was dem in der Öffentlichkeit ſtehenden Sänger entgegentritt. Sie geht in friedliche Zurückgezogenheit nach Hauſe in ihr freies und glückliches Land und wird aufleben in der Wahrhaftigkeit und Wärme ehelicher und mütterlicher Liebe. Möchten ſich alle ihre glückſeligen Vorahnungen vollauf verwirklichen!“

„Je ne connais rien de plus beau qu'étudier et si je conserve ces sentiments scholastiques, j'étudierai jusqu'à la fin de mes jours" (Julius Stockhaufen an feine Mutter, im Juni 1848).

BILDUNGSFRAGEN UND STUDIENGANG 1841 — 1847

1841 und 1842 war Jules noch auf der Schule in Gebweiler und betrieb nebenbei ernfthaft Mufik unter Leitung des Vaters. Am 17. Auguft 1842 war das letzte der Gefchwifter, Emil, in Bafel zur Welt gekommen. Die Mutter befand fich dort auf der Durchreife bei ihrer Sangesfreundin Frau Vifcher-Valentin, der Gattin des Farbftoffabrikanten Vifcher „im Gäßli". Als fie fühlte, daß ihre Niederkunft herbeikam, wollte fie fogleich abreifen; aber Frau Vifcher-Valentin meinte, es fei eine Wiege im Haufe und fie folle nur dableiben. Wenige Tage darauf, als wirklich ein kleiner Stockhaufen die Vifcherfche Wiege befetzt hielt, erfchollen vom Garten herauf die Klänge des Beethovenfchen Septetts, eine Huldigung der Mitglieder der Bafeler Mufikgefellfchaft an die fo oft in ihrer Mitte aufgetretene Künftlerin.

Im Februar 1843 reifte der Vater zum erftenmal mit feinem fechzehnjährigen Jules in die Welt, und das hieß damals fo viel wie nach Paris. Am 15. Februar kamen fie dort an und wohnten zunächft wieder bei der getreuen Freundin und Patin Mme. Legentil, 3 Rue Bleue, Fbg. Poissonnière. Es war das erfte Mal, daß fie ihr Patenkind als erwachfenen jungen Menfchen bei fich hatte. Und während der Vater feinen Jules in Paris allen alten Freunden zuführte und ihm die Stätten zeigte, wo er als junger Menfch gearbeitet, als junger Ehemann mit der Mutter gelebt und gewirkt hatte, richtete die Mutter in Gebweiler die Hochzeit für ihr Pflegekind „Finele" aus, die am 25. April den Mufikdirektor Ernft Reiter[21]) aus Bafel heiratete. An der Seite ihres Mannes übte Joféphine ihren Beruf als Sängerin weiter aus, und oftmals hat fie fpäterhin unter ihrem Mann in Bafel die Konzerte des Gefangvereins verfchönt. Eine jüngere Schwefter von ihr, Madeleine Bildftein, die auch unter Leitung der Tante Stockhaufen das Gefangftudium ergriffen hatte, war mit dem Onkel und dem Vetter nach

Paris gefahren, um dort ihr Studium fortzufetzen. Beide Schweſtern Bildſtein rühmte Charlotte Keſtner in einem Brief an ihren Bruder Auguſt nach Rom, in dem ſie von ihnen ſagt: „Die Mädchen haben den Beruf, die ganze Schweizer Jugend in Freude und Fülle zu repräſentieren.“ Ein tragiſches Schickſal raffte Madeleine Bildſtein im Herbſt 1843 im Alter von neunzehn Jahren frühzeitig dahin. Am Abend vor ihrer kurzen Erkrankung hatte ſie noch bei der Familie Legentil auf deren Landſitz in St. Ouen geſungen; Urhan begleitete ſie zu einem Liede von Weckerlin[22]), einem jungen Komponiſten aus ihrer Vaterſtadt Gebweiler, der ein Altersgenoſſe von Jules war und in Paris ſtudierte.

Keineswegs zum bloßen Genießen hatte der Vater die Wochen in Paris für Jules beſtimmt. Sofort wurden Studien aufgenommen und Eindrücke geſammelt, deren Niederſchlag in ſeinen Briefen an die Mutter zum Ausdruck kommt. So ſchreibt er ihr (franzöſiſch) am 9. März 1843: „Du haſt wirklich recht, Dich darüber zu beſchweren, daß wir nicht häufiger geſchrieben haben; . . . aber diesmal wollen wir Dich entſchädigen . . . Morgens frühſtücke ich um ſechs Uhr, dann arbeite ich am Klavier oder Harmonie oder ich treibe Literatur. Letzteres iſt eine zeitraubende Sache, denn ich bin fünfviertel Meilen von der Sorbonne entfernt; dort hält man die Kurſe ab. Zwiſchendurch eſſe ich meiſt nur ein oder zwei Brötchen für einen Sou, und das hält bis ſechs Uhr vor. Vater hat Dir ſchon von der Freude erzählt, die unſere guten Freunde hier über uns haben und von der Aufmerkſamkeit und Anhänglichkeit, die ſie uns erweiſen . . . Mr. Urhan hat mich freundſchaftlich aufgenommen; er liebt meine Art und Weiſe zu ſpielen. „Das iſt wieder die teutſche Art!“ Das hat mir Freude gemacht. Cramer hat mich auch geprüft; ich brauche nicht viel umzulernen. Nur das gebundene Spiel fehlt mir. Ich habe alle vierzehn Tage eine Stunde bei ihm. Ich habe ſchon viele Pianiſten, Harfeniſten, Geiger, Oboeſpieler gehört, aber keiner hat mir ſo gefallen wie Hallé[23]), den ich geſtern abend . . . gehört habe. Dieſer junge Mann, gebürtig aus der Nähe von Köln, lehnt ſich an die klaſſiſche Art an; er ſpielt auf eine wunderbar ſchöne Weiſe; eine Ausführung, eine Leichtigkeit, eine Sauberkeit, die erſtaunlich iſt. Er ſpielte das ſchöne Quartett von Mozart in g-moll. Da ich niemals klaſſiſche Muſik in ſolcher Vollkommenheit gehört hatte, war ich entzückt. Vater bat ihn ſofort, mir Stunden zu geben . . . Ich habe die Niſſen[24]) gehört; man hatte uns ſo viel Gutes von ihr erzählt, daß wir glaubten, ein ganz ſeltenes Talent zu hören. Nichts dergleichen; das einzige, was ſchön daran iſt, iſt ihre wundervolle Vokaliſation, breit und leicht. Und die Schattenſeiten? Sie iſt klein, häßlich, ſchreit in der Höhe und ſingt ohne Ausdruck! Arme Schülerin von Garcia[25]); ſie kann nicht ſo viel wie Joſéphine und Madeleine [Bildſtein]. Ein Stück, das ich viel ſinge, iſt: „Ach wer bringt die ſchönen Tage“ [von Schubert] und die Romanze des Joſeph von Méhul. Man macht Dir und mir hier ein Kompliment, indem man mir ſagt: „Sie haben etwas von

der Stimme Ihrer Mutter". Dieſes Etwas iſt Tauſende von Francs wert! Ich halte ſehr Haus mit der Stimme und, dank Gott und guten Schlafens, geht es ihr beſſer, ſeit ich hier bin, beſonders da ich nicht ſo viel Klavier übe ... Ich möchte garnicht länger hierbleiben. Du wirſt einſehen, daß ich dadurch viel weniger Geld brauche und ſchneller vorwärts komme; denn in Paris muß man danach laufen und Stunden geben, und das iſt doch eine ſchreckliche Zeitverſchwendung. Jetzt wo ich gemerkt habe, wie man ſpielen und ſingen muß, können wir in Tannenfels ausgezeichnet miteinander arbeiten und ſogar noch Harmonie hinzufügen; denn im Conservatoire ſind die Harmonieklaſſen ſo ſchwach, daß ich doch noch einen Privatlehrer dafür haben müßte. Das koſtet alles Geld. Ich kann auch nicht für Klavier dort eintreten, denn dann müßte ich auf Geſang verzichten und ein ganzes Jahr wie ein Pferd arbeiten. So liegen die Dinge" ...

Es war ein Gegenſtand eifriger ſchriftlicher Beratungen zwiſchen Vater und Mutter, ob Jules gleich zu weiteren Muſikſtudien in Paris bleiben oder nach Hauſe zurückkommen ſollte, um unter Leitung des Vaters weiter zu arbeiten. Die Mutter ſchreibt in dieſer Sache:

„Ich komme immer wieder auf mein altes Thema zurück, nämlich, daß ich wünſche, daß er nicht nur Muſiker, ſondern ein kenntnisreicher und feingebildeter Mann an und für ſich wird, ... und das würde hier ganz vernachläſſigt; denn Jules tut nichts oder nur ſehr wenig in dieſer Beziehung, wenn er zu Hauſe iſt. Ich fühle andererſeits auch, daß ſein Bleiben in Paris eine große Ausgabe bedeuten würde, und darum bin ich in Unruhe darüber, was ſeine Patin und ſein Pate dazu ſagen werden." In einem anderen Briefe ſchreibt ſie an ihren Mann:

„Falls Jules zurückkommt, ſoll er bis dahin noch viel hören, wenn es auch materielle Opfer fordert ... Ich wünſchte, daß alles zum beſten geriete; denn was mich am meiſten für ihn zu Hauſe beunruhigt, iſt, daß er keine Gelegenheit hat, ſeine Erziehung zum Abſchluß zu bringen; er iſt zu ſehr in Anſpruch genommen von allen möglichen Sachen, die er übernehmen ſoll, von Angelegenheiten des Hauſes, von anderen Intereſſen und dergleichen. Ich fürchte, daß er infolge dieſer Beſchäftigungen ein „Häfelekucker" wird; denn ſchon jetzt ſpricht er mir viel zu viel von Geld, von Einnahmen und Ausgaben uſw. Denn es iſt nicht natürlich, in ſeinem Alter bereits ſo ſparſam zu ſein: ich habe Angſt, es könnte in Kleinlichkeit ausarten oder gar in Geiz, wenn er ſich über größere Ausgaben beunruhigt. Du mußt nicht glauben, daß ich Geſchmack daran fände, über die Verhältniſſe zu leben; ich bin ſelbſt ſparſam, aber im Alter von unſerem lieben Jules würde ich mich nicht darüber beunruhigen, was man ausgeben darf und was nicht."

Jules blieb nicht in Paris. Die Muſikſtudien wurden unterbrochen durch ſeinen

Aufenthalt in Straßburg im Petit Séminaire, wohin er mit ſeinem elfjährigen Bruder Henri geſchickt wurde. Vielleicht hielt der Vater ihn für zu jung, um ihn in Paris eigenen Studien zu überlaſſen; vielleicht ſah er ein, daß es ein richtiger Gedanke der Mutter war, die allgemeine Erziehung des Sohnes außerhalb des Hauſes erſt weiterhin zu fördern. So einigte man ſich wohl auf die Gelegenheiten, die in der Heimat vorhanden waren, und ſchickte ihn in dieſe Privatſchule der katholiſchen Geiſtlichkeit zu Straßburg. Nur als Nebenfach durfte er Muſik betreiben. Er nahm Celloſtunden und trieb Orgelſtudien mit dem ihm befreundeten Wackenthaler, dem Organiſten am Petit Séminaire. Beſonders wohl ſcheint er ſich in der Straßburger Atmoſphäre nicht gefühlt zu haben. —

Der Vater ſchrieb ihm am 29. Oktober 1843 aus Gebweiler:
„Ich wartete ungeduldig auf Nachrichten von Euch, meine lieben Knaben, ebenſo Deine liebe Mutter, die anfing, ſich über Euer Befinden Sorge zu machen. Ihr verurſacht es beſonders viel Kummer, daß Ihr nicht mit uns zuſammen im Weinberg ſein könnt. Auch ich hätte viel Freude davon gehabt, Euch die Trauben brechen zu ſehen; aber ich dachte gleichwohl, daß es mehr bedeute, im Weinberg des Herrn zu arbeiten, als in dem von Gebweiler; denn nur die Arbeit am Studium iſt es, die den Menſchen glücklich macht, alles übrige iſt ſo viel wert, wie die Fragen um das Eſſen.“
Dieſe Fragen ums Eſſen half die Mutter ihren Buben löſen durch Beipacken von Schokolade in den Wäſchepaketen „qu'il faudra manger avec discrétion“ („die man in Verſchwiegenheit vertilgen muß“)!
Jedenfalls wird aus einem Brief der Mutter an Jules vom 9. Mai 1844 erſichtlich, daß Jules gelernt hatte, was ſie einſt an ihm vermißt hatte: Er wurde ſorgloſer in Geldangelegenheiten in der Fremde, lieh ſich hundert Francs und fuhr auf und davon zu einem Muſikfeſt. Nun war es an ihr zu ſagen: „Die Dinge ſind nicht ſo einfach, wie man ſich das in Deinem Alter meiſtens denkt, und es iſt am vernünftigſten, in ähnlichen Fällen aus der Unmöglichkeit eine Tugend zu machen und ſich zu ſagen, daß das nicht geht, und daß man dem Willen Gottes gehorſam zu ſein und ſich mit größter Ruhe zu unterwerfen hat, und zu arbeiten, ohne weiter an Muſikfeſte zu denken, ſo, als ob es niemals welche gegeben hätte.“ Aber ohne ein weiteres Wort des Vorwurfs fügt ſie hinzu, daß ſie ihm die hundert Francs von ihrem eigenen Gelde erſetzt: „denn ich werde wieder welche verdienen.“
Im Frühjahr 1844 unterbrach er abermals den Aufenthalt im Petit Séminaire und ging wieder für mehrere Wochen nach Paris, die er, bei der Patin wohnend, zu weiteren Muſikſtudien benützte.

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch)

Paris, den 24. März 1844.

... Ich konnte den Proben im Conservatoire ſtets beiwohnen, indem ich meine alte Methode verfolgte und in die Logen ſprang, ehe die Herren [des Orcheſters] da waren ... Italieniſch liebe ich ſehr, das Latein erleichtert mir das Studium ungeheuer. Mr. de Töniges hat mich neulich in das Théatre des Italiens mitgenommen, um die „Puritaner" zu hören. Mr. und beſonders Mme. Erard ſind von ſeltener Güte zu mir. Ich benütze ein Piano von Broadwood, ähnlich dem in Tannenfels; das ſei, wie Erard ſagt, aus Dankbarkeit dafür, daß Papa, „der gute Harfeniſt", wie er ihn nennt, ihm beim Verkauf der Harfen behilflich geweſen iſt. Neulich, als ich [abends] bei Gros wegging, begab ich mich zu Mr. Erard; der berühmte Alkan[26]) ſpielte mehrere Stücke; Spontini, deſſen Bekanntſchaft ich acht Tage zuvor gemacht, begrüßte mich ſehr freundlich. Nach den Klavierſtücken trat Mr. Erard auf mich zu: „Stockhauſen", ſagte er, „haben Sie uns nichts zu ſingen?" Ich antwortete: „Das würde Ihre Güte mißbrauchen heißen, wenn ich mich heute noch hören laſſen wollte; ich habe nichts mitgebracht." „Sie ſind ein Dummkopf", antwortete er mir und ließ ſofort eine Droſchke kommen — es war 11 oder $^1/_2$12 geworden — und ich wurde veranlaßt, „Robin Gray" zu holen, womit ich acht Tage vorher großen Beifall gehabt hatte, ebenſo wie mit „Les adieux des martyrs". Bei meiner Rückkehr war der erſte Menſch, den ich ſah, Thalberg, der auf mich zukam und mir die Hand gab. Der liebe Klavierſpieler iſt in England ſo dick geworden, daß ſein zu eng gewordener Rock ihm beim Spielen hindert. Tagliafico ſang ein Stück, und dann kam ich an die Reihe. Kaum öffnete ich den Mund, ſagte Mme. Thalberg, die Tochter von Lablache: „Hör' einer an! Der hat die Stimme der Mutter!" und ich, davon geſchmeichelt, ließ ſie noch ſüßer klingen, ſtellte mir vor, wie Mutter mich zu ſingen gelehrt hat — und ich hatte Erfolg. Karfreitag habe ich in einem Oratorium bei Herz[27]) geſungen. Profeſſor Elwart, der Komponiſt, hatte mich auf die Anzeige geſetzt, ohne es mir zu ſagen, und ſo hing unſer Name die ganze vergangene Woche an den Mauern von Paris aus. Iſt das nicht drollig? Mr. Stamati[28]), ein Schützling von Mr. Urhan, hat mich gebeten, in ſeinem Konzert mitzuwirken. „Herz, mein Herz" von Beethoven, transponiert nach B-dur, gefällt hier gut; das werde ich wohl wählen ... Ich werde wahrſcheinlich bald die Stelle eines Klavierbegleiters in der Klaſſe von Ponchard[29]) bekommen; das bringt ungefähr dreißig Francs im Monat ein ..."

Aber noch einmal muß er umkehren nach Straßburg. Ob er es mit Kämpfen durchgeſetzt hat, ob die Eltern aus eigener Überzeugung dazu kamen, daß ſie ihm das Studium der Muſik gewährten, läßt ſich nicht mehr feſtſtellen. Mit der

Jahreswende 1844 kam der Abſchied des älteſten Sohnes aus dem Elternhaus, und das neue Jahr 1845 gewährte ihm den Anfang ſeiner Lebensarbeit.
Paris, Prag, Wien, Brüſſel oder Leipzig? Nein, es gab gar keine Beratungen darüber, zu welcher dieſer Ausbildungsſtätten für Muſik Jules ziehen würde. Prag und Wien waren in fernen Ländern gelegen; von Mendelsſohn in Leipzig wußte man im Elſaß noch nichts; auch nichts von Schumann; in Brüſſel hatte man keine Freunde, aber um ſo zahlreichere und herzlichere in Paris! Dort waren die Wege äußerlich für ihn geebnet, als er ſich in den erſten Januartagen des Jahres 1845 einfand und im Hauſe von Mr. und Mme. Charles Legentil[30]), 3 Rue Bleue, nun nicht mehr als vorübergehender Gaſt, ſondern als Sohn des Hauſes mit offenen Armen begrüßt wurde. Charles Legentil war Deputierter und Mitglied des Conseil général de commerce und der Chambre de Commerce. Im Jahre 1844 war er als Delegierter der franzöſiſchen Regierung nach Berlin zum Beſuch einer Ausſtellung geſandt worden. Sein Sohn Alexandre Legentil, der dem Vater in deſſen Bankgeſchäft zur Seite ging und als ſein Begleiter auf mehrfachen Reiſen nach Deutſchland ſeinen Geſichtskreis erweitert hatte, freute ſich des jungen, empfänglichen Menſchen, der in das elterliche Haus gekommen war, und es dauerte nicht lange, bis ſie Freunde wurden, die ſich gegenſeitig ein Stück vorwärts brachten.
Jules' Arbeit fing ſofort an. Seinen Eintritt in das Conservatoire beſcheinigte ihm Aubers Unterſchrift unter das Aufnahmeformular. Dieſer ſtand im 58. Lebensjahr und auf der Höhe ſeines Ruhms als Komponiſt. Seit drei Jahren war er der Nachfolger Cherubinis in der Direktorſtelle des Conservatoire. Luigi Cherubini war es zu danken, daß das Inſtitut während ſeiner zwanzigjährigen, eiſernen Führung der Geſchäfte jene damals allgemein anerkannte Höhe errungen hatte. Seiner Initiative war auch der Gedanke der Gründung der „Société des concerts" entſprungen, und Cherubini konnte keinen genialeren Dirigenten als Habeneck für die Leitung der von ihr jährlich veranſtalteten ſechs Konzerte berufen. Das erſte Konzert, das am 9. März 1828 ſtattgefunden hatte, war mit den Klängen von Beethovens „Eroica" eingeleitet worden.
Das Conservatoire ſelbſt blickte auf eine intereſſante Entſtehungsgeſchichte zurück; aus mehreren Inſtituten zuſammengeſchmolzen, war es in ſeiner endgültigen Geſtaltung ein Kind der Revolution, das in flammender Rede in einer Sitzung des Nationalkonvents am 15. Thermidor des Jahres III mit folgenden Worten Chéniers aus der Taufe gehoben wurde: „Es wird ruhmvoll für Euch ſein, dem erſtaunten Europa zu beweiſen, daß Ihr, die Ihr mitten in einem ungeheuren Kriege ſteht, der für die Republik nichts anderes iſt als eine Folge von Triumphen, einige Augenblicke Zeit fandet, um Maßregeln für eine Kunſt zu treffen, die Siege gewonnen hat und die höchſte Wonne des Friedens bedeutet."

Da die Leiſtungen der Geſangsklaſſen nicht auf der Höhe der Inſtrumentalklaſſen ſtanden, verſuchte ein Erlaß des Miniſters des Königlichen Hauſes vom Jahre 1827 hierin Abhilfe zu ſchaffen, indem die bisherige alles umfaſſende Klaſſe für lyriſche Deklamation in zwei Hälften geteilt wurde und zwar in eine Klaſſe, die alle diejenigen Schüler aufnahm, die zur Oper wollten (classe de déclamation lyrique), und eine zweite für diejenigen, die zur Opéra comique ſtrebten, alſo ſich derjenigen Bühne zuwandten, auf der man auch ſprach, auf der die Spieloper im Gegenſatz zur großen klaſſiſchen Oper gepflegt wurde (classe de déclamation spéciale pour l'Opéra comique). Im Februar 1842, wenige Wochen vor ſeinem Tode, legte Cherubini ſein Amt nieder; ſein Nachfolger wurde ein bisheriges Mitglied des Lehererkollegiums: Daniel François Auber. Im Namensverzeichnis der Schüler iſt bei dem Namen „Stockhauſen" hinzugefügt: „Aufgenommen als Schüler für Harmonie in die Klaſſe von Elwart". Damals war Halévy[31]) der erſte, Elwart der zweite Profeſſor für Harmonie am Conservatoire.

Wie? Studierte Jules Stockhauſen nicht ſofort Geſang? Er hatte doch ſchon kleine Proben davon abgelegt, die bewieſen, daß er eine hübſche Stimme hatte, eine ſehr hübſche Stimme ſogar, von der die Kenner behaupteten, es ſei die Stimme der Mutter! Außerdem beſaß er einen durch und durch muſikaliſchen Vortrag! Ja und Nein! Hatte die Mutter nicht ausdrücklich erklärt, als der Studiengang des Sohnes zwiſchen den Eltern beraten wurde: „Je désire qu'il ne soit pas seulement musicien, mais un homme instruit et distingué sans d'autres rapports?" Um Sänger zu werden, war es Vorbedingung, Muſiker zu ſein; was aber zum Studiengang eines Sängers (chanteur accompli) gehörte, das war zuſammengefaßt worden in der Geſangsmethode, die zu Zeiten Sarettes am Conservatoire ausgearbeitet worden war, alſo um die Wende des 19. Jahrhunderts, und von ſolchen Anforderungen, wie ſie hier aufgeſtellt wurden, waren die Eltern Stockhauſen als Zeugen jener Kunſtepoche für ihren Sohn durchdrungen. Im 7. Kapitel jener Geſangsmethode heißt es:

Von der Kenntnis in Harmonie und Literatur, die ein Sänger haben muß.

„Um Sänger zu ſein, genügt es nicht, eine hervorragend ſchöne Stimme zu haben, die nach der beſten Methode ausgebildet iſt, und über erſtaunliche Fähigkeiten der Darſtellung zu verfügen. Man muß Wiſſen beſitzen (il faut être instruit). Der Unterricht, der einem Sänger zukommt, darf ſich nicht darauf beſchränken, dem Schüler nur das vom Blatt leſen beizubringen, was ſchon ein langes Studium vorausſetzt; es iſt weſentlich, daß er ein genügend vertieftes Wiſſen beſitzt von den Akkorden, von den Geſetzen der Harmonie und von den Durchführungen, außerdem muß er die Harmonie auf dem Klavier anzu-

wenden verſtehen, und es iſt durchaus nützlich, daß er einige Geſetze der Kompoſitionslehre kennt. Solche Kenntniſſe ſind für einen Sänger notwendig, damit er niemals bei der Verzierung eines Geſangsſtückes eine Aufeinanderfolge von Tönen wählt, die nicht übereinſtimmt mit der Harmonie, und die weder der Natur noch dem Charakter — einerſeits der Melodie, die er verzieren will, noch der Begleitung, die ihr folgt — entſpricht.
Was die Kenntniſſe in der Literatur betrifft, ſo iſt es unentbehrlich, daß ein Sänger ſeine Sprache vollſtändig beherrſche und zwar zum Zweck einer guten Ausſprache, einer richtigen Betonung, zum Verſtändnis ihrer genauen Bedeutung und zur Erſchöpfung ihrer letzten Feinheiten und aller Stilmöglichkeiten der Sprache. Wendet ſich ein Sänger der Bühne zu, ſo muß er außer in der genauen Kenntnis ſeiner Sprache, Mythologie und Geſchichte, ſowohl der alten als der modernen, gebildet ſein. Er muß die Werke der großen Dichter kennen, und dieſe Lektüre, gleichzeitig betrieben mit Geſchichte, wird ſein Denken erfüllen, ſeine Vorſtellungskraft lebendig machen und ſeine Seele in den gewiſſen Zuſtand von Erregung verſetzen, der notwendig iſt, um die großen dramatiſchen Leidenſchaften geſtalten zu können. Nur ſo wird er diejenigen Charaktere und ihre Empfindungen getreu wiederzugeben vermögen, von denen die Geſchichte oder die Fabel ſpricht, die es gilt, zur Darſtellung zu bringen."
Es gab noch andere Beweggründe dafür, Jules zunächſt zum Zwecke ſeiner allgemeinen muſikaliſchen Durchbildung in die Harmonieklaſſe von Elwart eintreten zu laſſen: Einmal war es der Wunſch, die vorhandenen zarten Stimmmittel im neunzehnten Lebensjahr noch zu ſchonen, und zum andern hätte er als Schüler für Geſang nicht gleichzeitig teilhaben dürfen an der Ausbildung im Klavier; dahingegen hätte er als Schüler von Ensemble-Stunden oder als Chormitglied den Vorteil gehabt, Zutritt zu den Proben der großen Orcheſterkonzerte der „Société des concerts" zu haben, der jedem anderen Schüler der Anſtalt auf das ſtrengſte unterſagt war. Ein weiterer Grund, weshalb man ſich nicht zum Studium des Geſanges für Jules entſchloß, war wahrſcheinlich der Artikel 34 der Statuten: Das Conservatoire erzog den Nachwuchs für die ſtaatlichen Bühnen, darüber mußte man ſich von vornherein klar ſein, und mußte gewärtigen, nach Ablauf der Studienzeit an der Opéra oder an der Opéra comique verwendet zu werden; dafür wurde auch aller Unterricht koſtenlos erteilt.

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris, den 24. Februar 1845.

...Ich habe Fortſchritte gemacht, viele Stunden gehabt, viel Intriguen durchgemacht, um in den Chor des Conservatoire aufgenommen zu werden; das hätte

mir den Vorteil verſchafft alle Aufführungen [der Société des concerts] hören zu dürfen ... aber Halévy hat nichts [für mich] erreicht ... ich habe aber Glück gehabt; denn dadurch, daß ich mich in den Saal einſchmuggelte, konnte ich Sonnabends die Proben hören; ich ſprang in eine Loge, ehe die Muſiker eintraten, und ſo habe ich, auf meinem Mantel kauernd, ruhig die Proben mitgemacht. Ich habe Euch noch nicht geſagt, daß ich mich auch an Habeneck gewandt hatte, damit er mir erlaube, den Proben beizuwohnen; der alte Brummbär hat mir alſobald die Tür gewieſen, aber ich bin ruhig geblieben und bin zur anderen wieder hereingekommen und habe auf dieſe Weiſe alles mit angehört. Die Hauptſache iſt, ſo herrliche Muſik überhaupt hören zu können ... Du weißt, mein Vater, daß das Orcheſter von jeher die ſtärkſte Seite des Conservatoire geweſen iſt, und ſo iſt es auch heute noch; ja, ich muß ſagen, auf Koſten der Geſangsleiſtung und der Soli im allgemeinen, verdunkelt das Orcheſter ſie immer. So war es auch in der erſten Probe, die ich hörte. Die „Eroica"! Ein guter Anfang! ... In der Opéra hörte ich die c-moll Symphonie. Da es faſt das gleiche Orcheſter iſt wie im Conservatoire und Habeneck dirigierte, wurde meiſterhaft geſpielt. Wie gewöhnlich mußte das Scherzo wiederholt werden. Danach kam die Oberon-Ouvertüre, mit einem einzigen Bogenſtrich einſetzend, und dann ein Chor aus „Judas Maccabäus", der derartig da capo verlangt wurde, daß die Zurufe nicht enden wollten. Ich für mein Teil habe Halsſchmerzen davon bekommen. Man gibt dieſen Winter wieder „Don Juan". Ich habe es in der Italieniſchen Oper gehört von der Griſi, Perſiani, Tanara, Lablache etc. ...; was für ein bewundernswertes Werk iſt dieſer „Don Juan"! Nie hat Roſſini ähnliches gemacht. Die Perſiani iſt wunderbar! Man hat „Batti, Batti" zu wiederholen verlangt, das ſie mit einem Ausdruck, mit einer ungewöhnlichen Feinheit ſingt, und ſie hat noch immer eine hübſche Stimme und eine erſtaunliche Leichtigkeit. Da man heute Abend den „Barbier" gibt, worin ſie ſingt, meine Börſe aber auf zwei Francs zuſammengeſchmolzen iſt, werde ich ſie nicht hören können, wenn ich ihr nicht heute noch meinen Beſuch mache. Ich werde als „Sohn von Mme. Stockhauſen" hingehen, werde ihr einige Komplimente über ihr ſchönes Talent machen, werde ihr mein Anliegen vorbringen und das wird ſie rühren. Wenn ſie mich nicht empfängt, wird mir Lablache ſicherlich gefällig ſein; wie ſchön war er im „Don Juan", dieſer dicke Leporello ... Im zweiten Konzert des Conservatoire ſpielte man die A-dur Symphonie. Ich verglich zwiſchen Baſel und Paris. Das Orcheſter unter Habeneck hat mich heiße Tränen vergießen laſſen, während ich beim Andante unter Reiter kalt blieb. Außer dieſer ſchönen Symphonie hat man die G-dur Symphonie von Haydn aufgeführt. Welche Grazie, welche Feinheit, welche Reinheit in den Harmonien, und dieſes militäriſche Andante und der fidele Kerl von Trompeter! ... Inzwiſchen habe ich den guten Vater Lablache geſehen, der mich ausgezeichnet aufnahm. Ein nützlicher Gang,

ſogar fruchtbar! Er hat mir Eintrittskarten zu allen beſonderen Aufführungen verſprochen; er war erfreut, gute Nachrichten von Dir zu bekommen, liebe Mutter; er fragte, ob Du noch ſängeſt, und ob Vater und die ganze Familie geſund ſei. Mme. Perſiani empfing heute nicht; es ſei heute ihr Benefiz, und da hat ſie jedermann abweiſen laſſen. Ich habe meine Karte dort gelaſſen (das Hundert zu Francs 1.50) ... Erard iſt immer der große Herr; er iſt großmütig, gut, herzlich, freundſchaftlich und freigebig ... Ich gebe eine Begleitſtunde zur Violine, die mir monatlich vierundzwanzig Francs einträgt. Man muß nur tüchtig arbeiten und ein ordentlicher Junge bleiben. Es geht wirklich alles nach Wunſch; im Conservatoire bin ich leidlich zufrieden. Ponchard hat mich [in ſeine Klaſſe] aufgenommen; er läßt mich jedesmal in der Stunde ſingen; wir ſind ſieben oder acht, jeder kommt an die Reihe. Es beſteht keine Gefahr, zu viel zu ſingen, zumal der berühmte Ponchard häufig zu ſpät kommt und gern ein Schwätzchen hält. Elwart, im Gegenſatz dazu, iſt ſehr gewiſſenhaft; er gibt uns gute Ratſchläge und läßt uns tüchtig arbeiten. Meine Stimme gefällt ihm. Halévy ... iſt mir ſehr freundlich geſonnen; er hat mir noch jedesmal, wenn ich ihn ſah, Grüße an Vater und Mutter aufgetragen. Und im übrigen höre ich von allen Seiten viel freundliche Dinge, erfahre viel Freundſchaftliches, viel Herzlichkeiten, und ich wollte doch, daß Ihr das in Perſon empfangen würdet! Der arme Mr. Urhan iſt ſo ſchlimm krank im Kopf, daß man fürchtet, er wird noch wahnſinnig; er will nichts mehr zu ſich nehmen; ſein ausgehöhlter Magen ſchwächt das Gehirn, und der arme Mann ſieht immer Blut vor ſich, die Hölle, die Dämonen und was weiß ich noch. Ich habe ihm häufig etwas vorgeſungen, um ihn zu zerſtreuen, jetzt mag er es nicht mehr. Der liebe Pate Gau hat mir ein wundervolles Geſchenk gemacht, eine goldene Repetieruhr, die er lange Zeit getragen hat; ein Geſchenk im Wert von fünfhundert Francs, noch wertvoller, weil er ſie trug. ... Ich benütze eine Geige, die Mr. Urhan mir geliehen hat ...

Durch das Entgegenkommen von Ponchard, einem ehemaligen Kollegen der Mutter, kam Jules zunächſt als Gaſt in deſſen Geſangsklaſſen, ohne durch eine förmliche Aufnahme ſein Schüler zu ſein, bis er im Juli 1845 eingetragener Geſangsſchüler bei ihm wurde. Sehr bald befriedigten ihn die Kompoſitionsſtunden bei Elwart nicht mehr. Er bezeichnete ihn als den „Typ eines ſehr mittelmäßigen franzöſiſchen Komponiſten", der die Theorie wohl beherrſche, aber nur eine ſehr durchſchnittliche Phantaſie habe. Jules fing mit den Nachahmungen und mit ein- und zweiſtimmigen Fugen an. Aber er fand, daß man da viel zu ſchnell voran ging, und war der Anſicht, man müſſe erſt den vierſtimmigen Kontrapunkt feſt beherrſchen können, ehe man daran ging, Nachahmungen von zwei, drei und vier Stimmen ſetzen zu können. Er ſah ſich lieber bei Beethoven an, wie der es mit den Nachahmungen hielt. Elwart aber ſchätzte

die alten Meiſter nicht beſonders, und als Jules ihm ein ſelbſt komponiertes franzöſiſches Lied brachte, ſagte er ihm, der Tonſatz ſchmecke ihm zu ſtark nach Méhul, — was ſich Jules aber als Kompliment anrechnete!
Legentils, die in Paris nach der Rue de Paradis Poissonnière umgezogen waren, ſiedelten mit der beſſeren Jahreszeit nach St. Ouen über, wo ſie einen Landſitz beſaßen, der Erholung und Ruhe bot und deſſen Luft auch Jules des Abends nach dem heißen Tag in der Stadt in vollen Zügen genoß. Mme. Legentil war von Anfang an in jeder Weiſe bemüht, ihm die fürſorgliche Mutter zu ſein, deren er bedurfte; es war notwendig, daß man dem zart empfindenden, leicht erregbaren jungen Menſchen herzliches Entgegenkommen bewies, beſonders weil die Briefe aus der Heimat ſehr ſpärlich floſſen, während die ſeinen überſprudeln von allem Erleben um ihn und in ihm. An gleichaltrigen Freunden waren Weckerlin und Zimmermann aus der Heimat in Paris, beide Schüler für Kompoſition am Conservatoire, aber Geſinnung und Studieneifer waren nicht die gleichen. Jules war zu ernſteſtem Streben erzogen, hatte vom Vater her eine ganz ausgeſprochene muſikaliſche Richtung mitbekommen und war nicht der Menſch, kaum in Freiheit geſetzt, die Segel nach dem neuen, womöglich günſtigeren Winde zu ſetzen. Ja, er war vielleicht etwas zu ſtark belaſtet mit dem Wunſch, nicht von des Vaters Vorbildern abzuweichen, und dem Streben, möglichſt ſchnell des Vaters Erwartungen zu füllen. Aber ſo ſehr er ſich auch darum mühte, er hatte genügend Scharfblick in ſeine eigenen Fähigkeiten, um über ſich zu urteilen: „Ich empfinde den lebhaften Wunſch zu komponieren, aber ich habe kein Genie. Da habt Ihr's!! Ich weiß wohl, daß man zuerſt einmal ſtudieren muß, aber wir werden es ja heute in drei Jahren bei der Preiskonkurrenz erleben."

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris, den 21. April 1845.

... Grüße Mr. Lecoeur recht ſehr, deſſen fließende, hübſche [Abſchieds-] Verſe ich mit immer neuem Vergnügen wiederleſe. Sie ſind erfüllt von einer Güte, würdig unſeres guten Geiſtlichen. Ich vergeſſe auch nicht, Mr. X in Straßburg, der übrigens auch ſehr gut war, aber zu leidenſchaftlich; von ihm muß man ſagen, daß er kein Mann von Lebensart iſt. Man muß die zartfühlenden Prieſter hier in Paris erleben; ſie ſind ebenſo tüchtig wie unſere, aber ſie ſind gewöhnt, mit der Geſellſchaft umzugehen; ſie ſagen die Dinge nicht ſo ſchonungslos und nicht auf eine Weiſe, daß man in Verzweiflung gerät. Ich habe einen ſehr erfahrenen Beichtvater von engelhafter Sanftmut. Mit ſolchen Verhaltungsmaßregeln gewinnt man die Welt, verſteht man die Herzen zu öffnen, und nicht, indem man

donnert und lärmt und mit dem Fuß aufſtampft und alle diejenigen aus dem Beichtſtuhl jagt, die einmal getanzt haben; ich empfinde täglich mehr dieſen Mangel an Taktgefühl und Schicklichkeit. Es ſoll doch durch das Bekennen ein Gefühl lebhaften Bedauerns entſtehen und nicht der Entmutigung. Hat nicht Chriſtus geſagt: „Kommet her zu mir Alle?“ Sollte es nicht dasjenige Wort ſein, das alle Menſchen zu ihm führen könnte? Anſtatt diejenigen noch zu vertreiben, die hinkommen, um die Tröſtungen zu empfangen, die dem Herzen ſo notwendig ſind? Mein Beichtvater X. iſt ein guter, aufrichtiger Freund, ein wertvoller Freund, ſo ein Mann! Ein unentbehrlicher, ja der beſte der Freunde! Man iſt gern bereit, ſich ihm zu erklären, ihm alles anzuvertrauen; denn man iſt überzeugt, daß er uns aufnimmt, wie Jeſus es getan haben würde, an deſſen Stelle er handelt. Ich gehe oft zu dieſem Freund, von dem ich hoffe, daß Ihr ihn eines Tages kennen lernen werdet. Iſt es nicht tröſtlich für Euch zu denken, geliebte Eltern, daß ein junges Herz, wie das meine, mit Hilfe dieſes Freundes mitten in dieſem Abgrund, genannt Paris, wandeln kann, daß es ſich retten kann zu dieſem vertrauenswürdigen und ernſthaften Führer? Daß es inmitten dieſes Lumpenvolks am Conservatoire den Kopf hoch tragen darf, weil es ſich beugen kann (verſteht mich recht), und daß es ſich verſchließt gegen alles, was ſo wohlgefällig in Erſcheinung tritt und im Grunde doch ſo widerlich iſt, — die Zärtlichkeit einiger übler Schauſpielerinnen? Durch dieſen Freund werde ich immer das Schlechte von dem Guten zu unterſcheiden wiſſen; dem Schlechten werde ich keine Beachtung ſchenken, und während Ponchard mit ſeinen Schülerinnen Walzer tanzt und ſie in Gegenwart ſtrenger Matronen umarmt, ſage ich leiſe zu mir: Armer Mann, wie beklage ich Dich, während ich bisher einen Schrei der Entrüſtung ausſtieß. Es iſt ſchon etwas daran, zu wiſſen, wie man das Schlechte aufzufaſſen hat und es zu erkennen, wo es am übelſten iſt, ohne daß es einem den Kopf heiß macht.
Ich ſollte eine Probe ablegen, um förmlich in die Klaſſe von Ponchard aufgenommen zu werden, aber durch Halsſchmerzen war ich verhindert, mich auf die Liſte ſetzen zu laſſen . . . Meiner Stimme geht es ſehr gut; die voix mixte bildet ſich ganz natürlich und nimmt einen guten Timbre an . . .

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris, den 8. Mai 1845.

Wir rüſten uns heute, nach St. Ouen überzuſiedeln! . . . Wie ſoll man dieſer lieben vortrefflichen Mme. Legentil danken? Ich werde täglich mit Mr. Legentil und Alexandre nach Paris hereinkommen und abends vor dem Diner wollen wir baden! Man arbeitet ſo gut auf ſolchem Ruheſitz! . . . Wie Du es mir

geraten haſt, lieber Vater, gehe ich täglich auf die Bibliothek; ich fand, daß, ehe ich eine Partitur leſe, es gut ſei, mit einem vierſtimmigen Werk anzufangen, und ich nahm zu dieſem Zweck die erſten ſechs Quartette von Haydn vor und dann zwei von Mozart; zum Beginn wählte ich das in g-moll. Es iſt unmöglich, Dir die Wirkung, den Eindruck wiederzugeben, den das Leſen dieſes kleinen Meiſterwerkes auf mich gemacht hat; nach dieſer Einfachheit, dieſer urwüchſigen Reinheit bei Haydn, dieſe Lebenskraft, dieſe Auffaſſung, dieſe Leidenſchaftlichkeit bei Mozart, ausgedrückt in den erſten vier Takten des Anfangs ... Es war mir eine Stunde voller Entzücken, und was werde ich erſt ſagen, wenn ich an diejenigen des Löwen, des muſikaliſchen Herkules, herangehe! Für mich beſitzt die Partitur ein außerordentliches Intereſſe; ſie iſt ein Glück, ja ein Bedürfnis für mich geworden. Nach dieſen Quartetten kommen die Symphonien von Haydn daran. Was meine Arbeiten in Harmonie anlangt, ſo werde ich Dir demnächſt einige gleichzeitig mit meinen letzten Kompoſitionen ſchicken. Um für den zweiten Preis zu konkurrieren ... muß man bereits durch und durch Beſcheid wiſſen, muß den Kontrapunkt beherrſchen, ebenſo die Nachahmungen, die einfachen und doppelten Fugen, muß für ein Orcheſter zu ſchreiben verſtehen und muß Phantaſie haben, das iſt das Weſentlichſte. Weckerlin will überhaupt nicht konkurrieren, weil er genau weiß, daß man ungerecht verfährt. Das iſt ärgerlich, aber man darf die Hoffnung nicht verlieren ... Augenblicklich verdiene ich nichts; das iſt unangenehm. Mr. Urhan geht es nicht beſſer; vielleicht kommt er nach St. Ouen.

Mme. Legentil ſchreibt am 22. Juni 1845 an den Vater von Jules:
... Die Landluft hat Eurem Sohne ſchon ſehr gut getan; er hat zugenommen, hat ſich gekräftigt, und die Geſelligkeiten auf dem Lande bekommen ihm viel beſſer als in Paris; meiner Anſicht nach geht er im Hinblick auf ſeine Geſundheit und ſogar auf ſein Talent zu häufig aus. Er ſollte haushalten und ſeine wunderſchöne Stimme während der großen Arbeit auf dem Conservatoire ſchonen. Die Ruhe in St. Ouen hat ihm neue Kräfte gegeben und Zuverſicht in ſeine Stimme. — Leider iſt der Geiſt unſeres armen Freundes Urhan ſehr getrübt; ich muß ſagen, ſeine Lage iſt ſehr traurig ... [Jules fährt fort:] Die Seine iſt ſehr warm; wir baden täglich, manchmal ſogar zweimal, und das tut mir ſehr gut. Meiner Stimme geht es vortrefflich. Das sol bekommt einen ſüßen Klang, was einen langſamen Übergang zum Tenor mutmaßen läßt. Ponchard iſt mit ihr zufrieden; er möchte, daß ich als ſein Schüler ins Conservatoire eintrete, aber ſo jung möchte ich nicht zur Bühne, und darum werde ich nicht zugelaſſen und kann nicht konkurrieren, weder um den Geſangspreis, noch um den für Deklamation, noch für die Oper. Wenn ich es ohne dieſe Bedingungen [zur Bühne gehen zu müſſen] erreichen könnte, täte ich es.

Jules Stockhausen an seine Eltern:
(Französisch) Paris, den 28. Juni 1845.

... Mme. Legentil ist mit ihrem Sohn abgereist. Das verursacht eine große Leere in St. Ouen, aber noch mehr empfinde ich, daß Alexandre fehlt. Das ist ganz natürlich. Mit ihm konnte ich über alles sprechen; er ist so gütig, so klug in der Unterhaltung, die das Gepräge seines Charakters trägt ... Elwart [ist] recht oberflächlich, er korrigiert tatsächlich innerhalb dreiviertel Stunden die Aufgaben von zehn Schülern. Wenn er wenigstens jetzt die strengen Nachahmungen vornähme und dann die Fugen; aber seine vierstimmigen Gesänge! ... Augenblicklich befindet sich in Paris ein Preisträger aus Wien [Matthias Nagiller[32])], Schüler des berühmten Sechter, bei dem Reiter studiert hat. Wenn ich wüßte, daß seine Stunden nicht zu teuer wären, würde ich ihn um etliche bitten. Wie denkst Du darüber, lieber Vater? Der Franzose ist zu leichtsinnig veranlagt, um die Harmonie richtig zu ergründen. Mit dieser Nachhilfe könnte ich im Oktober in die Klasse von Halévy kommen ... Die Aufführung des „Fidelio" hat einen nahezu vorzüglichen Erfolg gehabt. Die Leonoren-Ouvertüre, eine wahre Symphonie, ist über die Maßen applaudiert worden. Das hat uns jungen Kerls im Orchester Spaß gemacht. Man muß sagen, daß die Jungen mehr Feuer dahinter setzen als die Musiker der Société des concerts, und durch diese Begeisterung gewinnt das Werk ungeheuer. Man kann vom „Fidelio" sagen, was einmal ein großer Mann gesagt hat: Das Standbild ist das Orchester, die Bühne ist das Postament. Und wirklich: man fühlt allgemein, daß dieser schöne Teil nicht richtig für Stimmen geschrieben ist, und daß es keine Inszenierung dafür geben kann. Für mich wiegen Schönheit, Reichhaltigkeit und Erfindungskraft und das Können des großen Meisters die Mängel auf ... Ich darf sagen, daß ich die ganze Oper auswendig kann, und daß ich mehr als ein Hemd verbraucht habe [am Tag der Aufführung] infolge des Schweißes, der mir von Rücken und Brust herunterlief. Als Mitwirkender hatte ich eine Eintrittskarte, die ich Alexandre schenkte, der auf diese Weise das große Meisterwerk kennen lernte.

Jules Stockhausen an seine Eltern:
(Französisch) Paris, den 12. Juli 1845.

... Kürzlich habe ich für die Aufnahme in die Gesangsklasse Probe singen müssen, und trotz der vorhergegangenen Warnungen Aubers hat man mich zugelassen. Ich kam zuerst daran, und weil der Begleiter nicht transponieren konnte, wollten die Herren ärgerlich darüber werden, daß ich nicht etwas brachte, das meiner Stimme lag. Aber ohne den Kopf zu verlieren, habe ich sie beruhigt und

um die Erlaubnis gebeten, die Begleitung während des Spielens ſelbſt zu transponieren. Es ſchien, als ob ihnen das Spaß machte. Nachdem ich einige Takte meiner Arie des „Stratonice“ (Méhul) geſungen hatte, unterbrach man mich, und der Begleiter wollte mir, wie gewöhnlich, eine Solfeggie vorlegen. Aber Halévy ſträubte ſich dagegen und erſparte mir die Mühe des Notenleſens, indem er rief: „Was ſoll das! Das iſt überflüſſig! Man merkt doch ohne weiteres, daß er Muſiker iſt!“ Daraufhin zog ich mich zurück, nachdem ich mich mit beſonderer Ernſthaftigkeit verneigt hatte, und einige Minuten ſpäter erfuhr ich, daß ich zu den ſechs gehörte, die von zwanzig Konkurrenten zugelaſſen worden waren. Gut! Das iſt alles, was notwendig war, und ich machte mich fort. Zuerſt ſollte ich Panseron zugeteilt werden, aber Ponchard, mit dem ich ſehr gut ſtehe, hat Einwendungen dagegen erhoben, damit man mich in ſeiner Klaſſe laſſe. Ich mache wenig Geſangsübungen und beſonders immer nur mäßig ſtarke, indem ich pp. in der Mittellage anfange und dann mit Halbtönen ſteige ... Ich befaſſe mich ſehr viel mit Transponieren ... Die Stimme iſt ein großes Kapital; „60 000 Francs Rente“, wie Halévy ſich ausdrückt!

Die Antwort, ob er bei Nagiller Harmonieunterricht haben dürfe, ließ lange auf ſich warten, und im Juli 1845, nach mehrfachen Beſprechungen mit Nagillers Schüler Silas[33]) über die Methodik des Lehrers, ſchrieb er nochmals an den Vater und ſetzte ihm auf das genaueſte auseinander, auf was es bei Nagiller ankam. Aber als auch darauf die Antwort ausblieb, handelte er ſelbſtändig und begab ſich neben Elwart zu Nagiller in die Lehre. Es war ihm wohl hart, in dieſem Sommer keine Schweizer Luft atmen zu können und ſich daran genügen zu müſſen, die Ufer der Seine und die Ruhe in St. Ouen zu genießen. Aber wie ſehr ihn andererſeits der Unterricht bei Nagiller beglückte, geht aus mehreren Briefen hervor. Der Einfluß, den dieſer Tiroler auf Jules hatte, iſt rein äußerlich daran zu erkennen, daß aus jener Zeit des Studiums bei ihm der erſte, unbeholfen klingende deutſche Brief an ſeinen Vater abgeht.

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) St. Ouen, den 16. September 1845.

... In etwa zwei bis drei Stunden komme ich zum Schluß mit der Harmonielehre. Da ich das alles in fünfzehn Unterrichtsſtunden erreichen konnte, iſt es wohl ganz gut, daß ich mir dieſe Gelegenheit nicht entgehen ließ ... Du hatteſt mir ja geſtattet, das Geld anſtatt für eine nette Reiſe zu dieſen Studien zu verwenden, die mir nützlicher ſind. Ich habe Dir die Fehler des Unterrichts im Conservatoire auseinandergeſetzt, nämlich, daß man ſich dort damit zufrieden gibt,

den Schülern die Kenntniſſe der Akkorde zu vermitteln, indes, was ihre Anwendung betrifft, ſo heißt es: ſeht ſelbſt zu, wie Ihr damit fertig werdet. Dagegen bei der Methode von Sechter, wie ſie von Nagiller gelehrt wird, heißt es: man kann von der erſten zur zweiten, zur dritten, zur vierten und ſo fort bis zur ſiebenten Stufe weiterſchreiten.

Jules Stockhauſen an ſeinen Vater:

St. Ouen, den 17. Oktober 1845.

Mit Dir möchte ich mich jetzt mündlich unterhalten. Es kommt mir alles Deutſche ſo kräftig vor. Und dem Vater, der uns die erſten Prinzipien gegeben, welche Freude wäre es, ihm alles zu zeigen, was ich in meinen Studien geſchrieben, was ich ſchreiben werde. Wirſt Du es mir nicht übel nehmen, daß ich fortfahre Stunden zu nehmen? Es ſpart mir dann eine Reiſe nach Deutſchland. Ich will ja gern nicht nach dem Elſaß gehen, bis ich fertig bin, wenn Du mir nur erlaubſt, die Fuge, Doppelfuge und alles fertig zu machen. Ich werde arbeiten, viel arbeiten, in einem Jahr iſt alles vorüber. Wir kommen jetzt zum vierſtimmigen Satz im ſtrengen Kontrapunkt. Kein Schüler, hat mir Herr Nagiller geſagt, hat ſo ſchnell und fleißig ſtudiert. Es erfreut mich und weckt meinen Mut zur Arbeit. Elwart, der abſcheuliche, hat wieder angefangen. Als ich wieder nach den guten Stunden [bei Nagiller] in die Klaſſe gekommen bin ... wurde mir ganz übel davon ... Schändlich, ſcheußlich geht es zu. Ich muß doch noch für ihn einiges arbeiten, ſonſt würde er merken, daß ich einen [externen] Lehrer genommen und würde erzürnen. Es iſt wirklich betrübend zu ſehen, wie es hergeht mit dem Lehren ... Für Dich, liebſter Vater, bewahre ich mein erſtes Streichquartett, welches dieſen Winter herauskommen wird (das heißt, aus der Feder), auf. Die Themen für Introduktion, Allegro, Andante, Scherzo und Finale ſind da in einem Büchelchen aufbewahrt und werden erſt nach kontrapunktiſchem Studium, nach den Nachahmungen und der Fuge, verarbeitet. Das zweite Werkchen iſt in luſtigem Geiſt geſchrieben und für die Kitterletrinker beſtimmt. Weckerlin hat mir einen Brief von Dir gebracht. Der gute Junge iſt nicht im guten Weg, er übt ſich wie man ſagt, pour plaire par de jolies petites choses. Elend! wahrhaft elend! Zimmermann, unter uns, iſt noch viel ſchlimmer; er komponiert nichts als Romanzen und ſtudiert mit niemand; lacht alles Kontrapunktiſche aus.

Jules Stockhausen an seine Mutter:
(Französisch) St. Ouen, den 17. Oktober 1845.

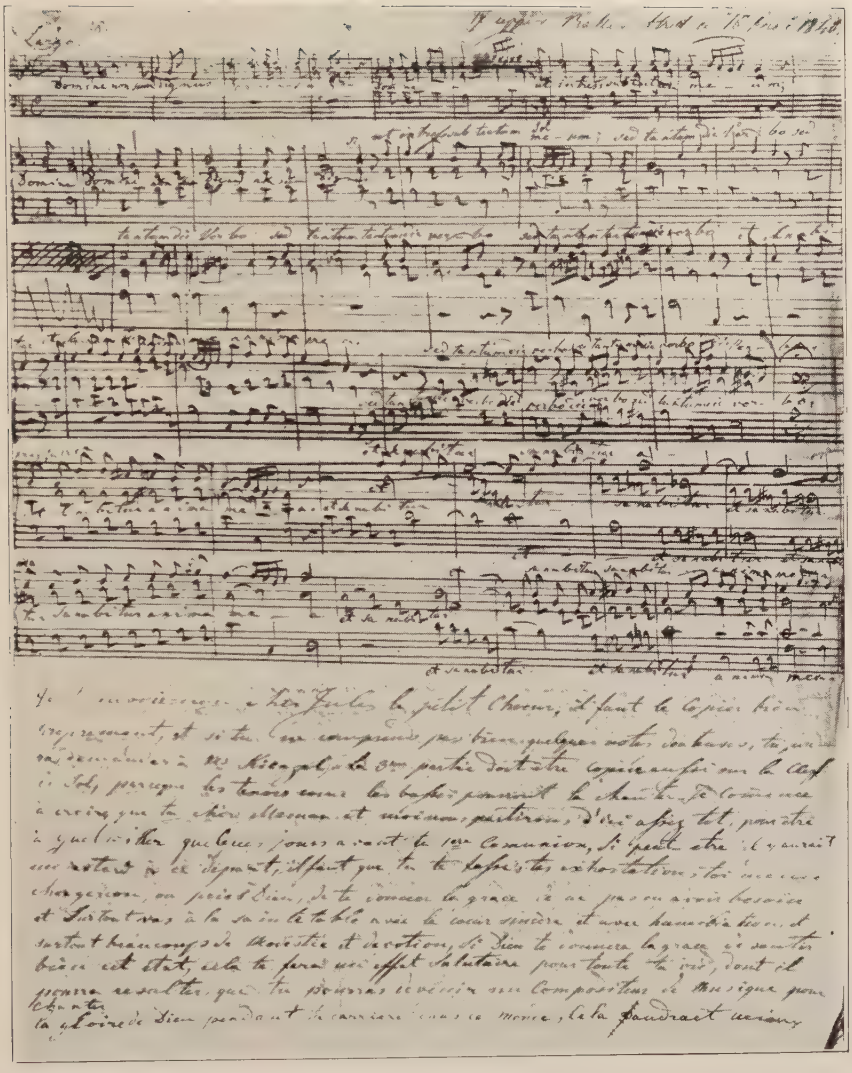
Du weißt gewiß nicht, was ein Brief von Dir mir für Freude macht; nein, Du kannst es nicht wissen; denn sonst hättest Du mir mehr als einen einzigen geschrieben. Ich sage mehr als einen; denn in der Tat, in den demnächst abgelaufenen zehn Monaten, die ich in Paris bin, habe ich einen einzigen erhalten. Das ist wirklich zu wenig, umsomehr als ich überzeugt bin, daß Du mich lieb hast; daran zweifle ich nicht. Aber warum diese Gleichgültigkeit in der Unterhaltung mit dem Sohn? Warum ihn nicht mit mütterlicher Güte von Zeit zu Zeit an die guten Lebensregeln erinnern? Nicht, als ob ich nicht gut aufgehoben wäre, nicht als ob es mir an gutem Beispiel fehle, nein. Aber seitdem ich einsam nachdenke über das Glück der Familie, über die heilige Verbindung, die zwischen all ihren Mitgliedern besteht, kommt es mir so vor, als ob die Mutter immer etwas zu ihrem Kind, besonders zu ihrem Ältesten, zu sagen haben müsse. Ich habe erkannt, daß ein junger Mensch sich im Schoße der Familie bilden muß, daß in diesem Familienzusammenhalt das Glück liegt, wenn man auf Erden ein Glück anerkennt. Sagen wir lieber „Freude", denn das „Glück" ist so aufgewogen von „Unglück", daß es so gut wie negativ wirkt. Alexandre und ich diskutieren sehr gern miteinander; leider bin ich nicht so auf der Höhe wie er, aber je mehr ich in seinen schönen Büchern lese, je mehr empfinde ich, wie sich mein Wesen heranbildet. Ich verpflichte Dich, liebe Mutter, — verzeih mir diesen Ausdruck! — in Silvio Pelico zu lesen: „Les devoirs de l'homme". Ich glaube überhaupt, daß man nicht viele Bücher verschlingen soll, um Geist und Herz zu bilden, sondern einige wenige studieren ...

Jules Stockhausen an seinen Vater:
(Französisch) Paris, den 4. November 1845.

Es ist recht lange her, seit ich Nachrichten von Dir erhalten habe; ich würde Dir auch nicht schreiben, wenn nicht ein schmerzlicher Verlust mich zwänge, ihn Dir mitzuteilen. Unser lieber Mr. Urhan lebte in bedauernswertem Zustand in Belleville bei dem Perückenmacher Nicolle, der ihn bei sich aufgenommen hatte, um ihn gegen das bescheidene Entgelt von drei Francs täglich zu pflegen. Während des Sommers schien er sich zu erholen, wie ich Dir schon schrieb; er ging viel ins Freie, verweigerte aber, Speisen zu sich zu nehmen. Der Gedanke an Selbstmord, den er schon zu jener Zeit mit sich herum trug, brachte ihn zu dem Entschluß, Hungers zu sterben. Man zwang ihn indessen zu essen. Er litt an Verdauungsbeschwerden, die ihm große Qualen verursachten. Seit drei Wochen war er

ſchier dem Wahnſinn verfallen, und er, der ſonſt ſo ruhig war, hatte eine ſo erregte Einbildungskraft und eine ſolche lebhafte Beredſamkeit, daß wir uns ſehr um ihn ſorgten. Selbſt der vernünftige Zuſpruch des Mr. Legentil, des Geiſtlichen von St. Vincent de Paul, und Anderer vermochten nichts gegen dieſes kranke Hirn, und ſchließlich tat er nichts anderes als von Selbſtmord reden. Sobald jemand ins Zimmer trat, bat er ihn, ihm doch die Pulsadern zu öffnen oder ihm durch einen heftigen Schlag vor den Magen den Garaus zu machen. Der brave Nicolle wachte Tag und Nacht bei ihm. Bis zum Sonntagmorgen war er außerordentlich erregt; dann wurde er gegen Morgen ſtiller und hat das Ehepaar zu ſich gerufen, hat ihnen, wie ſeit ſechs Monaten täglich, die Hände gedrückt und Lebewohl geſagt. Aber zwanzig Minuten nach ſechs Uhr [2. November] war er nicht mehr; er war vor Erſchöpfung geſtorben. So iſt der Ärmſte fern von allen ſeinen Freunden, ohne die letzten Tröſtungen der Kirche empfangen zu haben, geſtorben. Wenn es auch wahr iſt, daß man kaum einem Wahnſinnigen noch die letzte Ölung geben kann, ſo hätten doch die Nicolles, wenn ſie ein bischen Überlegung gehabt hätten, ſchnell einen Prieſter morgens um fünf Uhr holen können. Unſer lieber Freund Urhan hatte ſeit langer Zeit das Vertrauen in Gott verloren; er betete nur noch widerwillig und erſehnte dauernd den Tod. Er wollte nichts mehr von der Beichte wiſſen; er, der jeden Sonntag kommunizierte! — Es iſt wahrlich traurig für uns Alle, einen ſo gebildeten, ſo guten wie frommen und ebenſo großmütigen wie beſcheidenen Menſchen ſcheiden zu ſehen, noch dazu in der Umgebung von Menſchen, die ſeine hohe Intelligenz nicht verſtanden, und die ihn ohne den letzten Beiſtand ſterben ließen. Das iſt, was Alexandre [Legentil] und mich am meiſten betrübt.
Heute haben wir dem Leichenbegängnis beigewohnt. In den letzten Tagen haben wir uns mit dem Herumſchicken der Trauerbotſchaft und vielen anderen Dingen beſchäftigt ... Wir beide folgten als Erſte dem Sarg, mehrere Muſiker von der Oper und die guten Lütgens ſangen, ſeinem Wunſch entſprechend, ein ganz einfaches Requiem; das Trauergeleit war heute vormittag um zehn Uhr; es war ſehr traurig ...

Jules' allmählich immer ungünſtiger lautende Berichte über den Geſundheitszuſtand ſeines Paten Chriſtian Urhan ſtimmen zeitlich überein mit Angaben von Urhans Biographen P. Dr. Remaklus Förſter, nach denen der im Geiſt gequälte Mann ſeit Anfang Oktober mehr und mehr unter Wahnvorſtellungen litt. Die freiwillige Entfremdung von der Heimat hatte er fünfundzwanzig Jahre (von 1819 bis 1841) durchgehalten. Neben dem Dienſt als Organiſt von St. Vincent de Paul hatte ihn ſeine Stellung als erſter Geiger an der Großen Oper nicht gehindert, ſein Keuſchheitsideal durchzuführen, das ihm gebot, keinen



„Domine non sum dignus“
für kleinen Chor komponiert von Franz Anton Stockhausen

Blick auf die Vorgänge der Bühne zu tun. Er lauſchte auf ſeine inneren Eingebungen, die er in ſeinen Kompoſitionen — „Auditions“ — feſthielt, gab den Armen reichlich von ſeinem Verdienſt, den er durch ſeine Kunſt erwarb, und erteilte einige Privatſtunden. Auch ſein Patenkind, Jules Stockhauſen, fand ſich als Schüler bei ihm ein. Er lehrte ihn, nach dem bezifferten Baß zu begleiten, und machte ihn auf dieſe Weiſe mit den Werken von Viotti, Bocherini, Tartini und anderen bekannt. Jules ſang ihm auch ſeine auf einem Ton komponierte Romanze vor. Ein anderer Schüler von ihm war Jules' Vetter, Hilarius Lütgen aus Köln, dem Urhan eine Stelle im Orcheſter der Großen Oper verſchaffte. Legentils durften Urhan Freund nennen und hatten in St. Ouen ein Zimmer für ihn bereit, wo er Landluft und Ruhe genießen konnte ſo oft es ihn danach verlangt hätte. Aber er vereinſamte immer mehr, verließ ſogar ſeine Wohnung und zog zu einem Perückenmacher Nicolle, der in Belleville wohnte, ihn ſeit dreißig Jahren bedient hatte und während ſeiner Krankheit ſein einziger Pfleger wurde. In Belleville fand ihn auch Urhans Nichte, Margarete Wilden aus Montjoie, als ſie im Spätſommer 1845 durch eine Schülerin Urhans nach Paris an ſein Krankenlager gerufen wurde. An jener Schülerin, einer Intrigantin, die darauf ausging, ein Teſtament Urhans zu ihren Gunſten zu erzwingen, iſt er wohl geſcheitert. Er vermachte ihr ſein geſamtes Hab und Gut, was nicht gering war, und überging ſomit von neuem ſeine Familie, die er in einem Brief an ſeine Nichte vom Frühling 1841 geſucht und mit Tränen der Reue wieder gefunden hatte. Indem er ſich überhaupt mit jener ihn verwirrenden, ſehr auf das Dieſſeits gerichteten Seele einließ, brach er die allzu unertragbar gewordene Feſſel der Vereinſamung und Askeſe, aber, — was Wunder, daß er daran zerbrach und ſich völlig aufgab, da er ſich von Konflikten umgarnt ſah, die abzuwehren nur möglich waren, ſolange er hart und ſtreng, „Leben“ in ſich und um ſich abwies. Er war 55 Jahre alt, als er ſtarb. Seine Freunde ſtanden erſchüttert da. Ein in ihren Augen gottſeliges Leben ſchloß unſelig ab.

Jules Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Franzöſiſch) Paris, den 14. November 1845.

. . . In meinen Anſichten über die klaſſiſchen Werke fühle ich mich täglich mehr beſtärkt. Ich hoffe, daß Du mich darin verſtehſt, um ſo mehr, liebe Mutter, als auch Du von unſerem klaſſiſch gerichteten Vater an ihnen gebildet wurdeſt. Wie wäre es möglich, daß ich ſeine Empfindungsweiſe nicht teilte! Ja, es iſt ſo und ich werde ſie hochhalten und werde ſie verteidigen, dieſe unſere gemeinſame Sache, ſolange ich Blut in den Adern habe. Es iſt hier eine ſchwierige Lage für mich, denn am Conservatoire, umgeben von Profeſſoren, die erſtens ſich und zweitens

Halévy anbeten, von Profeſſoren ſage ich, die nicht einmal vorſchlagen jene Meiſter zu ſtudieren, könnte ich nach und nach meinen Geſchmack abändern, und das würde Dir ſicher Kummer bereiten, lieber Vater, der Du mich ſo ſicher geführt haſt. Glücklicherweiſe iſt Mr. Nagiller aufgetreten, der mich ſtärkt und meine muſikaliſche Erziehung vervollkommnet ... Er iſt der einzige Mann, der zu mir ſpricht wie mein Vater. Alle anderen Profeſſoren und Schüler am Conservatoire ſprechen von ihren geliebten Modernen auf mich ein ... Unſere Wohltäterin, Mme. Legentil, will einige Worte meinem Brief anfügen über einen Satz Deines letzten Briefes an mich, liebe Mutter. Du willſt mich losreißen von meiner zweiten Mutter? Ach, Gott wolle das nicht zulaſſen! Ich umarme Dich von ganzem Herzen.
Nachſchrift: Meine liebe Freundin! Ich nehme einen kleinen freien Platz wahr, um für Ihr gutes Gedenken und das des lieben „Stock" zu danken. Ich muß Sie ſchelten wegen des ſchlimmen Vorſchlages, den ich Sie bitte, nicht zu wiederholen und zwar aus zwei Gründen: Jules muß in Paris bleiben, um in ſeiner Kunſt weiterzukommen, und er ſoll ſich nicht beeilen müſſen, denn er würde Kopf und Augen überanſtrengen. Und zweitens betrachten mein Mann und ich Jules als unſer Kind, und es iſt uns recht und angenehm, wenn er bei uns bleibt. Das iſt unſere Antwort.

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris [Ende] Dezember 1845.

Wieder iſt ein Jahr verſtrichen und dies Jahr habe ich fern von Euch verbracht, fern von Euren wohlwollenden Blicken; wollte Gott, daß es nicht wenig nutzbringend geweſen ſei! Er wolle auch gewähren, daß das Kommende noch fruchtbringender werde, und daß ich Euch zufriedenſtelle ... Heute gilt es, Euch ein gutes Neues Jahr zu wünſchen! Gott ſcheint Euch zu ſegnen, das Glück herrſcht in der Familie, den Kindern geht es gut, — was will man mehr? Ich habe kürzlich in einem Hofkonzert geſungen, eine Gunſt, die nur denen zuteil wird, die als gute Muſiker gelten, und ich darf ſagen, daß ich beim erſten Auftreten in dieſen Räumen brav geſtritten habe. So etwas darf man denken, liebe Mutter, wenn Du mir auch in Deinem nächſten Brief eine Predigt darüber halten wirſt. Man kann beſcheiden ſein und doch ein hohes Ziel haben; das Ziel, Vater und Mutter zu ehren, ſich auszuzeichnen, heraus zu kommen aus der Reihe der Handwerker, die man Sänger nennt und dieſer Maſchinenmeiſter, die man Pianiſten betitelt, und dieſer Zerſetzer, die man mit Komponiſten bezeichnet. Alles mit Gottes Beiſtand! Schreiben wir Ihm alles zu, aber verſuchen wir, zu Seinem Ruhm mehr daraus zu machen. Omnia ad majorem gloriam!

Ich ſchreibe ſeit heut früh halb fünf ... Umarmt für mich all die lieben Kleinen und empfangt hunderte von Küſſen.

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

Paris, den 1. Februar 1846.

Mich wundert außerordentlich, kein Wort von meinem Streichquartett erhalten zu haben; es ſollte doch ungefähr am Neujahrstag Dir zukommen, ... mein liebes Mütterchen ſchreibt mir auch nicht mehr ... Mich freut es, ſie ruhiger zu wiſſen in Kolmar; manchmal geſchieht es mir, Euch nachts aufzuſuchen in Eurer neuen Wohnung; Ihr wart alle geſund noch geſtern, alſo hoffe ich mich nicht getäuſcht zu haben. Herr Schlumberger hat die Güte, ſich einiger Kleinigkeiten anzunehmen; unter jenen werdet Ihr mein Adagio und Scherzo finden ... Das Finale, ſagt mein guter Herr Nagiller, ſoll das erſte Werkchen krönen, drum fang' ich es nicht an, bis ich die fuga nicht recht los habe: doppelter contrapunctus in octavam et decimam ſind ſchon gute Freunde; jetzt kommt noch der in duodecimam, dann die fuga. Darum bitte ich meinen lieben Vater, mir den Herrn Marpurg zu ſchicken; ſoll kein Dummkopf ſein, habe ich gehört! Zwar würde man dem Matheſon, Kux, Kirnberger auch keine Eſelsohren aufſetzen; der letzte iſt vortrefflich im doppelten Kontrapunkt; ich habe ihn durch und durch ſtudiert. Mit einer Stunde habe ich jetzt genug, hat mir auch ſelbſt Herr Nagiller geſagt. Ein vortrefflicher Mann! Ein Künſtler wie wir ihn verſtehen; wir, das heißt Du und ich, und wir alle vom Mozart-Verein in Paris, Ihr ſolltet uns ſehen, um unſeren großen Apoſtel geſchart, wenn der mit ſeiner Rieſenſtimme uns aufmuntert! Da ruft er manchmal noch den alten Herrn Schiller an: „Wie verwahrt ſich der Künſtler vor der Verderbnis ſeiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfängt? — Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis.“ So ſpricht der große Mann in ſeinem Neunten Brief über Aeſthetiſche Erziehung des Menſchen ...

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch)

Paris, den 17. März 1846.

... Auch mir kommt die Zeit lang vor, die uns noch vom Monat Auguſt trennt. Ich will verſuchen, ſie zu verkürzen durch den Eifer, mit dem ich meine Studien, beſonders in der Kompoſition, betreibe. Meine Stimme kräftigt ſich auf erſtaunliche Art und Weiſe; ſie bekommt mehr Baritontimbre; fa und fis ſind gut

in der Höhe; das c unten nimmt an Fülle zu. Man ſagt mir, daß ich auch ſtärker werde; mache Dich darauf gefaßt, daß Du mich nicht wieder erkennſt, wenn Du mich ſiehſt, ob meines ſchönen Schnurrbarts, den ich mit ſo viel Vergnügen trage ... Du willſt, liebe Mutter, daß ich Dir von mir erzähle? Was ſoll ich Dir von einem ſo abgeſchmackten, ſo wenig poetiſchen Weſen, wie das meine, erzählen? Das einzig leidliche an dieſem „Ich" iſt die Stimme, und vielleicht auch der hübſche Schnurrbart, deſſen ſeidenweicher Flaum noch niemand erſchreckt hat, wer es auch ſei. Außer dieſen beiden Dingen gibt es nichts Gutes. Die Stimme, großer Gott, kann vergehen, wie ſie gekommen iſt, und niemals kann man mir eine neue kaufen. Ich will Dir erzählen, daß ich Klavier ſpiele, daß ich eine Fantaſie von Bach, drei Fugen, drei Sonaten und andere Sachen auswendig lerne; will Dir ſagen, daß ich langſam trillere, niemals ſehr ſchnell, daß ich eine vierſtimmige Fuge ſetze; daß ich nicht in Geſelligkeit gehe; daß ich, wenn ich ſinge, Erfolge habe; daß man mir ſagt, ich ſpräche gut aus, und daß meine Stimme der Deinen gliche! Gott ſei Dank, das iſt noch das Beſte, was ich ſagen kann! Daß ich ein Brummbär werde und zu Hauſe hocke; denn nur ſo kommt man vorwärts. Noch ſechsunddreißig ſolcher intereſſanter Nachrichten könnte ich geben. Emil Bourcart erzählte mir von Gebweiler und ſagte, daß unſer Haus abgeriſſen würde ... Ich habe Gebweiler nicht mehr gern, ſeit Ihr nicht mehr dort ſeid, ja, ich muß ſagen, ich habe ein Grauen davor. Frei herausgeſagt, hat das Elſaß überhaupt wenig Anziehungskraft für mich, weil man dort keine ſolche Muſik macht wie hier. Ich verſichere Dich, für einen jungen Künſtler iſt das Leben in Paris berauſchend. Sind nicht ſchon die „Société des concerts" mit ihren Beethovenſchen Symphonien Urſache genug? Ach, mein armer Vater! Verſtehſt Du dieſe Sprache? Du haſt dieſe Begeiſterung ſicherlich auch empfunden, als Du jung warſt! ... Das ſoll Dich nicht erſchrecken, liebe Mutter! Wenn ich das Elſaß nicht ſo lieben kann, weil ich die Schweiz leidenſchaftlich liebe, ſo ſoll das heißen, daß ich Euch lieber in Tannenfels als in Kolmar weiß! Dort erfüllt die Natur uns wenigſtens mit begeiſterter Eingebung, wenn ich ſo ſagen darf. O Rigi! O Pilatus! O Wald von Tannenfels! Wann darf ich euch wiederſehen? Gott gebe es. Aber er gebe auch früher oder ſpäter, daß Ihr Euch hier niederlaſſen könnt. Hier ſind unſere wahren Freunde; Freunde, die Euch nie vergeſſen, die täglich von Euch zu mir ſprechen, Freunde, die mich lieben, wie ſie Euch lieb haben, und das iſt nicht wenig. Ich erlebe die Beweiſe davon. Sie begrüßen Euch alle und bedauern unendlich, meinen Vater nicht zu ſehen. Das iſt's auch, was der Sohn beteuert, der ihn zärtlich lieb hat und der die beſte aller Mütter umarmt ...

Jules Stockhausen an seine Mutter:
(Französisch)

Paris [Mai oder Juni] 1846.

... Wenn man darüber nachdenkt, verursacht es Pein zu erleben, wie heute Musik gemacht wird. Das Wort „machen" drückt meine Gedanken aus. Aber noch viel empfindlicher ist es zu sehen, wie viele junge Musiker von Talent unter Aufgabe ihrer Persönlichkeit sich solchem verächtlichen Handwerk ergeben ... Ich kann sie weder als Naturkinder noch als Anbeter der Kunst, noch als Jünger der Wissenschaft bezeichnen. Das Natürliche in ihnen ist ertötet. Sie wissen selbst nicht, was sie sind. Die „Kunst", dieser schwankende Begriff, ist in ihren Augen ein Trugbild; ebenso die „Wissenschaft", und wer wird sie ihnen vermitteln? Wer wird sie darüber belehren, daß ohne Wissenschaft, ohne Kunst auch das größte Genie nur ein unvollkommenes Werk hervorbringen kann? Werden das etwa die netten Professoren am Conservatoire tun? Ein Elwart, ein Halévy? Sie, die alle ihrem Gott, ihrem Idol, der Mode, opfern? Die sich vor dem Publikum hinwerfen, die vor ihm im Staube kriechen? Und ihr Direktor, der berühmte Auber? Ohne Zweifel ein Mann von Genie, aber ein gottloser Oberpriester. Rossini scheint mir den bequemen Weg noch mehr verflacht zu haben und die Narren, die ihm gefolgt sind, sind noch tiefer in den Schlamm gesunken. Aber, wird man mir entgegenhalten, diese Menschen haben viel Geld verdient, sie haben ihr Handwerk verstanden. Darauf antworte ich nichts. Wenn man einen Blick auf das vergangene Jahrhundert wirft, wenn man die Meisterwerke von Graun, Hasse, Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven in Betracht zieht, kann man nicht zweifeln, und weh denen, die zweifeln! Nur, wollen wir hinzufügen, muß man diese erhabenen Meister verstehen; man muß gearbeitet haben; man muß gelernt haben, warum diese Werke so herrlich sind ... Ich muß Dir sagen, liebe Mutter, daß ich allmählich der Klasse von Elwart entwachsen bin; ich beherrsche jetzt meine Harmonie und halte es für nutzlos, dort zu bleiben ... Meine Stimme befindet sich in einem sonderbaren Zustand; seit vierzehn Tagen neigte sie zur Tiefe, seit gestern steigt sie. Es muß eine Krise sein, man muß geduldig abwarten. Sie hat immerhin an Weichheit zugenommen, und vor allen Dingen durch regelmäßige und häufige Übungen an großem Umfang gewonnen. Ich bin wie im vergangenen Winter ganz versunken in meine Studien und in Schiller, von dem ich „Don Carlos", „Maria Stuart", „Wilhelm Tell" gelesen habe. Ich bin viel zu Hause; nur Montags und Donnerstags suche ich Gesellschaft auf ...

Jules Stockhausen an seine Mutter:
(Französisch) St. Ouen, den 27. Juni 1846.

Noch ganz unter dem Eindruck eines köstlichen Traumes stehend, beginne ich diesen Brief. Stelle Dir Deinen Sohn mit seiner Mutter vor und — — Beethoven. — Einerseits ein schrecklicher Albdruck, andererseits ein Strom von Beruhigung, sobald seine reine, engelsgleiche Stimme ertönt, sowohl erregend als auch besänftigend. Das Thema der c-moll Symphonie wirft Dich zu Boden, die Stimme, die es Dir zu Gehör bringt, läßt Dich die Augen aufheben, um sie zu suchen; man will sie sehen, nicht nur hören — aber sobald man erwacht, ist sie verschwunden. — Ja, die vergangene Nacht war die unruhigste, die ich je verbrachte. Ich, der ich es mir so sehr gewünscht hatte, Beethoven einmal zu sehen, habe ihn gesehen; mein Vater nannte ihn „Du"; ich wich nicht einen Augenblick von seiner Seite! ich bewunderte diesen Kopf, dieses Spiegelbild seiner Leidenschaften, die ihm solchen Ausdruck verliehen! Ich bat ihn um einige Zeilen für mein Album, und er verweigerte sie mir nicht. Ich weinte, ich lachte, ich wand mich hin und her, der Schweiß perlte in großen Tropfen. Ach, was für ein Mann! Kann Gott zulassen, daß ein sterbliches Geschöpf das Menschenherz so von Grund aus aufwühlt? Glücklicherweise kommt so etwas selten vor, bisher nur einmal, und wer weiß, vielleicht geschieht es nicht noch ein zweitesmal . . .

Inzwischen waren die Eltern von Gebweiler nach Kolmar übergesiedelt, ohne daß aus den spärlichen Briefen der Eltern an Jules die Beweggründe zu erkennen wären. Henri, vierzehnjährig, blieb auf Zureden von Jules in Straßburg auf dem Petit Séminaire, da er den Vater vor den unerfreulichen Zuständen des Kolmarer collège warnte. Henri war anscheinend etwas „rebellisch" geartet, oder wie es ein anderes Mal heißt, „schwierig, wie ja häufig in der Familie Schmuck durch ihre elsässische Lebhaftigkeit". Deshalb bittet Jules den Vater auch, dafür sorgen zu wollen, daß Henri zu der Art von Ernährung übergehe, die er auch für seine eigene, leicht erregbare Natur als die gesündeste herausgefunden hatte: „Simpel und doch einfach!" Cécile und Adèle, die zehn- und elfjährigen Schwestern und der siebenjährige Franz waren des Vaters Schüler am Klavier, und beim Singen stellte sich noch der kleine musikalische Emile daneben. Der Vater scheint derjenige gewesen zu sein, der sich um die Erziehung der Kinder bemühte, auch mit ihnen spazieren ging und die Schulaufgaben beaufsichtigte, während die Mutter leider einem grüblerischen Hang nachgab, der sie schaffensunfroh machte. So verlockend auch Jules von der Ferne aus ihr die Erziehungsaufgaben darstellte, so scheint sie doch den praktischen Notwendigkeiten des Lebens damals ausgewichen zu sein.
Wie gerne wäre der Sohn nach Kolmar gekommen, um die neue Wohnung bald

zu beſichtigen, über die ihm die Mutter geſchrieben hatte; ſo konnte er ihr einſtweilen nur antworten: „Du machſt mir eine ſehr günſtige Beſchreibung davon. Was das Zimmer betrifft, das Du für Deinen Sohn beſtimmt haſt, ſo wird es immer ſchön genug ſein, weil er Dich dort findet. Du weißt, daß ich nie anſpruchsvoll geweſen bin, und ich bin es auch nicht geworden.“ Die Trennung von der Mutter und den zärtlich geliebten Geſchwiſtern dauerte noch bis zum Spätſommer 1846, während der Vater ihn an einem Frühlingstage in Paris plötzlich überraſchte und vor ihm ſtand! Er wohnte mit ihm bei Legentils und wurde von dem Sohn in alles Erlebte und Erlernte eingeweiht und voller Freude zu den anderen Pariſer Freunden hingebracht. Kurze Zeit vorher hatte er gerade dem Vater geſchrieben: „Wahrhaftig, gerne werde ich das Elſaß wiederſehen, aber dort zu bleiben wäre nicht möglich für mich, oder ich müßte ſpäter eine ſchöne Stelle bekommen. Che ambitioso figliolo! hé! perchè no? Kennſt Du das Land, wo die Symphonien blühen? Nicht die Zitronen. Hier blühen oder werden Mozart und Beethoven blühen; wir feurige, wir raſende Mozartiſten ſollen ſie herausheben! Schon ſechzig Mitglieder zählt unſer Mozartverein unter der Direktion des Herrn Nagiller. — Letzten Montag war das dritte Konzert im Conservatoire; da wurde applaudiert! Nur möcht' ich es wagen, zu behaupten, daß die vierte Symphonie von Herrn Spohr „La Naissance de la Musique“ der Tod der Muſik iſt. Wahre Tonmalerei; unſer Säkulum ſcheint ſehr maleriſch zu werden, wer weiß, ob Herr Félicien David unſer Porträt nicht auch mit Noten dessinieren wird . . . Eine Symphonie muß nun einmal Eins ſein; das haben die Herren Mozart und Haydn, wie auch der muſikaliſche Shakespeare (Beethoven) verſtanden.“

Der Vater, aus der muſikaliſchen Zurückgezogenheit herausgeriſſen, ſcheint das Zuſammenſein mit dem Freund ſeines Muſikerherzens tief genoſſen zu haben; die Trennung wurde ihnen nicht ſo ſchwer, da die Ferien des Conservatoire in wenigen Monaten auch Jules eine Heimreiſe und Aufenthalt in Tannenfels ermöglichten. Der Wiederanfang des Semeſters und die bevorſtehende Hochzeit ſeines Freundes Alexandre Legentil mit Marie Marcotte, einer Schülerin Urhans, am 15. Oktober 1846 riefen ihn nach Paris zurück. Aber man hatte Jules trotz ſeiner Warnungen zu lange zu Hauſe feſtgehalten, und ſo mußte er am 19. Oktober berichten: „Geſtern habe ich mich zum erſten Mal wieder im Conservatoire vorgeſtellt, aber, da ich als zu ſpät angekommen befunden wurde, bin ich auf der Liſte geſtrichen worden. Seht Ihr, liebe Eltern, ſo geht es einem, wenn man nicht rechtzeitig da iſt. Der Pförtner, in Übereinſtimmung mit dem Herzog von Montpensier, ſah uns [zu ſpät Angekommene] nicht an, und ſo bin ich alſo vor die Tür geſetzt. Ich bitte Dich dringend, lieber Vater, an Mr. Ponchard zu ſchreiben; denn Du und die liebe Mutter waren es, die mich zurückhielten. Es eilt. Es iſt eine Mahnung fürs nächſte Mal! Der Sohn hat nicht immer unrecht!“

Von der Hochzeit im Hause Legentil, die in St. Ouen begangen wurde, berichtet er, wie großartig sie verlaufen sei, und daß die siebzig Gedecke, von Chenet in Paris geliefert, 1200 Francs gekostet hätten ohne den eisgekühlten Champagner und den herrlichen Wein! Unter den Gästen sah er den damaligen Handelsminister, den Maler Ingres[34]) und viele andere bedeutende Persönlichkeiten, die zu dem großen Bekanntenkreis des Hauses zählten.

Jules Stockhausen an seine Eltern:
(Französisch) Paris, den 5. November 1846.

... Was mich betrifft, so bin ich nicht wenig zufrieden, wieder in der Klasse von Mr. Ponchard angenommen zu sein. Wahrlich, meine Mutter hat in ihrem Briefe [an Ponchard] ein Schreibtalent enthüllt, das mir bisher unbekannt war. Nur eins konnte nicht gerade nutzbringend sein, nämlich zu einem alten Schauspieler von Religion und Gebeten zu sprechen. So etwas ist sogar manchmal gefährlich, denn man darf ihm kein Ziel für seinen Spott bieten. „Vae homini illi per quem scandalum venit". Henri wird Euch das erklären! — ... Ich muß noch von meiner Stimme oder vielmehr von meinen Gesangsübungen sprechen, die ich sehr abgeändert habe. Ich habe eine Sammlung von fünfunddreißig Arten von Übungen zusammengestellt im Umfang von zwei bis elf Noten, nützlich am Morgen und abends vor dem Schlafengehen als allerletztes zu singen. Meine Zeit ist eingeteilt wie eine Uhr. Morgens arbeite ich Kontrapunkt (ein Mittel gegen die größeren Liebhabereien); um zehn Uhr wird gefrühstückt; von elf bis eins Gesang studiert, von eins bis drei auf die Bibliothek gegangen (Sulzer, Mathesson, Kirnberger, Marpurg, Türck, Rameau u. a.); von drei bis fünf Klavier geübt: Präludien von Bach und Etuden. Der Abend bis neun Uhr ist dem Lesen gewidmet. Wenn man dann zehn Stunden stramm gearbeitet hat, darf man aufatmen ...

Brief der Mutter an Jules:
(Französisch) Kolmar, den 17. November 1846.

Ich bin glücklich zu erfahren, daß Du wieder im Conservatoire aufgenommen bist und zwar trotz meiner Redegewandtheit, über die Du Dich in wenig feiner Weise lustig machst. Du hast mir wirklich Kummer verursacht, mein lieber Jules, durch die Art, in der Du Dir erlaubst, Dich über meinen Brief [an Ponchard] zu moquieren und darüber, daß ich an ihn über Religion schrieb. Mag er es auffassen, wie es ihm beliebt, ich habe es jedenfalls gesagt, wie ich es gemeint habe,

und wenn ich ſchrieb, daß ich für ihn beten würde, dann hatte ich es auch vor zu tun, und ohne daß es ihm etwas geſchadet hätte. Schon in Tannenfels haſt Du Dir zwei oder dreimal Bemerkungen erlaubt, die mir Kummer verurſacht haben, aber ich wollte Dich's nicht merken laſſen, um Dich nicht traurig zu machen während Deines kurzen Aufenthaltes unter uns, und ich habe ſie auch ſchon lange vergeſſen, was Dir beweiſen ſoll, daß ich nicht im geringſten böſe auf Dich bin, und daß ich Dich nach wie vor zärtlich lieb habe. Aber ich muß es Dir ſagen, weil ich es für einen Fehler an Dir empfinde, der mir für Dich und mich leid tut. Jetzt habe ich Dir geſagt, wie ich darüber denke, und es ſoll nicht weiter die Rede davon ſein. Der liebe Gott, der mich bis in meine geheimſten Gedanken hinein kennt, weiß, daß ich Dir nicht zürne oder gezürnt habe; mein ganzes Verletztſein hat ſich in einigen Tränen aufgelöſt und in einem noch inbrünſtigeren Gebete als ſonſt (wenn das möglich iſt) für den Sohn, der uns ja ſchließlich ſo viel Freude macht.

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris, den 13. Dezember 1846.

Morgen nehme ich meine Arbeiten wieder auf und fange mit einer neuen Schülerin an, die mir Mr. Neukomm verſchafft hat. Es iſt eine reiche junge Engländerin, die vier Stunden in der Woche nehmen will. Der gute Neukomm ſcheint ſich ſehr für mich zu intereſſieren, und ich bezweifle nicht, daß er mir ſehr nützlich ſein kann, hoch geſtellt, wie er nun einmal in der engliſchen Ariſtokratie von Paris und London iſt. Neukomm iſt erblindet; ein Auge iſt ſchon verloren, das andere fängt an; er will ſich im Frühjahr operieren laſſen ... Ich werde meine Ferien nächſten Sommer bei Euch nötig haben; möchte ich ſie doch dann verdient haben und mit Lorbeeren heimkehren. Wenn es nur von mir abhinge! Aber das Prüfungskomitee, welches weiß, daß ich nicht auf die Bretter will, wird nicht geneigt ſein, einen für ſie unbedeutenden Externen anzuſpornen! Ich fürchte dieſe Rotte! ...

Es bekam ihm körperlich ſchlecht, als er nun mit Hochdruck und voller Befürchtungen auf die Prüfungen hinarbeitete, Fieberanfälle legen ihn von Zeit zu Zeit auf mehrere Tage brach, und ſchließlich verlangt der behandelnde Arzt, Dr. Huet, kategoriſch: „Ich wünſche, daß deine erregten Nerven beruhigt werden durch Zunahme deiner phyſiſchen Kräfte.“ Er verordnet ihm Fecht- und Reitſtunden, Bäder, nur einmal am Tage Fleiſchkoſt und viel Gemüſe. Jules, der ſich ſein Taſchengeld durch Stundengeben ſelbſt verdienen mußte, denn nur für notwendige Anſchaffungen bekam er von Zeit zu Zeit Geld von zu Hauſe, mußte

ſchweren Herzens an die Ausgabe für Reitſtunden herangehen, fühlte aber ſelbſt die Notwendigkeit, ſich widerſtandsfähiger zu machen, „denn wenn ein Geſangſtück auch nur geringen Ausdruck verlangt, ſo zittere ich am Schluß von oben bis unten. Beſonders, wenn ich in einer Soiree angeregt werde zu ſingen, wie kürzlich bei Mme. Chevreux, wo ich mit Hallé, Franchomme und ſeiner Stradivariusgeige zu 22 000 Francs eingeladen war. Der Erfolg ſchien aber ein guter geweſen zu ſein, da man mich engagierte, mit Mlle. Chevreux zu muſizieren."

Im Frühjahr war die Mutter Gaſt bei Legentils. Es entſtanden damals Pläne, Jules zur weiteren Ausbildung nach Italien zu ſchicken, aber er bat eindringlich, ihn in Paris zu belaſſen, um dort ſeine Studien zu beenden, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß er, der nicht zur Bühne wollte, noch Kämpfe zu beſtehen haben würde. Man ſolle Geduld mit ihm haben, auch wenn es ihm bei der Konkurrenz um den Geſangspreis in dieſem Jahr nicht glücken ſollte; er ſei drei bis vier Jahre jünger als der Durchſchnitt ſeiner Kameraden.

Die Semeſterprüfung im Juli trug ihm die Anerkennung Aubers ein und die Auszeichnung bei einer Theatervorſtellung am Hof vor Louis Philippe mitzuwirken. Seinen 21. Geburtstag beging er in St. Cloud, wo er in der Maske eines Finanzminiſters unter Louis XV. in der kleinen Oper „Les Prétendus" von Lemoine auftrat. Vierzehn Tage nach dieſer guten Nachricht fand das Preisſingen am Conservatoire ſtatt.

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) St. Ouen, den 8. Juni 1847.

Ich komme aus der Probe von „Fidelio". Erſtaunt Euch das vielleicht? Man ſtudiert es am Conservatoire, und wenn mir auch die franzöſiſche Überſetzung das deutſche Original nicht erſetzt, ſo geht es immerhin. Was ſoll ich Euch, liebe Eltern, davon erzählen, wie ich mich in das Orcheſter hineingelebt habe? Ich hörte bei allen Klavier- und Orcheſterproben zu, aber als es im Quartett an einer Bratſche mangelte, habe ich mich dem Papa Habeneck angeboten, der mich belohnte, indem er mich auf die Liſte der Ausübenden ſetzte! Was für ein Werk eines Genius, dieſer „Fidelio"! Kann man eine reichere Partitur finden? Es gibt andere, effektvollere, aber wenige, die eine ſolche Fülle ſchöner Stellen enthalten ... Was die Chöre betrifft, die ungewöhnlich ſchwierig ſind, ſo gehen ſie leidlich ... Das Finale des dritten Aktes trägt das Gepräge einer Größe, die man vergeblich in einer modernen Partitur ſucht ... Die Frauenſtimmen ſind ſchön, die der Männer weniger zahlreich und weniger ſtark; das Orcheſter iſt von Schülern gebildet. Die Blasinſtrumente ſcheinen zu ſchwach beſetzt, aber

es geht. Papa Habeneck ist streng, eigentlich sogar etwas mürrisch. Ich träume nichts anderes als „Fidelio", alle Themen verfolgen mich bis in meine letzten Gedanken! Ach, nur um diesen Preis wird man Musiker, und sicher beeinflußt dieser Zustand ständiger Erregung Körper und Geist. Aber es macht nichts, es geht mir sehr gut. Das Land, das entzückende St. Ouen, ruht abends den Blick aus, und eine balsamische Luft gibt mir neue Kräfte. Mme. Legentil bleibt stets die umsichtige Mutter, voll Zärtlichkeit, Geist und Fröhlichkeit. Augenblicklich nennt sie mich ihren kleinen Fidelio. Sonnabends darf ich sie im leichten zweirädrigen Einspänner nach Paris fahren, auch manchmal in der Woche; denn der große Wagen ist häufig besetzt. Alexandre [und ich] ... übersetzen augenblicklich E. T. A. Hoffmann aus dem Deutschen; der spassige Hoffmann mit seinen bizarren Einfällen; seine sehr gut geschriebenen Erzählungen sind sehr schwer durch Abweichen von allem Herkömmlichen. Alexandre übersetzt sehr gut; ich versuche ihm die deutsche Aussprache beizubringen. Im Englischen haben wir den „Vicar of Wakefield" von Goldsmith gelesen; es ist ein entzückender Familienroman. Am 21. soll ich um den Gesangspreis konkurrieren, obwohl ich überzeugt bin, nicht zugelassen zu werden. Hört warum: Neulich ging ich im Conservatoire auf der Bühne neben Mr. Auber auf und ab; ich erbat von ihm die Gunst, in der Klasse von Ponchard bleiben zu dürfen, falls ich zu der Konkurrenz zugelassen würde; denn sie stecken einen sonst in eine Klasse, die ihnen gut dünkt. Er fragte nach meinem Alter und warum ich nicht im Chor in „Fidelio" mitsänge. Ich antwortete ihm, daß meine Stimme noch zu jung sei, daß es ihr schaden könne. Darauf antwortete er mir, daß, wenn ich mich nicht bereit erklären würde, in den Chören mitzusingen, falls man mich dazu auffordert, ich nicht zur Konkurrenz zugelassen werden könnte; denn, so sagte er mir, das Conservatoire ist dafür da, den Nachwuchs für die Theater zu stellen, und jeder Schüler müsse zur Verfügung stehen. So ist's; damit ist es so gut wie entschieden, daß man auf die Gesangsklassen verzichten muß; sehr schlimm ist es schließlich nicht. Ihr wißt, daß ich nicht gerne auf die Bühne gehen würde, also — hereingefallen!!! — Morgen finden die Examina für Harmonie statt. Wir gehören leider zu der schwächsten Klasse, denn noch nie hat ein Schüler von Elwart den ersten oder zweiten Preis für Harmonie davongetragen; die Klasse von Collet ist ungleich besser ... Alexandre sagte neulich, daß, wenn man ihn zum Direktor am Conservatoire machen würde, er als erstes die Harmonielehrer davonjagen würde; er würde Mendelssohn oder Spohr kommen lassen ...

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris, den 2. Auguſt 1847.

Es iſt alles überſtanden! Das Examen, die Aufführung vor dem König! Ich kann augenblicklich noch kaum meine Gedanken ſammeln ... und nur wenige Sätze zuſtandebringen. Eine Konkurrenz mitzumachen iſt eine große Sache. Mehrere Eurer guten Freunde waren anweſend ... Sie waren gekommen, um Zeugen meines Fiaskos zu ſein. Ich, der ich niemals Angſt habe, hatte heute eine unbeſchreibliche Furcht. Ich ſang, als achter, die Arie aus „Zaira" [von Mercadante]. Im ganzen waren wir einundzwanzig. Ich bin erdrückt worden durch die ſchönen Stimmen der anderen. Es iſt das erſte [mal, daß ich zur Konkurrenz zugelaſſen worden bin,] das iſt wahr, — [hoffen wir] alſo auf das nächſte Mal! Es bleibt mir nur ein Troſt, und der iſt, Euch wiederzuſehen! Euch und die lieben Kleinen! Könnt Ihr meine Freude begreifen? Nein, nein, Ihr könnt es nicht! Werde ich Euch auch ebenſo willkommen ſein? Ich wage nicht daran zu zweifeln! Ich weiß nicht, was ich ſage, ich zittre noch am ganzen Körper, ſo fürchterliche Angſt habe ich heute Morgen ausgeſtanden. Schreibt mir, ſobald Ihr könnt, einen Brief ...

Nach dieſem Mißerfolg, der ihm die Möglichkeit abſchnitt, ſich um einen Preis der Geſangsklaſſe in nächſter Zeit zu bewerben, hatte er eine gründliche Erholung nötig. Jules hatte zum erſtenmal erfahren müſſen, daß ſeine Stimme keine durch ſich ſelbſt ſiegende Kraft beſaß. Und das, womit er ſpäter ſiegte, wuchs und reifte erſt langſam aus ſeinem Eigenſten heraus, ihm ſelbſt unbewußt, und war in ſeinen früheren Keimen zu zart, um ein Lehrerkollegium in Paris für ſich einzunehmen, das nach ganz anderen Geſichtspunkten urteilen mußte.
Der Zuſammenhang mit der Natur, das Leben mit Eltern und Geſchwiſtern, der Aufenthalt in Tannenfels und auf Rigi-Kaltbad gewährte ihm völlige Auffriſchung ſeiner Kräfte. Kaum nach Paris zum Semeſterbeginn zurückgekehrt, begannen in der Schweiz politiſche Unruhen, die er an Hand der „Kölniſchen Zeitung" lebhaft intereſſiert verfolgte. Es war der Kampf der freiſinnigen, reformierten Kantone gegen die überwiegend katholiſchen Kantone Luzern, Schwyz, Unterwalden, Uri, Zug, Wallis und Freiburg. In dieſen Kantonen hatten die Jeſuiten die Oberhand gewonnen, Luzern hatte z. B. 1844 ſein geſamtes Erziehungsweſen in die Hände dieſes Ordens gelegt. Ein ſolcher „Sonderbund" innerhalb der Eidgenoſſenſchaft war aber nur ſchwer zu ertragen, und ſo beſchloß die eidgenöſſiſche Tagſatzung im Juli 1847 die Auflöſung dieſes „Sonderbundes" und führte, da der Aufforderung keine Folge geleiſtet wurde, mit Waffennachdruck die Exekution aus. General Dufour, der das eidgenöſſiſche Heer von 30 000 Mann befehligte, entſchied in faſt unblutigem Zuſammenſtoß

mit den Sonderbündlern die Sache zu Gunſten der Eidgenoſſenſchaft und ſtürzte die Jeſuitenvorherrſchaft.

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris, den 29. Dezember 1847.

... So geht alſo das Jahr 1847 zu Ende. Wenn ich überdenke, was alles an Gutem und Schlimmem geſchah, ſo kommen wohl angenehme Dinge vor mein Auge, aber auch recht ſchreckliche Erinnerungen treten auf, und vor allem die Schweizer Vorgänge, der ungerechte, ruchloſe Krieg der Eidgenoſſen gegen ihre Brüder. Ohne Zweifel will Gott die Schweiz ſtrafen, oder wenigſtens will er die Katholiken an ihre Aufgabe zurückrufen. Sie haben großes Unrecht begangen, das muß man zugeben; es ſind Mißbräuche beſonders beim Klerus vorgekommen. Der furchtbare, aber gerechte Gott bedient ſich indes der Feinde ſeiner Kirche, um ſie zu züchtigen, ja er bedient ſich ihrer wahrhaft ſehr oft, leider! ... Ich vergeſſe auf einen Augenblick dieſe verſtimmenden Ereigniſſe, um nur an das Glück zu denken, Eltern und Geſchwiſter zu lieben. Das iſt wirkliches Glück, ein Gottesgeſchenk oder, allgemein ausgedrückt, ein ganz natürliches Empfinden ... Wenn wir wirklich wüßten, was ein Mutterherz, was ein Vaterherz eigentlich iſt, könnten wir ſie niemals auch nur einen Augenblick verdrießen. Aber Gott wollte nicht haben, daß wir es wüßten, bevor wir es ſelbſt ſind, denn ſonſt fiele uns der Gehorſam zu leicht. — Ein neues Jahr beginnt! Faſſen wir gute Vorſätze! Stählen wir unſere Liebe zu Gott, zu den Eltern, auf daß wir am Ende des Jahres 1848 ohne Gewiſſensbiſſe daſtehen. Das ſind die Wünſche Eures Kindes, Eures älteſten Bruders, den man Jules heißt, auch Julius ... Dieſer Julius geht oft ins Théatre des Italiens, um Geſangsſtunden von einer gewiſſen Alboni[35]) zu nehmen, einer dicken Schwarzhaarigen mit kleinen Löckchen, wie Fräulein Cécile ſie hat. Dieſe gewiſſe Alboni, ſagt man, ſänge gut, aber eigentlich ſingt ſie nur für Kenner gut, indem nämlich Langohren meinen, ſie wüßte nicht ihre Stimme zu geben (qu'elle ne sait pas donner sa voix). Aber das hindert nicht, daß der oben erwähnte Julius neulich Anlaß war, daß ſie ihre Cavatine aus „Sémiramide" [von Roſſini] im zweiten Akt wiederholen mußte, und daß die drei durchdringenden „Wiederholen!", die mit Donnerſtimme dahinrollten, das Parterre aufweckte, welches noch unter dem Eindruck der köſtlichen Kontra-Altſtimme ſtand und das dann auch, zu ſeinem Glück, wie toll mitgeſchrieen hat. Mme. Grisi, eine Dame, die ſchließlich auch nicht gerade ſchlecht ſingt, hatte ſich morgens Blumen beſtellt, die man ihr nach der erſten Arie zuwarf (klug eingefädelt). Arme Grisi, das hat ſie wohl aufgerüttelt, als ſie dieſen Arsace zarter ſingen hörte als alle Nachtigallen in St. Ouen.

Dieſer gute Arsace hat auch ſie verjüngt; ſie wurde lebhaft, und in den beiden Duetten im erſten und zweiten Akt iſt ſie wirklich noch ſchön, ſie hat ihre Stimme auch ordentlich ein wenig gedämpft! Ich werde an einem dieſer nächſten Tage die Bekanntſchaft der Alboni machen. Der Redakteur des „Galigniani", der engliſchen Zeitung in Paris, der meine Begeiſterung mit anſah, verſprach mir, mich ihr vorzuſtellen. Er kann mir nützlich ſein bei einer baldigen Reiſe nach England. Dieſes Teufelsland erſchrickt mich! Es iſt ſo wahr, daß man dorthin einen gewiſſen Ruf mitbringen muß! Haben doch dieſe englishmen die arme Alboni unbeachtet gelaſſen, die hingegangen war, um ſie zu erfreuen. Wenn ſie jetzt zurückgeht, wird man ſie mit offenen Armen empfangen, weil die franzöſiſchen und auch die engliſchen Zeitungen einen nicht gewöhnlichen Lärm ihretwegen machen! ... Händel wird für mich immer eine Quelle bleiben, obwohl ich in der Tiefe einen volleren Ton haben müßte. Inzwiſchen arbeite ich an meiner Vokaliſation, und wenn meine Stimme nicht müde iſt, gehen die Tonleitern auf- und abwärts ſpielend. Noch bleiben die Triller und die chromatiſchen Tonleitern zu lernen, gut zu lernen. Wenn meine Stimme nicht an Fülle zunimmt, müßte ich mich ausſchließlich auf die leichten und graziöſen Sachen werfen und könnte dann nicht ſchöne, gute Arien ſingen. Um ſo ſchlimmer.

„Mein Geſchmack für das Gute, Schöne, Edle veradelt ſich täglich, und ich bin ſoweit gekommen, daß ich nur Muſik lieben kann, die wahr iſt“ (Julius Stockhauſen an ſeine Mutter am 6. Juni 1851).

KAMPFZEITEN 1848 BIS MITTE 1851

Der Ausgangsbrief des Jahres 1847 mit dem Zeugnis ſeiner tiefgehenden Kindesliebe fand ſein Echo in dem erſt verſpätet eintreffenden Neujahrsbrief ſeiner Mutter, in dem die Worte zu leſen ſtehen: „Ich hoffe, daß der göttliche Vater unſere Gebete gnädig aufnehme und uns Leib und Seele deſſen geſund erhalte, der unſere teuerſte Hoffnung iſt.“ Das Jahr 1848 brachte Ereigniſſe für Jules mit ſich, die, nachträglich geſchaut, die Wünſche der Mutter wie aus ahnungsſchwerer Seele heraus geboren erſcheinen laſſen.

Die bald in Paris ausbrechende Revolution, der Sturz Louis Philippes, den er von Angeſicht zu Angeſicht in St. Cloud geſehen hatte, ſollte auch für ihn Bedeutſames im Gefolge haben. Sein jung vermählter Freund, Alexandre Legentil, weilte mit ſeiner Frau im Süden, als die Revolution ausbrach. Als deſſen Erſatzmann ſtellte er ſich der Nationalgarde, erfüllt von ſeiner Verpflichtung gegen die Familie, unter deren Dach er als Sohn aufgenommen war und unter dem er Geborgenheit, Wohlſtand und Schutz genoſſen hatte. Um die Ordnung in der Stadt ſchützen zu helfen, meldete er ſich freiwillig und zog auf Wache. Nicht, weil er Franzoſe war. Sein Vater, der ſich 1840 anläßlich der Erwerbung von Grund und Boden in der Schweiz für eine Nationalität entſchließen mußte, hatte, obwohl geborener Kölner, nicht die preußiſche gewählt, die er ſich durch endgültige Rückkehr aus dem franzöſiſchen Elſaß in die rheiniſche Heimat hätte erwerben können. Furcht vor den preußiſchen Militärgeſetzen hatte ihn damals mitbeſtimmt. Seine Kinder optierten ſpäter ebenſowenig für Frankreich, als daß ſie preußiſche Untertanen wurden[36]). Auch Jules hatte im einundzwanzigſten Lebensjahr nicht von dieſem Recht des Optierens für Frankreich Gebrauch gemacht; trotzdem verſah er den Dienſt als Nationalgardiſt, der ihn wie jeden Anderen zur Zeit des Aufſtandes der Gefahr preisgab, aus freudigem Impuls für das Haus Legentil. Gewehr, Torniſter, nächtlicher Wachtſtubendienſt verhinderten keineswegs, daß ſein Studium weiterging.

Wahlreformfragen, Anklagen gegen ein korruptes, wenn auch als legal geltendes monarchiſches régime hatte die republikaniſche Oppoſition der franzöſiſchen Kammer immer mehr gegen Louis Philippe und ſeinen Ratgeber Guizot aufgebracht, und ein geringfügiger Anlaß war es letzten Endes, der in ſeiner Wirkung die Auslöſung der Erregung bei den Radikalen brachte. Das Feuer der erhitzten Köpfe griff nur allzu ſchnell um ſich, und nach anderthalb Tagen, verbracht in Schwankungen für und wider die Regierung, war das Spiel für den Bürgerkönig Louis Philippe verloren. Mit neunundſechzig Jahren unterſchrieb er am 24. Februar 1848 unter dem Druck der Straße die Abdankungsurkunde zu Gunſten ſeines Enkels, des Grafen von Paris. Die Herzogin von Orléans, die Mutter jenes vierjährigen Grafen von Paris, mußte die Deputiertenkammer, in die ſie ſich nach dem Sturz des Königs geflüchtet hatte, verlaſſen und fliehen, weil die Einſetzung einer proviſoriſchen Regierung durch Ledru-Rollin ertrotzt wurde; dieſer wurde Miniſter des Innern, Garnier-Pagès Finanzminiſter. Louis Philippe floh zur Küſte und von dort am 2. März nach England. Die erſte Folge der neuen Lage war die, daß eine bewaffnete Bande von der neuen proviſoriſchen Regierung die Anerkennung des Rechtes auf Arbeit verlangte und zwar in der Weiſe, daß eine der durch die geſtrichene Zivilliſte „erſparten“ Millionen zur Einrichtung von ſogenannten National-Werkſtätten verwendet werden ſollte. Louis Blanc, der Vertreter jener Forderung, erzwang am 25. Februar das zuſtimmende Dekret.

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

[Paris], den 26. Februar 1848.
République Française.

Lieber Vater! Nur einige Worte; viel kann ich nicht ſagen, warum, mündlich. Es iſt jetzt alles ruhig, das neue Gouvernement ziemlich beſtändig; nun Vertrauen auf Gott. Belgien hat ſeinen König fortgejagt; unſer Ex-König ſei in London geſtorben, das ſind die neueſten Nachrichten ... Wir ſind alle geſund, der Herr des Hauſes an ſeinen Geſchäften; wenn Ihr durchaus haben wollt, daß ich zurück komme, ſo ſchreibt mir's. Gott behüte Euch alle! Julius.

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch)

Paris, den 27. Februar 1848.

Heute einige weitere Worte. Wie ich Euch geſtern ſchon ſagte, geht alles merkwürdig gut. Wirklich, unſere Revolution iſt ein Wunder. Ein König innerhalb

Carl Begas d. Ae.
Selbſtbildnis

einer halben Stunde entthront, und am folgenden Tag vollkommene Sicherheit. Das französische Volk benimmt sich wirklich seltsam; ... man verwüstet die Tuilerien, aber nichts wird gestohlen; man schießt an der Tür jeden nieder, der die Absicht hätte, auch nur das geringste fortzuschleppen. Es ist ein Gefühl von Redlichkeit und Ehrlichkeit im fürchterlichsten Durcheinander, ein recht lobenswertes Gefühl letzten Endes; das scheint heute Losung zu sein. Niemand wurde ausgeplündert, nicht einmal gestört in seinem Hause. Ich habe als Nationalgardist eine Nacht auf Wache verbracht; das Wetter war furchtbar, aber es herrschte vollkommene Ruhe, nur gegen vier Uhr habe ich meinem Korporal Feuer gemeldet, das in der Nähe von Belleville um sich griff. Die Straßen sind so ruhig wie vor vierzehn Tagen, nur daß wir immer auf dem Qui-vive leben. Als guter Bürger, als Mitbürger meines hiesigen Beschützers, konnte ich gar nicht anders als für meinen Teil bei der Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung helfen, um so mehr, als sich die Regierung nur halten kann, wenn wir uns alle gemeinsam zu unserer Aufgabe zusammen schließen. Beim Volk sind wir sehr beliebt. Es genügt sich als Nationalgardist zu zeigen, ihnen einen Händedruck zu geben, und sie stellen ihre Dispute und Streitereien ein ... Im übrigen beruhigt Euch, denn wenn man mich etwa mehr hineinziehen wollte, würde ich zu entkommen wissen; ich bin nicht Franzose, man kann mich nicht zwingen. Die Eisenbahnen, mit Ausnahme der von Orléans und Corbeil, fahren nicht mehr. Man hat mehrere Brücken verbrannt, die von Rouen, Versailles und vom Norden her ... Ich fürchte, daß es bei Euch nicht ruhig bleibt bei all diesem Lärm. Es ging alles so schnell, daß es wirklich wie ein Traum erscheint. Belgien hat die Republik begrüßt und seinen König davon gejagt. Was die Engländer betrifft, so glaube ich nicht an die umlaufenden Gerüchte; die Engländer sind kälter, more steady. Lebt also wohl, seid umarmt und vergeßt mich nicht in Euren Gebeten, in die ich starken Glauben setze.

Am gleichen Tage schrieb der Vater an Jules:
(Französisch) Colmar, den 27. Februar 1848.

... Das Ausbleiben der Post beunruhigt uns Alle in der Provinz, denn wir können daraus schließen, daß es große Unruhen in Paris gegeben hat, und sogar große Kämpfe. Wir leben hier noch leidlich ruhig; die Ereignisse haben sich so überstürzt, daß man noch nicht Zeit gehabt hat nachzudenken, welche Partei man ergreifen soll. Man sagt sich, darf man uns zu Republikanern machen ohne uns zu fragen? Ist die Republik in Frankreich möglich? Andere sagen: Man kann ebenso gut und ebenso schlecht in einer Republik leben wie in einer kon-

ſtitutionellen Monarchie. Auch ich ſage, jede Regierungsform kann gut ſein, wenn die Regierenden ihren Ehrgeiz und ihre Selbſtſucht beiſeite laſſen, und mit Nächſtenliebe einfach nach den Geboten Jeſu Chriſti regieren. Aber, aber!! Mein lieber Junge! Ich hoffe, daß Du nicht zu den Neugierigen gehörſt in dieſen gefährlichen Augenblicken, und daß die liebe Mme. Legentil es vermocht hat, Dich zu Hauſe zu halten. Ich habe ſchon gedacht, ob Du vielleicht die Hauptſtadt verlaſſen haſt, um zu uns zu kommen?

Wenige Tage darauf hielt der Vater die Antwort auf dieſe letzte Frage in Händen. Jules dachte nicht daran, Paris zu verlaſſen, ſondern hatte ſich mitten im Chaos der Ereigniſſe zu einem entſcheidenden Schritt entſchloſſen und ſich auf einen Weg begeben, der ihn ſeinem künſtleriſchen Ziele bedeutend näher brachte, und ihn aus ſeiner eigenen Unſicherheit heraus ins Freie führen ſollte. Es iſt Manuel Garcias Methode geweſen, die es ihm ermöglichte, auch mit ſeinen von Natur aus begrenzten Stimmitteln die höchſte Stufe in der Kunſt des Geſanges zu erreichen. Jules war kein Stimmgenie von Geburt; er war nicht der begnadete Sänger, deſſen Stimme allein ſchon genügt, um die Menſchen mit ſich fortzureißen, aber ſein Gott begnadete ihn mit dem Verſtändnis jener Worte: „Genie iſt eine Summe von Fleiß“, dank deren er es vermochte, ſeinem Genius die Schwingen zu befreiendem Flug zu löſen.
Manuel Garcia war auf Grund ſeiner Abhandlung „Sur la voix humaine“, die er 1841 der Pariſer Akademie vorgeleſen hatte, und in der er die Ergebniſſe ſeiner Erfindung des Kehlkopfſpiegels verwertet hatte, im Jahre 1843 zum Lehrer am Conservatoire ernannt worden. Seine zweibändige Geſangsſchule „Traité complet de l'art du chant“ (Paris 1847) war bereits Allen zugänglich. Jules' Vater konnte es daher nicht begreifen, warum ſein Sohn nicht einfach an Hand einer ſolchen Methode ſich die Beſonderheiten italieniſcher Geſangsſchulung aneignete und es für notwendig hielt, ſich bei dem Meiſter ſelber in die Lehre zu begeben. Jules hatte durch Marietta Alboni in den Wochen vor Ausbruch der Revolution Eindrücke einer Bühnengeſangskunſt erlebt, deren Erkenntniſſe ihn mächtig aufrüttelten und den ſchwarzbärtigen jungen Menſchen unten im Parkett aufhorchen ließen. Wie, wenn man ſich neben dem alten Ponchard einem italieniſchen Meiſter anvertraute? Er erfuhr an der Interpretationskunſt der Alboni, daß er noch unendliches zu lernen hatte, er, mit dem ein Ponchard zufrieden war, und der ſelbſt ſchon Schüler hatte. Wie klein kam er ſich vor! Wie glückſelig war ſein neuer Stand als Schüler dieſer Alboni! In ſeinen Briefen über ſeine Stunden am Conservatoire iſt aus den ganzen Jahren auch nicht ein einziger Brief Zeuge einer Offenbarung, die er durch irgend einen der Lehrer erlebt hätte. Hier aber gab es Ziele des Könnens, des erlernbaren Könnens, denen nachzueifern es der Mühe wert war, ſich einem zweiten

Lehrer ohne Zaudern unterzuordnen. Alles mußte man verſuchen, wenn man alles von ſich ſelbſt erwartete! Noch hatte er Jenny Lind nicht gehört, nur ihr Name ſcholl an ſein Ohr und eine Kunde ihrer Kunſt, an die zu glauben ihm noch das Organ fehlte. Die Alboni mochte eine Stufe bedeuten zu dem Verſtändnis deſſen, was ihm noch vorbehalten war zu erleben, bis er ſelbſt, wie Jenny Lind, durch Garcias Schulung hindurch gegangen war.

Noch ein anderes bedeutſames muſikaliſches Ereignis hatte ihm das beginnende Jahr 1848 geboten: Die „Société des concerts" hatte am 6. Januar ein Mendelsſohn-Programm gebracht. Jules hörte zum erſten mal Fragmente aus „Paulus", die a-moll Symphonie, das Violinkonzert, von Alard geſpielt, und die Fingal-Ouvertüre. Er ahnte damals noch nicht, daß er nur fünf Monate ſpäter im Zeichen Mendelsſohns zum erſten mal von ſeinem Können als Sänger vor einem großen Publikum, und zwar in Baſel, Zeugnis ablegen würde. Von jenem Mendelsſohn-Abend berichtete er ſeinem Bruder Henri: „Mendelsſohn hat mir ſehr gefallen, weniger dem Pariſer Publikum. Dieſes Publikum, unwiſſend bis unter die Fingernägel, will nichts anderes hören als Beethoven." Alles überdenkend, mochten ihm Gedanken aufſteigen, kritiſche Gedanken und Überlegungen über ſein eigenes Studium am Conservatoire im beſonderen, und über die Muſikverhältniſſe in Paris im allgemeinen, wie ſie Franz Liszt ſchon 1835 in Paris empfunden und in ſeiner Schrift: „Über das Conſervatorium" ausgeſprochen hatte, die 1848 noch Tagesgültigkeit zu haben ſchienen.

„Als Nationalgardiſt ſtellte ich mich mit Sack und Pack dem Meiſter vor", heißt es in den ſpäteren Erinnerungen des achtundſiebzigjährigen dankbaren Schülers Stockhauſen, die er zur Feier von Manuel Garcias hundertſtem Geburtstag veröffentlichte[37]). „Was mir bei der erſten Begegnung mit dem Meiſter auffiel, war ſein feſter Blick, die Gelenkigkeit ſeiner Glieder und der Rhythmus ſeines Ganges. Er war von mittlerer Größe, damals dreiundvierzig Jahre alt; ſein Weſen zuvorkommend, ſein Organ von einem freundlich einnehmenden Klang. Als ich den Meiſter nun fragte, wie ſein Unterricht honoriert werde, ſagte er: „Combien voulez-vous me donner? je n'ai plus d'élèves, ils ont fui la révolution". „Aber verehrter Meiſter, Sie haben eben einen Tenor geprüft, der eine kräftige Stimme hat!" „Ja, aber er hat kein Gehör", erwiderte er; „als ich den Tenor fragte, was er für einen Beruf habe, antwortete er: „Je suis tourneur" — „Eh bien, lui dis-je, tournez, tournez encore; point d'oreille, point de chanteur!"

Meine Lage als Nationalgardiſt und Sohn einer Künſtlerfamilie ſchien ihn zu intereſſieren; er verlangte nur zehn Francs für die Stunde. Das Studium fing nach wenigen Tagen in der Uniform an; aber das Bivouakieren in Winternächten war meiner jungen Stimme ſchädlich, ſo ſehr, daß ich wenige Wochen nachher pauſieren mußte . . ."

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris, den 2. März 1848.

Ich hoffe glühend, daß Ihr inzwiſchen meine Briefe erhalten habt, liebe „Bürger"; ſobald die Poſtſäcke Paris verlaſſen konnten, ſchrieb ich Euch, denn während zweier Tage, am Mittwoch und Donnerstag, war die Erregung ſehr groß. Ihr habt gewiß inzwiſchen Einzelheiten geleſen, die Zeitungen ergehen ſich ja ausführlich darüber. Am Donnerstag morgen waren in allen Straßen von Paris die Barrikaden in weniger als einer Stunde fertig. Sie beſtanden größtenteils aus Pflaſterſteinen, kleinen Wagen, Gitterſtäben und umgeriſſenen kleinen Häuschen. Es war ein ſehr unangenehmer Anblick. Noch heute ſind die Straßen nicht wieder gepflaſtert, aber man hat die Steine ungefähr wieder an ihre Stelle zurückgelegt. Der Polizeidienſt der Nationalgarde iſt ausgezeichnet; die Wachtpoſten bei Nacht ſind ſehr zahlreich, die Inſtruktion ſehr ſtreng; noch vorgeſtern nacht haben wir drei bewaffnete Perſonen verhaftet, die man ſofort auf die Bürgermeiſterei des dritten Arrondiſſements brachte. Aber das kann nicht ſo fortdauern; wir können nicht vierzehn Nächte des Monats auf einem Stuhl zubringen. Das wäre ja garnicht möglich. Ich, der ich freiwillig und nur aus Pflicht gegen den Bürger, bei dem ich wohne, hingehe, mache es mir bequem und gehe im allgemeinen nur jede dritte Nacht zum Dienſt, was nicht ſehr ermüdend iſt. Die Regierung braucht Hilfe, Ordnung, Aufopferung, denn im Augenblick iſt alles kritiſch. Die Finanzangelegenheiten ſind bejammernswürdig; von den reichſten Kaufleuten ſagt man, ſie ſeien ruiniert; Alexandre riskiert von einem Augenblick zum anderen 300 000 Francs zu verlieren; 100 000 ſind ſchon verloren. Von ſeinem Vater ſagt man, daß es ihn wahrſcheinlich auch treffen wird, und obwohl ſehr wohlhabend, hat man ſchon einen Dienſtboten entlaſſen und zwei Pferde verkauft; den Wagen und zwei andere gibt man zu einem Händler, und was weiß ich noch alles. Das iſt alles ſehr traurig. Und Du, lieber Vater, haſt Du auch Verluſte? Ich fürchte es ſehr, denn die 3%ige Rente, ſagt man, ſei augenblicklich wertlos, aber man garantiert Zahlung für das erſte Drittel des Jahres. Und die holländiſchen Staatspapiere? Dein Kapital bei Mr. Schlumberger? Es könnte alles noch mit hineingezogen werden, wie es ſcheint.
Ich will meinen Eifer verdoppeln und mich bei Garcia an die Arbeit machen, um den italieniſchen Geſang während einiger Monate zu ſtudieren und Vokaliſation zu treiben, die noch beim Teufel iſt; ich komme nicht dahinter! Dann hoffe ich nach Italien zu gehen, wenn die Unruhen ſich legen, und dann in London beim Theater zu debütieren; es iſt heutzutage die einzig möglich Karriere. Und kann man heute nicht anerkanntermaßen die ewige Seligkeit auf alle Arten gewinnen? Man muß Gott um Kraft bitten, muß feſten Auges die Gefahren anſchauen, muß ihnen mit ſicherem Fuß begegnen, und dann, wenn

man die Mittel dazu errungen hat, Barbier, Cenerentola, Semiramide, Belisario (woraus ich Mutter ein entzückendes Duett mitbringe) Torquato Tasso, Nabuo, i due Foscari, D. Giovanni, la Nozza di Figaro singen! Gestern hat der Papa Lablache zwischen dem zweiten und dritten Akt der „Puritaner" die Marsaillaise gesungen. Man hatte es laut gefordert und ich sage Euch, daß er sich der Sache gut entledigt hat. Die Worte: „Aux armes citoyens" auf einem hohen re hat alle durchschauert; die Grisi hat eine Strophe gesungen, Taglafico eine andere und schließlich hat der Chor unter frenetischem Beifall mitgesungen. Ich bitte Dich, mein lieber Vater, meine liebe kleine Mutter über unser Schicksal zu trösten; ich verliere drei Schüler, das ist alles, die gewinnen wir eines Tages zurück. Alboni hat die Pariser Bühne verlassen und sich nach London begeben. ... Lebt alle wohl ... Gott stehe Euch bei und erhöre unsere Gebete; sie allein beruhigen die Seele bei großen Geschehnissen und geben dem Menschen die unentbehrliche Nahrung, ohne die er nichts vermag.

Deutscher Brief des Vaters an Julius:

Colmar, den 5. März 1848.

... Eine traurige Ansicht ist es gewiß, wenn man sieht, wie ein grausamer Wucher getrieben wird mit den christlichen Worten liberté, égalité, welches von allen Seiten geschrien wird und auf allen Orten angeschlagen wird mit der Drohung, seine Mitbrüder mit Mord und anderen Grausamkeiten zu bestrafen, wenn sie die Freiheit nicht annehmen wollen, wie sie es in ihrem kranken Hirn sich denken ... Von der anderen Seite wären meiner Ansicht nach alle diejenigen anzuklagen, welche vor dem 23. Februar sich mit ihrem Geldwucher in den Geschäften der Eisenbahn und Industrie bereichert haben, ohne an die niedrige Klasse zu denken, und wo wir hinkämen, wenn eine Stockung [einträte], so daß tausende von Arbeitern fortgeschickt werden müßten, nachdem die Industrie sich bereichert und ihre Gewinne angelegt hat in festem Boden, Wäldern, Wiesen und Staatspapieren. Sie haben also kein bares Geld, um ihre Arbeiter zu unterstützen, haben aber große Reichtümer ... Was kann man von solchen Egoisten in der Welt halten? Ich will nicht behaupten, daß Louis Blanc in seinem Vorhaben ehrlich war, wenn er suchte die Arbeiter an sich zu ziehen, um eine Stütze an dem Volk sich zu erwerben, um vielleicht die kommunistischen Ideen anzuwenden, aber unsere départisten müßten nicht vergessen, daß ein Teil des Volkes Klage gegen ihre Unterdrücker [erhebt], und daß es ihre Pflicht ist dafür zu sorgen, in der Kammer der Deputierten ihre Klage zu verteidigen ... Du hast uns schon zweimal erschreckt mit „Kugeln, die treffen sollen", wenn es sich um neue Störungen in Paris handelt; ich rate Dir, lieber Jules, gleich

Paris zu verlaſſen, wenn Du im voraus annimmſt, daß dies der Fall ſein könnte; als Vater befehle ich es Dir ſelbſt, obſchon Du großjährig biſt. Denn man hat uns ſehr in Schrecken gejagt, da man uns hier verſichert hat, Dein Rock wäre an dem Hôtel du ministère des affaires étrangères von zwei Kugeln durchſchoſſen worden. Wenn ich ſehe, daß dieſe Klubs, welche jetzt unzufrieden mit den Wahlen ſind, ſich mehr und mehr in Bewegung ſetzen und nicht unterdrückt werden, ſo gehen wir bald nach der Schweiz; obſchon wir hier in einer ſehr ruhigen Stadt ſind, gibt es doch noch viele von dieſen Elementen, welche uns dem Terrorismus ausſetzen können ...
Gehſt Du noch zu Herrn Ponchard ins Conservatoire? Ich kann mir nicht recht begreiflich machen, daß Du den Garcia noch länger nötig haſt zu Deinem Geſangunterricht. Ich ſollte glauben, daß nur ein Wink von einem Meiſter Dir hinreichen würde, um Dich ganz zu vervollkommnen, indem Du immer Gelegenheit hatteſt, gute Sänger zu hören ...

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

[Paris], den 15. März 1848.

... Schlechte, aber auch gute Nachrichten ſoll der Brief meinen Teuren überbringen. Schlechte, immer ſchlechtere in finanzieller Hinſicht. Alles geht zu Grunde, alles Geld wird eingegraben; wer ein paar tauſend Francs hat, verſteckt ſie. Genneron, ein bedeutendes Haus für das Elſaß, ſchließt auch augenblicklich oder liquidiert. Parisot liquidiert auch; 800 000 Francs ſoll er ſchon verloren haben, das übrige will er noch retten. Er hat recht; ich würd's auch ſo machen und womöglich ausziehen ... „Freiheit" gibt es augenblicklich ſehr wenig. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur die erſte Circulaire des Herrn Ledru-Rollin leſen[38]). Wenn ſich die Wahlen mit Furcht machen müſſen (sic), ſo iſt das doch gewiß keine Freiheit; ... Bring auch Dein Votum!! — Herr Legentil meint, es wäre beſſer, eine Summe Geld auf Güter zu placieren, Waldungen des Staates, die um einen Spott verkauft werden. Überleg es, lieber Papa, und wenn Du es nicht tun willſt, ſo kaufe lieber noch dreißig Jucharten Land um Tannenfels herum ... In dieſem Land iſt alles Störung, intrigue, etc. — „Gleichheit" wird es doch nie geben, meine ich; vor Gott ſind wir alle gleich, vor den Menſchen nicht; es wird doch immer Gute und Böſe geben, Geſcheite und Dummköpfe, Philoſophen und Eſelsohren. Warum ſollte alſo der Nichtswert (sic) mit dem Braven, der Geſcheite mit dem Eſel teilen? Der Eſel frißt ſich ſatt mit Heu, wir eſſen an einer beſſeren Tafel, wir eſſen Brot. So republikaniſch bin ich doch noch nicht, daß ich [zugeben könnte], daß der Arbeiter, alſo der fleißige wie der träge, den Lohn mit ſeinem Herrn teilen ſollte. Das kann nie geſchehen.

Gebt ihnen doppelten Lohn alltäglich, wenn es gut mit der Arbeit ſteht; belohnt ſie reichlich; wer fünf Francs verdient, ſoll zehn haben, wer nur einen Francs hat, ſoll zwei verdienen. Dann habt Ihr den Nutzen, dann wird es den Armen wohl, dann wird der Fabrikant nicht ſo ungeheuer reich. Warum ſoll denn einer ein paar Millionen haben, indem der fleißige Arbeitsmann nur trockenes Brot zu eſſen hat? Hätte man ein wenig Zutrauen, ein wenig Schwung, ſo würden die Millionen auf den Platz hinausgeworfen und damit gehandelt. Aber avant tout: Schafft mir das Volk um! Macht es geſcheit, lehrt ihm ſeine Pflicht, macht es mit einem Wort moraliſch! Dann ſoll die Republik gedeihen, dann erſt werden wir ruhig, das iſt meine Anſicht. Ein Anderer hat die ſeinige. Hätte ich zu leben, ſo würde ich weit aus dem Getümmel fliehen, und wenn's auf Kulm [Rigi-Kulm] ſein müßte ... Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ich Sonntag über acht Tage in der „Société des concerts" die große Arie aus „Meſſias" ſingen werde. Habeneck hat mich geſtern rufen laſſen ... Gott wolle, daß ich doch auch dazu komme, etwas Gutes zu leiſten! Habeneck kennt mich nicht nur als Sänger, ſondern auch als Bibliophile; ich habe ihn dazu gebracht, mehrere Chöre und die Arie aufzuführen. [Fährt franzöſiſch fort]: Tranquillise-toi, bonne mère; je ne suis plus de la Garde Nationale, les mauvais, mauvais jours sont passés.

Jules Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Franzöſiſch) Paris, den 30. März 1848.

... Letzten Sonntag fand die Schüleraufführung des „Kalif von Bagdad" [von Boieldieu] ſtatt; ſie iſt Urſache meines neuen Avancements geworden. Mr. Girard[39]), der gemerkt hatte, daß ich Partitur zu leſen verſtünde, hat mich Mr. Auber mit einigen Worten warm empfohlen, während er nach der Probe noch bei uns im Orcheſter ſtand. Wir ſprachen über die Chorleiſtung, die wie üblich ſehr ungenügend geweſen war, und der Herr Dirigent konnte nicht anders als ganz leiſe Mr. ..., der mit der Leitung der Chorproben betraut war, dafür verantwortlich zu machen. Als er daraufhin die Verlegenheit Aubers bemerkte, drehte er ſich nach mir um und ſagte zu Auber: „Der da würde ſich trefflich eignen!" Mr. Auber, der mich ſchon mehrfach bei den Proben bemerkt hatte, zog mich heran, indem er mir auf die Schulter klopfte und verſprach, ſich für die kleinen Dienſte, die ich geleiſtet, erkenntlich zu zeigen. Unmittelbar nach der Probe mit dem vollen Orcheſter mußte eine Sonderprobe ſtattfinden. Ich hörte mehrfach meinen Namen nennen, und obwohl es mittag war, und ich noch nichts zu mir genommen hatte, blieb ich, denn ich hörte Aubers Stimme, der mich bat, eine Sonderprobe mit dem Chor abzuhalten. Am darauffolgenden

Tag nach der Probe bat er mich, am nächſten Tag in den kleinen Saal zu kommen. Ich riet hin und her, was er wohl von mir wolle, und mein Erſtaunen war groß, als er mir den Auftrag gab, die Chöre, die abends beim Präſidenten der Republik [Napoléon] vorgeſungen werden ſollten, zu leiten. Ich hatte mich zuerſt zwiſchen meine Kameraden geſtellt in der Meinung, es handle ſich darum, ſie während des Singens zu führen, aber ein Wink Aubers rief mich vom Podium herunter, um die ſechzehn Herren und Damen zu dirigieren. Am Abend ging glücklicherweiſe alles gut von ſtatten. Meine Kameraden haben die Sache gut aufgenommen. Ich habe ſie wiſſen laſſen, daß die Aufgabe, die man mir geſtellt, höchſt peinlich für mich wäre, wenn ſie auch nur im geringſten ihre Freundſchaft zu mir deswegen vermindern würden, und ſie haben es begriffen. Mr. Girard ſcheint einen Dirigenten aus mir machen zu wollen; ich weiß nicht, ob es ihm glückt. Ich habe viel Neigung dazu, aber es fehlt mir an Zeit, und es würde eine völlige Verzichtleiſtung auf die Stimme bedeuten, wenn auch nicht auf das Erteilen von Geſangsſtunden. Immerhin, mein Debut iſt gemacht, und zwar vor dem Präſidenten der Republik, nichts mehr, nichts weniger. Man hat dort ſehr wenig zugehört; ganz beſonders bei den Soloſachen; die Chöre ſchienen etwas mehr zu intereſſieren.

Aus deutſchen Briefen von Julius Stockhauſen an ſeine Eltern vom 8. April und 1. Mai 1848:

„Hier iſt man nun ruhig geworden. Die Arbeiter gehen an ihr Geſchäft zurück, viele aber werden unterſtützt, weil ſie keine Arbeit haben; die fremden Arbeiter ſind fortgeſchickt worden. Vorgeſtern fand ein Volksfeſt im Théatre français (Théatre de la République) ſtatt. Billets wurden in den zwölf Bezirken von Paris gratis ausgeteilt, ſo daß der ſchöne brillante Saal von „Blouſen“ gefüllt war, begleitet von ihren Gattinnen; der Anblick war ſeltſam, aber höchſt intereſſant. Hundertzehn Schüler vom Conservatorium, unter denen ich mich befand, wurden aufgerufen, um Nationalgeſänge zu ſingen; ich war an der Bratſche im Orcheſter. Der „Chant du Départ“ von Méhul wurde zuerſt geſungen; darauf folgte ein Prolog von Georges Sand, ein tüchtiges Meiſterſtück mit erhabenen und volksverſtändigen Ideen. Die berühmte Rachel ſpielte im „Horace“ von Corneille die Rolle der Camille; ſie wurde vom Volk ungemein applaudiert.“
„Die Wahlen ſind hier ſehr gut [ausgefallen] wie es die Journale ſchon angekündigt haben; es iſt beſſer Ledru-Rollin ſei mit der Menge vermiſcht als allein eine Partei anfangen. In Rouen geht es meiſterhaft zu. Die Kommuniſten werden tüchtig geſchlagen. Die Kanonen donnerten zwei Tage lang; die Barrikaden wurden zertrümmert und die Verteidiger gefangen. Hier iſt bis jetzt nichts zu

fürchten. Die Nationalgarde und die Soldaten halten feſt zuſammen; der Anblick der Revue am Gründonnerstag war etwas einziges; von neun Uhr morgens bis halb acht Uhr abends marſchierten die Truppen auf unſerm Boulevard. Es ſchien, als wären ſie aus den Pflaſterſteinen emporgeſtiegen. Man rechnet, daß 400 000 Mann unter den Waffen ſtanden. Wer greift denn nach 400 000 Mann, die mit einem Gemüt, mit einem Gedanken, die für ihr Leben, für ihr Gut fechten? Wer würde es wagen? — Die Renten ſind ſchon viel geſtiegen, und nimmt die Deputiertenkammer eine gute Wendung, ſo werden die Geſchäfte hoffentlich wieder zunehmen."

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:

[Paris], den 18. Mai [1848].

Es iſt bereits ſchon eine Woche, ſeitdem ich Euch geſchrieben und in dieſer Zeit iſt hier Merkwürdiges vorgefallen. Sonntag nach dem Gottesdienſt — am heiligen Palmſonntag — wurde der erſte Alarm gegeben. Die Kommuniſten, wie man ſagte, wollten das Gouvernement Provisoire umſtürzen. Sie hatten an ihrer Spitze Louis Blanc, Blanqui, Cabet, und ſolches Zeug, ſie ſollten nach dem Rathaus ziehen, und Dupont de l'Eure, Lamartine, Garnier-Pagès umſtürzen. Arago allein [wollten] ſie behalten. Es gelang aber nicht. In zwei Stunden waren 120 000 Mann Nationalgarde auf den Beinen. Das Rathaus wurde mit Garde-mobile und vier Kanonen beſchützt. Es kam aber niemand, denn die Zahl war zu groß, um damit Streit anzufangen. [Die Kommuniſten] waren bloß ihrer 20 000 [Mann]. Heute morgen wurde wieder Rappell geſchlagen; es ſeien mehrere Poſten in der Nacht entwaffnet worden. Raſch wird wieder nach den Waffen gegriffen, und alles vereinigt ſich an den bezeichneten Poſten ... Die Nationalgarde wird nach dem Rathaus ziehen, um die Erlaubnis zu bekommen, Truppen von St. Denis abzuholen; gewiß iſt, daß, ſolange ſich keine Soldaten in der Hauptſtadt befinden, die Ruhe nie wieder vollkommen hergeſtellt wird. — In wenigen Stunden werden wir erfahren, was geſchehen iſt; ob die Erlaubnis gegeben worden iſt. — Alſo bis nachher ... — Ich laſſe jetzt die Anderen Flinten tragen, bis es einmal ernſt für Religion oder Leben gilt; dann ſollen meine Kugeln nicht die ſchlechteſten ſein! Sie ſollen treffen! alſo, Mütterchen, keine Sorge! bis jetzt geht alles gut. Den kleinen Haufen Kommuniſten wird man mit einem Bataillon de ligne vernichten, wenn es drauf und dran kommt. Elendes Volk, das allgemein einſtimmig verhaßt iſt. „A bas les communistes! A bas les fainéants! A bas les anarchistes!" hieß es Sonntag in der ganzen Stadt. Louis Blanc, der eben an den Reihen der Garde Nationale vorbeiging, wollte einige Worte ausrufen: „Nicht à bas les

communistes muß man ſchreien! ſondern „Vive le peuple!“ nach welchen Worten allgemein geſchrieen wurde: „A bas les communistes!!!!“ Es gilt jedem ſeine Börſe, ſein Intereſſe; nun läuft man! Aber als in den Februartagen nur Ordnung verlangt wurde, griff niemand zu den Waffen. Welche Egoiſten die Menſchen doch ſind!... Ich habe wieder mit Garcia angefangen, der gewiß ein vorſichtiger, tüchtiger Mann iſt. Seine unverſtändigen Schüler ſchaden ihm außerordentlich, da ſie durch übertriebenes Studium ihre Stimme zu Grunde richten. In ſeiner Methode ſelbſt ſteht geſchrieben „Il y a des exercices qu'on ne doit jamais faire plus de cinq minutes de suite et à de grands intervalles; d'autres moins fatigants que l'on peut travailler pendant un quart d'heure mais jamais au delà.“ Verſtändiger kann man gewiß nicht ſein! Übertriebenes hat er gewiß auch in ſeiner Geſangsſchule, aber das läßt ein verſtändiger Schüler weg, kurzum, ich bin der Meinung, daß, um fruchtbare Stunden von Garcia zu nehmen, man ſchon etwas ſtudiert haben, oder mit einer eiſernen Stimme verſehen ſein muß, weil ein Anfänger, er mag noch ſo verſtändig ſein, immer über die Grenze geht, die ihm der Profeſſor bezeichnet... Die Lind hat den Charlatanismus auch liegen gelaſſen, hat aber das Gute benutzt! — Das Faſten hat Gottlob bald ein Ende. Der Kopf wird mir morgens beim Leſen und Schreiben etwas ſchwindlig. [Es] liegt mir ſehr [auf der Seele:] nicht früh aufſtehen zu können; um halb fünf Uhr beginnt der Tag; die Luft iſt friſch und geſund, aber die Geſundheit erlaubt es nicht, beim Faſten vor ſechs, halb ſieben aufzuſtehen. Mit dem Italieniſchen geht es gut;... Ich habe vier Canti von Dantes „Inferno“ überſetzt;... Das Deutſche hätte ich bald vergeſſen, hätte ich mich nicht mit Eifer daran geſetzt. Die engliſche Sprache iſt doch immer die leichteſte! Ich meine im Grammatiſchen, nicht im Ausſprechen. Hier ſind wir alle ſehr wohl; wir warten mit Spannung auf die Wahltage [zu den Ergänzungswahlen]; beſonders aber auf die Constituante. Eben höre ich die Nationalgarde abziehen; was weiter getan wird, nachher. —
Es iſt weiter nichts geſchehen als etliche Arreſtationen von den Chefs der Kommuniſten. Die Küraſſiere ſind bereits angelangt; wenn es zu einem Kampfe kommt, ſo werden die Feinde unglücklich, denn die Wut gegen ſie iſt allgemein...

Noch im Dienſte als Nationalgardiſt ſtehend, ertönte für Jules Anfang Mai ein neues Signal: Ernſt Reiter, ſein Freund und angeheirateter Vetter, berief ihn nach Baſel, und trug ihm an, die Partie des „Elias“ von Mendelsſohn in einem Konzert in der Franzöſiſchen Kirche unter ſeiner Leitung zu ſingen! „Wie atmete ich auf, als ich den Ruf aus Baſel empfing! Der junge Freund [Legentil], für den ich manche Nacht bivouakiert hatte, kam wieder, und Garcia gab mir Urlaub. Er ſagte: „Allez faire de l'art en Suisse, mon ami; à Paris nous ne

savons pas où nous allons"[40]). — Obwohl das Oratorium ihm ganz unbekannt war, gab es kein Zaudern für ihn. Er fuhr nach Basel, ließ sich von Reiter bei der Einstudierung der großen und schweren Partie unterstützen, und dann kam der große Abend des ersten Auftretens im öffentlichen Konzert. Neben ihm auf dem Podium standen Herr A. Burckhardt, Frau Vischer-Valentin, Frau Burckhardt-Schrickel und als Sopranistin seine Base, das Finele, die Frau des Vetters, der den Taktstock führte. Die drei Erstgenannten waren oft gerühmte, treffliche Basler Dilettanten, die zum Teil schon mit seiner Mutter gemeinsam in Basel aufgetreten waren.

Bei der Rückkehr nach Paris durfte er die Kritik ohne Scheu seinem Lehrer vorlegen, denn von dem Träger der Hauptpartie heißt es darin, daß „deren Sänger sich ebensowohl durch das Metall der Stimme als durch die klare Aussprache auszeichnete", und besonders hervorgehoben wurde „die trefflich vorgetragene Einladung des Propheten ‚zu sehen, ob Gott der Herr ist' und die Angabe des Mittels dazu".

Und die Eltern, fragt man, wohnten sie dem ersten Auftreten des Sohnes bei? Nein. Mitte Juni schrieb der Vater an den nach Paris zurückgekehrten Jules über den Grund ihres Fernbleibens: „Du weißt, daß die Mutter ihre Zeit haben muß, um einzupacken." Ein für unser Empfinden seltsam gleichgültig anmutender Grund, denn eine Fahrt von Kolmar nach Basel war für diese reisegewohnte Familie nichts außergewöhnliches. Der Vater hoffte indessen, Jules nun bald in Tannenfels zu sehen; auch die Geschwister „zählen die Tage, Wochen, wenn der liebe Bruder kommen soll." Aber Jules verließ Paris im Sommer 1848 nicht. Die begonnene Arbeit bei Garcia ließ ihn nicht los, zumal er jeden Tag befürchten mußte, daß Garcia Paris für immer verlassen würde, denn die dauernden Unruhen vertrieben ihm die meisten Schüler, und die Stadt war kein gedeihlicher Boden für Kunstbemühungen in diesen Zeiten.

Die drohende Auflösung der Nationalwerkstätten sammelte neuen Zündstoff unter den Clubisten und Kommunisten, und die Erklärung des „Moniteur" vom 15. Juni, in der gesagt wurde, daß die Auflösung dieser Einrichtung geradezu eine Notwendigkeit für die Wiedergefundung von Industrie und Handwerk sei, war das auslösende Moment für die ungeheure Erbitterung gegen die republikanische Regierung, wie sie aus den Wahlen vom 23. April hervorgegangen war.

Julius Stockhausen an Ernst Reiter, Basel:

Paris, den 18. Juni 1848.

Um Dir sowohl in musikalischer als in politischer Hinsicht Nachrichten zu geben, habe ich mehrere Tage warten müssen, besonders weil Du mehr Facta als Ge-

ſchwätz wünſcheſt, und hier gerade das Gegenteil getrieben wird. Das auffallendſte für mich nach meiner Ankunft war die ſchreckliche Unruhe, die gerade in Paris herrſchte. An allen Mauern war das neue ſtrenge Geſetz über Zuſammenrottungen angeſchlagen worden, die, wie es ſcheint, in den letzten Tagen oder vielmehr nachts, ziemlich feindſelig geworden waren; am gefährlichſten waren die vor der Porte St. Denis und Porte St. Martin auf dem Boulevard. Da verſammelten ſich alle Abende ungefähr fünf- oder ſechstauſend Menſchen, wovon immer zwei- bis dreihundert in Arreſt genommen wurden. Viele trugen unter der Blouſe Piſtolen oder Dolche; am letzten Abend, das war geſtern vor acht Tagen, wurden achthundert gefangen, die die ganze Nacht durch im Hofe der Préfecture de polices ſtehen mußten. Damen, Kinder, Deputierte, nichts wurde geſcheut. Das Geſetz hatte gewarnt und gedroht; es mußte auch ſtreng wirken. Der ſeit drei Monaten ſo bekannte ram plam plam, ram plam plam, (autrement dit le rappel) wurde zwei Tage nachher wieder geſchlagen, weil die Anhänger des Herrn Prinzen Louis Napoléon ſeine Erwählung behaupten wollten. In Summa war alles unbedeutend, da er auf jeden Fall aufgenommen werden ſollte; ſeitdem aber hat der Herr Prinz (un vrai républicain, comme l'indique son nom et ses titres!) von London aus ſo arrogante Briefe an die Wahlherren und an die Assemblée Nationale geſchrieben, daß heute ſeine Verteidiger ihn wieder ablegen und ihn wahrſcheinlich auch verbannt hätten, wäre der Herr Prinz nicht pfiffig genug geweſen, ſeine Abdankung noch zur rechten Zeit zu ſchicken. Der Kerl iſt fein; vielleicht gar ſchlau! Geld hat er auf jeden Fall gegeben, denn es iſt merklich geworden, daß diejenigen, die vor vier Wochen „Vive Barbès" ſchrien, jetzt mit „Vive Napoléon" ausbrechen. Übrigens ſcheint ſich in Frankreich die République nicht halten zu können; es iſt kein Mann hier zu finden, der ſie duldet; nicht liebt, nur bloß duldet. Beſtimmt iſt es auch, daß die Finanzen alle zu Grund gehen, ſo daß ſich die meiſten wieder für einen König ſchlagen würden; . . . Parliano d'altro. Heut findet um zwei Uhr ein Konzert im Conservatoire ſtatt, sous le patronage de Mme. Lamartine au profit des artistes musiciens . . . Da Habeneck zu alt wird, dirigiert der berühmte Girard, der jetzt an der Großen Oper iſt . . .

Obſchon folgendes ſich ein wenig raſch von dem anderen trennt, werde ich davon ſprechen; ich meine von meiner Reiſe. Bis Mülhauſen war ich allein, wie Du mich verlaſſen haſt, lieber Ernſt, und bin ohne weitere Umſtände, ohne Paß in Frankreich hereingelaſſen worden. Von Mülhauſen aber bis Paris hatte ich einen Gefährten, der zum Glück kein beſonderer „Prophet" war; er hatte ſo wenig zu dichten und zu ſchaffen, daß er immer ſchlief. Ich konnte alſo meine lieben Übungen a ê é eu i ô o ou u fleißig ſtudieren und durch ſtille conversation avec moi-même meine Kehle etwas herſtellen . . . Unſere feurigen Roſſe riſſen mich aber ſo ſchnell davon, daß ich jeden Augenblick von meinen Träumereien

aufgeweckt wurde. Einmal erinnere ich mich, erſchrak ich plötzlich von einem entſetzlichen Poltern, und als ich zum „Was iſt das?“ hinausguckte, ſaß eines dieſer Pegaſi rittlings auf der Deichſel. Ob der Gaul müde war und auch gefahren ſein wollte, weiß ich nicht, doch bemerkte man bald durch das Schlagen der hinteren Beine, daß ihm dieſe Stellung beſonders im großen Galopp höchſt unangenehm war. Auch an dem „Elias“ wurde ſtudiert, ſo daß ich bei meiner Ankunft die drei erſten Arien niederſchreiben konnte. Zwei Takte nur fehlten mir in der erſten in Es-dur und einer in der in a-moll ... Garcia iſt nach London gereiſt; noch zwei Stunden vorher ſang ich ihm die ganze Partitur durch, währenddem er im Nebenzimmer einpackte. Das Chorrezitativ „Die Tiefe iſt verſieget“ und nachher das Duett haben auf mich einen tiefen ſchmerzlichen Eindruck gemacht. Nach den letzten Worten des Rezitativs fällt einem die trübe Melodie „Zion ſtreckt“ ſo ſchwer auf das Herz, daß es ſich in Tränen ausgießen muß ...

Jules Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris, den 24. Juni 1848.

... Der geſtrige Tag, der 23., war entſetzlich und iſt ſo blutig wie nur denkbar verlaufen. Der Aufruhr, d. h. beſſer geſagt die Revolution — denn es iſt eine förmliche Revolution mit Barrikaden und Schußwaffen — begann morgens um zehn Uhr. Da waren ſchon zahlreiche Barrikaden von erſtaunlicher Höhe vorhanden. Das Feuer begann an der Pforte von St. Denis um zehn Minuten vor zwölf Uhr mittags. Ich las gerade ruhig in meinem Zimmer, oder vielmehr nicht ſehr ruhig, als der erſte Schuß, wie gewöhnlich aus den Reihen des Volkes und von einer Frau abgegeben, fiel! Das Gewehrfeuer ging ſofort los und dauerte noch um ein Uhr an, als ich mit einer Botſchaft zu Alexandre in die Nähe von Méaux aufs Land geſchickt wurde. Er ſollte am anderen Tage mit ſeiner Frau [in Paris] ankommen ... Gott ſei gelobt, ich befinde mich in voller Sicherheit, zwölf Meilen vom Lärm der Kanonen entfernt, umgeben von guten Freunden, die mich allerdings gut aufnahmen, als ſie hörten, welche Gefahren ſie zu gewärtigen gehabt hätten, wären ſie nach Paris aufgebrochen ... Die Kanone donnert; man iſt entſchloſſen Schluß zu machen, wenn es möglich iſt. Ich bin überzeugt, daß man, weil Gelegenheit dazu war, eine erſchreckende Anzahl Störenfriede hinweggefegt hat. In der einen einzigen Stunde müſſen fünfzig bis ſechzig Opfer gefallen ſein ... Wolle Gott uns beſchützen! Betet für die Pariſer, ſie haben es nötig. Ich danke Gott, daß ich Euch meinen Aufenthalt außerhalb jener von aller Welt verabſcheuten Stadt melden kann ... Lebt alſo wohl, ſchlaft in Frieden; wir hören hier nichts als das Gezwitſcher der Vögel und ein wenig Muſik ...

Julius Stockhausen an seinen Vater:

Le Poncelet, [etwa den 28.] Juni 1848.

Schon gestern hätte ich wieder schreiben sollen, da ich versprochen hatte, alle Tage die „Presse“ zu schicken. Herr Girardin ist aber seitdem durch Herrn Cavaignac (als dictateur der belagerten Stadt Paris) verhaftet worden und sein Journal aufgehoben. Es geschieht ihm ganz recht; was im Augenblick gegen die Republik oder für Störung und Anarchie wirbt, muß verhaftet werden; zu bemerken ist aber, daß Herr Cavaignac [nur in dieser Stellung] das Recht hat, die Preßfreiheit zu beklemmen oder einzuschränken, da das Régime des Schwertes etwas strenger ist als das andere. In diesem Fall war es nicht zu vermeiden; besser noch, es war das einzige Rettungsmittel. Zehn Journale sind außer der „Presse“ aboliert. Nun hat alles ein Ende; wir hören auch keine Kanonenschüsse mehr. Erst Montag abend oder Dienstag früh ergaben sich die Insurgenten. Wie gesagt, die Schlacht — die längste, die man sich denken kann — ist mörderisch gewesen; die Truppen der Nationalgarde litten am meisten dadurch, daß die Insurgenten zu den Fenstern herausschossen. Die Zahl der Toten kennt man noch nicht; doch approximativ wird es auf fünfzehn- oder zwanzigtausend kommen [an Toten und Verwundeten blieben sechstausend Opfer]. Gottlob es ist keiner von unseren Lieben weder umgekommen noch verwundet worden; dem Jules Dupin allein ist sein Gewehr in der Hand verschossen worden. Das Gebet! das Gebet der Mütter! O wie mächtig es gewesen sein muß! Offiziere sind viele gefallen, sehr viele; drei Generäle, unter welchen man Négrier zählen muß. Aber das traurigste Drama war die Verwundung und gleich darauf der Tod des Erzbischofs von Paris [d'Affre], der als Apostel der Kirche mit den rasenden Insurgenten hat parlamentieren wollen und dann gleich darauf eine Kugel in den Rücken bekam. Welch ein schöner Tod für einen Diener der Kirche! Er ist durch lauter Nächstenliebe gefallen, denn niemand hatte ihn zu dem Geschäft angestellt; er hatte sich angeboten und wie man wohl denkt, hat es Cavaignac nicht abgeschlagen. Häuser sind mit den Kanonen zerstört worden, denn die Insurgenten hatten sich in denselben befestigt. Mehr braucht Ihr nicht zu wissen; es ist zu viel Abscheuliches zu erzählen. Wird nun die Assemblée Nationale, die keinen Augenblick gestört worden ist und Tag und Nacht Sitzung hielt, von ihrem Sieg Nutzen ziehen? Das ist die große Frage. Wird sich nun die Republik Frankreich auf diesem blutigen Fundament befestigen? das läßt sich wieder fragen. — Gestern ist in der Sitzung über das Los der Gefangenen gestritten worden. Es wurde beschlossen, daß alle diejenigen, die bewaffnet gefangen genommen, über das weite Meer deportiert werden, nicht aber nach Afrika.

Soeben erhalte ich ein Wort von Mme. Legentil, die mir schreibt, daß sieben

Generäle umgekommen ſind im parlamentieren. Weiber hätten die toten Soldaten zu Stücken zerhauen und ihnen die Köpfe abgeſägt. Pumpen voll Vitriol ſind gefunden worden, um die Häuſer zu verbrennen. Welche Greuel! Wo geht die Menſchheit hin? Hat es ein Ende? Oder muß man noch mehrere 1848 erleben? Hat der liebe Gott ſich nicht lange genug an den Franzoſen gerächt??? Iſt ihr Luxus, ihr Egoismus, ihre Geldſucht, ihr unmoraliſches Leben nicht genug beſtraft? „Herr, willſt Du denn Frankreich gar vertilgen"! hätte Elias geſagt, wenn es jetzt noch Propheten gäbe! . . .

Jules Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Franzöſiſch)

Paris, [etwa den 18.] Juli 1848.

. . . Gott ſei Dank es geht Allen in Paris gut. Der Belagerungszuſtand verſchafft uns Ruhe. Was will man mehr? Die Zahl der Gefangenen ſteigt zu der fraglos beträchtlichen Höhe von fünfzehntauſend an, aber es ſcheinen immer noch zu wenige zu ſein, verglichen mit der Zahl der Kämpfenden. General Cavaignac iſt feſt, unerſchütterlich, und man iſt glücklich von einem Degen wie dem ſeinigen regiert zu werden . . . Die Theater fangen wieder an, ihre Vorſtellungen anzuzeigen . . . Unſere Studien am Conservatoire werden mit Macht betrieben; ich habe die letzten Examina zufriedenſtellend erledigt, habe es aber abgelehnt, für einen Preis zu konkurrieren, weil ich in dieſem Jahr nicht genug gearbeitet habe. Garcia iſt zurück; er hat mir geſtern eine prachtvolle Stunde gegeben, in der wir ein italieniſches Geſangſtück vornahmen. Er wirft mir immer Schlaffheit in der Stimme vor, die eine gewiſſe Monotonie erzeuge, und er hört nicht auf, dazwiſchen zu rufen: „Nachdruck, Nachdruck, Nachdruck und immer wieder Nachdruck!" Sogar bei den zarteſten Pianoſtellen! Das iſt eine große Schwierigkeit, die es zu überwinden gilt. „Das iſt Ihr einzigſter Fehler!" ſagt er zu mir, „aber er kann ausgemerzt werden". — Jenny Lind, die bei den Engländern viel auf Schicklichkeit hält, empfängt in London keine Herrenbeſuche; Garcia, der gekommen war, ſie aufzuſuchen, wurde ebenſo abgewieſen wie alle anderen, aber am anderen Morgen kam die ſchwediſche Nachtigall ſchon zeitig zu ihm, um ihm den Beſuch zu erwidern. Sie ſagte, es ſei an der Schülerin, ihren Meiſter aufzuſuchen, und nicht umgekehrt, wozu Garcia bemerkte, als er mir die Geſchichte erzählte, es wäre unvergleichlich viel höflicher geweſen, den Lehrer ſofort zu empfangen als ihn wegzuſchicken. Er iſt immer der gleiche, lebhaft und mit fortgeriſſen . . . Ihr ſeid alle glückſelige Sterbliche da oben [in Tannenfels], und wären wir nicht noch glücklicher in unſeren Studien, wir könnten Euch beneiden. Ich kenne nichts Schöneres als zu ſtudieren, und wenn mir dieſer Lerntrieb erhalten bleibt, werde ich ein Schüler bleiben bis ans Ende meiner Tage.

Julius Stockhausen an seine Eltern:

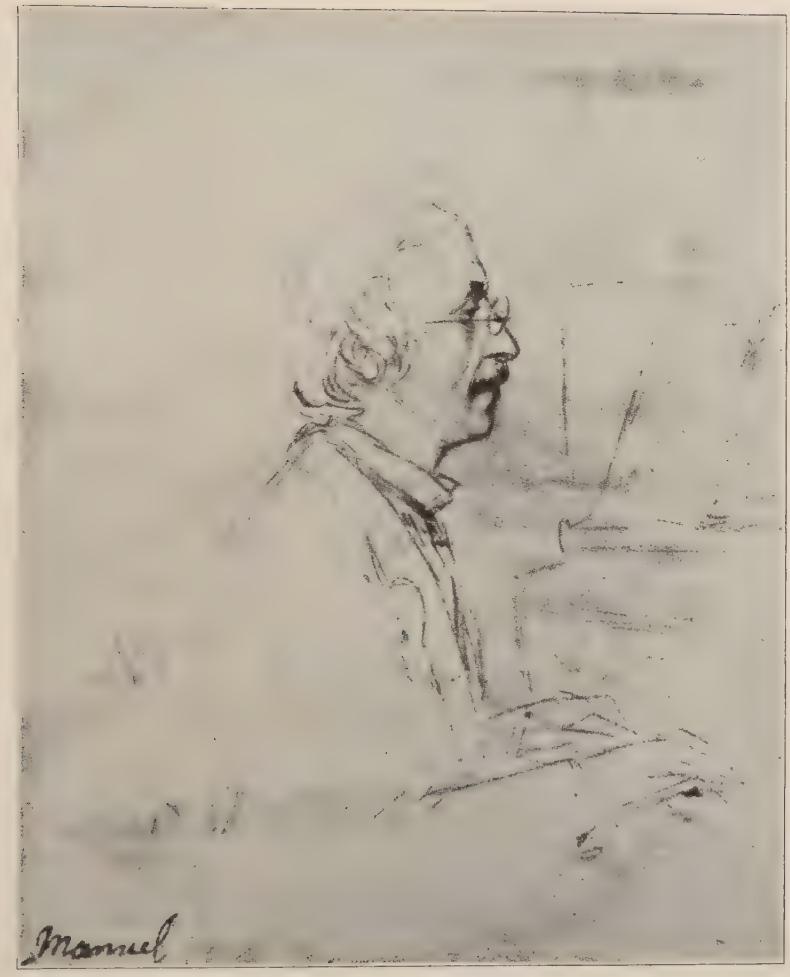
Paris, den 22. Juli 1848.
22. Geburtstag des Herrn Sohnes.

Wie, Vielgeliebte, Ihr betet täglich und von ganzem Herzen und habt nicht mehr Zutrauen auf Gott? ... Es geht uns ja gut! Wir arbeiten so ernsthaft, so von ganzer Seele, daß uns nie solches ankömmt! Wir sind selbst ruhig. Der Belagerungszustand ist das glücklichste für Paris! die Häuser sind alle durchsucht worden, und fünfzehntausend Insurgenten gefangen ... Wirklich, es ist mir schon lange nicht so wohl gewesen. Die tüchtigen Studien mit Garcia, zwei Schüler, die ich wie Kinder pflege, die Liebe zu meinen Eltern, die täglich wächst, das Zutrauen auf Gott ... alles dieses kommt mir glücklich vor, nicht schwarz wie meinem guten Vater. Wie gesagt, Garcia ist zurück von seiner Reise und hat mir gestern noch eine Stunde gegeben, die zwei gedauert hat. Der Mann hat wahre Freude an musikalischen Leuten und wenn nicht gesungen wird, wird über Kunst gehandelt. Eins nur ist schrecklich, nämlich, daß je mehr man voranrückt, je weniger man weiß, oder vielmehr, je besser sieht man ein, daß die Bahn noch sehr weit ist. Die Rouladen fangen jetzt an ganz famos zu werden; es soll bald überwunden sein. Die Stimme geht von Tag zu Tag besser. ... Die Familie [Legentil] ist hier wohl; wir ziehen nächste Woche auf das Land nach St. Ouen, noch ein Zeichen, daß alles ruhig geworden ist ...

Aus französischen Briefen von Julius Stockhausen an seine Eltern:

Paris, den 10. August 1848.

... Die Zukunft sieht für einen Künstler von Geburt nicht rosig aus, und offen gesagt, außer der Bühnenlaufbahn wüßte ich nicht, was zu machen wäre. Wenn die Notwendigkeit es gebietet, müßte man eben debütieren, um einige tausend Francs zu verdienen, wenn man nicht lieber in Tannenfels Kohl bauen will. Ob man nun in der Conservatoire-Klasse oder im Théatre Italien mit Damen Theater spielt bleibt sich gleich, und derjenige, der etwas auf sich hält, kann überall festbleiben. Meine Kameraden kennen mich jetzt, und es flößt ihnen sozusagen Respekt ein, daß ich es nicht wie sie treibe. Im ganzen betrachtet kann man sagen, daß man sich bewährt hat, wenn man das Conservatoire mit heiler Haut durchgemacht hat, und das dort miterlebte Schlechte nur dazu beiträgt, den eigenen Abscheu davor zu steigern. Vor allem kann man dann Gott bitten, daß er einem von Neuem anfangen läßt! ...



Manuel Garcia
(aus: „Garcia the Centenarian and his times"
von M. Sterling Mackinlay. New York, D. Appleton & Co., 1908)

Paris, den 31. Auguſt 1848.

... Meine Stimme macht mir jetzt ein unerhörtes Vergnügen; zwei meiner Profeſſoren rechnen darauf, daß ich den erſten Preis ſowohl für Geſang als für die Spieloper erringen werde. Wenn ich weiterhin mit Verſchleimung zu kämpfen habe, bin ich entſchloſſen, homöopathiſche Mittel anzuwenden ... Garcia iſt mit mir zufrieden; aber er ſchreit mich immer noch an: „Zu weich! zu weich! zu weich!" Ich muß ihm recht geben ...

Paris, den 21. September 1848.

... Ich habe eine Weile an Ruhm und Namen gedacht; da das nicht ſein wird, werde ich wohl mein Leben mit Stundengeben und muſikaliſchen Abendunterhaltungen friſten müſſen, und wenn mir dennoch das tägliche Brot fehlt, kann meine Patin [Legentil], die mit Strenge und Zärtlichkeit zu mir darüber ſpricht, mich dann noch davon abhalten, mein Brot am Theater zu verdienen? Sie ſagte mir, daß ſie in dieſem außergewöhnlichen Fall lieber ihr Vermögen mit mir teilen wolle! Seht, wohin das führt! Wenn ich nicht geradezu dazu gezwungen werde, wird Gott ihr und Euch dieſen Kummer erſparen ...

Paris, Anfang Oktober 1848.

Mit großer Freude möchte ich Dir und meinem Vater von meinem Vorwärtskommen am Conservatoire erzählen. Ponchard hat ſich dazu entſchloſſen, mich zum Repetitor ſeiner Klaſſe zu ernennen. Er hat mich vergangenen Dienstag ſeinen Schülern vorgeſtellt, und ſeit jenem Tag arbeite ich mit den Damen. Ich bin alſo angeſtellt mit dem Titel Hilfslehrer; ich hätte nichts dagegen, wenn man das im Elſaß bekannt macht; ... ich werde auch Reiter bitten, daß er es in eine Basler Zeitung ſetzt. Erſchrick nicht, und entrüſte Dich auch nicht darüber, liebe Mutter; es iſt die einzige Art, auf die man bekannt wird. Ich möchte, daß die Anzeige etwa ſo lautet: „Wie wir erfahren, hat Mr. Ponchard Herrn Jules Stockhauſen, den Sohn unſerer Landsmännin Margarete Stockhauſen, zum Repetitor ſeiner Geſangsklaſſe am Pariſer Conservatoire ernannt." So etwas bezeichnen wir mit „Schaumſchlägerei", aber es iſt notwendig für das Provinzpublikum, das im Conservatoire ſo etwas wie die Wiege der Kunſt erblickt. Die Arbeit, die ich während der Ferien über die Kunſt, die Stimme zu ſetzen, geſchrieben habe, und die von den Eigenſchaften, dem Anſatz und dem Ausſtrömen des Tones, der Beweglichkeit und Atmung, und der Art des Studiums handelt, erſchien unmittelbar vor Ponchards Entſcheidung. Garcia war auch ſehr zufrieden damit und hat mich ſehr ermutigt dazu. Ihm verdanke ich dieſe koſt-

bare Wiſſenſchaft, von der Mr. Ponchard nicht das geringſte verſteht; er gibt das ſelbſt zu... Er bedauert, wie er ſagt, ſich nie mit dieſen ernſten Studien befaßt zu haben, ſchätzt es aber ſehr an Anderen. — Meine Schüler lieben mich wohl, fürchten mich aber noch mehr. Ich habe damit angefangen auf die höflichſte Art der Welt einen jungen Begleiter vor die Tür zu ſetzen, den ich nicht brauche, und der die ganze Damenklaſſe auf den Kopf ſtellt mit ſeinem Geſchwätz und ſeinen üblen Späßen. Lebt wohl, Alle in St. Ouen freuen ſich über meine Ernennung...

Paris, den 29. Oktober 1848.

... Wenn man mir von meiner Stimme ſpricht, könnte ich zu weinen anfangen! Neben den Ermüdungen, die das Unterrichten mit ſich bringt, iſt es unmöglich, ſie friſch zu erhalten; ich werde ſie noch in kurzer Zeit verlieren! Wenn ich aber Kräfte genug behalte, gehe ich im Frühjahr nach London. Wenn es mir doch gelänge! Alle Engländer, die ich kenne, verſichern mir, daß meine Mutter drüben ebenſowenig vergeſſen iſt, wie die Catalani. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man mit einem reifen Talent etwas ausrichten könnte, aber mit zweiundzwanzig Jahren! Das iſt nicht anzunehmen... Inzwiſchen gebe ich mich ganz und gar Garcia anheim, der Zutrauen zu mir hat, mehr als ich ſelbſt! Kürzlich ſagte er mir mit klaren Worten, daß mir nur eines fehle, um ein ebenſo großer Sänger zu werden wie die Lind: Die große Stimme! Wenn ſie ſich entwickelt, wenn ſie mehr Kraft, mehr Wärme gewinnt, iſt kein Zweifel daran! Er intereſſiert ſich ſehr für mich, und ich danke es ihm vollauf mit meinem reſtloſen Vertrauen in ihn... Gott ſei Dank geht es mir geſundheitlich gut, ſehr gut. Der Hals iſt abſolut in Ordnung dank meines Homöopathen M. Cabarrus[41]), der nebenbei bemerkt keinen Sous nimmt...

Paris, [November] 1848.

... Garcia hat mir einen Triller beigebracht, der jedermann erſtaunt, und zwar durch ein recht einfaches Mittel: Man muß nämlich den Schlag der Nachtigall nachahmen, deren Kehlkopf (larynx) ganz ebenſo auf und nieder ſteigt, wie die Töne ſelbſt. Um dieſe Bewegung zu verſtärken, macht man die Bewegung mit der Terze, Quarte und Quinte. Dies iſt das einzige Mittel, den Triller natürlich zu machen, und um Dich davon zu überzeugen, ſieh es Dir bei Mama an. Du wirſt ſehen, daß er ſehr nett hin und her hüpft, beſonders wenn ſie langſam anfängt. Wenn die Bewegung nicht ſichtbar ſein ſollte, kann man ſie auf jeden Fall fühlen[42]). Dieſe Neuigkeit wird Mama ſicher viel Spaß machen, beſonders wenn ſie hört, daß ich ihn ohne die geringſte Ermüdung innerhalb eines Monats

erlernt habe; täglich eine halbe Stunde, unterbrochen durch drei Schweigepauſen.
Mme. X, die ſich kürzlich bei einer Stunde von mir bei Garcia eingefunden hatte, ſagte nach dem erſten Takt ganz laut auf italieniſch „Che bella voce!“ Mich, der ich mir nichts zutraue, hat es ſehr beruhigt, wie Du Dir denken kannſt. Sie ſagte dann auf engliſch: „He shall have a great success in England!“ Daraufhin ſagte ihr Garcia, ſie ſollte nicht verſuchen Geheimniſſe vor mir zu haben — ich ſpräche dieſe beiden Sprachen ſelber! Sie lachte und machte mir dann ihr Kompliment auf franzöſiſch! . . .

Paris, den 27. November 1848.

Es iſt entſchiedene Sache, daß ich in die Künſtlerſchaft der „Société des concerts“ aufgenommen worden bin. Hoffen wir, daß ich im Verlauf dieſes Winters einige ſchöne Soli ſingen werde; das täte mir gut und Euch vielleicht auch, nicht wahr? Hoffen wir alſo darauf! Ich glaube, daß das Comité auf meine Veranlaſſung hin die Partitur des „Elias“ kommen laſſen wird, und daß ich mich dann in dieſer Partie hören laſſen darf. Ich habe Euch wohl geſchrieben, daß ich kürzlich ein Stück daraus vorgetragen habe. Ich muß ſagen, das Comité iſt nicht beſonders erpicht auf dieſe ſchöne Muſik, und ich fürchte, daß man in dieſem Winter nicht verſuchen wird, das Publikum mit Neuheiten herbeizulocken . . . Ich arbeite augenblicklich mit Garcia am „Don Juan“, ein wahrer Probierſtein für den Sänger. Garcia ſagt: „Wenn Sie „Don Juan“ ſingen können, können Sie alles ſingen!“ Die geſprochenen Recitative ſind von unerhörter Schwierigkeit für den, der nicht italieniſch kann. Das Recitativ vor dem Duett „Là ci darem la mano“ iſt wunderbar in ſeiner Wahrheit und Natürlichkeit . . . Die Worte „Don Juans“: „Zitto! mi pare sentir, odor di femmina“ haben Mme. Legentil entſetzt; ſie hat nur widerwillig darüber gelacht. Garcia hat ſich geſtern über das Sextett im zweiten Akt: „Sola, sola in bujo loco“ ereifert. Er ſagte, indem wir es vierhändig am Klavier durchgingen: „Da kann man mutlos werden! Wie hat nur dies Ungeheuer von Mozart alle dieſe verſchiedenen Stimmen ſo leicht einflechten können?“ Nach dem „Don Juan“ fangen wir den „Barbier“ an, denn es ſind viele Teile darin, die man im Konzertſaal ſingen kann, und um ſich in die Situation hineinverſetzen zu können, muß man die ganze Partie ſtudiert haben. Du ſiehſt, wir arbeiten gewiſſenhaft. Die Klaſſe von Ponchard macht Fortſchritte; er lieſt Zeitung und läßt mich machen. Garcia ſagt mir, er ſei wütend darüber; das iſt ſein üblicher Ausdruck. „Was“, ſagt er, „eigentlich bin ich es, der die Klaſſe von Ponchard unterrichtet!“ Ich habe ihm verſprechen müſſen, ſpäterhin Auber alles zu ſagen, denn Garcia ſtrebt dahin, eine Einheitlichkeit im Unterrichten zu erreichen. Tatſächlich habe ich es

nur Garcias Stunden zu verdanken, daß ich Ponchards Zutrauen errungen habe...

Paris, den 10. Dezember 1848.

Heute ist ein großer Tag für Frankreich; es entscheidet vielleicht über seine Zukunft. Auf der einen Seite Stärke und Ordnung, auf der anderen Seite Schwäche und Intrige, aus der alle Verwirrungen stammen. Alle ehrlichen Leute stimmen für Cavaignac, das kannst Du wörtlich nehmen, denn diejenigen, die gegen ihn stimmen, sind Nichtswürdige, die nur neue Umwälzungen zugunsten einer Monarchie herbeiführen möchten. Ein ehrlicher Mann wie Cavaignac ist ihnen dabei im Wege; er läßt keine Hetzereien aufkommen wie der Ex-König... Was mich betrifft, so bin ich stark beunruhigt, nicht wegen der Wirren, aber meiner Zukunft wegen, die am ersten Tag scheitern kann. Schon verläßt uns Garcia, und ich bleibe ohne Stütze zurück, abgesehen von meiner eigenen Kraft, die offen gesagt gering ist. Garcia hatte mein ganzes Zutrauen, er hat es noch. Ich gab ihm vierhundert Francs für seine Stunden, aber wozu er mir verholfen hat, ist es nicht ein- oder zweitausend wert? Er geht nach London und hat versprochen den Boden dort für mich zu ergründen. Er ist der Meinung, daß ich im Frühjahr nachkommen kann. Aber die Gelder dazu, wo soll ich sie hernehmen? Wirklich, wenn neue Unruhen ausbrechen, tun die Künstler gut daran, ihren Laden zu schließen und irgend einen Winkel der Erde zu bebauen. Ach, wenn ich nur Geld hätte mich nach London zu flüchten!... Betet für mich, der auf einem Vulkan tanzt...

Paris, den 31. Dezember 1848.

Wir stehen am Schluß des Jahres, geliebte Eltern, teure Brüder und Schwestern. Der liebe Gott hat uns während dieses unglückseligen Jahres Alle gesund erhalten, wenn doch das kommende weniger stürmisch verlaufen wollte! Meine Neujahrswünsche und meine Gelübde kennt Ihr;... sie sind ein Gebet, ein heißes Gebet zu Gott. Sprecht es mit mir, Henri, Cécile, Adèle, Franz und Emil: „Mein Gott! Erhalte uns unseren Vater, unsere Mutter, erhalte uns diese Führer, diese beiden treuen Freunde, damit wir nicht straucheln auf dem langen Wege, der noch vor uns liegt! Gieb, daß wir sie immer lieben und mache uns würdig ihrer Liebe."
Daß ich nicht wie Ihr, liebe Geschwister, sie in meine Arme nehmen kann, ihre Küsse empfangen darf und sie nicht selbst damit bedecken darf! Ach, dies Glück ist mir versagt! Aber ich empfinde auch darin großes Glück, wenn ich die Fortschritte überdenke, die ich gemacht habe seit ich in Paris bin, besonders während

der letzten ſechs Monate. Jetzt würdet Ihr Freude daran haben, mich zu hören! Verzeiht mir dieſe Beſtimmtheit, mit der ich mir dies Lob erteile, aber Ihr wißt wohl, daß nicht ich es bin, von dem ich ſo viel ausſage, ſondern daß Gott es gewollt und mir gewährt hat, dieſe Fortſchritte zur Freude meiner Eltern zu machen ... Hier gratuliert mir ein jeder zur Fülle und Rundung meiner Stimme und meiner Art zu ſingen. Auch im Conservatoire bin ich mit Schluß des Jahres hervorgetreten; meine letzten Prüfungen, beſonders diejenigen für die Opéra comique, ſind ſehr zufriedenſtellend ausgefallen. Auber, Meyerbeer und Zimmermann haben mir vor allem ihre Zufriedenheit ausgedrückt. Ponchard hat ſich ſchlecht benommen. Nachdem er mich zu ſeinem Repetitor ernannt, und mir während zweier Monate ſeine Klaſſe überlaſſen hat, hat er mir vor dem Comité wenig angenehme Dinge geſagt. Er hat mir nicht eine einzige Schülerin verſchafft; er iſt ein Egoiſt, der merkt, daß ich durch die Stunden bei Garcia ſeinen Schülern ſehr nützlich bin, und der mir das Blut aus den Adern ſaugen will ... Wenn ich nicht etwas Geld verdiene, mache ich Schulden und wäre gezwungen von meinem Vater Geld zu leihen, — von keinem Anderen ...

Der erſte Brief des Jahres 1849 bildete nur den Auftakt zu weiteren Auseinanderſetzungen mit den Eltern über den Gegenſtand ihrer Meinungsverſchiedenheiten, nämlich über die Notwendigkeit der Fortſetzung ſeines Studiums bei Manuel Garcia. Die Verſchiedenheit der Anſichten darüber beruht wohl ohne Zweifel auf der Verſchiedenheit der ſtimmlichen Veranlagung von Mutter und Sohn. Die Mutter gehörte nach Jules' Auffaſſung zu jenen Bevorzugten, die gar keiner Stunden bei Garcia bedurft hätten, denn er ſagte: „Ich nehme alle diejenigen aus, die über eine von der Natur verliehene Vokaliſation verfügen, und auch alle, die dieſe Art von Übungen nicht vertragen.“ Alle anderen aber gehörten ſeiner Meinung nach in die Lehre zu Meiſter Garcia, und die nicht zu ihm gingen, die bezeichnete er draſtiſch mit „Eſel“. Er ſelber, deſſen Vokaliſation nicht naturgegeben der Kehle entſtrömte, der mit techniſchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, deſſen Organ unter gelegentlicher Kraftloſigkeit litt, und das auch nicht als groß zu bezeichnen war, er glaubte ſich das Studium gerade bei Garcia erkämpfen zu müſſen. Die Erſparniſſe, die er durch Stundengeben gemacht hatte, gingen bei dieſem Studium darauf. Das grämte ihn wenig; aber daß er Garcias' Aufbruch vor Augen ſah und ihm nicht nach England folgen konnte, das bereitete ihm ſchwere Not. Auf die Eltern, die ihn überhaupt nicht mit Geldmitteln unterſtützten, war nicht zu rechnen; er bat ſie flehentlich, ihm wenigſtens Empfehlungsbriefe an die vornehme Pariſer Geſellſchaft zu ſchreiben, damit er in den bis dahin gemiedenen Kreiſen zu ihren Privatkonzerten geladen würde; nur um des Geldes willen wollte er ſich dazu überwinden, obwohl es ſeiner durch Stundengeben angeſtrengten Stimme

nicht gut war. Aber es erfolgte nichts darauf. Es war kein böſer Wille, aber es war kein helfender, fördernder Wille bei ihnen zu finden; ſie ſahen die Notwendigkeit der Fortſetzung des Studiums nicht ein und hätten ſich damit begnügt, Jules allmählich zum Hauptlehrer am Conservatoire aufrücken zu ſehen, und ihn nebenbei in Konzerten in Paris mitwirkend zu wiſſen. Bei all ſeiner Liebe zum Unterrichten aber entging er dieſem allzu früh bequem werdenden Daſein; lieber wollte er auf die Bühne gehen, trotz aller bevorſtehenden, ganz unvermeidlichen Kämpfe mit den Eltern, von denen er einen Vorgeſchmack durch die Einſtellung ſeiner Patin Mme. Legentil dieſen Fragen gegenüber erhielt, als auf die Erprobung ſeines Talentes verzichten. Wenn es aber nicht anders zu ermöglichen war, — und man fühlt aus den Briefen, welches Feuer da zu glimmen anfing — dann war die Bühne der einzige Ausweg aus der Verflachung der Pariſer Salonkonzerte.

Die Nachricht vom Tode Habenecks, der im Alter von neunundſechzig Jahren am 8. Februar 1849 einem Schlaganfalle erlegen war, muß Jules' Vater ſtark ergriffen haben, als Verluſt eines jener „Beethoven-Brüder" aus längſt vergangener Jugendzeit. Jules befand ſich unter den Sängern, die unter Begleitung jenes Orcheſters, das Habeneck geſchaffen hatte, eine Cherubiniſche Totenmeſſe für ihn in Notre Dame de Lorette ſangen. Sämtliche Kinderchöre von Paris erſetzten die Frauenſtimmen, da die Damen von der Mitwirkung an dieſer Feierlichkeit ausgeſchloſſen waren. Jules trauerte tief um den großen Muſiker, jenen Mann, unter deſſen Führung er als Schüler des Conservatoire den „Fidelio" mitgeſpielt hatte, — ein Erlebnis, das er ihm nie vergaß.

Nun ſtand ſchon ſein Nachfolger, Narcisse Girard, bei den Proben der Schüleraufführung von Rossinis „Gazza ladra" am Pult, deſſen Chöre Jules in Vertretung Girards einſtudieren durfte, womit er ſich die Zufriedenheit Aubers errang. Ja in kurzer Zeit ernannte ihn Auber ſogar zum ſtellvertretenden Dirigenten, weil Girard durch die Einſtudierung des „Propheten" von Méhul in der Großen Oper häufig verhindert war, die Orcheſterproben der Schüler abzuhalten. Er übertrug ihm auch die Rolle des Jago in „Othello". Durch dieſe ſich endlich mehrenden Beweiſe von Anerkennung wurde Jules' Selbſtvertrauen etwas gehoben, und der geheime Plan, Paris zu verlaſſen, um endlich Jenny Lind in England zu hören und Garcia wiederzuſehen, nahm feſtere Geſtalt an. Als er im Mai Mme. Viardot[43]), die Schweſter ſeines Lehrers, im „Prophet" von Meyerbeer hörte, erlebte er wie bei der Alboni die gewaltige Wirkung des Vorbildes, und bald trieben ihn Ungeduld und Spannung nach der Lind und ihrem Meiſter zur Tat.

Jules Stockhausen an seinen Vater:
(Französisch) Paris, den 5. Februar 1849.

Ich fange gleich mit der Hauptsache an, um Deine Fragen nicht zu vergessen, die ich freilich in meinem letzten Brief deutlich genug beantwortet hatte. Was die Müdigkeit betrifft, so bedarf sie allerdings keiner Erklärung; ich sagte Dir schon, daß das Stundengeben meine Stimme ermüdet, und daß diese anhaltende Müdigkeit meiner Stimme schaden kann. Es ist mir unmöglich „kalt" zu unterrichten; lieber möchte ich überhaupt nichts verdienen, und andererseits ist es gerade diese Lebhaftigkeit, die mich umbringt. Darum habe ich auch zu Garcia gesagt, als er nach London reiste, daß, wenn er drüben Glück habe und zu viele Schüler zu ihm kämen, er mich doch für die Anfänger nachkommen lassen solle! Er kennt meine Leidenschaft zu unterrichten und weiß, daß ich das traurige Privileg eines Konzertsängers darangeben würde, um ausschließlich Stunden zu geben. Doch ich habe wenig Hoffnung, denn Garcia muß Geld verdienen, und er würde mich nur im äußersten Notfall zu sich rufen. Ich weiß von einem seiner Schüler, daß er mich sehr gern hat, und daß er auch großes Zutrauen in mich setzt als in einen, der selbst etwas kann. Nicht alle seine Schüler sind in Harmonie und Klavier durchgebildet; dadurch habe ich einen ungeheuren Vorsprung. Ich glaube, daß, wenn man mir eine Stelle in London an einem Königlichen Theater für einige tausend Francs böte, ich sie annehmen würde; nicht ohne Eure Zustimmung wohlverstanden, aber ich täte es mit Freuden, um aus diesem unfruchtbaren Zustand herauszukommen, der so schrecklich für einen jungen Menschen, Sänger und wahren Künstler ist, dem es wirklich unmöglich ist, in den Salons von Paris Romanzen zu schmachten, um Erfolge zu haben.
Ich gestehe, kein Verständnis dafür zu haben, daß Einbildung oder väterlicher Hochmut so weit gehen können, um zu glauben, sein geliebter Sohn habe keine Stunden mehr bei Garcia nötig. Noch einmal: Ich war nie gewillt ein Künstler zweiten Grades zu werden; ich habe gestrebt und ich strebe immer noch sehr hoch, denn ich fühle, daß Gott mir die Mittel dazu verliehen hat. Ich sage ohne Einbildung und mit unerschütterlicher Überzeugung, daß ich nichts durch mich selbst bin und kann. Mama wird trotzdem Einspruch erheben, ach, das ist leider so, und zum Beweis meiner Ergebung und meiner Einsicht in mein Unvermögen sage ich: Ich fühle, wie klein ich noch bin im Vergleich zu den Großen, und wie viel ich noch zu lernen habe, um eine höhere Stufe zu erreichen; aber ich fühle mich aufgehalten durch die offensichtliche Unmöglichkeit, die nunmehr entzündete Flamme, die anfangen möchte zu brennen, lodern zu lassen. In den Salons ist so etwas ganz unmöglich; da gibt es sofort Bemerkungen: „Sie geben sich zu sehr aus"; „Sie sind zu hitzig"; usw., und schließlich heißt es: „Wie schade, daß Sie sich nicht der Bühne zugewendet haben." Das gilt aber nur für

die großen italieniſchen Werke, denn bei den leichten, graziöſen weiß ich ſehr wohl meine Stimme zu mäßigen. So ſehr, daß man es kürzlich bei Mme. X. nicht glauben wollte, daß ich Schüler von Garcia wäre. Denn ich muß zu ihrer Schande ſagen, daß die meiſten nichts davon verſtehen, wie er es eigentlich meint. Gewiß „ſchreit" die Lind nicht zu ihrem Vergnügen, ſondern ſie verſteht es einfach, in einer dramatiſchen Paſſage ihre Mittel zu entfalten. Das iſt alles, was unſer Meiſter verlangt.
Um zum Schluß zu kommen, lieber Vater: Ob Du es glauben willſt oder nicht, am erſten Tag, an dem ich Garcia zu faſſen bekomme, erbitte ich mir wieder Stunden von ihm. Die letzten hundert Francs, die ich ihm zahlte, habe ich mir leihen müſſen. Ich muß zu ſeiner Rechtfertigung ſagen, daß Garcia niemals einen sou von mir verlangt hat; wenn ich glaubte, daß wieder zehn Stunden vorbei ſeien, gab ich ihm das Honorar; er dankte und damit war es gut. Seine „Methode" hat er mir gegeben, ohne jemals den Betrag dafür zu verlangen, den ich ihm ebenſowenig zu bezahlen gedenke, als mich ins Waſſer zu ſtürzen.
Um die Politik kümmere ich mich nicht mehr; . . . ſollten mich die Ereigniſſe aus Paris vertreiben, würde ich Dich um Zuflucht auf einem Deiner Pachtgüter bitten, und dort würde ich wohl mit Verſtand und gutem Willen die Pacht herauszuwirtſchaften verſtehen. Das würde dann genügen, um nicht mehr an die Bühne zu denken und meinen Durſt danach würden die Quellen von Rigi-Kaltbad löſchen!

Jules Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Franzöſiſch) Paris, [vor dem 23.] Februar 1849.

Es war das erſte mal, daß Du es für der Mühe wert hielteſt, mir einen Muſik und Kunſt betreffenden Brief zu beantworten und ich erkenne mit Schmerzen, daß Du ihn falſch aufgefaßt haſt. Ich hoffte im Gegenteil, daß mein Wunſch, weitere Fortſchritte zu machen, meine Ausbildung als Lehrer und Sänger zu vervollkommen, Dir Freude bereiten würde, und daß Du mich darin beſtärken würdeſt, noch weiterhin mit meinem vorzüglichen Lehrer zu arbeiten, wenn es möglich wäre. Statt deſſen überhäufſt Du mich mit ſtrengen Verweiſen. Ich entnehme Deinen Zeilen, daß der Vater noch ungehaltener iſt, aber ich will verſuchen, Euch Beide zu beruhigen. Vor allem muß ich Euch ſagen, daß es mir weder an der nötigen Sicherheit noch an dem Mut fehlt, öffentlich aufzutreten. Sähet Ihr mich in einer großen und vornehmen Geſellſchaft ſtehen, würdet Ihr ſofort Eure irrige Meinung aufgeben. Wollt Ihr mir das glauben?
Was mir fehlt, iſt die techniſche Sicherheit. Du weißt nichts von der Angſt, meine liebe Mutter (denn Du haſt ja niemals Schwierigkeiten mit der Vokaliſation gehabt), Du weißt alſo nichts davon, wie es iſt, wenn man ein Stück mit

einer aufſteigenden Tonleiter ſingen ſoll, die fehl gehen könnte! Wohl iſt es wahr, daß ich es vor ungefähr acht Tagen gewagt habe, die Arie aus „Zaira“ von Mercadante ihrer berühmten Stelle wegen zu ſingen, die ich jetzt endlich gut kann. Du biſt glücklich, ſolche Qualen nicht empfunden zu haben. Alſo, verdanke ich es nicht Garcia, daß meine Technik anfängt, ſicher zu werden? Und wenn er auch jetzt in London iſt, verdanke ich es nicht ihm, daß ich weiß, wie ich ſtudieren muß, um dieſen Grad von Vollkommenheit zu erreichen? Und woher habe ich dieſe Energie, dieſes Feuer, das ich manchmal in einem brillanten Stück anwenden kann, z. B. im „Chaperon rouge“ von Boieldieu? Iſt es nicht dieſer feurige Spanier, der in den Unterrichtsſtunden vermöge ſeines Temperaments mein Inneres entflammt? Etwa die Recitative des „Don Juan“? Wer könnte, beſſer als er, mich darin unterweiſen, den Ton dieſes üblen und doch diſtinguierten Subjektes zu treffen, das ſo viele Darſteller und Sänger nur als Liebhaber geben? Wer hätte mich je gelehrt, dieſe Recitative im Sprechton wiederzugeben, und die verſchiedenen Auftritte ſo treffend zu markieren? „Don Juan“ allein könnte ich — ich übertreibe nicht — drei Monate lang ſtudieren, und nichts als dieſe Rolle, denn um in den Geiſt der Perſonen einzudringen, habe ich begonnen, alle Partien durchzunehmen.

Deine Meinung über die Gewöhnung an das öffentliche Auftreten teile ich ganz; ohne Zweifel bringt nur die Öffentlichkeit die nötige Erfahrung, aber ſie lehrt mich nicht das Buffo-Genre ſingen, ſie kann mich nicht lehren, was ich vorhin ausführte. So mußt Du mir alſo darin beipflichten, daß man öffentlich ſingen muß, um Sicherheit und Erfahrung zu gewinnen, und um dabei zu lernen, was gefällt. Aber ſage mir nichts davon bitte, daß das Publikum den Sänger bilde im künſtleriſchen Sinn! Niemals hat Vater dieſe Anſicht vertreten, und ich glaube im Gegenteil mit ihm und meinem alten Lehrer Nagiller, daß der Künſtler das Publikum bildet, oder man muß wenigſtens verſuchen es zu erziehen; muß verſuchen ihm guten Geſchmack und edles Empfinden aufzudrängen! Woher kommt es, daß das Publikum ſo häufig mangelhaft urteilt, daß ſein Geſchmack ſo verderbt iſt? daß es gewöhnliche Stücke, flache Gedanken, ſchlechte Gewohnheiten dem Edleren vorzieht? Nicht wahr, nur deshalb, weil der Künſtler aus Effekthaſcherei zu viel „machen“ will, ohne Ehrfurcht vor der Kunſt und vor den Grundſätzen ihrer Lehre. Nun wohl, ich zögere keinen Augenblick auszuſprechen, daß die Auffaſſung, das Publikum bilde den Künſtler, uns dahin geführt hat, denn es iſt ungleich leichter für einen jungen Künſtler, ſich dem ſchlechten Geſchmack auszuliefern, der ihn umgibt.

Ich habe mich immer an die Ausſprüche meiner lieben Eltern gehalten, aber manchmal muß ich freimütig meine Art, die Dinge zu ſehen, äußern, und das war Euch zu frei! Alſo: Beklagſt Du Dich nun noch länger, daß ich weiter arbeiten möchte? — Dein Dich zärtlich liebender Sohn Jules.

Jules Stockhauſen an ſeinen Vater:

Paris, den 3. Mai 1849.

Was einem jungen Menſchen am meiſten Mut macht, iſt gutes Beiſpiel. Dieſen Anfang wirſt Du wohl etwas ex abrupto finden; es iſt nichts deſto weniger ſehr richtig. Ehe Frau Viardot hier geſungen hat, war kein tüchtiges zugleich muſikaliſches und ſingendes Talent auf der Pariſer Bühne. Seit dem „Propheten" aber beſitzen wir ein dramatiſches tief fühlendes, gediegenes Talent; dieſe wundervolle Frau, die die Klaſſiker ebenſo ſchön als die modernen Meiſter verſteht, hat uns im letzten Konzert des Conservatoire [29. IV. 1849] die Arie aus „Don Juan": „Ah! non mi dir", vorgetragen. Du kannſt Dir wohl denken, daß ich die Probe nicht mißte und mit den Augen ſowohl wie mit den Ohren den Ausdruck der großen Sängerin bewunderte. Außerdem hat ſie auch die Arie aus „Rinaldo" von Händel: „Lascia ch'io piango" (mit der Orcheſtrierung von Meyerbeer) geſungen, mit einem erhabenen majeſtätiſchen Stil, den ich ſeit Mama nicht mehr gehört habe. Ja es tut wohl, Mozart und Händel ſo ſingen zu hören! Aber welch ein Talent muß man beſitzen, um mit einer harten, unangenehmen Stimme auf dieſe Art und mit ſolcher Leichtigkeit Mozarts ſchwere Rouladen und ſanften Ausdruck vorzutragen! Es iſt unglaublich! So dramatiſch und pathetiſch ſie im „Propheten" iſt, ſo klagend und ſo verliebt war ſie in Donna Annas Arie. Es iſt die wahre Schule Garcias, d. h. mit der Stimme die ſanfteſten ſowie die ſtärkſten Effekte hervorzubringen, und ſo ohne Mühe, ohne Gewalt! Welch eine Lektion, dieſe herrliche, obſchon von Geſicht unangenehme Sängerin für mich war! Welch ein Genius! Aber was ich am meiſten bewundere, iſt Gottes Werk, nämlich den muſikaliſchen Inſtinkt dieſer Frau. Nach den vier erſten Proben des „Propheten" ſaß ſie am Klavier und begleitete die große geſchriebene Orcheſterpartitur, um es ihren Kameraden Roger, Caſtellan und Levasseur einzuüben! Iſt das nicht merkwürdig? Nun, ſo will ich auch werden! Es iſt das Edle der Kunſt! Mechanismus kann jeder arme Henker, aber muſikaliſche Auffaſſung — das beſitzen ſehr wenige. — Ich gäbe zehn Francs, um wöchentlich eine Stunde mit Mme. Viardot am Klavier in Mozarts und Mendelsſohns Partituren zuzubringen! Und Jenny Lind ſoll noch beſſer ſingen, noch ſchöner ſpielen! Es iſt unglaublich! Deswegen gehe ich Ende des Monats nach London, wenn es die Finanzen erlauben. In Frankreich werden wir ſie nie hören! Es ſoll Dich nicht erſtaunen. Ein junger Lehrer muß alles Schöne hören, um den Geſchmack zu bilden. Sei alſo gütig genug, lieber Vater, um mir einen Brief an Anderſon, einen an Mme. Barnwell von Dir oder der Mutter zu geben. Ich bitte Dich kniend, mir ſo viele als möglich zu ſchicken, da [meine] kleine Reiſe ſehr nützlich für nächſten Winter ſein wird. Brief an Noblesse, Muſiker, Journaliſten, wenn es Freunde ſind, alles; und jeden Brief séparement auf die Poſt,

indem zehn Briefe nur zwei Francs, aber einer, zehnmal so schwer, sechs oder sieben Francs kosten würde.
Ich zähle ungemein auf den so bekannten und so beliebten Namen Stockhausen ... Es waren keine Concours sondern Examina, die ich zugesagt habe und die gut ausgefallen sind, nämlich in Gesang und Schauspiel, komisch und dramatisch ...

Als Jules Anfang Juni 1849 nach England kam, war Jenny Lind der Cholera wegen abgereist, die season fast vorüber und an Schülern nicht mehr viele zu gewinnen. Immerhin gelang es ihm, noch einiges zu unternehmen. Er berichtet an die Eltern:
„Garcia sagt, daß Stimme und Vortrag sich noch sehr verbessert haben ... Ich sang eine herrliche Einzelarie von Mozart bei ihm und die große Arie des Elias: „Es ist genug". Trotzdem meine Stimme stärker wird, bleibt sie doch so voll und weich im pianissimo wie nur je ... Erard hat mir einen Flügel geschickt, für den ich nichts zu bezahlen brauche. Ihr seht, wie der Name Stockhausen beliebt und geachtet ist ... Für eine Stunde nehme ich zunächst eine halbe Guinee, denn man sagt mir, wenn ich weniger fordere, dann glauben die Leute, sie taugt nichts. Für eine Soirée, denke ich, genügen acht £. Die Schweizerlieder und Balladen hatten bei Frau von Bunsen[44]) ungeheuren Erfolg ... Ich bin neulich in St. John's Wood Road gewesen, um das Haus wieder zu sehen [in dem wir damals wohnten], traute mich aber nicht zu schellen; ich sah es nur von außen und nicht ohne innere Bewegung."
Die Eltern hatten ihn nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, mit reichlichen Empfehlungen an ihre ehemaligen Freunde ausgestattet; sie ließen es gar sehr darauf ankommen, und es war den Briefen seiner Pariser Freunde und seinem eigenen Auftreten zuzuschreiben, wenn er sich auch ohne elterliche Einführung und Ratschläge in diesem „Labyrinth" zurecht fand, und in größter Sparsamkeit einige Wochen durchhielt.
Über jene erste Zeit schreibt er am 12. Juli 1849 an seinen Freund Ernst Reiter nach Basel: „In Paris hatte ich ziemlich viel Geld verdient und verließ vor fünf Wochen noch fünf oder sechs Schüler, die heute noch auf mich warten. Garcia hatte aber Paris längst verlassen und ohne ihn, das sollst Du jetzt wissen, war es mir nicht zu Mute Geld zu verdienen; ich dachte nämlich, die Fünffrankenstücke würden verfaulen im Kasten, wenn er nicht einen Teil davon bekäme. Mit meinen achthundert Franken (quelle folie!!!) bin ich also nach London gereist und zwar sehr billig, um dem lieben Garcia zu folgen. Als ich hier ankam und ihm sagte, ich hätte alles für ihn in Paris verlassen, das Conservatoire nebst den Schülern und Freunden, begrüßte er mich mit dem Namen „Tor" und setzte hinzu, ich hätte eine große Dummheit begangen, indem in London so viele

Künſtler wären, daß für mich wohl nichts zu finden ſei. War das nicht liebenswürdig und galant? Ich kannte aber meinen Mann und ließ mich durch ſeinen ſpaniſchen wilden Geiſt nicht ſchrecken. Ich hatte etwa zwanzig gute Briefe, die ich ſogleich abgab, zwei oder drei Mal an dieſelbe Tür klopfte, bis ich die Leute zu finden und zu ſehen bekam. Mut und Eifer fehlten mir nicht. Ich mietete gleich den zweiten Tag ein Zimmer im Mortimer Street 7 und quartierte mich da ein. Es gelang. Nach vierzehn Tagen hatte ich drei Schüler, die mir zehn und zwölf Schilling per Stunde geben und bereits alle Tage Stunde nehmen, ſo daß ich jetzt ſchon mehr Geld verdiene, als ich ausgegeben habe. Nun iſt die Saison vorbei, eine einzige Schülerin bleibt mir noch übrig, und die verreiſt im Monat Auguſt; ... Die Sontag iſt in „Linda di Chamounix" wieder aufgetreten nach zwanzig Jahren Abweſenheit und mit der größten Furore aufgenommen worden; ihre Stimme iſt noch friſch und ihr Ausſehen jung, obſchon ſie fünfundvierzig oder ſiebenundvierzig Jahre alt iſt. Man ſagt, Herr Rossi [ihr Gatte] habe ſein Geld im Spiel verſchwendet. In dieſer Hinſicht bin ich nicht bange für meine Frau (futura), nur etwas zu D. Giovanniſch möchte ich wohl in der Zukunft werden, bis jetzt geht es gut."

Ein Konzert bei Hof führte ihn nach Osbourne House auf die Isle of Wight vor die Königin Victoria, die ſich in liebenswürdigſter Weiſe nach ſeiner Mutter erkundigte. Die Frage bedeutete ihm mehr als ſein eigener junger Ruhm! In keinem ſeiner Briefe unterläßt er es, der Mutter von ſeinem Stolz auf ſie Kunde zu geben:

London, den 13. Juni 1849.

... Es gibt ſo Manches zu erzählen, daß ich vieles vergeſſe. Einer Probe des Philharmoniſchen Konzerts habe ich beigewohnt. Man gab die Symphonie mit Chor von Beethoven, und ich muß geſtehen, das Orcheſter hat ſich weit nicht ſo ſchön ausgezeichnet wie in Paris. Die Chöre ſind jedenfalls beſſer, kräftiger und ſingen mit mehr Begeiſterung, aber was Coſta und ſeine Untertanen betrifft, da werde ich nicht mitſtimmen, wenn man ſagt, daß ſie die erſten von der Welt ſind. Schatten und Licht gibt es ſehr wenig, die crescendi und decrescendi heben ſich ſehr grob heraus. An Energie fehlt es ihnen nicht; in dieſem ſind ſie weit über den Franzoſen. Es hat mich außerordentlich gefreut, den Philharmoniſchen Saal zu beſuchen, denſelben, wo die Mutter ſo großen Beifall hatte, und wo ſie noch viele Freunde hat. Niemand hat ſie hier vergeſſen; wo nur der Name Stockhauſen herauskommt, fragt man nach der lieben Sängerin und letzthin noch ſagte mir ein junger Pianiſt: „I was sitting last day next to a gentleman at Exeter Hall, where Jenny Lind sang Haydn's „Creation". Well, Sir, after she

had sung the song of the Birds with all that vocalisation, so particular to Jenny, that gentleman asked me if I had ever heard one Madame Stockhausen sing the same air, adding, that Jenny never would sing it as well as she did."
You see dear mama, that here all love you: In Paris you have but very little, though better friends than here, but in London, people are not forgetfull, and I hope your Julius will go on in the same way. Good-bye, dear, most dear ones, pray for me, pauvre exilé, mais exilé enchanté de Londres, du pays où on aime où on estime et où on estimera toujours ses chers parents.

Das erſte Auftreten in London ſelbſt fand im Juli in einem Benefizkonzert von Sir Henry Bishop[45]) ſtatt, wo er neben Lablache, Mori, Tamburini, der Grisi, Persiani und anderen Italienern auf dem Podium ſtand. Dann zwang ihn der Schluß der season England zu verlaſſen, aber mit dem feſten Vorſatz, mit Beginn der nächſten zurückzukehren, um die Nähe Garcias auszunützen, deſſen Perſönlichkeit und Unterricht ihm mehr bedeutete als alles was Paris ihm bieten konnte. Nun hieß es, ſich bis zum kommenden Frühjahr zu erhalten und die Mittel für den zweiten Londoner Aufenthalt zuſammen zu ſparen, und ſo machte er, nach notwendigen Erholungswochen in Tannenfels und auf dem Rigi, einen Verſuch mit der Bühne.
Luzern war die Stadt ſeines Debuts. Zuerſt wurden die „Falſchmünzer" einſtudiert, und dann trat er am 1. Januar 1850 zum erſten mal in „Zampa" von Herold auf. Dieſe Rolle gewährte ihm beſondere Freude und gutes Gelingen, wie denn überhaupt jener erſte Bühnenverſuch ihm bewies, daß, falls er ſich als Konzertſänger nicht durchſetzen würde, was ihm noch nicht ſicher erſchien, er auch hier eine Möglichkeit zur Entfaltung ſeines Talents finden würde. Es war ein Herumtaſten in jener Zeit; was blieb ihm auch anderes übrig, da er ſich allein erhalten mußte und ſich durch nichts von dem hohen Ziel ſeines Künſtlertumes, wie es vor ihm ſtand, abbringen laſſen wollte. Heiratspläne ſeiner Mutter, der das Aufgeben ſeiner Pariſer Stellung am Conservatoire bei Ponchard nicht gepaßt hatte, und die ihren vagabundierenden Sohn lieber ſeßhaft machen wollte, ſchlug er mit der Begründung aus: „Je serais un mauvais mari, ou bien en devenant bon, je deviendrais mauvais chanteur!"
Die Konzertreiſen, die er mitten im ſtrengen Winter von Luzern aus nach Zürich und Winterthur unternahm, trugen ihm eine Erkältung ein, die in Baſel bei dem Vetter Reiter zum Ausbruch kam und ſich zu ſeinem Unglück zu einem ſchweren Anfall von akutem Gelenkrheumatismus ſteigerte. Wochenlang feſſelten ihn heftigſte Schmerzen ans Bett, und ſeine traurigen Gedanken flogen nach London, wo die season im vollen Gang war, ehe er endlich in den letzten Maitagen nach überſtandener Erkrankung dort wieder eintraf.
Es war ſein Plan geweſen, eine eigene Matinee zu veranſtalten, um ſich bekannt

zu machen, aber er mußte einſehen, daß ſeine erfahreneren Freunde, der ausgezeichnete Geiger Wilhelm Ernſt und der ihm ſehr nah vertraute Klavierſpieler und Komponiſt Eduard Silas, der ihm als Schüler von Nagiller ſchon von Paris her bekannt geweſen war, recht hatten, wenn ſie ihm erklärten, daß es auch für dieſes Jahr zu ſpät ſei. Er ſchreibt darüber an ſeine Eltern am 21. Juni 1850:

„Die Saison iſt ſchlecht, das Konzertſingen eine Schinderei und die Soireen vernichtet; junge Künſtler melden ſich bei den Großen von allen Teilen Europas an, ſingen ihnen umſonſt, und der, der davon lebt und am Ende der Saison ein Konzert geben will, leidet ſchwer daran. In dem Fall bin ich, und ich will Dir nicht verhehlen, daß ich keine Matinee geben kann noch geben will, weil ich ungezählte Soireen abſchlage und nicht ſozuſagen billets betteln will. Die Künſtler, die das Syſtem [einführten], haben in dieſem Lande das Konzertgeben ruiniert ... Viele denken, es ſei eine große Ehre für ſie, wenn die Marquise oder die Duchesse von ſo und ſo ſie umſonſt bei ſich ſingen oder ſpielen läßt. Ich habe mein Budget unterſucht und finde, daß ich 33 £ 3 sh. zu erhalten hätte; zehn £ davon habe ich jetzt erhalten. Es war Zeit; noch zwei blieben mir übrig, und der Schneider an der Tür; er iſt Gottlob abbezahlt. Ich bin acht Tage mit Löchern in den Hoſen herumgewandert und konnte mich nicht entſchließen, neue machen zu laſſen. Nun hab ich ſie, und ich ſehe respectable aus. Am 13. hatte ich mit „Adelaide“ [von Beethoven] einen großen Beifall. Drei Damen wurden halb verrückt, juchhe! Am 16. war Matinee, und Schubert gefiel wieder am meiſten von allen Geſangſtücken. Abends ſollte ich noch zu Bunſens und zum Kardinal [Wiseman][46] ... Von Feſtivals muß ich ſagen, daß Formes ſchon dazu engagiert iſt ... Das Komitee von Gloucester und Worcester engagiert einen Namen, nicht einen Sänger; das iſt Tatſache, aber es wird Dich freuen, wenn ich Dir ſage, daß man hier anfängt, Vergleiche zwiſchen dem hier berühmten Baſſiſten und mir zu machen ...

Auch während dieſer season hatte er Jenny Lind, derentwegen er hauptſächlich ein Jahr zuvor nach London gereiſt war, noch nicht zu hören bekommen. Ihre Abreiſe nach Amerika ſtand unmittelbar bevor, und die einzige Möglichkeit, ſie noch zu hören, war in Liverpool, wo ſie vor ihrer Einſchiffung in zwei Konzerten ſingen ſollte. Er ſchreibt (franzöſiſch) an ſeine Eltern am 30. Juli:

„Ich ... erwarte mit ſchwer beſchreibbarer Spannung den Augenblick der Ankunft von Jenny Lind in Liverpool, um dort mit ihr zuſammen zu treffen. Wenn ſie es wünſcht, heirate ich ſie und reiſe mit ihr nach Amerika! Ich muß ſie hören und dieſer Wunſch in mir macht es, daß ich Tag und Nacht von ihr träume. Mme. Viardot iſt vielleicht eine noch größere Künſtlerin als ſie, aber

offen gesagt, ihre Stimme klingt in den hohen Tönen recht unangenehm ... Sie glaubt unglücklicherweise alles singen zu können, und so stürzt sie sich auch auf Rollen, die viel zu hoch für sie liegen. Ihr Spiel ist wunderbar ... Mme. Sontag hat sich mit wahrer Freude der lieben Mutter und der glänzenden Zeiten erinnert, die sie damals hier miteinander verlebt haben! Sie bittet mich, sich Dir in freundliche Erinnerung zu bringen."

Seine Freundschaft zu Silas trug ihm eine Einladung nach Liverpool ein, wo er bei der Familie van Geldern während seines dortigen Aufenthaltes absteigen durfte. Mit dem Eindruck, den Jenny Lind auf ihn machte, wurde er nicht so schnell fertig; am ausführlichsten berichtet er darüber an seinen Bruder Henri nach Tannenfels:

(Französisch) Liverpool, den 24. August 1850.

Jenny Lind hat uns verlassen! seit vier Tagen schwimmt sie auf dem Ozean. Gott beschütze sie! Es ist ein außergewöhnliches Wesen, diese Lind, mein lieber Freund; man müßte besondere Worte haben, um über sie zu sprechen und ich kann Dich versichern, daß viele Menschen sie gar nicht erfassen. Wenn ich von ihr sage „ein außergewöhnliches Wesen", so sage ich nicht „Sängerin", sondern ich verstehe darunter einen Menschen, der sich in seinem Wesen, seinem Charakter, seiner ganzen Lebensführung anders gibt als Alle anderen! Jenny „geht" nicht, wie die anderen Menschen, sondern sie schwebt; sie lacht nicht wie Alle anderen; ihr Lächeln, ihre Grazie haben etwas Unwiderstehliches. Auch ohne ihren Gesang hat sie dem Publikum etwas zu sagen; sie nimmt es ganz gefangen; sie hat etwas an sich, was Alle mitreißt! Man applaudiert weniger der Sängerin als diesem tugendhaften, vornehmen, mildtätigen, jungen Mädchen; man applaudiert von neuem, man will sie wiedersehen, man will sie immerzu sehen! — Manchmal schreit sie; auch ihre Auffassung hat nichts bestrickendes, und ihre Stimme nichts ungewöhnliches, es sei denn ihre Kraft und ihr Glanz in den höchsten Höhen von la bis fa. Die Art und Weise, mit der sie Händels „Messias" sang, war durchschnittlich und stand nicht auf der Höhe der religiösen Begeisterung, mit der unsere Mutter die verschiedenen Stücke daraus gesungen. Diese Innigkeit, die sie besitzt, ist nicht bei der Lind zu finden, und schon dadurch ist sie größer als die Lind. Es tut mir leid, hierin nicht die Ansicht von Vater teilen zu können, daß die Lind besser sänge als unsere Mutter: Meine Mutter, mit den Freunden und der Jugendlichkeit der Lind, unverheiratet, großmütig wie sie, würde genau den gleichen Enthusiasmus entzündet haben; auch sie hätte einen Saal von zweitausendachthundert Menschen gefüllt und für zwei Konzerte 1000 £ bekommen können. Aber unsere Mutter war nicht so gewandt, hat nicht

alle ihre Vorteile auszunützen verſtanden und hat keine Finessen angewendet wie dieſe junge Schwedin. Sie hat ihre Laufbahn nicht wie die Lind in Deutſchland begonnen, wo man viel Aufhebens von einer Künſtlerin macht, die wirklich zu ſingen verſteht, weil man dort nur ziemlich gewöhnliche Sängerinnen hat, denen die Feinheiten abgehen. Bedenke bei dieſen großartigen Erfolgen die wohlberechnete Mildtätigkeit, die die Lind ausübt, ſtelle auch in Betracht, daß ſich durch ihre Laufbahn ſowohl auf dem Theater als im Konzertſaal ihr Studium ſehr erweitert hat, und dann kannſt Du Dir leicht erklären, woher ihr ungeheurer und einzigartiger Erfolg ſtammt. Vergiß auch nicht, daß ſie Proteſtantin iſt, daß ſie den religiöſen Kultus, die Gebräuche und Sitten des Engländers ſtreng innehält, und Du verſtehſt vielleicht dieſe unglaublich hohen Wogen der Begeiſterung, dieſes Lind-Fieber hier. Ja, es iſt ein richtiges Fieber zu nennen, und derjenige, der vor Mittwoch noch daran gezweifelt hat, zweifelt heute nicht mehr. Es war der Tag ihrer Abreiſe und trotzdem einer der ſchönſten Tage, die ich erlebt habe. Lies warum:

Morgens um ſieben Uhr hatte Jenny Lind, begleitet von den Herren Benedict[47]) (Dirigent), Belletti (Sänger), Vivier (Horn) und Davison (Journaliſt), ſowie dem Kapitän West der „Atlantic“ das Hotel verlaſſen; das Wetter war wechſelnd und ich hatte mich erſt ſehr ſpät dazu entſchloſſen, noch ihre Bekanntſchaft an Bord des Schiffes zu machen. Als ich in ihr Hotel kam, belud mich der Beſitzer mit einem Pack Briefe, die noch für ſie und Mr. Benedict gekommen waren, und von dem Augenblick an zweifelte ich nicht mehr an dem Gelingen meines Unternehmens. Ein Dampfboot brachte mich in kurzer Zeit an Bord des Schiffes, das drei Meilen vor Liverpool vor Anker lag, und nachdem ich Benedict die Hand gedrückt hatte, begab ich mich in ihre Kabine hinunter. Ich fand ſie allein, auf einem Seſſel ſitzend, die Augen zur Erde geſenkt; ſie weinte. Die Tränen ſtiegen mir in die Augen, und, ſchon verwirrt, gab ich ihr das Paket Briefe. Sie ſagte nur: „Mein lieber Herr, das hat wenig Bedeutung“, und warf ſie auf ein Tiſchchen. Ich war zu ergriffen, um reden zu können, und ich ließ ſie allein, nachdem ich mich kurz, aber ſehr ſchmerzerfüllt, von ihr verabſchiedet hatte. Sie wußte nicht, wer ich war, und dies Inkognito verlieh meinem Unterfangen einen gewiſſen Reiz. Erſt ſpäter, als ſie auf Deck kam, ſprach Benedict mit ihr über mich; ich war ſchon wieder in das Dampfboot zurückgeſtiegen und von dort ſah ich, wie ſie an das Geländer trat und mir Zeichen der Freundſchaft mit ihrer Hand nachwinkte, mir auf dieſe Weiſe Lebewohl ſagend. Sie verließ das Deck nicht mehr, und während mehr als einer Meile grüßten wir mit Vivatrufen, Kanonenſchüſſen und Tücherwinken, indem wir das Schiff begleiteten. Ungefähr fünfzehntauſend Perſonen ſtanden am Kai, und die Zurufe verſtärkten ſich, als ſie vorüberfuhr. Benedict verließ ſie nicht; er wachte wie ein Vater neben ihr, und als ſie ſich zurückzog, ging auch er. Als letzten Eindruck von ihr

Jenny Lind-Goldſchmidt
mit ihrem Sohn

ſehe ich ſie hinten am Schiff ſtehen, von dem aus meine Augen ins Meer tauchten, um ſich bald wieder zurückzuverſenken in den Anblick dieſes anziehenden jungen Mädchens. Sie iſt wirklich ſiebenundzwanzig Jahre alt. Als ſie uns endlich ihr letztes Lebewohl zugewinkt hatte, zog ſie ſich zurück und verbarg ihr Geſicht in beide Hände. Sie weinte vor innerer Bewegung. Sie war eine Königin, und ihr ganzes Volk begleitete ſie mit ſeinen Wünſchen; das war ihr wohl bewußt geworden ... Gott ſchütze ſie und gebe, daß die Wellen ſie ſanft in den von ihr erſehnten Hafen tragen ... Sie iſt für hundertfünfzig Konzerte verpflichtet und erhält dreißigtauſend £. Alle Unkoſten für Reiſe, Unterkunft, Verpflegung etc. ſind frei; ſie müſſen ſich nur ſelbſt kleiden ... Die „Atlantic" legt die Reiſe in zehn bis zwölf Tagen zurück. Es iſt ein prachtvolles Schiff! Die Salons und die Speiſeſäle ſind mit einem unvorſtellbaren Luxus herrlich ausgeſtattet. Die Kabinen ſind groß, und jeder Reiſende hat eine für ſich allein. Der Koch iſt ein Franzoſe und man ſagt, daß er ſein Handwerk wunderbar verſtehe. Die Promenade vom Bug zum Hinterteil des Schiffes iſt enorm lang, und man wird ſicher auf ſolchem Koloß weniger leicht ſeekrank als auf den meiſten miſerablen Schiffen, die im Kanal verkehren. Lebe wohl, umarme Alle, beſonders Vater und Mutter.

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:

London, den 10. September 1850.

... Wolle Gott, daß mein Engagement in Liverpool ſicher ſei! Der Augenblick naht, wo ich kein Pfund mehr habe. Von Dir, lieber Vater, kann ich nichts annehmen, es iſt unmöglich. Du brauchſt das Geld zu ſehr für die Familie ... Ich hätte Engagements haben können, die man mir angeboten hat, aber ſie waren zu gering; ich könnte jetzt wieder Geld mit dieſem oder jenem verdienen, wenn ich mich bei den Leuten melden würde, aber ich will warten, bis ſie zu mir kommen. Verfloſſenes Jahr war ich nicht ſo ſtolz, jetzt bin ich es aber geworden, weil ich dadurch meine Zeit dem Studium widme ... Ich nehme jetzt bei Sir George Smart Stunde. Durch ihn komme ich vielleicht zur Sacred Society, um den „Elias" im Winter zu ſingen; ich ſinge aber nichts als Händel und Mendelsſohn mit ihm ...

In Briefen dieſes Herbſtes heißt es: „Sir George Smart ſchien geſtern bei meiner zweiten Stunde ſehr zufrieden zu ſein. Nach der Arie „The people that walked in darkness" ſah er mich vergnügt an und ſagte: „Well, my fine fellow, you understand that music very well! you sing that air with Haendels intentions. We will do something with you!" ... Das Kompliment hat mir um ſo mehr Ver-

gnügen gemacht, als ich den „Meſſias“ nie gehört hatte außer von einem Italiener in Liverpool, einem Sänger, der von der Klaſſizität wenig weiß.“ — „Müßig war ich nie, wenn auch nicht engagiert. Morgens beſchäftigte mich immer das Klavier (Bach, ſeine großen Suiten pour le clavecin), Händel und Schubert für den Geſang; den italieniſchen Schmarren habe ich einſtweilen ruhig hocken gelaſſen; Engliſch mit der Geſchichte Englands verbunden: Miß Stricklands „Lives of the Queens of England“; Profeſſor Mury von Straßburg hatte mir nämlich das engliſche Werk empfohlen als das einzig unparteiiſche. Wenn ein katholiſcher Geiſtlicher dieſes Lob einer proteſtantiſchen Schriftſtellerin gibt, ſo will es viel heißen.
London iſt ja ein trauriger Aufenthalt für einen Künſtler ohne Geſchäfte, aber wenn ich ausrechne, was ich gelernt habe ſeit Juni, ſo kann ich die Zeit nicht bereuen. Die Not, die Qualen ſelbſt haben vorteilhaft auf mich gewirkt. Ich habe dadurch ein viel beſſeres Herz für die Armen bekommen, und das iſt nicht zu bezahlen. Ich hatte die Not noch nie ſo nah erblickt und werde in der Zukunft viel gütiger für anfangende, junge, bedürftige Künſtler ſein. Unſere großen Künſtler ſind es hier eben nicht, und deswegen iſt der Anfang eines jungen Mannes ſo beſchwerlich und unangenehm. Ich werde mir das für die Zukunft merken, und, wenn Gott will, mich beſſer gegen ſie betragen als die Londoner gegen mich.“

In England tobte während des Winters 1850/51 ein religiöſer Kampf. Pius IX. hatte in dem Pro-Vicar Apostolic of London, Wiseman mit Namen, einen Kopf gefunden, der ihm geeignet erſchien, die katholiſche Hierarchie in England wiederherzuſtellen. Eine Bulle ernannte Wiseman im September 1850 zum Kardinal, und eine zweite machte ihn wenige Tage ſpäter zum Erzbiſchof von Westminster. Er ſchuf weiterhin zwölf Bistümer für England, deren Titel ſorgfältigerweiſe ſo gewählt wurden, daß ſie mit denen der anglikaniſchen Staatskirche nicht zuſammenfielen. Die Einſetzung eines Erzbiſchofs in das Herz des proteſtantiſchen Englands rief eine ungeheure Erbitterung und einen regelrechten Kirchenſtreit hervor. Eine Kirchentitelbill war die erſte Maßnahme der Regierung, die dem Erzbiſchof und den Biſchöfen bei Strafe von 100 £ das Tragen ihrer Würde verbot; praktiſch hatte die Bill nicht den geringſten Erfolg. Wiseman ſeinerſeits ſuchte mit einem Appell an das engliſche Volk eine Beruhigung der Gemüter herbeizuführen und predigte unerſchrocken und unbekümmert in St. George's Cathedral über die katholiſche Hierarchie. Dieſe Predigten hat Stockhauſen gehört. Er hat Wiseman auch perſönlich kennen gelernt, bei ihm als Gaſt verkehrt, und in der Karwoche des Jahres 1851, der erſten, welche Wiseman als Erzbiſchof beging, den Gottesdienſt in St. George's Cathedral mit ſeinem Geſang der „Lamentationen des Jeremias“ feiern helfen.

Auch Frankreich blieb nicht untätig und ſchickte einen ſeiner beredteſten Jeſuiten, den Pater Ravignan, nach London, der es auf ſeine Weiſe hervorragend verſtand, für die Sache der katholiſchen Kirche zu wirken. Auch dieſen Kanzelredner hörte Stockhauſen und berichtete über ihn nach Hauſe:

London, den 12. Dezember 1850.

Wie die Wochen fliehn! Wie Tage, wie Stunden möchte ich ſagen. Mangel an [Intereſſantem] iſt nicht in dieſem Lande! „Die Heiden toben im Zorne" wie der Pſalm ſagt[48]). Alles regt ſich, vom kleinſten bis zum größten, vom reichſten bis zum ärmſten! Und warum? Ja warum! Das iſt nicht ſchwer zu erwidern. Weil der Engländer über alles Freiheit liebt und man ihm geſagt [hat]: Der Papſt wolle fortan in England regieren; die Rechte der Königin ſeien verletzt, ihre Macht ſei verteilt: Ein Biſchof von Birmingham, ein Biſchof von Edinburg etc., zwölf Biſchöfe und ein Kardinal-Erzbiſchof! Die haben das Land verteilt und wollen auch ihr Wort zu ſagen haben. Dazu ſagt man ihnen noch: Habt Ihr denn ſchon die jeſuitiſche Regierung vergeſſen? Die katholiſchen bigottiſchen Kreuzzeichen, die Inquiſition? — „The kings of the earth rise up and the rulers take counsel together." Jetzt könnte man die Arie von Händel mit „à propos" ſingen! Doch nein, erbittern muß man die Brüder nicht! Sie ſind über den erteilten Schritt des Hl. Stuhles ſchon genug erbittert. Hohn müſſen wir nicht hinzufügen! Aber was ſagen denn die Katholiken zu all dem Streit? Die Katholiken halten ſich ſtill, aber unter ſich ſelbſt ſagen ſie ſich ins Ohr: Wir waren vorher ſtill und zufrieden; jeder Tag ſah neue Mitglieder ſich an die Kirche ſchließen; wir hatten Eintritt in proteſtantiſche Häuſer; wir heirateten ſogar proteſtantiſche Frauen; unſere Söhne wurden vom Staat als Beamte, von Handelsleuten als Associé, als Commis beſoldet; wir hatten gute proteſtantiſche Freunde ... und nun, ... und nun ſind die Bande zerriſſen. Der Ehrgeiz der Prieſter hat ſich wieder gezeigt. „Kardinal" mußte er [Wiseman] werden! „Erzbiſchof"! Aber ein Erzbiſchof muß auch Biſchöfe genug haben; er bekommt Biſchöfe zu jedem Preis, wenn es auch Hunderten von Katholiken großen Schaden antut, er muß Macht beſitzen. Nunzius, Apoſtoliſcher Vikar, iſt nicht genug, wenn auch die Pfarrkinder zufrieden ſind, wenn auch ihre Religion mächtig fortſchreitet und von allen verehrt wird, es genügt nicht; der Ehrgeiz muß befriedigt werden ... er muß „Erzbiſchof von Weſtminſter" werden. Bald werde ich ſelbſt ſeine Bekanntſchaft machen. Ich freue mich darauf, aber ich bedauere vom Innerſten meines Herzens, daß ſo viele von unſeren Prieſtern ſo ſchrecklich ehrgeizig ſind und immer waren; es ſchadet nur der ſchönen katholiſchen Religion. Wenn man den Auftrag hat, von Demut und Uneigennützigkeit zu predigen, ſo ſollte man es durch das Beiſpiel tun. Hat aber der Heilige

Vater nicht ſelbſt hunderte ſeiner Kinder durch feindliche Kanonenſchüſſe in die Ewigkeit geſchickt [wegen] ſeiner elenden römiſchen Staaten? Warum hat er die ſechshunderttauſend Stück Silber nicht angenommen und ſich ſelbſt in ſeinen Palaſt zurückgezogen, den man ihm als Vater des Chriſtentums laſſen wollte? Iſt das Demut? Hatte der heilige Petrus einen Staat? Brauchte er den, um die Religion einzuſetzen? War Chriſtus reich? Nein! ſein Rock war einfach und der Kelch von Holz, aber er kam nicht zu jedem Wohlhabenden wie die Prieſter in Irland [und ſagte]: Ihr habt ſo viel Geld! das halbe braucht Ihr nicht! Da ſind goldene Löffelchen, dort ſchöne Gemälde etc., ihr ſollt der Kirche das ſchenken; wir brauchen goldenes Gewand, goldene Becher etc. Das ſagte Er nicht, und das Volk wurde nicht von Tag zu Tag ärmer. Es gibt in Irland katholiſche und proteſtantiſche Diſtrikte. Die katholiſchen ſind arm, die proteſtantiſchen wohlhabend. Woher denn? Eben aus dem erwähnten Grunde. Das glaubt man nicht, das nennt Ihr vielleicht irreligiös ... Bewahre Gott! Seht Spanien, Italien; Frankreich mit England verglichen. Oeſterreich mit Preußen; die katholiſchen Kantone der Schweiz und die reformierten! Es muß einen Grund haben ... Belgien allein ſteht reich und katholiſch da! — Doch genug! die Königin hat den Deputationen ſehr ſchön geantwortet, mäßig und zum Vorteil der Gewiſſensfreiheit. Sie iſt viel weiſer geweſen als der prime minister Lord Russel ...

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) London, den 26. Dezember 1850.

... Die Geiſter beruhigen ſich; die Kontroverſen und religiöſen Auseinanderſetzungen haben aufgehört; die Feindſeligkeiten zwiſchen Proteſtanten und Katholiken werden erſt mit Wiedereröffnung des Parlaments von neuem beginnen, und man weiß noch nicht, was die Regierung tun wird; aber man nimmt an, daß nicht viel geſchehen wird. Mittlerweile leiden die Katholiken unter dieſen Verhältniſſen und werden noch viel zu leiden haben ... Dem Kardinal Wiseman indeſſen geht es glänzend. Er gibt Soireen; er wird allerorts eingeladen; er trägt die roten Strümpfe, und man ſpricht davon, wie gut ſie ihm ſtehen. Er erfreut ſich ſeines Titels von Anbeginn an und hat ihn ſich ſofort zugelegt. Wird er ihn halten können? Er überſieht das Übel, das er uns Katholiken antut. Warum iſt unſere Prieſterſchaft nicht beſcheidener? Warum gleichen ſie nicht mehr den Apoſteln und ihrem heiligen Meiſter? Es iſt wirklich ſchwer, ſich ihren eifernden Ehrgeiz zu erklären. Wie können diejenigen, die die Worte unſeres Herrn auslegen, Ergebenheit predigen und gleichzeitig nach Anhäufung von Ehren trachten? Wann wird das Oberhaupt der Kirche auf einige Quadratmeter Erde verzichten lernen und ſich mit dem rein Geiſtigen befaſſen,

das Zeitliche aber den Laien überlaſſen? Wann wird man tolerant gegen die anderen Konfeſſionen werden? Die zahlreichen Proteſtanten in Rom haben bis heute noch keine eigene Kirche innerhalb ihrer Stadtmauern[49]). Wir leben nicht mehr zu Zeiten der Inquiſition! Man ſpricht zwar mit Recht von intoleranten Proteſtanten, aber muß man dieſen Vorwurf nicht den Katholiken zurückgeben? Unſere Religion hat vom Proteſtantismus nichts zu fürchten; wir ſind ihm durch unſere Geſetze, durch unſeren Kultus und in allem anderen zu ſehr überlegen; weshalb alſo ſie fürchten, oder ſo tun, als ob man ſie fürchte? . . .

Am 10. März 1851 ſchreibt er an die Eltern: [Silas und ich] „ſollen heute Abend den Kardinal Wiseman predigen hören in St. Georges Cathedral. Ich hörte ihn verfloſſenen Sonntag und war nicht beſonders entzückt. Er ſpricht zu viel von Proteſtanten, ſtatt mich in meiner Religion zu unterrichten . . . Engagements kann ich nicht für die Heilige Woche annehmen; obſchon man ſie mir angeboten hat, kann ich es nicht über das Herz bringen, das Geld würde mir die Hände brennen! . . .“ —
In einem Brief vom 2. Mai heißt es: „Ich will nicht vergeſſen zu ſagen, daß ich . . . mit Silas bei dem Kardinal Wiseman war, der uns ſehr liebenswürdig anredete. Wir haben ihm verſprochen, am 6. eine kleine muſikaliſche Soiree zu geben. Damen werden nicht empfangen, auch herrſcht ein anſtändiges Sansgène, das für Künſtler, die nicht hommes du monde ſind, wirklich erfreulich iſt. Kardinal Wiseman wohnt in einem kleinen Logis in Golden Square; alles iſt einfach bei ihm, aber geſchmackvoll; leider iſt ſein Pianino ſchlecht.“ —
Wenige Tage ſpäter: „Ach, den Pater Ravignan hätteſt Du am verfloſſenen Sonntag predigen hören müſſen! So rührend hat noch keiner die Geſchichte der Kirche dargeſtellt! . . . Wundervolle Einheit der Kirche! Heilige Inſtitution des Heilandes! . . . Genug, wir glauben! Mehr brauchen wir eigentlich nicht; gelehrt muß man nicht ſein, aber glauben muß man, um danach zu wandeln. Dr. Wiseman iſt immer derſelbe für mich und die anderen Katholiken; den Haß, der jetzt gegen uns angefacht iſt, wird er nicht ſo bald auslöſchen, aber er iſt liebenswürdig und ſehr geſcheit. Seines Titels wegen wird niemand katholiſch, ſondern ſeiner Predigten wegen.“ —
Oder: „Heute am Sonntag hörte ich ausnahmsweiſe den Pater Ravignan predigen. Die Zuhörerſchaft war über die Maßen erleſen und zahlreich. Seine Predigt über „Le besoin de l'Éternité“ war grandios und religiös dramatiſch. Was für eine Haltung, was für eine Redekunſt, was für Gebärden, welche Ausſprache und vor allem welche Geiſtesgröße in ſeinen Gedanken! Ich will meinen Kopf verlieren, wenn er nicht mindeſtens zweihundert Perſonen im Monat bekehrt!“

Julius Stockhausen an seinen Vater:

London, den 10. März 1851.

Wenn ich auch nur wenig Zeit habe, um Dir zu schreiben, so soll es doch ein musikalischer Brief sein. Über die neunte Symphonie von Beethoven allein wären acht Seiten zu philosophieren ... zu wüten, selbst zu fluchen. Wenn man [Kapellmeister] Costa über die Symphonie schimpfen hört, wenn die Musiker alle auf den Beethoven fallen, wenn das Publikum nach dem ersten Teil decampiert, so ist es zum toll werden und zum Teufel holen! Aber primo ein Wort für den Bassisten. Dein Söhnchen hat also recht brav gesungen, mit Kühnheit, Keckheit und Begeisterung ... Da ich mich irren könnte und errare humanum est, will ich Dir jetzt Davisons (Times) Ausdruck schicken ... „With the choral finale however it was another affair. Here the want of time for training could not but make evident, often most unpleasantly. The solo vocalists (especially Mr. Stockhausen who sang the bass recit.: „No more my friends such sounds as these" with great force and emphasis) worked zealously, but their efforts were continually overpowered by the choral and orchestral accompanishments ... (Times, April 8th.) — Und so ist es auch. Costa und seine Soldaten hauen gräßlich drein und töten alle Stimmen ...

Julius Stockhausen an Ernst Reiter:

London, den 24. März 1851.

... Wie Manches hat sich seit letztem September ereignet! ... Nach meinem Aufenthalt in Liverpool ging es mir hier sehr schlecht: Die Schülerinnen hatten London verlassen, und mit ihnen mein Geld und meine Mittel ... Oktober und November gingen noch traurig vorbei. Am Ende des Monats wurde mir doch ein Engagement in den großen National-Konzerten angeboten und das gab mir wieder Brot. Die National-Konzerte kann man so recht dem Berge, der nach großen Anstrengungen eine Maus gebärt, vergleichen. Versprechen auf Versprechen, Geld auf Geld wurden gehäuft, Anzeigen, Artikel in allen Journalen, große Namen großer Künstler wurden über ganz London ausgeteilt und bekannt gemacht. Eine Circulaire machte dem Publikum weiß, daß es in keinem Lande bessere Musik, bessere Künstler, ein besseres Orchester selbst gehört; ... Die Vorbereitungen waren großartig, und das Komitee, das hauptsächlich aus spekulierenden Offizieren bestand, ... sah jubelnd der ersten Aufführung entgegen. Als aber die Maus erschien, als die schlechten Ouvertüren, Arien, Duette etc. zum Vorschein kamen, war der Alarm da; die „vile multitude" allein drängte in den Schauplatz, und die Logen blieben leer. Der Berliner [Dom-]

Chor[50]) wurde als groß anerkannt, und er allein [feierte Triumphe]. Mein Engagement [dauerte] nur vierzehn Tage. Ich brachte Haendel hervor, aber, aber — — die „vile multitude“ wollte den Meiſter nicht verehren und verlangte etwas ſtimmlicheres (soit dit en passant, der Sänger hatte auch zu wenig Kraft, um ſolche großartige Muſik in einem ebenſo großen Lokal mit Beifall zu ſingen). Dort fing eigentlich meine Konzertſchule an; die Geſangſchule hatte ich durchgemacht, aber die Praxis hatte mich noch nicht gelehrt, daß eine ſchwache Stimme Lieder ſingen ſoll, daß eine ſanfte Stimme ſanfte Lieder ſingen muß und nur höchſt ſelten ſich zum kräftigen Stil erheben darf; ferner, daß meine Stimme eher für den Konzertſaal und Konzertgeſang paßt als für den dramatiſchen, und daß ein großes Lokal immer ſehr unvorteilhaft ſein wird ... Nun kam für mich die beſſere Periode, Beale hatte mich für eine Tournée engagiert, und am 28. Januar verließ ich mit Ernſt, Angri, Tamburini (jun) und Mori (jun) die langweilige Stadt London.

Über Ernſt könnte ich ein langes Kapitel ſchreiben, aber Du kennſt ihn; es genügt mir zu ſagen, daß wir gute Freunde wurden und ſeine Geſellſchaft mir höchſt ſympathiſch war. Wir haben dreißig Konzerte gegeben, dreißig Triumphe genoſſen und gefeiert, und ſo groß waren ſie, daß wir im April auf unſere eigene Spekulation nach den vier Hauptorten reiſen werden, um dort Konzerte zu geben. Ich ſetzte auf mein Programm Lieder, ein Duett und eine engliſche Romanze; damit könnte ich ganz England durchreiſen. Aber, mein Lieber, wie traurig kam es mir vor als die geringen Kompoſitionen, wie Schweizerlieder, ein ſteiriſches Lied und ſolche Geſchichten, immer wiederholt werden mußten, während „Auf Flügeln des Geſanges“ und die „Ungeduld“ das Volk beinahe kalt ließen. Beide ſang ich doch ebenſo gut und beſſer als die anderen, aber das Publikum, das Publikum in England! Das Publikum in den Provinzen! Was weiß es von Muſik? Wer hat ihm geſagt, daß Schubert je gelebt hat? Wer? — Was kennt es von Mendelsſohn? Wenig oder nichts! es iſt noch wie ein Kind, das nur durch geſchmackloſe helle Farben angezogen wird. — Es lebe Deutſchland, es lebe unſere kleine Schweiz, wo man doch etwas beſſeres genießt und wirklich liebt. Bald, in ſechs Monaten, wenn es Gott will, lange ich in Baſel an! Dann, lieber Ernſt, ſetzen wir uns ans Klavier und ſingen uns tief in Schuberts Seele hinein, fliegen gen Himmel mit dem Meſſias und weinen um unſere Sünden mit Paulus.

Silas hat ſich ſeit drei Monaten ganz verändert. Er iſt katholiſch geworden, und mit der Taufe hat er auch ſeine himmliſche muſikaliſche Flamme eingeatmet, die ihn heilig und katholiſch begeiſtert hat. Sein letztes Klavierſtück über Redwitz' „Amaranth“ iſt ſo ſchön, daß der große Beethoven es gern unterſchrieben hätte. Merkwürdig iſt auch, daß Silas ſeit der chriſtlichen Lehre ſelbſtändig geworden und Mendelsſohns „fantome“ verſcheucht hat. Sein Trio für Klavier, Violine

und Cello ist noch dem letzten großen Meister nachgeahmt, aber seine Sonate in F für Klavier allein, seine Nocturne, sein Konzertstück mit Orchester und seine „Amaranth“ sind aus seinem Herzen geflossen, aus seinem tiefführlenden, guten, einfachen, edlen Herzen ... Seit unserer Reise bin ich viel unwohl gewesen ... Das wird alles vergehen; so lange die Kunst besteht, so lange ich singen kann und mich im „Bach“ reinigen und stärken kann, darf ich mich nicht beklagen. Die Liebe zu dem größten, zu dem Held der Helden, habe ich eben Silas zu verdanken. Als wir noch im Konservatorium in Paris studierten, spielte er mir sehr oft Fugen, Präludien, Gavotten, Passacaglien, und durch sein feines Spiel gewann ich die Musik so lieb, daß ich jetzt beinah nichts anderes auf dem Klavier spiele. Es hat für mich einen doppelten Vorteil: ich ermüde mir die Brust nicht und mein Spiel wird in beiden Händen gleich und gebunden; meine linke Hand hat namentlich große Fortschritte gemacht. Mit Bach und Silas kann man schöne Tage verbringen, lieber Ernst, besonders wenn der liebende Schubert sich dazu gesellt. Ich habe mich kürzlich mit seinen Liedern beschäftigt und habe jetzt ein Repertoire von vierundzwanzig. In der „Winterreise“ habe ich drei herrliche Lieder gefunden, die für meine Stimme passen. Die „Dithyrambe“ kann ich nicht gedruckt hier finden. — Wenn ich etwas mehr bekannt bin, werde ich auch Deine schönen Lieder bekannt machen! — Gestern kam Anderson zu mir und fragte mich im Namen der Philharmonischen Gesellschaft, ob ich die Baßpartie in der Neunten Symphonie [am 7. April] singen würde? Du kannst Dir denken, wie mich das gefreut hat; ich nehme es an gegen das Versprechen, in einem anderen Konzert eine schöne Arie und Schubertsche Lieder singen zu können. Meinen guten Vater wird es gewiß sehr freuen ... Behüte Euch Gott und sein Segen sei über Euch alle!

Julius Stockhausen an seine Mutter:
(Englisch) London, den 27. März 1851.

... Meine Stimme ist in einem ausgezeichneten Zustand. Sie wird täglich kräftiger, und ihr Umfang reicht jetzt vom tiefen fis zum oberen fis. Dann kommen die Kopftöne, die ich natürlich nie übe, und die um so frischer und kräftiger wirken. Sie sind hier und da sehr nützlich in einem Schweizerlied und machen großen Eindruck, ohne daß sie die Brusttöne im geringsten beeinträchtigen. Alles hängt von der Atemführung ab. Du hast es vielleicht nie nötig gehabt, diesen wesentlichen Teil des Studiums besonders zu betreiben; um so besser für Dich, daß die Natur das alles von allein für Dich tat; wirklich Du warst dadurch ein von Gott besonders bevorzugtes Geschöpf! der Allmächtige hat Dich um so verschwenderischer bedacht, weil er bestimmte Absichten mit Dir vorhatte und

wußte, wie Du mit ſo ſeltenen Gaben umgehen würdeſt. Ich muß meine Stimme nehmen wie ſie iſt. Ich muß ſie auch lieben wie ſie iſt, wenn ich es auch beklage, denn als Baß, und nicht mit dem gleichen metalliſchen Klang in der Stimme wie Dein hoher Sopran, werde ich vielleicht niemals fähig ſein, Oratorien zu ſingen wegen der ungeheuren Räumlichkeiten hier in London und in ganz England. Darum bin ich zu Schubert, meinem Freund, übergegangen, und habe ungefähr vierundzwanzig Lieder herausgeſucht, die meinem Umfang und meinen Fähigkeiten entſprechen. Ich bin begeiſtert von dieſer Muſik und werde mich an ſie halten ...

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:

London, den 8. Mai 1851.

... Gott weiß, wie glücklich mich Vaters Ankunft [in London] machen würde, aber noch glücklicher wäre ich, wenn der liebe Papa ſamt Mutter, Brüdern und Schweſtern auf meine Koſten herüberſchiffen könnten. Aber, aber, aber, der liebende allwiſſende Gott weiß auch, daß ich keinen Heller unnütz ausgeben kann, und wie lange ich noch in dieſem Stande bleiben werde. Beklagen darf ich mich nicht, denn im Vergleich mit anderen Bettlern bin ich reich, aber ein Bettler bin ich doch, nur trage ich einen ſchwarzen Frack und gelbe Handſchuhe. Alles eins! ... Voran geht es allerdings jetzt für mich in London, aber ſehr langſam; ſeit einem Jahre lebe ich doch hier von meinem Fleiß und bin nur um zwanzig £ zu kurz mit Barnevall. Am verfloſſenen Montag ſang ich zum erſten Mal öffentlich ein Oratorio: „Die Schöpfung". Die Royal Society of Musicians gab das ſchöne Werk zum Benefice der Witwenkaſſe und vierundzwanzig Stunden vor der Aufführung kamen drei Mitglieder zu mir, um mich darum anzuſprechen. Obſchon ich die „Schöpfung" nie einſtudiert habe, willigte ich gleich ein, um den Leuten zu zeigen, daß ich ein ſicherer remplaçant bin. Geld trägt eine Wohltat keines ein, aber Ruhm; die Künſtler waren „rather astonished", daß ich die ganze Baßpartie mit engliſchem Text und Noten in vierundzwanzig Stunden bereit halten konnte. Ich war gut bei Stimme und obſchon die Partie etwas tief liegt, ging es gut ...

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

London, den 6. Juni 1851.

Am 28. Mai [war] ein Jahr ſeit meiner Ankunft in London [um]. Ein Rückblick auf das vergangene iſt ſehr intereſſant und oft belehrend; am Ende wird man

doch nur weiſe durch Erfahrung, und Erfahrung heißt: Zeit, Leben, Lebensumſtände uſw. Wenn ich mein Tagebuch von 1850 durchleſe vom Juni an bis Dezember, ſo bemerke ich für dieſes Jahr einen bedeutenden Fortſchritt. Ich muß es ſagen, es iſt auffallend. Und allzuerſt für die Stimme: Anno 1850 immer unwohl, befangen, kraftlos; anno 1851 beinahe immer wohl, unbefangen und kräftig. Soll ich mich beklagen? Soll ich zu ſehr über das Klima ſchimpfen? Nein, und doch tue ich es beinahe täglich. So unangenehm es auch iſt, veränderlich, naß, windig und feucht, deſto ſtärkender für die Nerven. Ein Sänger, der auf drei Monate hierher kommt, wird ſelten gute Tage haben, bleibt er aber ein Jahr im Lande, ſo wird er ſich ſtärker finden als je. Demungeachtet ziehe ich wohlverſtanden unſere heiteren Regionen dieſen nebligen vor. Als Künſtler auch, Gott ſei es gedankt, habe ich einen bedeutenden Fortſchritt getan; mein Anſatz auf dem Klavier hat ſich durch Bach bedeutend verbeſſert. Meine Finger ſind elaſtiſch und geläufiger geworden, mein Geſchmack für das Gute, Schöne, Edle veradelt ſich täglich, und ich bin ſoweit gekommen, daß ich nur die Muſik lieben kann, die wahr iſt. Rossini dulde ich nicht mit Mozart, wie viele es haben wollen, und ſchicke Herrn Meyerbeer in die Schule zu Herrn Gluck. Nicht daß ich gerne ſtreite, oder hartnäckig in meinen Geſinnungen über Muſik bin, nein, aber ich ſchweige mit dem, der alles ſchön findet, der Mozart, Rossini, Beethoven und Meyerbeer mit demſelben Vergnügen anhört. Pfui! Der iſt eines Wortes nicht würdig. Auch als öffentlicher Menſch, als Konzertſänger, ſtehe ich Gottlob viel beſſer da als anno 1850. Ich habe mich in guten Konzerten bekannt gemacht, habe in zwei Philharmoniſchen Konzerten[51]) geſungen, „Elias" aufgeführt. Auf wenigſtens zwanzig Programmen ſteht mein Name, der immer an die liebe Mutter erinnert, und der jetzt anfängt wieder beliebt zu werden. Ich ſchmeichle mir nicht, ſondern ich zähle nur auf . . .

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Engliſch) London, den 17. Juli 1851.

. . . Laß mich Dir alles Nähere über meine Pläne ſchreiben! Ernſt wird etwa zwei Monate in der Schweiz bleiben und dann entweder nach Paris zurück gehen oder mich nach Deutſchland begleiten, wohin ich mich entſchloſſen habe, nächſten Winter zu reiſen. Ein ganzes Jahr London iſt reichlich genug für mich. Ich brauche jetzt etwas anderes und zwar ein Land, in dem ich Künſtler, nicht Kaufleute, finde. Hier ſind alle Muſiker Kaufleute beſter und klügſter Sorte. Sie haben recht. Die Menſchen hier ſind nicht muſikaliſch, aber ſie zahlen beſſer als wo anders. Laß alſo die Künſtler ihre guinees einſtecken, wenn ſie ſie bekommen können. Was mich betrifft, ſo empfinde ich täglich mehr und mehr, daß ſich ſo-

wohl in körperlicher wie in geiſtiger Hinſicht meine muſikaliſchen Fähigkeiten ſo entwickelt haben, daß ſie mir geſtatten, nach und nach auf mein Talent zu bauen und davon zu leben; — nicht von der Protektion der Mr. A. und B. oder X.! Nichts mehr davon! Ich bin kein Bettler und will nicht von den Handküſſen bei den Damen und den Kratzfüßen vor den Herren leben. Viele haben es in dieſer season ſo gemacht; viele haben ihre Konzerte gegeben, nachdem ſie Mme. ſo und ſo drei Monate lang den Hof gemacht haben. Ich war vielleicht der einzige, der unabhängig geblieben iſt, und dadurch habe ich mir meine Geſundheit erhalten, meine Stimme und meine Energie. Ich bin auch nicht muſikmüde wie die anderen Muſiker! Ich bin heute, morgen und übermorgen bereit für Muſik! Ich war von allen auswärtigen Sängern der einzige, den man zweimal in dieſer season aufgefordert hat, den „Elias" zu ſingen, und ich betrachte das als einen Beweis für meine Fortſchritte und für ein beginnendes Zutrauen, das man ſchließlich doch in einen kleinen Konzertanfänger ſetzt ... Augenblicklich gibt es in London nicht einen einzigen wirklichen Konzertſänger; alle, die öffentlich auftreten, geben auch Stunden und ſind nur halbe Sänger; das will ich aber nicht bleiben. Ich will fortgehen und mein Glück in Deutſchland verſuchen! Karlsruhe, Weimar, München, Leipzig, Wien! Wenn Ernſt mit mir ginge, würde das von großem Nutzen für mich ſein, weil er mich unſeren bedeutenden Kapellmeiſtern vorſtellen könnte ...

Wenn Julius Stockhauſen am Schluß ſeines Aufenthaltes nach Hauſe ſchreibt, daß ein Jahr London genug für ihn ſei, ſo muß man noch einmal überdenken, was die Zeit, die er in England verlebt hatte, für ſeine Entwicklung enthielt. Es barg diejenigen Eindrücke durch Menſchen und Erlebniſſe, die ihm die Sehnſucht nach Fühlungnahme mit ſeinem inneren Vaterlande Deutſchland erweckt hatten. Die nahe Berührung mit dem Geiger Wilhelm Ernſt und ſeine enge Freundſchaft mit Eduard Silas, die beide gründliche Kenner und liebende Bekenner deutſcher Muſik waren, werden es vermocht haben, ihn dem Genius nahe zu bringen, der ſein Leben von nun an beſchirmte: Dem Genius Franz Schuberts.
Schon als er das erſte mal aus England kam, begegnete man im Winter 1849 auf einem Programm der Allgemeinen Muſikgeſellſchaft in Zürich den Namen Schuberts mit dem Stockhauſens verknüpft. Er ſang damals die „Ungeduld". In England fand er kein Publikum für Schubert, aber was wichtiger war, Zeit, um ſich ganz in ihn zu vertiefen und die Seele in ihm zu finden, die ihn hinüberzog in das Land ſeiner Erfüllung. Die Perſönlichkeit des Kardinals Wiseman und die des Jeſuitenpaters Ravignan bilden das katholiſche Gegengewicht zu dem beginnenden proteſtantiſchen Einfluß, der von deutſcher Seite her durch Kunſt und Wiſſenſchaft auf dem Umwege über England mit ſchärferer Luft auf ihn eindrang. Während der Karwoche ſang er, um den Gottesdienſt, den

der Kardinal Wiseman abhält, zu verſchönen in der Kathedrale, denn, „wenn ich während ſechs Tagen ſo viel für die Welt geſungen habe, ſo iſt es eine wahre Freude, am ſiebenten auch etwas für den Himmel zu tun.“ Wagt er aber einmal eine Bemerkung zu ſeinen Eltern, etwa wie die: „Aide-toi, et Dieu t'aidera“, für die ihm das Verſtändnis aufgegangen war, ſo bedarf es einer langen Auseinanderſetzung und Rechtfertigung ſeinerſeits. Um ſo heißer werden die Gebete im Elſaß geweſen ſein, als die ſeinen getragen ſind von dem Bewußtſein eigener Kraft, die der göttlichen entgegenkommen muß, wenn das Flehen um ein gnädiges Gelingen den Keim zur Erfüllung in ſich tragen ſoll.

Schon einmal hatte er gegen den Willen ſeiner Eltern ſeine eigene Anſicht durchgeſetzt und war aus Paris nach England zu ſeinem Lehrer geflohen; damals war ein langes Bitten, Erklären und Ringen ſeiner Tat vorausgegangen. Die Zeit der Not und der erſten Erfolge in England hat Stockhauſen gefeſtigt. Er beſchönigt ſein gewonnenes Selbſtvertrauen nicht mehr den Eltern gegenüber; er weiß jetzt, daß er Fortſchritte gemacht hat, und er weiß, was er will: „Ich will fortgehen und mein Glück in Deutſchland verſuchen!“

„Pourquoi l'artiste est-il plus grand que les autres mortels, si ce n'est parceque sa nature est infiniment plus souple et plus richement donnée? Tant pis pour lui s'il en fait mauvais usage, mais quand une fois le talent lui est donné il faut qu'il en serve, il ne peut étouffer, il ne doit pas étouffer cette flamme!" (Julius Stockhauſen an ſeinen Vater am 27. April 1854).

DER SOHN JULIUS

(Mannheim 1852-53; Wien 1854; Paris 1854-55)

In Deutſchland war er nun, aber nicht als Liederſänger auf dem Konzertpodium, ſondern engagiert als zweiter Baritoniſt an der Mannheimer Hofbühne unter Vincenz Lachner[52]).

Dem Aufbruch aus London in den erſten Auguſttagen 1851 waren Wochen der Erholung und Ruhe in St. Ouen bei der Familie Legentil gefolgt, Heimkehr ins Elſaß und, Silas an der Hand, betrat er Tannenfels, das er dem Freund zeigen und ihn den Eltern vorſtellen mußte. Im Winter war ſein Standquartier Colmar; es hielten ihn mannigfache Konzerte in Baſel unter Reiters Leitung, deren erſtes am 24. Oktober den Eltern Gelegenheit bot, ſeine Fortſchritte am „Elias" zu meſſen. Über ſeine techniſche Leiſtung wird in der Kritik das Beſte geſagt; von ſeiner Erfaſſung des Charakters heißt es, daß ſie „durchaus religiöſe Färbung und Weihe hatte ... Den tiefſten Eindruck machten auf uns die verſchiedenen Invokationen von Jehovah, in welchen der Künſtler, ohne aus dem Grundgedanken herauszutreten, die feinſten Nuancierungen anbrachte. Während er in der Erweckung des Sohnes der Witwe und ſpäter bei dem Gebete um Regen die Liebe Gottes anflehte, wendete er ſich bei dem Opfer in tiefſter Verehrung an die Majeſtät Jehovahs, die den falſchen Göttern gegenüber offenbar werden ſoll. Den gleichen Geiſt atmete auch die Arie: ‚Iſt nicht des Herrn Wort wie ein Feuer, wie ein Hammer, der Felſen zerſchlägt?' Wie ſchön drückte nicht der Sänger die gebrochene Kraft des Propheten in der Arie ‚Es iſt genug', aus, womit

er zugleich die Resignation in Gottes Willen verbindet" (Allg. Intelligenzblatt der Stadt Basel vom 28. Oktober 1851).
Als Partner in einem Konzert seines Geigenfreundes Ernst, als Veranstalter eines eigenen Konzertes zum Eintrittspreis von fünfzehn Batzen, als Mitwirkender in den Sinfoniekonzerten, konnten ihn die Basler hören, konnte er sich Sicherheit auf dem Podium erobern. Auch sonst im Elsaß, in Thann, in Wesserling, ließ er sich hören, verdiente sich sein Geld durch Stundengeben und machte Jagdpartien mit. Unvermittelt treten dann im Frühjahr 1852 Kontraktverhandlungen mit der Mannheimer Hofbühne auf. Ernst Reiters Beziehungen zu süddeutschen Musikern werden ihm die Bekanntschaft mit Vincenz Lachner vermittelt haben, wie er auch zu Eduard Devrient[53]), dem damaligen Leiter des Hoftheaters in Karlsruhe, zu dieser Zeit in Verbindung trat. Er hatte keine Mittel, um die Wirkung seiner ersten bescheidenen Erfolge in der Schweiz und im Elsaß abzuwarten, bis er als Oratorien- und Liedersänger in Deutschland engagiert worden wäre. Er hatte noch zu wenig Ruf und kein Geld, um etwa eigene Konzerte dort zu veranstalten, die ihn in Deutschland bekannt gemacht hätten. Die Bühnenlaufbahn, die er jetzt in Mannheim einschlug und später in Paris an der Opéra comique mehrere Jahre hindurch wieder aufnahm, bedeuten Notzeiten in Stockhausens Künstlerleben. Er mußte singen, um daran zu lernen, zu arbeiten, um sich vorzubereiten auf die Zeit des Aussingens seiner innersten Gewalten, die ja doch einmal kommen mußte; alles diente ihm dazu, so auch die Bühnenlaufbahn. Was er durch sie — abgesehen von dem erlösenden Vergessen und Aufgeben seines Ichs in der Rolle — durch die Kämpfe um seinen Beruf mit den Eltern gelitten hat, das berechtigt zu dem Ausdruck Not-Zeit. Die Eltern glaubten sein Seelenheil gefährdet, sie fürchteten für den Ruf der Familie, sie wandten sich gegen ihn; er fühlte sich zerrissen, hielt aber stand, weil die Kunst ihn aufrecht hielt. Gegen sie rannten die Eltern vergeblich Sturm, gegen sie waren alle katholischen Erdrückungsversuche machtlos, ja, gerade sein Glauben war es ja, der ihn verpflichtete, Gott zur Ehre zu singen! Auch auf der Bühne stand er unter diesem geweihten „Auftrag". Was bedeuteten dagegen die Klatschereien, die man gegen ihn in Umlauf setzte, was kümmerte ihn der Lebenswandel des Schauspielers, wie er im Blickpunkte seiner voreingenommenen Eltern erschien? Was ihm auf dem Wege zur Kunst diente, das ergriff er leidenschaftlich; er fragte nicht viel nach anderem.

Aus Briefen Julius Stockhausens an seine Eltern:

Mannheim, den 7. Juni 1852.

...Lachner war gar gut zufrieden und stellte mich gleich dem Theaterkomitee

vor. Ich ſang zwei italieniſche Arien: 1. aus der „Gazza ladra“ von Rossini; 2. aus dem „Barbier“, beide in italieniſcher Sprache ... Es hängt jetzt von mir ab ein ... Engagement mit dem Großherzoglichen Theater abzuſchließen; ... Lachner ſagte mir ſehr aufrichtig, er betrachte es als ein Wohl, als ein Genuß für die Stadt, daß ich engagiert werde, um ſowohl als Lehrer wie als Sänger hier zu wirken ... Sehr erfreulich und wohltuend zu ſehen iſt, wie gentlemanlike alles zugeht, wie das Komitee höflich und gut mit den Künſtlern iſt, wie die Künſtler ihrerſeits geachtet werden, wie der gute ſtille Lachner geehrt und geprieſen wird. Es kommt mir ſo vor wie ein ſchönes muſikaliſches Atelier, wo ſich jeder hilft und zum Beſten, zum Wohl und zur Beförderung der Kunſt, nach ſeinen Kräften wirkt .. Nun auf Gott vertraut; er gibt uns die Anlagen, und wir ſollen ſie ausbilden. Ich bin jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, alſo kein Kind mehr; ich habe mir die Sache fünf Jahre lang überlegt; weiß, daß man in jedem Fach ſein Heil machen kann; alſo tapfer, friſch ans Werk. „Aide-toi, Dieu t'aidera“! Wer die Sache matt und ſchläfrig fahren läßt, der wird nie nichts machen ...

Mannheim, den 13. Juni 1852.

... Der Gedanke mich hier für längere Zeit feſtzuſetzen, einen Teil meiner Freiheit zu verlieren, kommt mir ſo ſonderbar vor, daß ich meine Ferien auskoſten will, bevor ich den Kontrakt unterzeichne ... Alle anderen Schauſpieler ſind verheiratet und ſind gute brave Kerle; ich allein bin ledig und bin froh darüber. Ich mit meinem Charakter könnte nicht verehelicht leben, ſolang ich beim Theater bin; ich würde die Kunſt meiner Frau vorziehen, und ſie ihrerſeits müßte eiferſüchtig werden ...

Mannheim, den 6. Juli 1852.

... Ich werde ſo anders leben! Allein in einer kleinen Stadt; in Paris, in London langweilte man ſich niemals, aber in ſo einem kleinen Neſt wie hier muß man ſich fortgeſetzt beſchäftigen, ſonſt gähnt man in einem fort! ...

Julius Stockhauſen an Ernſt Reiter, Baſel:

Mannheim, den 19. Juli 1852.

... Am 18., alſo geſtern, iſt der Baritoniſt Stockhauſen hier aufgetreten und zwar zum erſten mal. Nun, das hätte man nicht brauchen anzuzeigen, denn das Fiasco war das beſte Barometer. Er hat gar nicht gefallen, doch iſt ungeheuer applaudiert und zweimal herausgerufen worden! Ein wahrer Sturm im dritten

Akt. Seine erſte Rolle war Chevreux in „Maria von Rohan“ von Donizetti, ſeine zweite wird Waldeburg in „Die Fremde“ von Bellini ſein. Der Almaviva iſt krank, nun kann der „Barbier“ nicht gegeben werden. Die Mannheimer wollen aber nicht glauben, daß Stockhauſen zum erſtenmal aufgetreten, ſie meinen, er wolle ſich intereſſant machen. Er iſt ... engagiert und hat alſo Zeit zum Studium vor ſich. Er iſt aber müde nach der Strapaz und Champagnersoirée und will auch einmal ſchlafen. Alſo gute Nacht ...

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:

Mannheim, den 13. Auguſt 1852.

... Wie ich Vater ſchrieb, war ich in Frankfurt; im Zug traf ich die Sontag, die mir herzlichſte Grüße an Dich, liebe Mutter, auftrug. Sie wußte von meinen Erfolgen, und als ſie merkte, daß ich nicht mit der Sprache herausrückte, ſagte ſie: „Recht ſo, lieber Stockhauſen, bleiben Sie beſcheiden und bilden Sie ſich ja nicht ein, Sie können was, wie unſere deutſchen Sänger!“ Bravo, ſagte ich mir, das iſt eine Frau von Geiſt! Die kennt ihre Kollegen; ſie weiß, daß es meiſt arme Teufel mit großem Dünkel ſind. Sie hat gerade das Rechte bei mir getroffen, indem ſie mich zur Beſcheidenheit wies: Ich bete täglich darum zu Gott, auf daß ich es nie vergeſſe, daß meine Gaben von ihm kommen ... Vergeßt niemals meine Freunde Meyers und Segeſſers in Luzern zu grüßen. Aber vor allem, liebe Mutter, ſetze nicht in den Augen meiner Freunde alles ſo herab, was ich unternommen habe. Warum denn rot werden, wo man ſich nichts vorzuwerfen hat? Kennſt Du keinen reſpektablen Schauſpieler von gutem Ruf? ...

Julius Stockhauſen an Ernſt Reiter, Baſel:

Mannheim, den 28. Auguſt 1852.

Wie, Du hatteſt keine Zeit dem unglücklichen Sänger zu ſchreiben? Das iſt gar zu arg! Wenn Du wüßteſt, wie ich mich hier nach Briefen ſehne, wie mir das Herz aufgeht, wenn etwas auf der Poſt liegt und es mir übergeben wird! Erſtaune nicht! Nach dem künſtleriſchen Leben in Paris und in London, im Verkehr mit Künſtlern wie Ernſt, Sivori, Silas, Bottesini, Tamburini kommt einem ſo ein Neſt wie Mannheim gar zu langweilig vor! Unſer Kapellmeiſter war fünf Wochen in Oſtende! Mit wem konnte ich während der langen Zeit über Kunſt und Künſtler mein Herz ausſchütten? Leider ſind unſere Mitglieder ſo brave, geſetzte, häusliche Eheleute, daß ſie ſich mit nichts anderem abgeben, als mit ihren Frauen, auch nicht mit Muſik. Je weniger man von der Muſa ſpricht, je

lieber ſcheint es ihnen zu ſein; das gewöhnliche Stadtgeſchwätz und Witze über dieſen oder jemand iſt ihnen weit lieber als Konverſation im vernünftigen Sinn des Wortes. Auch mich hat man zuweilen als Gegenſtand bearbeitet und mich komplimentiert als Bräutigam!!! Solches Geſchwätz ergötzt die Leute! Nun, mir auch recht; ſie ſind doch immer anſtändig und ſittlich, was bei den wilden Franzoſen, wie Lachner ſie nennt, nicht der Fall wäre.
„Marie von Rohan" ſang ich zum zweitenmal am 11. Auguſt; am 25., letzten Mittwoch, wurde nun endlich der „Barbier" gegeben! In zwei Monaten dreimal aufgetreten! Freilich ſind die drei Mal mehr wert für mich als für andere ſechsmal, denn ich habe (Dir ſage ich es entre nous) jedes Mal einen Triumph gefeiert. Mittwoch war ich leider noch etwas heiſer und konnte dem Wunſch des Publikums nicht [nach]geben, die Arie auf Italieniſch zu wiederholen, aber am Schluß mußte ich wieder erſcheinen und wurde ſtürmiſch applaudiert. Lachner hörte mich zum erſtenmal, und obſchon ich nicht bei Stimme war, hatte er doch ſeine Freude daran. Geſtern ſprach er noch davon und bedauerte, daß das Publikum alle Feinheiten der Garcia-Schule noch nicht aufgefaßt; einiges wohl, aber manches garnicht; er ſagte, es ſei eine ſchöne Aufgabe für den jungen Künſtler, der etwas gelernt habe, das Publikum an ſich zu ziehen und es nach und nach durch Beiſpiele und Vergleiche zu belehren. Gelingt mir das, ſo habe ich doch nicht unnütz gelebt. Was das Spiel anbelangt, muß ich Dir ſagen, daß es mir bald ein „Spiel" ſein wird. Ich habe ſolche Neigung dazu, daß es ein wahres Bedürfnis geworden iſt, alles auszufüllen und nie unbeſchäftigt [auf der Bühne] zu ſtehen. Oberregiſſeur Düringer[54]) hat Freude an mir und gibt ſich ſehr viel Mühe. Wir haben den Auftritt vor der Arie gewiß einhundertfünfzigmal zuſammen getanzt. Auch muß ich auf Befehl meines alten Ratgebers Baſſiſt Fiſcher mit einem Unteroffizier exerzieren, der zu mir ins Logis kommt; es iſt gar zu drollig, wenn er „Ganzes Bataillon links um!" einem halben Mann kommandiert! . . . Nächſtens kommt „Die Fremde" von Bellini ins Studium . . .

Im Januar des Jahres 1853 kam Eduard Devrient nach Mannheim und forderte Stockhauſen auf, in einem Hofkonzert in Karlsruhe zwei Arien und zwei Lieder von Schubert zu ſingen. Allzu froh ob dieſer Abwechslung in dem kleinſtädtiſchen Einerlei, reiſte Stockhauſen Anfang Februar dorthin und berichtete ſeinem Vater am 4. Februar von dort (franzöſiſch):

. . . In Deutſchland honoriert man Hofkonzerte nicht; das iſt unter der Würde eines Hofes. Statt deſſen wird einem ein Geſchenk überreicht. Ich, der ich nicht reich bin und mir nichts aus Ringen und Schnupftabaksdoſen mache, hätte lieber Reichstaler, — aber nur Geduld, qui vivra, verra . . . Ich habe während meines Aufenthaltes mit Devrient gearbeitet, der einen Fehler in meiner Ausſprache ge-

funden hat. Er ſagt, ich lege zu viel Betonung auf die Artikel, beſonders auf den männlichen Artikel „der". Ich ſoll aus dem e in „der" ein ſtummes e machen, aber kein ê; das gäbe meinem Dialog etwas ſchweres und fremdartiges. Düringer in Mannheim hat das nicht herausgefunden. Meine Ausſprache im Geſang hat er aber gutgeheißen. Die Familie Devrient, die ſeit Oktober hier lebt und die Ihr nicht mit Schröder-Devrient verwechſeln wollt, iſt von der Art jener prachtvollen deutſchen Familien. Er, Hofmann mit feinen Manieren, in geſetztem Alter, beſcheiden und voller Talente; ſie eine ruhige Frau, ſanft, wie es ſich für eine überlegene Frau geziemt, die es verſteht ihre Kinder zu erziehen; drei Söhne, von denen der älteſte ungefähr fünfzehn Jahre alt iſt, ſind nur mit kleinen Engländern zu vergleichen, was ihr Benehmen in Geſellſchaft und bei Tiſch betrifft. Der älteſte Sohn [Otto] hat Neigung zum Theater[55]), und die Eltern, die darauf halten, daß er ſeinen Schulunterricht innehält, bereiten ihn an Hand von Leſeſtoff auf dieſe ſo wundervolle Kunſt und Laufbahn vor, die ſo ſchön iſt, wenn man ſich ihr ganz ergibt und ihr die volle Tiefe opfert, die man in ſie hineinlegen muß. Ich, der ich mich eingehend mit der menſchlichen Stimme befaßt habe, mit ihrer wunderbaren Elaſtizität, ihren Möglichkeiten, ihrer Ausdrucksfähigkeit, dem Ineinanderarbeiten der verſchiedenen Organe des Sprechens, der Nachahmungsgaben, der Darſtellung, ich bewundere und verehre den Schöpfer dieſer Wunder. Und kann man annehmen, daß der Schöpfer dieſe Fähigkeiten verteilt hat, ohne daß er beſtimmte Abſichten damit verknüpft hat? Nein, gewiß nicht. Er hat gewollt, daß unter uns Menſchen leben, die anderen Freude damit zu bereiten imſtande ſind; es war ſein Wille, daß wir durch die Muſik die Herzen unſerer Mitmenſchen erfreuen ſollten, ſei es um ſie zu erquicken, ſei es um ſie zu erſchüttern, aber immer um ſie mit dem Bewußtſein zu durchdringen, daß er die Gaben geſpendet hat denjenigen, die Er auserwählt hat ... Ich, der ich die Kunſt von dieſem Standpunkt aus betrachte und mich von ihr emporgezogen fühle, kann mich nicht mehr mit dem befaſſen, was man in Paris darunter verſteht ... Mannheim und Karlsruhe wären ſchon zwei Plätze, an denen ich meine Kunſt als Künſtler wie auch als Mann von Welt ausüben könnte, wenn ich nebenbei guter Chriſt bleiben will, was die Hauptſache iſt ... Oſtern naht, und ich bin glücklich in dem Gedanken, daß unſere Beichtiger nicht diejenigen von der Gnade ausſtoßen, die zum Theater gehören. Man hat mir ein Engagement in Hannover für 4500 Francs angeboten, aber ich ziehe es vor, nichts dergleichen zu unternehmen, damit ich in dem Lande bleiben kann, wo man mir wohlgeſinnt iſt ...

Julius Stockhausen an seinen Vater:

[Mannheim, Ende Februar 1853.]

Es ist für mich ein schmähliches, erniedrigendes Gefühl zu denken, daß meine Eltern ganz und gar das Zutrauen in mich verloren haben, und ich kann es nicht länger ertragen, ehe ich von Dir höre ... wie Du jetzt meine Lage betrachtest. Als ich den schönen Stand gewählt, hatte ich es reiflich überlegt, zwar nur im stillen, aber fünf Jahre lang; ich hatte in Paris und in London schon manches beobachtet und mußte zu der Überzeugung kommen, daß nicht der Stand, sondern die Menschen, die ihn ergreifen, von Haus aus schlecht sein müßten, wenn er so herabgewürdigt [wird]. Ich habe das Glück gehabt zuerst auf ein musterhaftes Theater zu gelangen, und dafür danke ich Gott, ich habe hier nicht nur den Stand selbst, sondern auch die Menschen zu würdigen gelernt, die sich ihm widmen. Man sage mir, ich sei blind, es ist nicht wahr; man sage mir, ich sei noch unerfahren, sehr richtig; aber ich sehe ... ganz einfach, daß es bei der Bühne wie überall gute und schlechte Menschen gibt; habe ich es mit guten zu tun, so bin ich gut mit ihnen; mit schlechten, sie leben garnicht für mich, und da ich kein Kind mehr bin, stecken sie mich nicht an. Der liebe Gott weiß wohl, daß ich es redlich mit der Sache meine, daß ich aus künstlerischer Überzeugung, nicht aus Eitelkeit, Ehrgeiz oder Ruhmsucht mich dem Stand gewidmet habe, meinem Beruf gefolgt [bin], und deswegen vergißt er mich nicht ...

Ich bitte Dich, lieber Vater, schreibe mir definitiv Deine Meinung; ich kann meinen Eltern gegenüber nicht im Zweifel leben, kann den Gedanken nicht leiden, sie zu betrügen, und so gebe ich lieber alles auf, als ihnen eine Stunde ihres Lebens zu verbittern. Sei aufrichtig; sage mir: Ich gebe es nie zu, oder: Ich gebe es zu, ich schenke Dir mein Vertrauen und weiß, daß mein Sohn keines Bubenstreiches fähig ist, aber entschließe Dich, denn für mich ist die Unentschlossenheit und die Träumerei jetzt ganz lästig geworden; es verbittert mir meine schönsten Stunden, die des Studiums und der Darstellung.

Gott gebe, daß Ihr alle wohl seid wie ich; ... Ende Mai werde ich wohl, wenn Gott will, in Basel zum Musikfest sein; ich habe den Antrag angenommen.

Das zweitägige Musikfest in Basel 1853 unter Ernst Reiters Leitung brachte für die Schweiz die Erstaufführung der Neunten Symphonie von Beethoven. Sie bildete den Höhepunkt eines erlesenen Programms unter Mitwirkung bester landsmännischer Kräfte. Außer im Vokalquartett der Neunten wirkte Stockhausen zum erstenmal in „Samson" von Haendel mit.

„Vom ersten Juli ab erhalte ich monatlich ungefähr einhundertfünfzig fl. und habe nebenbei gute und viele Stunden hier." Im gleichen Brief vom 3. März 1853 hatte er im Anschluß an diese Mitteilung sich Erwägungen über eine etwa

für ihn paſſende Lebensgefährtin hingegeben und den Eltern geſagt: „Ich bin jetzt ſechsundzwanzig Jahre alt, und wenn Du, ich oder Vater, eine Künſtlerin finden würden, die ihre Kunſt ebenſo hoch einſchätzt als ich es tue, ſo wäre das wohl die beſte Wahl.“ Die Antworten aus Kolmar aus dieſer Zeit ſind nicht erhalten, aber die weiteren Briefe von Julius, die dieſen Gegenſtand behandeln, verraten welchen Sturm der bloße Gedanke einer Verbindung mit einer „Komödiantin“ bei den katholiſchen Eltern hervorrief. Umſonſt ſeine eigene hohe Auffaſſung von ſeinem Stand als darſtellender Künſtler, umſonſt ſeine Verteidigung der Kollegen um ihn herum gegen die ausfallenden Bemerkungen der Eltern über das Bühnenvolk, umſonſt die ganze blühende Offenherzigkeit des bald ſiebenundzwanzigjährigen Sohnes gegen ſeine Eltern, der alles vor ihren Augen ausbreitete, was in ihm wuchs, umſonſt ſeine ſtarke Religioſität, die er als von ſeinem Künſtlertum untrennbar erachtete — alles umſonſt. Starr, hart, unerbittlich, unverſöhnlich erſcheinen die Eltern. Und um ſo rührender der Kampf des Sohnes um ihre Hochachtung vor ſeinem Menſchentum, das er mit allen Schatten und allem Licht von ihnen geſegnet wiſſen wollte. Der Konflikt ſpitzte ſich immer weiter zu. Es kam dahin, daß der Sohn gegen die maßloſen Vorwürfe der Mutter, er verkürze das Leben ſeiner Eltern durch die Aufregungen, die ihnen ſein in ihren Augen erniedrigender Beruf verurſache, kein anderes Mittel mehr wußte, als ihnen anzubieten, ſeine Laufbahn fahren zu laſſen. Aber nicht nur ſeine Laufbahn als Bühnenſänger, ſondern dann auch die des Sängers überhaupt, da er weder in der Welt herumfahren, noch in jungen Jahren im Lehrberuf verkümmern und ſich ſeine Stimme damit verderben wolle. „Ich werde Muſik und Theater verlaſſen, nach der Schweiz gehen und dort „ſingen“, wenn ich die Ochſen vor dem Pflug vorwärts treibe!“

Er ſchiebt die Urſache des Mißverſtehens zwiſchen ihnen auf die Verſchiedenheiten in der franzöſiſchen und in der deutſchen Auffaſſung des Wortes „Comédiants“. Die Mutter geht ſo weit, ſeine Zugehörigkeit zu dieſem Stand als beeinträchtigend für ſeine Schweſtern Adèle und Cécile zu erachten, die in Kienzheim bei den „Dames du Sacré Coeur“ in Penſion waren. Der Bruder, der nur zu genau fühlte, daß daheim während der Ferien vor den Ohren der jungen Mädchen Herabſetzendes über ſeinen Beruf geredet wurde, ſchrieb an beide Schweſtern einen Brief, worin es heißt: „Wenn ich je glauben müßte, daß die Welt töricht genug iſt, um zwei liebe Mädchen wie meine Adèle und meine Cécile weniger zu achten, weil ihr Bruder die Bühnenlaufbahn ergriffen hat, dann werde ich alles in der Welt daran ſetzen, um Euch Alle miteinander nach Deutſchland zu verpflanzen, wo ein Schauſpieler, der ſich ſelbſt ehrt, geehrt und geliebt wird.“ Das gleiche ſagt er ſeiner Mutter, und beſchwört ſie, den Menſchen nach ſeinen Handlungen zu beurteilen und nicht nach dem zu verurteilen, was Unverſtand und Engherzigkeit einem ganzen Stand — ſeinem hohen Stand — anhängen!

Ob es ſie beruhigen konnte zu erfahren, daß der Stadtpfarrer Abbé Pélissier in der Karwoche, während in Mannheim das Theater geſchloſſen blieb, ihm ſowohl als den anderen Mitgliedern der Bühne die Teilnahme an der Kommunion nicht verſagte? Glaubten ſie noch oder glaubten ſie wieder an die untadelhafte Geſinnung ihres älteſten Sohnes, der ihnen aus einer eben geleſenen Predigt von Bossuet „Über den Frieden" folgende Stelle abſchrieb: „Ein unwiſſendes Leben fern aller Verſuchungen zu führen iſt keine genügend ſchwere Probe, um die Gefolgſchaft als eines Getreuen des Heilandes zu beweiſen. Aber wenn er unter ſchlechten Menſchen lebt und rechtſchaffen bleibt, wenn er gleiche Luft atmet und ohne Anſteckung daraus hervorgeht, wenn er äußerlich mit den Menſchen umgehen kann, ohne daß ihn innerer Zuſammenhang mit ihnen verknüpft, das iſt eine Tat, die ſeiner Nachfolge würdig iſt; das iſt ein Prüfſtein für Seine Auserwählten."

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Franzöſiſch) Mannheim, den 11. März 1853.

...Befürchte meinerſeits keine unüberlegten Streiche; ich bin durch meinen gegenwärtigen Stand geſetzter geworden;... wenn ich auch im letzten Jahr, wenigſtens in meinen Reden, eine wahre Furcht bezeigte, mich fürs Leben zu binden, ſo bin ich in dieſem unvergleichlich ſolider geworden, als ich es je in Paris oder London war. Mit einem Wort: Deutſchland, das deutſche Volk, und, um aufrichtig zu ſein, gerade jene „clique" haben mich in ihrem Verhalten beſchämt, und ich habe es bereits mehr als einmal beklagt, nicht im Alter von ſiebzehn Jahren nach Deutſchland gekommen zu ſein, anſtatt mich in jenen Hauptſtädten herumzutreiben, wo die Kunſt zu einer Art Amusement für die Künſtler, und ihr Gewiſſen zu einem Stück dehnbaren Gummibandes geworden iſt. Ich will es Dir nicht nachtragen, daß Du mich anklagſt, wohl nicht mehr ganz bei Sinnen zu ſein, wenn es auch aus dem Munde einer Mutter etwas ſtark klingt. Ich vermute, man hat meinem Vater Klatſchgeſchichten aus der Stadt geſchrieben, die ſeit langem über mich im Umlauf ſind; Klatſch, der von einer gewiſſen Mutter ſtammt, deren Töchterchen eine höchſt poetiſche Neigung für Deinen Sohn mit ſich herumträgt. (Beſagtes Mädchen iſt fünfzehn Jahre und wird zu Oſtern zum erſtenmal zur Kommunion gehen!) Vater kennt jene unvorſichtige und überſpannte Mutter ſehr genau, ebenſo dies träumeriſche Zimperlieschen, und er weiß, daß mir Leute, die immerzu gefühlvoll ſind, unerträglich werden, auch wenn ſie innerlich ſehr gute — zu gut für mich —, ſehr rechtſchaffene, ſehr reiche und nächſt dem Adel ſehr angeſehene Menſchen ſind. Dies junge Mädchen ſpielt recht hübſch Klavier, aber ſie redet über Muſik wie ein Blinder über die

Farben, obgleich ſie nur wenig muſikaliſch iſt ... Außerdem iſt man in jener Familie recht loſer Meinung über die Geiſtlichkeit und über den Ritus. Man ladet mich z. B. zu Faſtenſpeiſen ein, und dann gibt es Entenbraten mit Nudeln oder ein tüchtiges Beefsteak, wie letzthin. Wenn Gott mir gewähren ſollte, eine Frau zu finden — was ich ſtark bezweifle — dann muß ſie nicht nur meine Kunſt vollauf zu würdigen verſtehen, ſondern muß auch die Vorſchriften der Kirche achten ... Es gab eine Zeit, da ſagte man: „Wir haben ſo großes Vertrauen in Dich, daß wir ſelbſt im Fall einer Verheiratung Dich nicht beeinfluſſen werden. Wir wiſſen, daß Du Dich niemals mit einer Perſon verbinden wirſt, die es nicht wert wäre, in unſere Familie aufgenommen zu werden." Und Ihr hattet Recht. Ich habe jene Worte nicht vergeſſen und bin erſtaunt, Euch ſo alarmiert zu wiſſen ... Ihr tut gut daran für mich zu beten, aber betet nicht aus Beſorgnis um meinen Verſtand; der iſt Gott ſei Dank noch ganz geſund, und ich wiederhole es, viel geſünder als vor zwei Jahren! — Dein Jules, der Dich hoffentlich beruhigt hat.

An dieſelbe:

Mannheim, den 18. Juli 1853.

... Ich muß ſchließen, indem ich Dir ſage, daß ich verfloſſenen Freitag als „Maitre de Chapelle" (ein Operchen von Paer) enormen Beifall gefunden habe und die ganze Stadt davon ſpricht; man will mich eitel machen, aber ich denke oft an Deine Beſcheidenheit und laſſe mich nicht beſtechen.

Als der Mannheimer Kontrakt auf ſeine Bitte mit dem 1. Oktober 1853 zu Ende war, kritzelte er in ſein Taſchenbuch: „Tristes adieux". Ein ihn ſchwärmeriſch verehrendes kleines „Lämmle", wie er das ſechzehnjährige Kind einer etwas gar zu zielbewußten Mutter nannte, ſah ihren ſtattlichen feurigen Freund Jules aus der Enge der Kleinſtadt in die größere und bedeutendere Reſidenz Karlsruhe davonziehen, wo er insgeheim hoffte durch den Abbruch ſeiner Verpflichtungen beim Mannheimer Theater in Vergeſſenheit bei dem Mädchen zu geraten. Warum er den Kontrakt vom ſtimmtechniſchen Standpunkt aus gelöſt hat, erhellt eine rückblickende Briefſtelle, die an ſeine ſpäter von ihm ſehr verehrte Schülerin Antonia Kufferath (vermählte Speyer) gerichtet iſt; er ſchreibt ihr am 2. Januar 1881: „Prenez garde, que l'école de Rossini ne vous fasse passer par la même expérience que j'ai dû subir moi; en sortant des mains de Garcia qui m'avait fait roucouler tant et plus (et Dieu sait si j'avais la voix légère), j'ai voulu en Allemagne, à Mannheim, aborder le répertoire des barytons ... mais quand il s'est agi de donner du son dans le haut et non point d'exécuter des roulades jusqu'au

sol[1], la voix de poitrine m'a fait défaut et j'ai dû renoncer. Je me suis alors mis à chanter des Lieder."
Eduard Devrient konnte Stockhausen mehrfach Gelegenheit zum Auftreten sowohl als Liedersänger bei Hof geben, als auch Gastspiele bei der Bühne in den in Mannheim erprobten Rollen anbieten. Gleich nach seiner Übersiedlung nach Karlsruhe fand ein großes zweitägiges Musikfest unter Liszts Leitung statt, das er mitmachte. Es war die erste, aber nicht die letzte Berührung mit Franz Liszt, die Stockhausen dort erfuhr; da sein Vater herüberkam, fehlt uns der briefliche Niederschlag von Liszts Persönlichkeit auf ihn. War schon der Umgang mit einem Menschen wie Eduard Devrient dazu angetan, den jungen Bühnenkünstler zu fördern, so fand er bei Anton Haizinger[56]), dem Tenoristen der Karlsruher Hofbühne, die freundschaftlichste Aufnahme. Haizinger und seine Frau Amalie Neumann-Haizinger waren in den dreißiger Jahren auf dem Londoner Konzertpodium Kollegen seiner Eltern gewesen; auch sie hatten jetzt ein Kind bei der Bühne, Louise Neumann, eine Tochter aus der ersten Ehe der Amalie Neumann-Haizinger, die mit ihrer Mutter gleichzeitig an der Burg in Wien engagiert war. Wie strahlte Wien vor ihm auf in Frohsinn, in künstlerischem Genießen und singendem Schenkendürfen nach Herzenslust, ohne das verängstigende Schwarz der Kolmarer katholischen Auffassung dahinter! Wien lockte! Gab es einen Sprung hinaus, so konnte man ihn vielleicht wagen auf Grund der Empfehlungsbriefe, die Anton Haizinger eilends von Karlsruhe nach Wien an Frau und Tochter sandte, um ihm die Wege dort zu ebnen. Auch schrieb ihm Professor Fischoff aus Wien, den er in London kennen gelernt hatte, einen ermutigenden Brief voller Versprechungen und Verlockungen. Darauf erfolgte ein Aufbruch voller Hast aus Karlsruhe, ein letztes tränennasses Lebewohl von seinem „Lämmle" in Mannheim, das den Herzallerliebsten über Leipzig und Dresden davonfahren sah nach der Kaiserstadt an der Donau, ans Herz der Musik, in die Heimat Schuberts!

„Unser Enthusiasmus [über die Geschwister Milanello] war noch nicht verraucht, als eines Tages ein Jüngling im Touristenhabit bei uns anklopfte und ein Empfehlungsschreiben vom Vater aus der Heimat überbrachte, worin wir gebeten wurden, dem jungen Manne zur Veranstaltung eines Konzerts behilflich zu sein, welche Bitte der Überbringer mündlich wiederholte.
Nun ist das gewöhnlich ein sauersüßes Vergnügen, mit dem Revolver die Bekannten bitten, Sitze für einen Unbekannten, noch nicht Genannten nehmen zu sollen — aber wir taten es, baten nur, er möge uns doch früher etwas vorsingen, bevor wir uns für ihn in Bewegung setzten. — „Natürlich", sagte er, „das Klavier steht ohnehin offen, also fangen wir an."
Er fing an mit der Arie des Seneschall aus „Jean de Paris", französisch, darauf

folgte „Der Zwerg“ von Schubert, natürlich deutſch, und zum Schluß die Arie des „Figaro“ italieniſch, dazwiſchen erzählte er kleine Anekdoten und Scherze im Schweizer Dialekt, voll Humor und Schelmerei, kurzum, da hatten wir es wieder mit einem neuentdeckten Genie zu tun und das war kein anderer als Julius Stockhauſen.

Wir waren ganz aufgepulvert, luden gleich eine kleine Gemeinde von Sachverſtändigen ein, die ihn auch hören und ihm helfen mußten (damals waren die Reklamen noch nicht Mode), Propaganda für ſein erſtes Konzert zu machen, denn für die folgenden war uns nicht ein Moment bange, die Erfahrung ſprach für uns. In ſechs Konzerten hat man ſich um die Sitze im damaligen kleinen Muſikverein unter den Tuchlauben völlig gebalgt. Er kehrte oft nach Wien zurück und wurde jedesmal mit Jubel begrüßt. Er war der erſte, der den ganzen Zyklus der „Müllerlieder“ ſang, und Du, liebe Roſalie, beſitzeſt das Heft, in welchem er eigenhändig kleine Änderungen aufzeichnete, weil einige davon zu hoch für ſeine Stimmlage waren. Er war es auch, der die Schumannſchen Lieder hier einführte. Es gab eine Zeit, wo man dieſen Kompoſitionen ſehr kühl gegenüberſtand, aber Stockhauſen war für den zu früh Dahingeſchiedenen begeiſtert und hat ſie dem Publikum förmlich oktroyiert. Als dieſes bei einem Hervorruf fanatiſch Schubert verlangte, trat er vor und wiederholte hartnäckig: „Des Sonntags am Rhein“ von Schu-mann. Auf dieſe Art machte er den bis dahin wenig gekannten und gewürdigten Künſtler populär.“

Dieſe Worte ſind den Erinnerungsblättern der ſechsundſiebzigjährigen Gräfin Louiſe Schönfeld-Neumann entnommen. Als ihre „Erinnerungen“ Gegenwart waren, ſtand ſie im fünfunddreißigſten Lebensjahr, und ſtrahlte als heiterer Stern an der Burg. Ihre Mutter, Amalie Neumann-Haizinger, als komiſche Alte mit ihr an der gleichen Bühne tätig, war eine mit liebenswerteſtem Humor begnadete Perſönlichkeit von damals vierundfünfzig Jahren. Wie ihr Mann ſich in Karlsruhe des jungen Stockhauſen angenommen hatte, ſo wurden in Wien beide Damen ſeine Schutzgeiſter und blieben es noch auf lange hinaus aus der Ferne.

Julius Stockhauſen an Ernſt Reiter:

[Wien], Sonntag. Stadt Frankfurt, [15. Januar 1854].

Meine lieben Basler in der Canonen-Verſchanzungs-Gaſſe! Seit Mittwoch den 11ten, halb neun Uhr abends bin ich in Wien! Hurrah, hurrah, heiſaſſa!... „Alſo Wien“, ſagteſt Du damals, und Eduard Devrient, als ich nach Karlsruhe kam, rief ebenfalls: „Alſo Wien!“ Ja meine Herren! Ach meine Herren, Wian iſt eine gar zu ſchöne Stadt! Es iſt ein Treiben und ein Laufen, ein Fahren und ein Traben wie in Paris!... Wenn ich zum Schreiben kommen ſoll, ſo muß ich

um halb ſieben aufſtehen! das tu ich auch ... und trachte zu ſchreiben. Wo anfangen? Parbleu! mit dem Anfang. In Mannheim erhielt ich alſo zwei Briefe von Fiſchoff, und die waren ſo dringend, daß ich alles im Stich ließ und verreiſte; ich hätte noch in Baſel ſingen können, hätte den Oreſt in Mannheim gegeben etc., ich reiſtte aber plötzlich fort. Nun muß ich Dir ſagen, daß, wie Du ſchon behaupteteſt, Herr Fiſchoff viel ſpricht und verſpricht. Es waren nach ſeinem Briefe harrende Schülerinnen zu vertröſten; er ſollte in den Journalen meine Ankunft auf eine ordentliche Art bekannt machen, es war die Fürſtin Kinsky, die Fürſtin Karoly etc. Mein lieber Ernſt, ich habe von dem noch nichts geſehen! Das einzige, was vortrefflich mit ſeiner Beſchreibung übereintrifft, iſt das teure Leben. Mir iſt aber nicht bange. Die Gräfin Buol hat mich für Faſten bei Eſterhazys und Rothſchild als Lehrer angezeigt ... kurz das „terraing", wie der Wiäner ſagt, iſt gut. — Eſſer[57]) ſah ich geſtern zum erſten Mal; er iſt ein angenehmer Mann, ruhig, ſtill, er weiß viel; ... Vieuxtemps iſt hier und hat geſtern ſein fünftes Konzert gegeben. In vier Wochen, wenn ich bekannt bin durch Geſellſchaften, denke ich mir auch ein Konzert zu geben; es wäre doch fatal, wenn ich es am Ende für andere geben ſollte, was oft der Fall iſt! ... Logis habe ich noch keines, ein Zimmer! — Adieu, ich fliege ins Ruſſiſche Bad, Sophien-Bad da draußen weit in der Vorſtadt. Ein Tenoriſt iſt an der Oper, Steger, der wie ein Löwe brüllt, aber ein hoher Löwe! ... Adieu ... Gott mit Euch! — Julius „von" Stockhauſen.

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Wien, den 26. Januar 1854.

... Um von Wien zu ſprechen: Die eigentliche Stadt iſt ſehr eng, erſt die Vorſtädte machen ihre Größe. Aber innerhalb dieſes engen Raumes herrſcht eine überraſchende Rührigkeit und ein Lärm wie in Paris. Fußgänger, Fremde, Geſchäftsleute, wunderſchöne Equipagen, Fiaker, die wie der Wind fahren, Omnibuſſe in ganz neuer Form, nämlich mit Sitzbänken, die nicht der Länge nach, wie in Frankreich und England, ſondern der Breite nach eingebaut ſind; ſie ſind ſehr häßlich, ſehr ſchwer gebaut, aber bequem für das Publikum. Dann gibt es auch Wagen, die mit Kühen oder Ochſen beſpannt ſind, ſo daß Land und Stadt ſich hier treffen und ſchließlich türkiſche und polniſche Trachten (letztere hauptſächlich bei polniſchen Juden), böhmiſche Bauerntrachten, mit ihren Burdacs, großen Pelzen, mit einem Überwurf aus gelbem Fell, das mit grünen oder roten Bändern verziert iſt. Das Ganze ſehr ſchwer und ſehr charakteriſtiſch wirkend. Der Wiener, von dem es heißt, er ſei ſo heiter und geſellig, iſt es nicht mehr ſo ſehr ſeit der letzten Revolution ... Es gibt für dieſe guten Leute hier nichts als einen

unauslöſchlichen Durſt nach Vergnügungen. Theater, Spazierfahrten, Bälle, Wintergärten, Poſſen, kurz das ganze Teufelszeug betreiben ſie, ſobald die Arbeit getan iſt. Das Familienleben pflegen ſie nicht beſonders; das Gaſthausleben herrſcht vor wie am Rhein. — Morgen ſpeiſe ich zum erſten mal bei einer der vornehmen Familien hier, bei dem Grafen Fries, deſſen Vater Beethoven ſo ſehr protegierte. Die Komteſſe Buol iſt ſehr für mich bemüht; ſie iſt denkbar gefällig und hat mich zu Eſterhazy, Kinsky und Karoly als Geſanglehrer empfohlen. Mme. Haizinger und ihre Tochter ſind ein entzückender Verkehr; ſie ſind ſehr angeſehen und ſtehen bei der Geſellſchaft in höchſter Gunſt. Ich habe vorgeſtern bei ihnen geſpeiſt. Was ſagſt Du zu meinen Schülerinnen? Ich habe nicht eine! Man tanzt auf den Karnevalsbällen, und Mr. Fiſchoff, der ſo viel verſprach, ſo große Worte gemacht hat, kann nichts von all dem halten. Es macht nichts! Ich kann bis zur Faſtenzeit warten, und ſobald ſie da iſt, gebe ich mein erſtes Konzert. Ich kenne die drei bedeutendſten Zeitungen und zähle neunundachtzig Adreſſen in meinem Taſchenbuch; die Komteſſe Buol wird auch zeigen, was ſie kann! . . . Gott beſchütze Euch! das iſt der einzige Wunſch Deines Sohnes, der Dich mehr als je lieb hat.

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Franzöſiſch)

Wien, den 16. [Februar 1854].
426 Spengler Gaſſe 2. Stock, ein ſchönes Zimmer mit Heizung und Bedienung fünfunddreißig fl. monatlich; iſt doch ſehr teuer!

Schon ſehr lange habe ich Dir nicht geſchrieben . . . Es ſind inzwiſchen ſo viele Artikel erſchienen, daß ich ſie nicht alle ſchicken kann . . . Der „Lloyd", den Vater ſicher im Kaſino vorfindet, wird ihm ſagen, was man hier von ſeinem Sohn hält. Beſagter Sohn hat Aufſehen erregt, meine liebe Mutter, und neben Vieuxtemps will das nicht wenig heißen. Ich habe ſein Konzert zu meinem Debut gewählt; es war ſein letztes, und alle Welt ſtrömte hin. Es war eine günſtige Gelegenheit, ſich mit einem Schlage vor fünfhundert Perſonen bekannt zu machen; durch dieſe Tatſache habe ich mir ein Konzert geſpart, das mich vielleicht hundert fl. gekoſtet haben würde. Mein erſtes eigenes Konzert iſt auf den 26. Februar angezeigt. Obwohl es hier ſonſt nicht Sitte iſt, gebe ich es mit Orcheſter. Mme. Haizinger und Fräulein Neumann werden deklamieren . . . Das zweite Konzert wird eine muſikaliſche Abendſoiree ſein, die nach dem Theater um halb zehn anfängt; ſie iſt auf den 9. März feſtgeſetzt . . . An Protektionen fehlt es mir nicht; die beſte iſt die von Mme. Haizinger. Die ganze haute volée liegt ihr zu Füßen, und ihre Tochter wird vergöttert . . . Bisher ſang ich bei Prinz Czar-

torisky, Prinz Schönburg, Graf Moritz Fries, wo ich wie Kind im Hause bin, ... beim Herzog von Württemberg, und Herr von Stockhausen, der Hannoversche Gesandte, will mich auch hören. Aber am meisten wert ist doch, daß ich mit der Arie aus „Chaperon rouge" sehr großen Erfolg hatte; mein Debut war ein kleiner Triumph. Genug davon. Gott die Ehre dafür! ... Ich muß mich vor den Einladungen in acht nehmen; sie regnen geradezu ... Heute Abend Quartett bei Prinz Czartorisky; Mayseder spielt dort, und wahrlich, so alt wie er ist, spielt er noch wie ein Engel ... Erzähle Vater, daß die Musik in Wien in einem traurigen Zustand ist; keine schönen Konzerte, keine Oratorien und im Vergleich mit Paris eine schlechte Oper ...

Louise Neumann an Julius Stockhausen:

Wien, den 22. Februar 1854.

Nun sehen Sie, was soll man von solchen Menschen halten. Vorgestern Abend sagte man mir ..., wir würden gewiß Erlaubnis [zur Mitwirkung in Stockhausens Konzert] erhalten, und nun verbietet [der Theaterdirektor] doch unsere Mitwirkung! Wir sind auch vexées au plus haut degré; glauben Sie mich ja nicht so ruhig, wie ich vielleicht scheine. Ich gestehe ganz ehrlich, daß es mir jedesmal ein kleines Opfer kostet als Mlle. Neumann vor das vielköpfige Ungeheuer zu treten, Ihnen aber hätte ich dies Opfer mit Vergnügen gebracht, um Ihnen zu beweisen, wie sehr ich mich freue, wenn ich neben dem Künstler auch den Menschen schätzen kann. Mutter macht sich durch Schimpfen Luft, jeder nach seiner Weise, ich hab's inwendig wie ein Maikäfer. — Ein Trost erwächst mir jedoch aus diesem désagrément, daß Sie jedenfalls gewonnen haben, das Neue hat immer mehr Interesse als das Alte, besonders bei den sanguinischen Wienern; übrigens sind Sie sich selbst genug, Ihr Renommée ist hier schon gemacht, die Leute gehen wegen Ihnen ins Konzert, alles andere ist Staffage. Ermüden Sie sich nicht zu sehr vorher, besolden Sie irgend einen Mietling, damit Sie im vollen Gebrauch Ihrer Mittel sind, wenn „der enge Saal nicht faßt die Zahl der Menge, die Sie zu hören stürzt in das Gedränge."

Nach dem dritten Konzert am 16. März hat Eduard Hanslick über Stockhausen geschrieben und die Bedeutung seiner Gesangskunst und seiner Gestaltungskraft zusammengefaßt. Diese erste deutsche Kritik aus berufener Feder, die er sich ersang, lautete: „Die Vorzüge von Stockhausens Gesang sind nach zwei Richtungen hin höchst bedeutend. Fürs erste hat sich dieser Künstler eine Schulung der Stimme erworben, die ihn befähigt, italienische und französische Koloratur-Arien mit einer seltenen Geschmeidigkeit vorzutragen; sodann besitzt er für das

deutſche Lied ein ſo inniges Verſtändnis, einen ſo gemütvoll ſinnigen Ausdruck, wie man ihn gleichfalls nur bei Sängern von vorzüglicher Bildung und poetiſcher Begabung antrifft. Dieſe Vereinigung zweier meiſthin nur getrennt vorfindlichen Kunſtrichtungen in gleich hoher Kultur: des glänzenden Koloraturgeſanges und des einfachen Liedes, reicht wohl hin, Herrn Stockhauſen ſeinen Ehrenrang unter den beſten deutſchen Sängern anzuweiſen. Einiger Hemmnis unterliegt Herrn Stockhauſens Kunſt nur durch die Beſchränkung ſeines Organs, das zwar wohltönend und umfangreich, aber nicht kraftvoll und ausdauernd iſt, und das er (der Baritoniſt) obendrein durch Bevorzugung entſchiedener Tenorlieder gern in die Höhe treibt.

Der Eindruck von Stockhauſens drei Konzerten war ein überaus erfreulicher. Man konnte ſich des ſeltenen Genuſſes nicht erſättigen, eine vollkommen geſchulte Stimme, von warmem, poetiſchem Verſtändnis durchgeiſtet, die entzückenden Lieder Mendelsſohns und Schuberts vortragen zu hören. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, in welchem Liede der weiche, innige Vortrag des Konzertgebers am gewinnendſten war; den meiſten Eindruck ſchien Schuberts „Müller und Bach", dann deſſen zartes „Ich frage keine Blume" (ſehr unpaſſend „der Neugierige" betitelt) zu machen. Nicht minder vorzüglich als im Lied iſt Stockhauſen in jenen anmutig chevaleresken, von leichter Empfindung überhauchten Romanzen-Ton, welchen die Franzoſen (insbeſondere in ihrer letztvergangenen Opernperiode) ſo anziehend repräſentieren. Die Arie des Rodolphe aus Boieldieus „Chaperon rouge", jene des Seneſchalls aus „Jean de Paris", endlich eine Arie aus „Le Philtre" von Auber können kaum feiner, geläufiger, korrekter wiedergegeben werden. Für den italieniſchen Bravourgeſang fehlt Herrn Stockhauſen der Reiz eines kraft- und klangvolleren Organs. Im Fach der Ballade gab Herr Stockhauſen die wunderlich-grauenhafte Tragik des Schubertſchen „Zwerg" mit maßvoller Empfindung, wie ſie dies hinreißend ſchöne Muſikſtück wohl verträgt. Eſſer's Ballade „Des Sängers Fluch" hätten wir feuriger gewünſcht. Es ſcheint, daß das rein Lyriſche in warmem, mäßig bewegtem Ausdruck Stockhauſens eigentliches Element ſei. Den Preis des Abends trugen zwei Lieder von Robert Schumann davon: „Mondnacht" und „Frühlingsnacht" aus dem Eichendorffſchen Liederkreis. Stockhauſen ſang ſie mit beſonderer Wärme und Zartheit. Der ſo leicht zu verwiſchende Schmelz der Eichendorffſchen Malerei blieb duftig auf jedem Worte haften."

Mit dieſer Kritik, die weder ein wertloſes in-den-Himmel-loben, noch ein unproduktives Herunterziehen künſtleriſchen Wollens und Vermögens darſtellt, ſondern durch ſein Hervorheben des Weſentlichen an dieſem Künſtler eine produktive Hilfeleiſtung bedeutete, hatte Stockhauſen ſich einen Namen errungen, der ſich auf den Flügeln ſeines Geſanges langſam, aber in ſicherer Flugrichtung, ausbreitete.

Stockhauſen ſah am 23. April 1854 die Prachtentfaltung des Wiener Hofes beim Einzug der Prinzeſſin Eliſabeth von Bayern, die am darauffolgenden Tage dem Kaiſer Franz Joſeph die Hand vor dem Altar reichte. Ganz Wien ſtand im Zeichen der Vermählungsfeſte, und für Konzerte war die Zeit vorbei. Wien wurde heiß und menſchenleer; die Geſellſchaft zog ſich auf ihre Landſitze zurück. Stockhauſen reiſte ab.

Anfang Mai kam er als ein anderer nach Mannheim zurück, als der er fortgegangen war. Er war dem dort auf ihn harrenden „Lämmle" entwachſen, aber es fehlte ihm das wichtigſte, um ſich zu ſeinem künſtleriſchen Erfolg nun auch zu bekennen, um ſeiner Perſönlichkeit zum Durchbruch zu verhelfen: Es fehlte ihm an Mut. Er blieb dabei, das „Lämmle" zu ſtreicheln, ja er nahm es ſogar mit der nicht von ihm weichenden Mutter im Juli mit nach Tannenfels, obwohl er an der inneren Unwahrhaftigkeit und der Unſicherheit dem eigenen nach Freiheit ſtrebenden Ich gegenüber krank wurde. Erſt im November von Paris aus fand er das Wort, um ſich von der kleinen ſechzehnjährigen Braut zu löſen, die ſie ſchließlich kraft des Nachdrucks ihrer Mutter geworden war. Auch ſie ſelber fühlte die Unmöglichkeit, ſeine Braut zu bleiben, und bat auch ihrerſeits um Löſung von ihm. Julius ſchrieb dem Vater, daß jene beiden Briefe genau gleichzeitig ſowohl von Mannheim als von Paris abgegangen und in die Hände des Anderen gelangt waren. Es war das letzte Gemeinſame, was ſie erlebten. Er geſteht dem Vater offen zu: „Cet amour n'était que de la pitié." Aber um aus der Atmoſphäre des franzöſiſch-katholiſchen Einfluſſes der Eltern, insbeſondere der geliebten Mutter, mit klarem Wollen in die deutſche, ſchärfere Luft durchzuſtoßen, dazu gehörte mehr Kraft, mehr innere Feſtigkeit, und noch viel mehr Mut, als er beſaß, noch viel mehr Leiden, als er bereits erduldet hatte. Im Gegenteil: er iſt es, der in hingegebener Sohnesbereitſchaft, in heißer Sehnſucht nach Harmonie mit dem Elternhaus, nach Frieden, immer wieder Brücken zu den Eltern in Kolmar zu bauen ſucht. Immer wieder muß er gegen die ihn peinigenden Gewiſſensfragen ankämpfen. Nicht genug, daß die Eltern in ihrer Sorge um ſein Seelenheil ihm keine Ruhe laſſen, auch ſeine Patin Mme. Legentil miſcht ſich hinein. Sie hatte ihm nach Wien einen Brief geſchrieben, der ihm aufs tiefſte wehtun mußte durch die abſolute Verkennung auch von dieſer Seite alles deſſen, was er in ſeiner Kunſt hochhielt. Über ihren Brief berichtet er an den Vater:

(Franzöſiſch) Wien, den 27. April 1854.

... Die Angelegenheit mit Mme. Legentil aus Paris kompliziert ſich noch erheblich. Der Klerus von Paris und der Klerus von Wien ſind in Konflikt miteinander: Der eine verdammt das Theater und ſchickt mir durch meine Patin Auszüge aus den Schriften des Hl. Auguſtin zu; die anderen, die vernünftig und

doch weiß Gott ſehr gläubig-katholiſch ſind, lachen ob dieſer Übertreibungen und bedauern diejenigen Perſonen, die dergleichen Anſchauungen über das Theater haben. Mme. Legentil läßt mich wiſſen: ‚Ich achte [Jules] um ſo höher, je größer die Gefahren ſind, denen er widerſteht, aber ich verachte den Beruf, den er eingeſchlagen hat, weil er ihn dazu zwingt, fortgeſetzt zu lügen, indem er nämlich Leidenſchaften wiedergeben muß, die er nicht hat, und mehr oder weniger ſchamloſe Gefühle vortäuſchen muß, die er garnicht ſelbſt erfahren hat.‘ Was ſagſt Du, lieber Vater, zu ſolchen Anſchuldigungen? Du haſt mir gegenüber immer behauptet, Mme. Legentil verabſcheue meinen Beruf auf Grund ihrer Vorurteile [über den Stand], aber heute wirſt Du wohl große Augen machen! Wir ſind alſo alle Lügner! Arme Mutter, die ſo oft Empfindungen Ausdruck gegeben hat, die nicht ihre eigenen waren! Armer Beethoven, der „Fidelio“ komponiert, armer Racine, der „Phädra“, armer Schiller, der „Maria Stuart“ gedichtet hat! Ich möchte wohl wiſſen, ob meine Mutter je eine Roſine, Beethoven je ein Gouverneur, Racine je eine Phädra, Schiller je eine Eliſabeth von England geweſen ſind, und ich frage Dich und gleichzeitig die Herren Geiſtlichen in Paris, ob ſie denn den lieben Gott eines Fehlers bezichtigen wollen, weil er dieſen großen Künſtlern das Talent zum Reproduzieren von Empfindungen gegeben hat, die niemals ihre eigenen geweſen ſind[58], — jenes Talent, das ſie zur Ehre der Wiſſenſchaft und Bildung und zur Erbauung von vielen Menſchen angewendet haben? Und warum iſt denn ein Künſtler größer als andere Sterbliche, wenn nicht gerade darum, weil ſeine Natur eine unendlich viel biegſamere, viel gabenreichere iſt? Schlimm für ihn, wenn er unrechten Gebrauch davon macht, aber wenn er einmal dieſe Gaben mitbekommen hat, dann muß er ſie nützen; er kann ſie nicht, er darf ſie nicht zertreten, dieſe Flamme! . . . Ich liebe und verehre meine Patin für alle Güte und für allen Großmut, die ich ihr nie vergeſſen werde, aber wolle Gott ihr nicht die Gewiſſensqualen und die Zweifel anrechnen, denen ſie mich ausgeliefert hat! . . .

Er hatte ſeine Gewiſſensnöte in Wien mit jenen beiden Damen beſprochen, die ihm Freundinnen geworden waren: Mutter und Tochter Neumann-Haizinger. Sie hatten volles Verſtändnis für ihn bewieſen, zumal Louiſens eigene Schweſter (wie ſie in ihren Erinnerungen erzählt) auch die Naſe darüber gerümpft hatte, daß ein nahes Familienmitglied ſich der Bühnenlaufbahn zuwenden wollte. Wie ſehr ſie ihm beide mit ihrem Verſtehen nahe ſtanden, beweiſen die Eintragungen in ſein Album, das er ihnen vor dem Abſchied aus Wien brachte:

„Achtung verdient der brave Mann in jedem Stande.
In jedem Stande trifft den Schurken Schande.
O Vorſicht! Segne jeden braven Mann,

Man treffe ihn im Schauſpielhaus,
Man treff' ihn in der Kirche an."

Dieſe Reime aus einem alten deutſchen Luſtſpiel ſchienen mir paſſend für alle die Zweifel, die durch andere oft in Ihrem Herzen entſtehen und Sie quälen. Ich habe es nie bereut, meinen Stand ergriffen zu haben, und käme ich wieder auf die Welt, ich würde Schauſpielerin. Schiller ſagt: „Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme!" Ich hoffe das Ihrige wird Sie den rechten Weg führen, denn es iſt unverdorben und gut. Ihre mütterliche Freundin A. Haizinger."

„Entſchiedenes trägt ſich leicht, Die Ungewißheit iſt's allein nur, die uns elend macht."

Suchen Sie bald einig mit ſich zu werden, welchen Weg Sie einſchlagen ſollen, dann werden Sie nicht mehr wie der ruheloſe „Wanderer" ausrufen: „Wo Du nicht biſt, wohnt das Glück", wohl aber werden Sie den Weg finden nach dem „hoffnungsgrünen Land" wo die „Roſen" der Zufriedenheit „blühen", die aus dem Bewußtſein hervorgehen, einem edlen Drange gefolgt zu ſein. Eine Seele wie die Ihrige muß in jedem Stande veredelnd wirken, und nach dem, was wir hier gewirkt, werden wir jenſeits gerichtet. Louiſe Neumann.

Mitten während dieſer Kämpfe ſang er zum erſten mal den „Paulus" von Mendelsſohn; zuerſt in Baſel am 16. Mai und drei Tage ſpäter in Straßburg in der „Société de chant sacré". Er war ein glaubensvoller Paulus geweſen, bevor eifernde Unduldſamkeit ihn in die erſchütternde Lage eines Saulus trieb. Der „Saul" in ihm rief: „Gott ſei mir gnädig!" und er flehte: „Herr, tue meine Lippen auf, daß mein Mund deinen Ruhm verkündige!" Der mit „Paulus" Überzeugte ſang: „Gott wohnet nicht in Tempeln mit Menſchenhänden gemacht!" Er donnerte die Heiden in heiligſtem, erlebtem Zorne an: „Wiſſet Ihr nicht, daß Ihr Gottes Tempel ſeid, und daß der Geiſt Gottes in Euch wohnet?" Kein Wunder, daß die Kritik in Straßburg ſchrieb: Qui n'a été profondement ébranlé par cette voix puissante et sonore, cette déclamation sobre et digne?" Die Basler nannten ſeinen Vortrag vollendet, fügten aber hinzu, was er ſelbſt ſo oft ſchmerzlich empfunden hatte: „Hätte die Natur dieſem vortrefflichen Künſtler etwas umfangreichere Stimmmittel verliehen, er würde unbedingt zu den erſten Sängern Europas gezählt werden".

Julius Stockhauſen an Ernſt Reiter, Baſel:

Tannenfels, 12. Juli 1854.

Geld iſt keines da, um nach München zu reiſen, ehe ich ins Seebad gehe; ich muß

gleich nach Oſtende ... beſonders da eine Schwäche oder weiß der Kuckuck was im Halſe ſteckt, was ich vorerſt bekämpfen muß; im übrigen geht es gut ... Ich ſinge wenig, weil ich es mir nicht getraue, in den Mitteltönen da rappelt oder ſchnarrt und haſpelt es manchmal ſchrecklich; alſo zuerſt ein Mittel, um den Adam zu bekräftigen, dann die Konzerte ... [Das Lämmle], das mit ihrer Mutter bei uns iſt, iſt noch ein rechtes Kind; ſo eine Braut müßte ich eigentlich nicht haben, ich, der ich in der Liebe ſo ziemlich alles durchgemacht habe. Sie iſt zu jung; wenn wir zuſammen laut leſen, ſo lacht ſie mit den Schweſtern und iſt recht kindiſch; ein ſchöner Fehler der Jugend, mein Lieber, aber unter dieſen Umſtänden, und zwar für einen Achtundzwanziger nicht recht paſſend. Ich könnte recht von Herzen jemand lieben, [aber] verliebt ſein, das iſt Gott Lob vorbei ... Die Freiheit iſt, wenn man geſund iſt, eine wundervolle Sache für den Künſtler und ein Gefühl, was einen auf mächtigen Fittichen emporzuſchwingen vermag. Denke Dir, ich kann nicht einmal nach Luzern oder auf den Rigi oder auf den Titlis, weil dieſe verborgenen Damen bei uns ſind! Iſt doch arg, gelt! Freiheit! Freiheit! ſie lebe hoch! Wenn ich meinen nervöſen Zuſtand mir denke, wie er noch vor vierzehn Tagen war, da muß ich über mich lachen, aber jetzt, mein lieber Ernſt, ſehe ich ein, daß ich nur ſchmachten kann, wenn ich krank bin, was Gott ſei Dank nicht mehr der Fall iſt! ...

Anfang Auguſt verließ er fluchtartig die ſonſt Erholung ſpendenden Berge und überließ ſich den befreienden Meereswellen am Oſtender Strand. Oſtende barg eine ungeahnte Freude für ihn, aus der ſein ganzes Leben hindurch neue keimte. Clara Schumanns Tagebucheintragung[59]) verrät den Tag dieſer hohen Freude, wenn ſie am 21. Auguſt 1854 ſchreibt: „Bekanntſchaft des Herrn Stockhauſen. Herrlicher Sänger. „Frühlingsnacht", „Schöne Fremde" und vieles vom Robert ſang er tief ergreifend." — Fünf Tage ſpäter ſtand Stockhauſen in einem ſchwach beſuchten Saal neben ihr auf dem Konzertpodium in Oſtende und ſang drei Lieder („Stille", „Mondnacht" und „Frühlingsnacht") des Mannes, der es nicht wußte und es nicht mehr erfahren hat, daß ſeinen Melodien ein Verkünder erwachſen war, ein echter Sänger ſeiner Poeſien. Robert Schumann war ſeit faſt ſechs Monaten hoffnungslos umnachtet.

Julius Stockhauſen an Ernſt Reiter:

Paris, den 10. November 1854.

Du biſt wohl nicht wenig erſtaunt, einen Brief von mir aus der franzöſiſchen Kaiſerſtadt ... zu empfangen ... Du kannſt Dir wohl denken, wie meine Zeit hier in Anſpruch genommen iſt. Bis ich meine Freunde, meine Profeſſoren, die

Muſiker alle geſehen habe, wird es noch acht Tage dauern. Mehrere Jugendfreunde, wie Tachard, Bock, Dollfus, Bourcart, ſind hier, und es wird begreiflich viel geplaudert und geſchwätzt. Legentils haben mich wie im September in St. Ouen recht herzlich empfangen, nur der Sohn und ſeine Frau, die auch abends um acht Uhr in die Predigt gehen und keine Kinder haben, ſind kalt ... Kein Menſch fragt mehr nach der ſchönen Kunſt; iſt auch gar nicht zu verwundern, denn ſie wird hier von Tag zu Tag mehr in den Schlamm gezogen; der Franzoſe macht ja überhaupt nur Muſik pour s'amuser; das kann man alle Tage hören. Auch kann ſchwerlich bei der Oper etwas Gutes mehr zuſtande kommen. Man ſpricht zwar ſehr vorteilhaft über Gounods „Nonne sanglante", aber die Eſelsohren, worin die meiſten Muſiker einbegriffen, ſetzen hinzu: C'est ennuyant, c'est assomant, mais très savant; drei Reime, die ihnen Ehre antun. Reber iſt wohl goutiert, doch nur von Wenigen; er war mit mir ſehr liebenswürdig, ließ mich ſingen und äußerte ſich ſehr ſchmeichelhaft (j'en rougis légèrement). Ein anderer Muſiker, ein Belgier, der die alten Meiſter alle durch und durch kennt, ein junger Komponiſt, iſt Gevaert[60], deſſen „Billet de Marguerite" allerliebſte Sachen enthält; il a de l'avenir. Weckerlin iſt immer arm an Kunſt, und es gehört ſein Fleiß und ſeine Beharrlichkeit dazu, um ſich ſoweit zu bringen ... Stamaty werde ich auch ſehen; vielleicht Berlioz. Steffen Heller iſt hier, auch Panofka hat ſich in Paris niedergelaſſen ... Denke Dir ich habe den „Nordſtern" (von Meyerbeer) noch nicht geſehen; Lachner und Reber haben mich ganz davon degoutiert! Tut nichts, man muß durch ſeine eigenen Ohren hören ... Siehſt Du, wenn man nicht am Theater iſt in Paris, ſo muß man nur alle Jahre für einen Monat hierher ziehen, hören und wieder gehen! executieren und charmieren können die Franzoſen, mais voilà tout ...

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

Paris, den 21. November 1854.

Du ſchreibſt, Du wollteſt Dich nicht mehr mit mir über meine Pläne und über meine Zukunft unterhalten. Du tuſt unrecht, denn nie war ich ruhiger und zugänglicher, meine Angelegenheiten zu beſprechen ... Deine Unzufriedenheit ſtammt ohne Zweifel aus meinem Mangel an Stetigkeit ... Du weißt, oder wirſt Dich erinnern, daß ich im Jahre 1848 wie durch einen Blitzſchlag alle meine Schüler verlor; einerſeits entmutigt, andererſeits damals wie heute noch, Garcia ergeben, brach ich nach London auf. Dort habe ich Gefallen an deutſcher Muſik bekommen, die Stimme kräftigte ſich, und mein feſter Vorſatz, eines Tages zu debutieren und ein Jünger der dramatiſchen Kunſt zu werden, entwickelte ſich weiter in mir, wie ſich meine Stimme entwickelte. Piſchek, der mich in London

hörte, fragte, warum ich nicht in Deutſchland aufträte; Mlle. Bochkoltz riet mir, nach Mannheim zu Lachner zu gehen. Mit Hilfe von Stundengeben verdiente ich mir ein kleines Sümmchen und brach im Mai nach Mannheim auf ... [Ich] zog es ſchließlich vor, mich von dem Kontrakt zu befreien, mit dem „Lämmle" zu brechen und ging nach Karlsruhe ... Duprez ſowie meine Freunde und Bekannten bearbeiten mich ſehr in Paris zu bleiben. Meinſt Du, der Gedanke habe nichts Verlockendes für mich? im Gegenteil ſehr, beſonders weil Du mich gern hier weißt, aber meine Nerven und meine Geſundheit machen mir Sorge. Einladungen aller Art, Diners, Soireen in überhitzten Salons, Aufbleiben bis nach Mitternacht, Stundengeben, das alles fällt mir ſchwer miteinander zu vereinigen ... Ich beſchwöre Dich, nicht mehr an Deine Vorurteile zu denken. Du ſiehſt ja, daß man hier überall ausgezeichnet aufgenommen wird, alſo iſt doch ſchließlich alles Firlefanz, und letzten Endes lebt man ſein eigenes Leben und ſucht ſein Glück da, wo man es zu finden hofft. Ich bin damit zufrieden, was ich geworden bin und bitte Dich, Dich nicht über mich zu beunruhigen ...

Louiſe Neumann an Julius Stockhauſen, Paris:

Wien, den 18. Dezember 1854.

Sie bleiben ſich doch immer gleich, mein lieber Stockhauſen, die Phantaſie geht über die Praxis, echt künſtleriſch zwar, aber etwas peinlich für Ihre Freunde. Sie ſchreiben mir einen deliziöſen Brief und geben mir nicht die Möglichkeit, Ihnen umgehend, wie ich gewünſcht, zu antworten, weil Sie mir nicht ſchreiben, wohin ich in dem großen Paris adreſſieren ſoll; deshalb bleibe ich auch heute bei der Mutterſprache, um Sie beſſer auszanken zu können, weil das Franzöſiſche dazu viel zu höflich iſt. Nach dem, was ich dieſe ganze Zeit über Sie gehört, glaubte ich, Sie würden nächſter Tage bei uns eintreffen, ja, ich verabredete ſchon eine heimliche Soiree in unſerem noch kleineren Interieur und hoffte, Sie würden uns eine niedliche Frau vorſtellen — und ſtatt deſſen kömmt die unerwartete Nachricht Ihres Exbräutigamſtandes! — Ich war ſehr überraſcht! aber darf ich Ihnen meine Meinung offen ſagen? Ich war froh, daß ſich Ihr Schickſal ſo gewendet. Wie ich die Sache anſehe, iſt es für beide Teile ein Glück. Sie ſtehen am Beginn einer Karriere, Sie müſſen dieſe erſt ins Auge faſſen und können, wenn ſie gemacht, mit ruhiger Überzeugung wählen, aber jetzt würde Ihre Kunſt oder Ihre Frau unter einer Verbindung leiden, beſonders eine Frau, die erſt für das Leben gebildet werden muß, eine junge Frau, der die Kunſtwelt fremd iſt, die nicht mit der Reſignation beginnen wird. Überdies iſt Ihr Charakter noch nicht zum Heiraten reif; auch glaube ich nicht, daß Sie geliebt haben. Sie waren überraſcht, geſchmeichelt durch die heftige Leidenſchaft, die

Sie eingeflößt, Sie fühlten ſich nach der Trennung allein — — und ſehnten ſich nach einem teilnehmenden Weſen, dies brachte Sie zu dem entſcheidenden Schritt. Mit einem Wort: Sie waren verliebt! Das waren Sie ſchon oft, waren es in Wien, waren es in ein reizendes Blondköpfchen, und Sie werden ſich wohl erinnern, daß ich Ihnen ſagte, wenn Sie nicht proteſtantiſch lieben können, ſo geben Sie das Lieben auf; wir Frauen dulden keine Heiligen neben uns, wir placidieren nur einen Gott oder Göttin, und das ſind wir ſelber. Wenn Sie aber jetzt ſchon heiraten wollten, müßte es eine Frau ſein, die Ihrem unſicheren Weſen einen Nachdruck gäbe, die für Sie handelte, Sie in Ihren hypochondriſchen Stunden aufrichtete, die den Künſtler anſpornte, — mit einem Wort ein Charakter. Aber dieſe Frauen ſind gewöhnlich nicht liebenswürdig, und darum rate ich Ihnen von ganzem Herzen: bleiben Sie vorläufig ledig. Habe ich Ihnen aber vielleicht unrecht getan, lieben Sie wirklich, dann wird ſich's auf die Dauer zeigen, dann ſteuern Sie mit vollen Segeln auf ein beſtimmtes Ziel zu; bauen Sie ſich irgendwo ein Neſtchen und führen Sie dann erſt die Gefährtin hinein; eine zürnende Schwiegermutter, eine grollende Braut läßt ſich verſöhnen, und ein ſechzehnjähriges Mädchen kann wohl einige Jahre zuwarten . . .

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

Paris, den 23. Dezember [1854].

. . . Ich wünſchte, ich könnte Dir des langen und breiten unſer Familienglück, unſer friedliches Zuſammenleben zu zweit ſchildern und Dir ſagen, wie ſehr wir zu beneiden ſind. Am Abend, wenn ich zu Hauſe bin, ſitzen Henri[61]) und ich in ſeinem Zimmer bis Mitternacht arbeitend und leſend . . . Hier folgt die Einteilung der Woche: Sonntags: Mittageſſen bei Mme. Legentil mit Henri; abends entweder bei Mme. Orphila oder bei Mr. Gounod oder Mme. Damoreau, wo viel Jugend iſt und getanzt und geſungen wird. Nebenbei bemerkt: Gounod hat eine herrliche Oper geſchrieben [„Nonne sanglante"], nur das Libretto iſt kläglich; er iſt ohne Frage ein geſcheuter Muſiker mit Ideen, die auf einem anderen Niveau ſtehen als diejenigen der übrigen Komponiſten. Das Werk von Berlioz, kein Oratorium, ſondern eine heilige Trilogie [„L'enfance du Christ"], iſt wunderſchön; nicht immer ſehr klar, aber echt und tief empfunden. Er iſt melodiöſer geworden und iſt ſicher zu Großem berufen. Gounod iſt begeiſtert von „L'enfance du Christ". Montags: . . . abends bei Alexandre Legentil oder bei Saint-Saëns, wo man Schumann und Mendelsſohn muſiziert; der Dienstag und Mittwoch ſind frei; Donnerstag empfangen Mr. und Mme. Sanson, Freitags Mittageſſen bei Mme. Dupin und abends . . . Soiree bei Duprez. Da wird viel getanzt, man ſpielt Schach, Blindekuh, Würfelſpiele; dann wird geſungen, alſo

man amüſiert ſich göttlich. Zum Schluß wird Schokolade und Tee gereicht, manchmal gibt es danach noch ein Duett oder Trio ... Sonnabends haben wir nichts vor, und damit iſt die Woche zu Ende ... Meine Gedanken haben ſich beruhigt und quälen ſich nicht mehr mit Zukunftsfragen, Niederlaſſungsſorgen uſw.; ſie drehen ſich nur um Haushalt, Lektüre und Kunſt ... Einſtweilen habe ich keine Stunden zu geben. Ich verſuche unter dem Schutz von Ponchard zu ſegeln, der ſeinen Schüler und deſſen Geſang liebt und ihm gegebenenfalls eine Klaſſe vorübergehenderweiſe anvertrauen würde ... Etwas beunruhigt und betrübt bin ich immer darüber, daß ich in einem heißen Zimmer nicht rein und richtig zu ſingen vermag. Morgens ... iſt meine Stimme friſch, rein und klar, beweglich, leicht, faſt vollkommen in allen Lagen, aber nachmittags, ſchon nachdem das Zimmer geheizt iſt, und gar wenn es 14 oder 15 Grad geworden ſind, wird ſie belegt und heiſer. Wolle Gott mir helfen, oder ich bin verloren für meine Kunſt und wäre gezwungen, das traurige Handwerk eines Privatlehrers auszuüben! Brrrrrrr!

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Paris, den 12. Januar 1855.

Wißt Ihr, wozu Ihr mich zwingt? Euch nichts mehr zu erzählen von dem, was ich treibe und was ich vorhabe, denn mit allem mache ich Euch Kummer und quäle Euch. Ich muß mich damit begnügen, Euch zu berichten, daß es uns gut geht, daß ich noch keine Schüler habe, daß ſich die Saison infolge des Krieges ſchlecht anläßt, daß wenig Ausſichten beſtehen, in den Soireen Honorare zu erhalten, daß das Konzert „St. Cécile“ noch nicht ſtattgefunden hat und erſt am 14. ſein wird, daß für mich das Sorgen um Haushalt und Wäſche die Hölle auf Erden bedeutet, eine Langeweile ohne Ende, daß Henri gut arbeitet, — und ſchließlich werde ich gerade noch die Ereigniſſe des Tages oder der Woche erzählen. Wir können nicht mehr miteinander plaudern, unſere intimen Gedanken austauſchen, ohne Euch zu betrüben und zu bekümmern. Sagt nicht, daß ich übertreibe, denkt nur an all Eure Vorwürfe ...

Das Wenige aus dieſem Brief muß genügen; er iſt mit Zornestränen geſchrieben. Eigentlich hatte er auf alle elterlichen Anſchuldigungen, die ſeinen Umgang und ſein Handeln betreffen, wie er es in ſeinem Brief vom 23. Dezember beſchrieb, ſchweigen wollen. Was ihm am unverſtändlichſten blieb, das waren ihre Zweifel in ſeinen Umgang mit jenen Künſtlern und Künſtlerinnen, die ehemals Kollegen der Eltern in Paris und England geweſen waren, und die ihrerſeits mit Freundſchaft und Anhänglichkeit nach ihnen fragten.

Von einigen wenigen Konzerten jener Zeit in Paris ſind Programme erhalten. Einmal, gelegentlich ſeiner Mitwirkung in dem Benefizkonzert des Dirigenten Vital der Société Philharmonique de Paris heißt es auf dem Programm: „Schubert, deux mélodies chantées en allemand par Mr. Stockhausen". Eine Konzertreiſe in die Provinz, u. a. nach Le Havre, wo er die Bekanntſchaft der Eltern mit Gabriel Monod[62]) erneuerte, brachte ihm die notwendigen Mittel ein, um ſeinen Aufenthalt in Paris einige weitere Wochen beſtreiten zu können. Er lebte dort in eigener Wohnung mit ſeinem Bruder Henri, der Chemie ſtudierte. Er hatte die Wohnung von ſeinen Wiener Erſparniſſen eingerichtet in der Annahme, ſeinen Lebensunterhalt durch Konzerte und Stundengeben in Paris verdienen zu können. So hatten es vor allem die Eltern gewünſcht. Aber es war eine enttäuſchende Zeit, die er durchmachen mußte; ſo heißt es in einem (franzöſiſchen) Briefe nach Hauſe vom 5. März 1855:

„Man iſt ſo wenig muſikaliſch in dieſem erbärmlichen Land! Romanzen und Arrangements für das Klavier überſchwemmen alles, und man befaßt ſich mit Nichtigkeiten in der Muſik. Man will ſich um jeden Preis amüſieren, und die ſtändige Frage, wenn man ihnen von Mendelsſohn, Schumann oder Schubert ſpricht, iſt: „Est-ce amusant?" Einfaltspinſel die ſie ſind! Immerhin, man muß warten, was der März bringt. Man ſagt mir immer wieder, ich ſei zu jung [zum unterrichten] und ſei Junggeſelle. Aber einen Haushalt zu gründen iſt unmöglich ohne Geld, und mein Charakter iſt zu unabhängig, als daß ich glücklich ſein könnte, wenn ich nicht tun kann, was ich will. Bin ich allein, kann ich morgen fortreiſen, wenn ich kein Geld verdiene; gebunden kann ich das nicht."

Oder er ſchreibt am 8. Mai an ſeinen Vater: „Mich dünkt ich habe Dir ſchon lange nicht mehr geſchrieben, und Du ſollteſt heute einen recht heiteren, luſtigen Brief erhalten, wenn der Geldmangel nicht immer vor der Türe ſtünde. Ja, ja, es geht nicht anders in dem graziöſen, geſchmackvollen, eleganten Paris; Dein Herr Sohn kommt zu nichts, aber um das, was er mitgebracht; er wird nun und nimmermehr à la mode ſein, da dieſes unmuſikaliſche Volk die ſchönen Lieder nicht ſo genießen kann, wie es ſein ſollte, und wer nicht ganz und gar à la mode hier iſt, der muß umſonſt ſingen oder wird ſelten bezahlt. Daß ich dieſes Jahr kein Konzert gegeben habe, wird Dich hoffentlich nicht in Erſtaunen geſetzt haben. Haſt Du den Artikel im „Moniteur" von [A. de] Rovray[63]) vom 29. April geleſen? Er iſt treffend! Er ſchildert die Situation in Paris ganz vortrefflich; da kannſt Du ſehen, wie es hier eigentlich zugeht, wie hier gebettelt werden muß, und wie viele Paare Handſchuhe man zerreißt, und wie viele fiacres man bezahlt, und wie viele pièces man herunterſingen oder ſpielen muß, bis man zu einem Konzerte kommt! Heugel, ein routinierter éditeur, ein beliebter, liebenswürdiger Mann, der propriétaire vom „Ménestrel", ſagte letzthin bei Mme. Damoreau: „Il est évident que lorsque l'artiste s'abaisse

jusqu'à chanter pour rien à droite et à gauche et qu'il envoie ensuite au moment de son concert des billets aux maîtres de la maison, il ne mérite plus le nom d'artiste: il devient un mendiant." Ich wollte Du wäreſt dabei geweſen!
Lektionen hatte ich einige zu geben, nun iſt aber die eine Schülerin zu wenig mit Stimme und Gehör begabt, um fortzufahren, die andere iſt krank, nur die Gräfin Brégode, die mir de Bériot verſchafft hat, bleibt noch, ſo daß ich drei mal die Woche fünfzehn Francs verdiene! Meinſt Du, es kann ſo dauern? Ich denke nicht und lache manchmal recht krampfhaft, wenn ich daran denke. Ich bin doch mit dem feſten Willen gekommen, hier zu bleiben, wenn es aber durchaus nicht gehen will, ſo muß ich in Gottes Namen wieder reiſen . . .

In dieſer Zeit erhielt er den erſten Brief von Clara Schumann:

Düſſeldorf, den 13. April 1855.

Geehrter Herr! Was dachten Sie wohl, daß ich Ihr freundliches Schreiben vom vorigen Herbſt nicht beantwortete; ſo manches aber kam damals über mich, was mich ſo in Anſpruch nahm, daß ich nicht konnte. Ich war den ganzen Winter auf Reiſen, bin erſt ſeit kurzem wieder ruhig hier und hörte zu meiner Freude durch Herrn Berg, daß es Ihnen gut geht, Sie herrlicher Sänger, alſo Ihr fatales Halsübel doch wohl ganz beſeitigt iſt? Welch ein Glück das für Sie und uns Alle! Wollen Sie uns nicht einmal beſuchen? Ich ſage uns, ich meine Brahms und Joachim mit. Letzterer kommt in einigen Tagen, um einige Monate vielleicht hier zu bleiben; was könnten wir da Herrliches muſizieren! überlegen Sie es doch einmal — vielleicht zum Muſikfeſt?
Ich wüßte ſo gern etwas von Ihnen Näheres! ob Sie in Wien waren, ob Sie Debrois, Hebbel u. a. kennen gelernt, ob Sie wieder Lieder meines teuren Mannes geſungen? Wie würde Ihn das glücklich machen, wenn Sie Ihn einmal mit Brahms beſuchten und vorſängen! Er iſt, dem Himmel Dank, ſehr auf dem Wege gänzlicher Geneſung, jedoch noch recht vollkommen gedrückt. Brahms und Joachim beſuchen Ihn öfters, und muſizieren Ihm auch vor, was Ihm die größte Freude gewährt.
Nun, lieber Herr Stockhauſen, wollen Sie mich recht erfreuen, ſo laſſen Sie mich bald von ſich hören. Herzlich grüßt Sie Ihre ergebene Clara Schumann.

Während des Sommers wurde es mit dem Stundengeben inſofern beſſer, als er die junge Prinzeſſin Catharine Troubetskoi[64]) zur Schülerin erhielt und der Umgang auf dem Beſitz ihres Vaters, des Fürſten Troubetskoi in Fontainebleau, ihm vielerlei Anregendes bot. Da gab es muſikaliſche Soireen zuſammenzuſtellen, da konnte er ſelbſt ſingen und an den Tagen, an denen er zum Unterricht hin-

auskam, ſich in der Natur ergehen und ſich des Verkehrs mit den hochgebildeten, liebenswürdigen Familienmitgliedern erfreuen. Aber der Mißerfolg, den er Monate hindurch mit ſich herumgeſchleppt hatte, das Entfernen von ſeinen eigentlichen Zielen, das nutzloſe Vergeuden von Kräften an Dinge, die für ihn nicht als künſtleriſche Leiſtung galten, hatten ſeine Nerven ſtark mitgenommen, und ſie trafen ihn an ſeiner empfindlichſten Stelle, an ſeiner Stimme. „Sie iſt kapriziös und unbeſtändig", und dieſe Unſicherheit wuchs ſich zu einer „wahren Tortur" aus. Die erworbenen Stundengelder mußten auf Anraten des Arztes in einer wochenlangen Kur in Eaux-Bonnes in den Pyrenäen angelegt werden. Mitte Auguſt wurde er dort zu völligem Singverbot verurteilt, und anſchließend an die Brunnenkur mußte er ſich zur allgemeinen Kräftigung noch einer Nachkur in dem milden Bagnères de Bigoire unterziehen. Erſt in den erſten Oktobertagen kehrte er nach Paris zurück.

Dort war ihm mittlerweile ſeine Wohnung gekündigt worden. Ein Wiederſehen mit den Eltern verlockte ihn nach Kolmar zu reiſen, beſonders da er in Paris keine Schüler hatte, die auf ihn warteten, und er ohnedies im Dezember in Baſel im Abonnementskonzert unter Reiter engagiert war und am 9. Dezember ein eigenes Konzert mit Fräulein Roſa Kaſtner zu geben beabſichtigte. Er ſetzte in dieſem Konzert u. a. einige dort noch nicht geſungene „Müllerlieder" auf das Programm, und über die Art ihrer Wiedergabe wird in der „Basler Zeitung" zum erſten mal das geſagt, was ſpäter oft über Stockhauſens Vortrag geſagt worden iſt, nämlich, „daß man faſt glauben möchte, als würde der ganze Geſang, Muſik, Worte vom Sänger ſelbſt erſt im Augenblick des Singens durch unmittelbare Inſpiration geſchaffen und aus innerem Drang, aus vollem Herzen ergoſſen." Vielleicht bedurfte es eines ſolchen Verſtehens und Miterlebens deſſen, was er wollte, wonach er in ſeiner Kunſt taſtete, wie er im Jahr zuvor der Karlsruher Atmoſphäre bedurft hatte, um ihm Mut zu ſich ſelbſt zu geben! In Paris gab es nichts zu verlieren, auch wenn er es auf lange verließ; Paris war vertrauter Boden, auf dem ſich leben, aber nichts erringen ließ; in Kolmar war nichts zu gewinnen, Wien hatte er ſich erobert, Deutſchland noch nicht weiter als bis Mannheim ergründet. Aber er wußte bereits von Menſchen und Plätzen dort, auf die es ankam. Zunächſt ein Wiederſehen in Karlsruhe mit ſeinen Kunſtfreunden; dann Frankfurt a. M., wo Schnyder von Wartenſee, ein Luzerner Freund ſeiner Eltern, als Direktor einer Geſangsbildungsanſtalt lebte; er komponierte und war ein angeſehener Muſikſchriftſteller; der konnte ihm vielleicht behilflich ſein. Dann galt es Liszt in Weimar zu beſuchen und danach Norddeutſchland zu bereiſen. Berlin war ihm völlig unbekannt; beſſer würde es ihm wohl in dem durch Frau Schumanns Erzählungen vertrauteren Leipzig ergehen, und dann konnte man ſich ſüdwärts nach Wien wenden — — — es mußte alſo gewagt werden!

„Audentes fortuna juvat!“ (Julius Stockhausen an seine Eltern am 30. März 1856).

DES SÄNGERS ERSTE KONZERTREISE NACH DEUTSCHLAND 1856

Julius Stockhausen an seinen Vater:
(Französisch) Karlsruhe, den 17. Januar 1856.

Als ich von Kolmar fortging, kam ich mir wie ein Schiff ohne Steuermann vor, das nach dem Willen der Winde hin und her treibt. Der reisende Künstler weiß wirklich nicht, wo er landet, und das ist die schlimme Seite dieses Berufes . . . Als ich in Karlsruhe ankam, begab ich mich sofort zum Theater in die Loge von Eduard Devrient; er war sehr liebenswürdig, nahm mich freundlicher denn je auf, und ich blieb während der Probe zum „Tartuffe“, der in deutscher Übersetzung gegeben wurde, in seiner Loge. Das Theater, das er nun seit fast drei Jahren leitet, ist auf dem Wege fortschreitender Entwicklung. Die Einheitlichkeit, das ganze Ensemble, ist hervorragend; man merkt an der Wahl der Stücke, — wir leben hier nicht in Frankreich, — an der Sprache, am Spiel, an dem guten Geschmack, an der Sorgfalt der Kostüme den gewissenhaften Mann, den Künstler von Geschmack, den klugen Direktor. Bei seinem Antritt lehnte man ihn ab; jetzt liebt man ihn. Er ist fest geblieben in der Auswahl der Stücke, er hat nur das Beste aufgeführt, und so hat man sich an das Gute gewöhnt.

Stockhausen hat in Frankfurt am Main im siebten und achten Museumskonzert am 1. und 15. Februar 1856 mitgewirkt[65]). Das erste Mal sang er eine Arie von Mozart: „Mentre di laschio o figlia“ und Lieder von Schubert, Schumann und Mendelssohn; das zweite mal eine Arie von Boieldieu aus: „La Fête du village voisin“. Außer in diesen Konzerten hat er in zwei Kammermusikfoireen von Heinrich Henkel[66]), mit dem er sich in kurzer Zeit nah befreundete, gesungen, und ein Konzert des Geigers Eliason durch seinen Gesangsvortrag unterstützt. Was er über seinen Erfolg in Frankfurt am Main nach Hause berichtet, soll ergänzt werden durch einen Aufsatz über ihn, der im „Frank-

furter Muſeum“ vom 15. März 1856 erſchien. Ein prophetiſches Gemüt hat ihn geſchrieben.

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:
(Franzöſiſch) Frankfurt a. M., den 1. März 1856.

Mein Erfolg in Frankfurt iſt geſichert und hat ſich bei jedem öffentlichen Auftreten mehr beſtärkt. Glücklicherweiſe habe ich ein großes Repertoir und habe noch nichts ein einziges mal doppelt ſingen müſſen, obwohl ich ſechsmal öffentlich geſungen habe; zweimal im Muſeum mit Orcheſter und einmal für einen Freund [den Geiger Eliaſon]. Frankfurt iſt wichtig wegen der Zeitungen, beſonders wegen der „Didaskalia“, die als Beiblatt zum „Frankfurter Journal“ erſcheint ... Ich reiſe nächſte Woche nach Weimar, wo mich Liszt erwartet, und wo ich bei Hof ſingen ſoll. Der Name Weimar übt einen eigenartigen Zauber aus, er hat einen guten Klang. Von Weimar aus hoffe ich nach Berlin und von dort nach Hannover zu kommen, dann nach Dresden und ſchließlich nach Wien, wo ich vielleicht zu ſpät eintreffe, aber wenigſtens habe ich dann im übrigen Teil von Deutſchland Anſehen errungen. Mein Erfolg hier war ſehr groß; man verlangt überall mein Portrait; die Damen ſchicken die Herren, um ſich nicht zu verraten, es iſt zu komiſch! Möchte es ihnen gut bekommen! — Tatſache iſt, daß meine Stimme immer beſſer trägt und man mir ſagt, daß ſie zu Herzen geht. Man hat mich um biographiſche Notizen gebeten, in denen werden Vater und Mutter nicht unerwähnt gelaſſen! ...

Kritik aus dem „Frankfurter Muſeum“ vom 15. März 1856:
Man hat uns Deutſchen den Vorwurf gemacht, einheimiſche Talente mit zu wenig Gerechtigkeit, fremde Leiſtungen mit zu großer Vorliebe zu beurteilen. Wir möchten, was die ausübende Muſik, die Kunſt des Geſanges und des Spiels der Inſtrumente betrifft, den Satz eher umkehren und ſagen, daß uns (dem großen deutſchen Publikum) der richtige Maßſtab für die Beurteilung der ausübenden Talente noch nicht zur Hand iſt. Wir vergeſſen oder überſehen z. B. ſehr leicht, daß der Vortrag guter Lieder, mit einem guten Stimmaterial und mit muſikaliſchem Talent, nur dann ein guter Geſang ſein wird, wenn die gute Methode des Singens, die Schule, hinzukommt. Wo iſt dieſe bei uns? Wie heißt das deutſche Land, die Stadt, wo die Kunſt des Geſanges erlernt werden kann? In dieſer Beziehung hat das Ausland entſchieden den Vorrang vor uns gewonnen; und der erſte Schritt zum Beſſeren bei uns wird der ſein müſſen, daß wir das bei uns Mangelnde als ſolches erkennen und das Bedürfnis fühlen, die herrlichen und unerreichten Schöpfungen unſerer deutſchen Komponiſten nicht mehr

in der unkultivierten, ungeſchulten, naturaliſtiſch-manierierten Weiſe zu hören, die jetzt bei vielen deutſchen Sängern die Schulbildung erſetzen ſoll. Das Publikum hat übrigens hierin, wie auch in anderen Dingen, das Gefühl für das Richtige und Wahre durchaus nicht verloren. Einen neuen Beweis hiervon lieferte uns die ausgezeichnete Art und Weiſe, mit welcher der Bariton, Herr Julius Stockhauſen, bei uns aufgenommen wurde. Kaum war ſein erſtes Lied verklungen, ſo war es den Zuhörern ſonnenklar, daß hier ein echter und ganzer Künſtler vor ihnen ſtehe; ſo muß auch das Schöne wirken; das künſtleriſch in ſich Vollkommene macht nun wieder einen ganz natürlichen und tiefen Eindruck; man glaubt, es könne das gar nicht anders ſein; es ſei auch wohl garnicht ſo ſchwer; man will nur mehr und immer mehr und verſchiedenes hören, denn der Stempel der in ſich abgerundeten und beruhigten Vollendung, der dem Geſang des Herrn Stockhauſen aufgeprägt iſt, verſetzt den Hörer in eine zugleich gehobene und doch behagliche Stimmung. Wir hatten nun auch Gelegenheit, in einer ganzen Reihe von Konzerten und Privatzirkeln aus dem großen Luſtgarten der Geſangskompoſitionen die ſchönſten und ſeltenſten Früchte aus der Hand des Herrn Stockhauſen zu koſten. Von der Kirchenkantate J. S. Bachs bis zur opera buffa Rossinis und Donizettis, von den ernſten dramatiſchen Ergüſſen Mozarts und Beethovens bis zur heiteren Opéra comique Boieldieus und Aubers, von der Elegie, Ballade bis zum leichten Heineſchen Liedchen, wurden alle Gruppen der Geſangskompoſitionen durchmuſtert und das Beſte uns in ſchönſter Form geboten.

Herr Stockhauſen, in Paris geboren und erzogen, hat das Glück gehabt, ſich eine zugleich vielſeitige und gründliche Bildung zu erwerben; um ſo muſizieren und ſingen zu können, muß man mehr als Geſang und Muſik ſtudiert haben. Klaſſiſche und neuere Literatur und Sprachen ſind ihm geläufig; dies ermöglicht es ihm auch, ſo tief in den Geiſt der verſchiedenartigſten Tondichter einzudringen; man vergißt, wenn man Schubert, Mendelsſohn, Schumann von ihm hört, daß er ein geborener Franzoſe iſt. Er iſt ein Künſtler. Daß er als ſolcher mit der Behandlung ſeines Inſtruments, mit der Technik im reinen iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Die Art, wie er den Ton bildet, ihn ausgibt, die Kunſt des Atmens, die Verbindung der Töne, die Ausſprache italieniſcher, franzöſiſcher, deutſcher Vokale und Konſonanten, die Abrundung muſikaliſcher Sätze, Deklamation, Vortrag, Geſchmack in Haupt- und Nebenſachen, dies alles iſt muſterhaft bei Herrn Stockhauſen zu nennen. Seine Vorzüge wurden hier ſo allgemein anerkannt, ſowohl die großen Kritiker (davon wir ein Prachtexemplar beſitzen), als die Geſellſchaft und die Konzertgänger waren ſo angenehm angeregt durch die Anweſenheit des Sängers ſchöner Lieder, daß das Gerücht einige Tage Glauben fand, es ſolle ein großartiges „Geſangskonſervatorium“ hier ins Leben gerufen und Herr Stockhauſen an deſſen Spitze geſtellt werden; ein ſchöner Traum!

Man kann auch durch Zuhören ſingen lernen, und wenn Herr Stockhauſen uns öfter beſuchen und länger bleiben wollte, was gilt's, er würde noch Methode in unſeren Geſang bringen?"

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:
(Franzöſiſch)

Weimar, den 15. Märrz 1856.

... Ich habe Frankfurt erſt Dienstag früh um ſieben Uhr verlaſſen; um halb ſechs [Uhr abends] waren wir hier im Hotel, in dem Goethe gewohnt hat und ſpäter die berühmte Bettina von Arnim. Was für Erinnerungen werden in dem Zimmer und in dem Alkoven lebendig, wo die Komteſſe von Arnim abſtieg und noch abſteigt, wenn ſie nach Weimar kommt! — Nach meiner Ankunft habe ich meine Karte zu Liszt geſchickt, aber anſtatt mich zu ſich zu bitten, iſt er noch am gleichen Abend zu mir gekommen. Er war ſehr liebenswürdig, ſehr großartig in ſeinem Auftreten und führte eine recht anmaßende Sprache; aber über dieſe Art muß man nicht erſchrecken; ich war darauf gefaßt und der „Doktor" Liszt hat mich trotz ſeiner Brillen nicht im mindeſten eingeſchüchtert. Am Mittwoch gab ich meine ... beiden Briefe bei Hofe ab: Einer von Mme. Koch-Gontard an die Gräfin Fritſch, Hofdame der Großherzogin, die eine Schweſter des Kaiſers Nikolaus iſt; der andere von Otto Müller[67]), Dichter und Schriftſteller, ... an den Kammerherrn des regierenden Großherzogs, Baron von Zedlitz. Letzterer machte mir ſofort Hoffnung, Freitag bei Hof ſingen zu können. Morgens hatte ich einen Brief von Frau Clara Schumann aus Leipzig erhalten, die ſich auf der Rückreiſe von Wien auf dem Wege nach London befindet und mich bat, am Donnerstag in einer Matinee bei ihren Freunden Preußer [in Leipzig], einer entzückenden Familie, zu ſingen. In der Annahme, daß das Hofkonzert nicht vor Freitag ſtattfinden würde, beſprach ich es mit Liszt während des Eſſens, der mir riet, die Einladung anzunehmen. Mme. Schumann iſt einer jener ſeltenen Menſchen, für die ich ans Ende der Welt gehen würde aus Hingebung; für Andere vielleicht aus Dankbarkeit, wieder für Andere aus Begeiſterung oder Liebe, oder was weiß ich ...

Man braucht dreidreiviertel Stunden, um von Weimar nach Leipzig zu gelangen. Ich kam Mittwoch abend dort an, meldete mich bei Preußers, und am folgenden Tag drückte ich der prachtvollen und ſo unglücklichen Mutter, der großen Clara, die Hände. Ihr Spiel iſt ſo ſchön wie ihr Name; ihr Sinn ſo wahr wie ihr Herz gut iſt, und ihr Enthuſiasmus trägt ſie bis in die Wolken. Was für eine Künſtlerin! Und dabei ernährt ſie allein ihre ſieben Kinder durch Konzertgeben! — Es hat ihr viel Freude gemacht, mich zu hören und mich zu den Liedern ihres Mannes zu begleiten; ſie ſagte, ich ſänge ausgezeichnet, und ich

ließ es mir mehrfach von ihr ſagen, denn aus ihrem Munde iſt Lob angenehm zu hören; es regt an, es ermutigt. Der Beifall der Zuhörer, wenn ſie es nicht mit dem Beifall genug ſein laſſen wollen, ſondern ſich noch perſönlich mit dem Künſtler unterhalten wollen, iſt geſchmacklos, unerträglich, und ich fürchte mich davor wie vor Feuer. Sie ſollen klatſchen ſo viel ſie wollen, meinetwegen ſo, als ob das Haus einſtürzen ſollte, aber dann ſoll man mich auch in Ruhe laſſen, und jeder ſoll nach Hauſe gehen und bei ſich ſelbſt darüber nachdenken. Ich habe kürzlich mit Frau Schumann und Preußers darüber geſprochen, und wir waren darin einer Meinung, daß es ein glückſeliges Privileg iſt, Freude erregen zu können, und was für eine Freude erſt bei den Gleichgeſinnten! Eine ſolche Segnung nicht achten, und, wie unſere liebe Mutter es tut, nicht achten wollen, das heißt: ſich den ganzen Beruf und das ganze Leben vergiften. Als Sachwalter ſolchen Privilegs haben wir aus dieſen „proſaiſchen Freuden", aus dieſer „Luſt an irdiſchen Dingen", aus dieſen „eitlen, leichtfertigen" Gedanken heraus, einigen herrlichen Muſikſtücken Leben verliehen! Freilich, wir haben ſie nicht ſelbſt „gemacht", und ſind doch gewiſſermaßen unſere Schöpfungen, indem wir ſie in das Erleben der Anderen bringen, und das zu können, iſt eine Gabe, für die man Gott unabläſſig danken muß. Unſer Erfolg war daher durchſchlagend; aber es hieß ſich bald wieder trennen, und mein Beſuch in Leipzig bei jener Matinee glich wahrhaftig nur einer flüchtigen Erſcheinung[88]). Ungefähr hundertfünfzig Perſonen waren da, die mir nun den Boden vorbereiten ſollen, denn nach Oſtern will ich dorthin zurückkehren.
Donnerstag Abend um elf Uhr kam ich bei großer Kälte ins Hotel [nach Weimar] zurück ... Das Konzert fand geſtern Abend im Schloß ſtatt. Der Prinz von Preußen, Bruder des jetzigen Königs, war auch dabei und ſagte mir beim Abſchied: „Ich werde Ihnen in Berlin einen ſchlechten Ruf machen!" Er ſchien entzückt zu ſein ... Liszt begleitete mich ſelber bei Hof. Wir hatten weder die Arie, noch das Duett, noch die Lieder zuſammen geprobt, alles prima vista!

In einer anderen Brieffſtelle von ihm über jenes Hofkonzert heißt es: „Liszt m'a accompagné à la cour de Weimar et a été d'une amabilité charmante. Lui aussi est fou, plus fou que d'autres encore parcequ'il a beaucoup plus de talent et de génie, mais il est un aimable fou."
Für das ihm fremde Berlin ſandte ihm Freiherr von Bunſen einen Empfehlungsbrief, der Stockhauſen während ſeiner Tätigkeit als Geſandter in London kennen gelernt hatte:

Ch[arlottenburg], den 25. März 1856.

Wie bedauere ich, lieber Herr Stockhauſen, daß infolge einer kurzen Abweſen-

heit Ihre Zeilen vom 17. mir etwas zu ſpät zugekommen ſind. Des Prinzen von Preußen Beifall wird Ihnen gute Früchte bringen. Ich habe den Umſtand in beigeſchloſſenem Briefe an Herrn von Humboldt erwähnt. Ich hoffe, er kommt noch zur Zeit. Mit vielen Grüßen und beſten Wünſchen Ihr ergebenſter Bunſen.

Alexander von Humboldt antwortete Stockhauſen:

„So fern ich auch leider! in dieſem Lande von aller muſikaliſchen edeln Kunſt gewieſen ſtehe, ſo wird es mir doch eine Freude ſein, Ihnen durch den Intendanten aller Hofmuſik Herrn Grafen von Redern oder andere Perſonen des Hofes nützlich zu ſein. Wollen Ew. Wohlg. mich gütigſt Sonnabend um ein Uhr mit Ihrem Beſuche erfreuen und meinen Dank empfangen für einen Brief des geiſtreichen und edeln Bunſen, den Sie mir gütigſt mitgebracht. Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung Euer Wohlg. ergebenſter A. v. Humboldt."

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Franzöſiſch) Berlin, den 28. März 1856.

... Die ſtille Woche wird in Berlin ſehr ſchön begangen. Was für herrliche Werke hat man aufgeführt! Sie bereiten wirklich die Seele auf das Oſterfeſt vor. Es iſt richtig, daß wir nur eine einzige katholiſche Kirche in dieſer großen Hauptſtadt haben, deren Gemeindemitglieder aber um ſo eifriger ſind. Am ſtillen Mittwoch hörte ich in der Garniſonkirche den „Tod Jeſu" von Graun; Donnerstag zwei ſchöne Symphonien unter Taubert; Freitag Abend nach dem Gottesdienſt die Paſſion von Bach und Sonnabend die große Meſſe in D von Beethoven. Nichts für die Augen, um ſo mehr fürs Herz! Berlin iſt, was die Kirchenmuſik anlangt, ein kleines London zu nennen, wenn nicht ein großes; denn ich glaube, es gibt auf der ganzen Welt keine Stadt, in der man ſo viele gute Muſik macht. Und der Domchor! Dieſer Chor, der, wie man ſagt, mit dem der Sixtiniſchen Kapelle in Rom rivaliſiert und auf den der König ſtolz ſein kann! Es iſt der gleiche, den ich während der Weltausſtellung in London hörte und der das „crucifixus" aus der Meſſe in B von Lotti und die Sachen von Palestrina ſo hervorragend aufführte; damals mußten ſie ein Stück dreimal wiederholen! Die Knabenſtimmen ſind von einem ſo reinen Ausdruck beſeelt! Frauenſtimmen ſind ausgeſchloſſen, es iſt die ganze Süßigkeit der weiblichen Stimme und die Kraft des Mannes darin vereinigt. War das nicht eine herrliche Vorbereitung auf das Oſterfeſt, auf die Vereinigung aller Gläubigen? Ihr habt ſicher keine ſo ſchöne erlebt, denn die Meſſen ſind ja in allen katholiſchen

Kirchen der Welt die gleichen; hier aber wurde die große Meſſe am Sonntag ſehr ſchlecht zelebriert. Ich habe mich davon gemacht und mich mit einer ſtillen begnügt. — Seither noch mehr ſchöne Muſik. Weil Fräulein Wagner, die berühmte Sängerin, nicht in Berlin iſt, gibt man keine klaſſiſchen Opern; „Hugenotten", „Barbier", etc., und ſchlecht gegeben. Es iſt ein herrliches Haus, ſo groß und ſo ſchön wie die Oper in Paris, ausgezeichnetes Orcheſter und erbärmliche Sänger. Barmherziger Gott! Werde ich denn in Deutſchland eine einzige Stadt finden, in der man mir den Erfolg etwas ſchwer macht? Oder ſoll ich niemals Angſt haben müſſen, mit dieſen Nichtskönnern zu konkurrieren? Duprez ſagte mir, daß ich vokaliſiere wie eine Sängerin erſten Ranges, aber wenn das auch nicht wahr iſt, ſo iſt es ganz gewiß wahr, daß die erſte Sängerin in Berlin ihre Tonleitern nicht ſo dahinrollen laſſen kann, wie Dein alter Sohn, deſſen Stimme ſich durch Übung immer mehr verbeſſert. Gott ſei es gedankt, ſie iſt ſeit Januar geſund, friſch und ſtark ... Wenn die Nerven ſich nicht bemerkbar machen, geht alles gut. Aber wenn auch die Künſtler ſelbſt mir den Erfolg nicht erſchweren, ſo wird es mir doch unmöglich gemacht, ein eigenes Konzert zu geben, weil ich einerſeits zu wenig bekannt bin, und weil es andererſeits zu viele Geſangvereine und dergleichen hier gibt. Die Saiſon iſt weit vorgeſchritten; die guten Berliner ſind erſchöpft, und ich werde wohl abziehen, wie ich gekommen bin. Vater glaubte, die Politik würde mir meine Angelegenheiten erſchweren, ach, es iſt mehr als das! Ich heiße weder Liszt noch Lind, das iſt die Urſache; man hat es mir oft genug wiederholt! Graf Redern, dem ich erzählte, daß ich hierher gekommen ſei, um ein Konzert zu geben, hat mich ſofort gefragt, ob ich Gelder anzulegen hätte, und wenn es ſo wäre, ob ich ſie dann nicht beſſer anzulegen wüßte! „Wieſo", ſagte ich beluſtigt, „ich komme hierher, um ſo viel Geld als möglich mitzunehmen!" Die Urſache der ganzen Geſchichte iſt die Kälte des Berliners; dieſes dem Süddeutſchen unſympathiſchen Charakters, den ſie vom menſchlichen Standpunkt aus ebenſowenig leiden können, wie wir ihn vom politiſchen Standpunkt aus ſchätzen. Ich ſollte wirklich Memoiren ſchreiben und mir täglich Notizen machen! Es gibt nichts Intereſſanteres als dieſen Unterſchied zwiſchen den Völkern. In Frankfurt wurde ich empfangen und eingeladen, noch ehe ich den Mund aufgemacht hatte; hier hat mich ſeit zehn Tagen noch niemand zu ſich gebeten, mit Ausnahme von zwei Künſtlern und dem Grafen Redern. Aber morgen abend ſinge ich in einem Konzert des „Guſtav-Adolf-Vereins"; der König wird auch zugegen ſein, ebenſo die Spitzen der Geſellſchaft, und es iſt möglich, daß ich nächſte Woche bei Hofe ſinge ... Ich ... wünſche Euch allen fröhliche Oſtern ...

(Nachſchrift) den 31. März: Nun iſt mein Beifall letzten Samstag ſo ſchlagend geweſen, daß man mich nicht fortläßt, ohne ein Konzert gegeben zu haben. Ich bekomme die beſten Kräfte zur Mitwirkung [Mme. Schroeder-Devrient[69])], und

obſchon die Koſten über 300 Francs ſein werden, wage ich es! Wer wagt, gewinnt! Audentes fortuna juvat.

Nicht nur ein eigenes Konzert, ſondern zwei ſelbſtändige Abende konnte Stockhauſen daraufhin am 5. und 12. April in der Singakademie veranſtalten. L. Rellſtab rügte in ſeiner Kritik für die „Voſſiſche Zeitung" den Vortrag einer Bach-Arie mit Oboenbegleitung „im Konzertſaal", als eines Ortes, der nicht geeignet wäre, „um ein Muſikſtück dieſer Art ganz mit der hingegebenen Stimmung zu hören, die es von uns fordert und zu fordern berechtigt iſt." Hingegen ſagt er von der in franzöſiſcher Sprache wiedergegebenen Arie von Boieldieu: „In der Arie des Seneſchall aus „Jean de Paris" beſtieg der Konzertgeber ein Schul- und Paradepferd, das er mit dem vollendetſten Erfolge ſeine glänzenden Exerzitien ausführen ließ. Er verzeihe uns das etwas rohe Gleichnis, das indeſſen den Eindruck, den wir empfingen, am treueſten wiedergibt. Es war in der Tat ein treffliches Paradeſtück, ſowohl der Technik als der geiſtreichen, feinen Auffaſſung der Komik, welches dem Sänger auch das höchſte Maß von Beifall eintrug. Er iſt der eleganteſte Seneſchall, den wir je gehört, der eleganteſte Reiter und Ritter für den hochmütig, etwas ſteif aber doch mit Glanz und Geſchick ſtolzierenden ſpaniſchen Pegaſus." Auch bei Hof vor Friedrich Wilhelm IV. hat Stockhauſen geſungen, wie aus einem Brief von Hans von Bülow an Liszt hervorgeht, der für Stockhauſen, den unbekannten Sänger, getan hat was er konnte. Anſtatt daß er, wie er geglaubt hatte, unverrichteter Sache wieder aus Berlin abreiſen mußte, zog er mit dreihundert Talern zur nächſten Stadt weiter, wo man ihn ſchon erwartete. Darüber berichtet Bülow an Liszt am 20. April 1856:

„Très cher et illustre ami. . . . L'avant-dernier dimanche j'ai enfin eu l'honneur tant solicité de jouer chez le Roi dans un concert arrangé pour Stockhausen et Mlle. Bianchi, dont je ne puis goûter le talent. Cela a été sur un ordre spécial de Sa Majesté, contre lequel la généreuse protection du comte Redern, dont je jouis depuis si longtemps a été impuissante . . . Quant à Stockhausen que je vous remercie bien de m'avoir fait connaître, j'ai fait pour lui tout ce qu'il a été en mon pouvoir de faire. Il a eu un succès inoui, même matériellement, car il a emporté un bénéfice net de plus de trois cents écus."

Sein Aufenthalt in Leipzig vermittelte ihm unter manchen anderen bedeutſamen Bekanntſchaften die Berührung mit Ignaz Moſcheles, des ehemaligen Muſikfreundes ſeiner Eltern in London. Felix Mendelsſohn hatte Moſcheles 1846 von England nach Leipzig als Profeſſor für das höhere Klavierfach berufen, wo er ſeither auf das erfolgreichſte tätig war. Auch zu Livia Frege, der

Freundin Mendelsſohns und Clara Schumanns, trat er in Berührung. Frau Frege war die erſte Sängerin der Peri geweſen, jener Sopranpartie aus Schumanns Chorwerk: „Das Paradies und die Peri", das Schumann ſelbſt am 4. Dezember 1843 in Leipzig dirigiert hatte. Was bedeutete es für einen Sänger wie Stockhauſen, der ſich aus eigener Intuition in den Bann deutſcher Muſik hineinbezogen fühlte, hier in ein muſikaliſches Haus zu kommen, in dem ſolche Tradition noch lebensvoll pulſte!

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:
(Franzöſiſch) Leipzig, den 15. April 1856.

Der geſtrige Abend wird in meinem Künſtlerleben als einer der allerſchönſten daſtehen ... Den [Gewandhaus-] Saal betretend, ſah ich eine ſolche Menge Menſchen vor mir, daß ich meinen Augen nicht traute; ſiebenhundertfünfzig Perſonen waren anweſend! Alle beglückwünſchten mich zu dieſem außergewöhnlichen Erfolg! „Nie dageweſen ſeit der Lind!" ſagten die ehrlichen Sachſen ... So glaube ich, daß der Abend tauſend Francs einbringen wird ... In Prag ſinge ich am 17.; am 20. in Wien, und dann naht [am 9. Mai] die erſte Probe zum großen Muſikfeſt in Düſſeldorf; ... am 11. [Mai], Pfingſtſonntag, „Elias", am 12. Aufführung von „Alexanderfeſt" und „IX. Symphonie" ſowie Probe für das Konzert am 13. Mai. Du kommſt hin, das verſteht ſich von ſelbſt. Ich ſende Dir fünfzehnhundert Francs als Ausgleich meiner Schuld an X. Wenn Du aber Geld nötig haſt, behalte dieſe Summe ... Meinem Hals geht es infolge der dauernden gymnaſtiſchen Übungen ausgezeichnet, und die Stimme hat den Vorteil davon; durch Mäßigkeit, die mir eigen iſt, kann ich alles aushalten.

Mitten in dem bewegten Konzerttreiben tauchen wieder die Auseinanderſetzungen mit den Eltern über eine Bühnenlaufbahn an der Opéra comique auf. Sie muß etwas ungeheuer verlockendes für ihn gehabt haben, und der beſonders lebhafte Beifall, der jedesmal im Konzertſaal nach den Boieldieuſchen Arien aus „Jean de Paris" und „Fête du village" losbrach, mochte ihn darin beſtärken, daß es doch auch ſein Gutes hatte, wenn man in geſicherter Stellung an einer hervorragenden Bühne tätig wäre. Mme. Schroeder-Devrient, ſeine Partnerin im Berliner Konzert, hatte zu ihm geſagt: „Aber Stockhauſen, warum ſind Sie nicht bei der komiſchen Oper in Paris?" Ihr Urteil über ſeine Stimme und Talent wog viel bei ihm, deshalb ſchrieb er es auch nach Hauſe und ſchilderte gleichzeitig die Anſtrengungen und Schwierigkeiten im Beruf des fahrenden Sängers, den er ja nun zum erſten mal gründlich kennen lernte. Er ſchreibt darüber an ſeine Mutter aus Prag am 22. April 1856 (franzöſiſch): „Die Stellung die ich

augenblicklich innehabe, ist, vom wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, unmöglich und absurd, denn die Kreise, in denen ich verkehre, zwingen mich zu einem Aufwand an Toilette, Wagen, Handschuhen etc. und füllen meine Gedanken mit Dingen an, die sich nicht für einen bescheidenen Künstler ziemen, Gedanken über eine blendende Stellung, ... Ehrgeiz, über glänzende Heiratsmöglichkeiten, und man spricht auch dauernd zu mir über diese Dinge. Zu meinem Glück habe ich meine ganze Leidenschaft in einen goldenen Schrein verschlossen, sonst hätte ich seit Januar eine Dummheit nach der anderen begehen können. Man spricht Dir immer von den Gefahren der Bühne, meine liebe Mutter! Glaub mir aber aufs Wort, daß diejenigen der großen Welt viel größer sind, weil man in dem Getriebe keine Ruhe findet und nicht die Vollkraft besitzt, die für den Künstler notwendig ist. Was für Schmeicheleien, was für Lobhudeleien! Man könnte den Kopf darüber verlieren, wenn man nicht die Ohren zustopfte, und wenn man einen Augenblick lang vergäße, welcher Quelle das Talent entstammt. Augenblicklich habe ich nichts als einen tiefen Widerwillen gegen die Damen der großen Welt; der Gedanke, daß es der einen oder anderen gelingen könnte, mich dem abwendig zu machen, was mir so lieb ist und was mein Leben so tief erfüllt, macht mich rasend. Willst Du es glauben, daß, wenn ich eine einzige von all diesen Mamas um die Hand ihrer Tochter bäte, sie die Achseln zucken würde? Denn wir leben in einer Welt, in einer Gesellschaft, in der wir selbst nichts gelten und bei der ersten Gelegenheit läßt man uns fühlen, daß wir nicht dahin gehören. Man wird uns immer von oben herab betrachten, ganz besonders in Frankreich; ... darum wäre es auch besser, in der Künstlerwelt mit den Malern, Bildhauern und Schauspielern zu leben, und zu warten, bis die Menschen zu uns kommen, anstatt uns ihnen immer wieder an den Hals zu werfen, nur damit sie durch unser Talent imstande sind, ihren Freunden ein Vergnügen zu bereiten! ..."

Julius Stockhausen an seinen Vater:

Wien, den 2. Mai 1856.

... In vierzehn Wochen hätte ich also nach Abzug aller Kosten dreitausenddreiundneunzig Francs eingenommen. Was habe ich aber für Strapazen aller Arten ausgestanden! Wie habe ich die Stimme durch das unaufhörliche Sprechen ermüdet und angestrengt! Ich sage also nur, daß, wenn ein Sänger als solcher irgendwo leben könnte und nicht als voyageur, so müßte er es tun. Ob ich es aber tun kann, liegt einem Zweifel ob, denn ich bin nicht sicher, ob meine Stimme auf einem großen Theater ausreichen würde. Von den kleinen aber bliebe mir nur Paris, wo ich der Familie wegen den Namen ändern müßte, denn die lächerlichen Vorurteile, die

nicht in Deutſchland exiſtieren, würden Euch allen den tiefſten Schmerz verurſachen. Ihr lebt außer der Kunſt und wißt Euch nicht mehr in ſolche Verhältniſſe zu finden. Meine Anſichten über die ſoziale Stellung habt Ihr wieder nicht verſtanden und nicht verſtehen wollen. Meine jetzige Stellung ... wird mir nie erlauben, mich zu verheiraten, weil ſie nichts Geſichertes bietet und einem Sänger, der nicht auf das ihm paſſende Theater darf, nichts übrig bleibt als reiſen. Übrigens weiß ich wohl, daß ich nicht gemacht bin für die Ehe, weil ich das nicht finden kann noch haben kann, was ich mir wünſchte; gewöhnliche bürgerliche Verhältniſſe würden mich ganz und gar als Künſtler ruinieren, mit einem Wort, der liebe Gott hat mich ſo gemacht, um ſo aufzufaſſen und ſo zu ſingen, wie ich auffaſſe und ſinge. Wenn ich Geld verdiente, ſo viel ich jetzt Ruf und Anerkennung in Deutſchland habe, wäre ich bald mit meinem Schäfchen im trockenen, ſo aber kann es Jahre um Jahre dauern, und ſo muß es ſein! Was ſind denn im Grunde genommen, lieber Papa, Konzerte, die zweihundertfünfzig fl., dreihundert fl., einhundertzwanzig Taler, einhundertvierzig Taler oder ſelbſt, wie in Leipzig, das zweite zweihundertdreißig Taler einbringen! In Prag hat das erſte ſich mit den Unkoſten balanciert, alſo null. Das zweite gab einen Überſchuß von einhundertzwanzig fl. Welch eine Ehre für den Sänger Stockhauſen! — Nun kommen nach dem 15. Mai die Ruhezeiten, oder man müßte ſich in den Bädern herumtreiben ... Bekümmert Euch übrigens nicht um meine Pläne; ich werde nächſtens über meine einfältigen Anſichten, die man nicht verſteht, ſchweigen ... Mein zweites und letztes Konzert hier findet am 4. Mai ſtatt ... Ich küſſe Euch alle von Herzen.

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

Düſſeldorf, den 16. Mai 1856.

... Ich war in Wien zuviel ausgeweſen, hatte über Hals und Kopf mit Beſuchen zu tun und wußte mich nicht zu ſchonen. Dazu regierte auf dem berühmten Stephansplatz der Wind ſo, daß die Damen ohne Gefahr nicht darüber laufen konnten, und ſo trocknete ſich der Hals dermaßen aus, daß ich in der Nacht vor meinem zweiten Konzert mit heftigem Halsweh wach wurde und nur durch kalte Umſchläge, mit Arnica begoſſen, mir heraushelfen konnte. Das Konzert war morgens um halb eins, und ſo dachte ich beim Erwachen, ich würde keinen Ton ſingen können. Dazu kam noch der Umſtand, daß ich die ganze „Schöne Müllerin“ von Schubert, zwanzig Lieder, als Programm aufgeſtellt hatte[70]) und beinah allein das Konzert gab. Der Gedanke war dennoch ein glücklicher, denn der Saal war geſteckt voll, und die Einnahme kam netto auf neunhundert Francs. Es ging auch über alle Erwartungen gut mit der Stimme, und die Er-

müdung war nicht zu groß. Ich glaube, ich habe Dir geſchrieben, daß mein erſtes Konzert leer war, und das war dem ſchönen, hellen Wetter zuzuſchreiben. Zum Glück kam bald Regen, das intereſſante, für die Wiener recht paſſende Programm, und ſo wurde ich für die Anſtrengung ... ziemlich belohnt!
Hier ging es in den Proben und am erſten Tag ſchlecht; die Stimme wollte nicht heraus; am zweiten Tag ... etwas beſſer und am dritten war ich wieder ſo weit, daß ich einen förmlichen Triumph feierte; nach der Arie des Sénéchal ſchlug das Orcheſter einen Tuſch, die Pauken und Trompeten applaudierten auf ihre Weiſe, und nach den Liedern übergoſſen mich die Chorſängerinnen mit ihren Blumen; es war im Saal ein allgemeiner Jubel, Du hätteſt die dreitauſend Menſchen applaudieren hören ſollen ... Nun ſoll ich in Barmen, Elberfeld, in Köln und Bonn Konzerte geben; überall arrangiert man drauf los; ...

Die unſcheinbare Nachricht, daß er den vollſtändigen Liederzyklus „Die Schöne Müllerin" von Schubert an ſeinem letzten Wiener Konzertabend geſungen habe, berichtet über eine muſikaliſche Tat. In Eduard Hanslicks Beſprechung darüber heißt es, daß ſich „wie durch ſtillſchweigende Verabredung alle echten Anhänger deutſcher Muſik zu dieſer Produktion eingefunden" hatten, und daß zu einem „eigentlichen Schubertfeſte nichts als die ausdrückliche Bezeichnung fehlte." Er, der in Paris und London geſchulte Sänger, von Haus aus nicht mit Schubert groß geworden, empfand die innere Notwendigkeit, die Müllerlieder als ein Ganzes zu geſtalten: „Der Sänger gewann durch dieſen Zuſammenhang den wichtigen Vorteil, das bisher nur lyriſch Vereinzelte dramatiſch auffaſſen zu können. Er mußte ſich nicht mehr ſtreng als Konzertgeber, er durfte ſich als den lebendigen individuellen Mittelpunkt des Ganzen fühlen, der, all die verſchiedenen Empfindungen ausſtrömend, ſie wieder auf ſich zurückbezieht." Leider wurde die im Brief abgemilderte ſtimmliche Unpäßlichkeit doch ſtörend empfunden, wenn auch Hanslick ſagt, daß der „künſtleriſche Erwerb für dieſe natürlichen Mängel entſchädigt" und er ſchließt: „Im reichſten Ausſtrömen der Melodie artikuliert Stockhauſen bis in die einzelne Silbe verſtändlich und dabei flüſſig, ohne die mindeſte Härte, ein Vorzug, der bei einem zuſammenhängenden Liederzyklus doppelt ſchwer ins Gewicht fällt."
Und nun eilte er zum Muſikfeſt an den Rhein, zum erſten mal dort als Sänger bewillkommnet und gefeiert!
Die Niederrheiniſchen Muſikfeſte, 1817 einſetzend, waren künſtleriſche Ereigniſſe von einer Bedeutung für die Muſiker und die muſikaliſch gebildeten Laien der damaligen Epoche, wie wir ſie jetzt nicht mehr kennen. Heute ſind Konzerte, Oratorienaufführungen nichts Ungewöhnliches. Muſikaufführungen großen und größten Stils, Virtuoſen aller Inſtrumente, phänomenale Sänger, Kammermuſiker aus allen Ländern, Dirigenten aller Sorten, gehören zu den ſelbſt-

verſtändlichen Erforderniſſen eines ſtädtiſchen Winterprogramms. Die Gelegenheiten, hervorragende künſtleriſche Leiſtungen zu hören, ſind nicht mehr ſelten; ſie ſind eine Frage des Eintrittspreiſes geworden. Wer dieſe zu überwinden vermag, kann ſich alles anhören, ſich jeden Genuß verſchaffen, ſich jeder Senſation hingeben. Das bedeutet nichts anderes, als daß etwas Großes, Seltenes, ja Heiliges im Leben der vorvorigen Generation, die „musica sacra" innerhalb eines halben Jahrhunderts Maſſenware geworden iſt, deren, wenigſtens äußere, Erlebnisſphäre durch Geld erworben werden kann. Damals, zu Zeiten der Blüte der Niederrheiniſchen Muſikfeſte, war das nicht der Fall. Ebenſo wie nur derjenige Rigihöhe oder Pilatusluft erleben konnte, der zu Fuß oder zu Pferd die Mühe des Weges überwand, ebenſo konnte faſt nur derjenige ein Händelſches Oratorium, ein Schumannſches Chorwerk, eine Mendelsſohnſche Symphonie in ſich aufnehmen, der ſich einige Zeit aus dem Alltagsleben frei machen, und zur Pfingſtzeit an den Rhein fahren konnte. In der Feſtſtadt, in Düſſeldorf, Köln oder Aachen eingetroffen, bezog er möglichſt ein befreundetes Bürgerquartier, holte ſeine Plätze für die drei Konzerttage ab, wanderte ums Städtchen, hörte dies und jenes und hatte bald heraus, was für auswärtige Gäſte anweſend waren, wo etwa Clara Schumann wohnte, ob Joſeph Joachim auch da ſei, und wer von deutſchen Muſikdirektoren gekommen war; denn ſie vor allem wollten ja endlich Gelegenheit haben, lebendigen Odem zu ſpüren in Werken, die in ihren kleineren und größeren Städten noch unaufführbar waren. Nur die großen Städte und einige Reſidenzſtädte beſaßen große Orcheſter und Chöre als ſtändige Einrichtungen. Aber ſelbſtverſtändlich mußten ſich auch dieſe Symphonie- und Geſangsvereinigungen mehr daran halten, bereits bekannte, beim Publikum beliebte Werke aufzuführen und konnten es bei den großen Unkoſten für Orcheſter- und Chornoten nicht darauf ankommen laſſen, ein Werk ein einziges mal zu Gehör zu bringen auf die Gefahr hin, daß es etwa abgelehnt wurde. Dazu gerade waren die Muſikfeſte da, bei denen wohlhabende Gönner der zu dieſem Zweck vereinigten Städte ſich zuſammengetan hatten, um unter eigenen großen Opfern die Aufführungen von ſeltenen oder noch nicht gehörten Muſikwerken in möglichſt vollkommener Ausführung zu ermöglichen. Meiſt waren dieſe freimütigen Spender außerhalb ihres Berufs feingebildete Dilettanten und die Gaſtgeber der geladenen Soliſten. Bei ihnen hub das Muſikfeſt von neuem an, wenn das offizielle Konzert aus war, das Abendeſſen vorüber, der gute Wein die gehobene Stimmung beſiegelt, und vom Garten her die Frühlingsnacht durch die offenen Türen hereinzog. Dann gab es das allerherrlichſte Privatkonzert voller Stimmung, voller Inbrunſt, voller Hoffnung auf den Sieg der musica sacra über die Herzen derer, die da „hören" konnten! Schumannſche und Brahmsſche Melodien rangen um Einlaß und fanden die willige Stunde; Schubert und Mendelsſohn wurden köſtlicher Beſitz. Am Vormittag machte

man möglichſt die Probe mit und ruhte und lebte im übrigen für die Muſik des erſten, zweiten und dritten Tages. Und auch dann ging man nicht gleich wieder auseinander, ſondern die ſingende, klingende Geſellſchaft beſtieg einen Rheindampfer und überließ den Wellen den Abgeſang des Feſtes.

Bei dem Muſikfeſt von 1856 in Düſſeldorf galt es, die erſte Aufführung des „Elias" auf einem der „Niederrheiniſchen Muſikfeſte" mitzuerleben, den Mendelsſohn zehn Jahre zuvor komponiert, aber deſſen Aufführung in Deutſchland er nicht mehr erlebt hatte. Julius Rietz aus Leipzig hatte die Einſtudierung und Leitung übernommen. Am zweiten Tage gab es außer der IX. Symphonie von Beethoven u. a. das „Alexanderfeſt" von Händel. Der dritte Tag beſtand wie ſtets aus einer Reihe von zwölf verſchiedenen Nummern, um den zahlreichen Soliſten der Tage zuvor Gelegenheit zu geben, ſich in anderen Stilarten noch einmal hören zu laſſen. Robert Schumann, krank im nahen Endenich, konnte es nicht mehr erfahren, daß ſeine „Frühlingsnacht" gar ſo verheißungsvoll über die Hörer dahinzog; nach ſechs Wochen hatte er ausgelitten. Clara Schumann fehlte diesmal in Düſſeldorf; ſie weilte in England. Aus den umliegenden Städten waren u. a. Reinecke aus Barmen, Hiller aus Köln, Dietrich aus Oldenburg gekommen, und Brahms, der Dreiundzwanzigjährige. Auch Theodor Kirchner traf ein, ein Klavier- und Orgelſpieler von hohem Rang; Klaus Groth, der ſtudienhalber bei Otto Jahn weilte, kam mit dieſem aus Bonn herüber, und Brahms lernte den ſchon aus der Ferne geliebten Dichter des „Quickborn" bei dieſer Gelegenheit endlich perſönlich kennen. Es trafen ſich damals drei Männer, die erſt im Zuſammenhalt und Zuſammenklang ſpäterer Jahre ein wahrhaft Ganzes wurden: Ein Dichter, ſein Komponiſt und beider Sänger: Groth, Brahms und Stockhauſen[71]). Brahms und Stockhauſen fanden ſich raſch und befeſtigten es auch am 29. Mai vor der Öffentlichkeit durch ein Konzert in Köln[72]). Von da ab waren ſie muſikaliſch miteinander verbunden. Erſt der Tod, — für den ſchwer Leidenden der „ſüße", für den Überlebenden der „bittere", — hat einundvierzig Jahre ſpäter gelöſt, was hier im Frühling ihrer Kunſt zu keimen begonnen hatte.

Otto Jahn beſchrieb „Das 33. Niederrheiniſche Muſikfeſt in Düſſeldorf" für die „Grenzboten" und analyſierte darin Kunſt und Stimme Stockhauſens ſo meiſterhaft, daß ſie noch in unſeren Tagen durch ſeine Feder vorſtellbar werden: „Für die Partie des Elias war Herr Julius Stockhauſen gewonnen. Nach den außerordentlichen Erfolgen, welche dieſer Sänger in der letzten Zeit in Deutſchland errungen hat, war man äußerſt geſpannt, ihn zu hören, um ſo mehr, als das Genre des Oratoriums nach dem, was über ihn bekannt geworden war, ihm fremd zu ſein ſchien; denn daß er den Elias bereits in Straßburg und Baſel geſungen hatte, mochten Wenige wiſſen. Allerdings hatte er mit mancherlei ungünſtigen Verhältniſſen zu kämpfen. Seine Stimme iſt ein entſchiedener Bariton

mit bedeutender Höhe; die Partie des Elias liegt zwar nirgends so tief, daß sie den Umfang seiner Stimme überschritte, aber sie bewegt sich nicht selten in Tonlagen und verlangt in denselben Kraft und Klang, welche für seine Stimme nicht die günstigsten sind. Dies gilt namentlich gleich vom ersten Recitativ, das, um die rechte Wirkung zu tun, gegen die mächtigen Akkorde der Blasinstrumente wie mit Flammenzügen die unheilvolle Prophezeiung verkündigen muß. Diese Macht des materiellen Klanges hat Stockhausens Stimme nicht, am wenigsten in dieser Lage; dazu kam noch, daß er durch übermäßige Anstrengung erschöpft und körperlich unwohl, am ersten Tage und besonders im ersten Teil des Elias nur mit großer Anstrengung sang. Es ist daher begreiflich, daß ein Teil des Publikums, das sein Urteil über einen Sänger nach dem materiellen Klang der Stimme zu bemessen pflegt, sich in seinen Erwartungen getäuscht fand; auch ist durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß für manche Partien im Elias eine erhöhte Kraft, ein vollerer Klang der Stimme erwünscht gewesen wäre. Nirgends aber trat dies als ein Mangel von solcher Art hervor, daß das Verständnis und der Genuß an der künstlerischen Leistung dadurch verkümmert worden wäre. Denn Stockhausen ist nicht bloß, was man so gewöhnlich sagt, ein Sänger mit schöner Stimme und gutem Vortrag, sondern ein Künstler, „der nichts will als das Kunstwerk rein zur Darstellung bringen und dies perfekt kann". Daß das Singen eine Kunst sei, ist freilich eine Vorstellung, die jetzt leider nicht allein unserem Publikum, sondern auch unseren Sängern fast ganz fremd geworden ist. Wie wenige bedenken, daß auch die umfangreichste, wohlklingendste Stimme nur ein Material ist, das durch die allerstrengste Schulung dem künstlerischen Gebrauch gerecht gemacht werden muß; daß das, was man gewöhnlich Fertigkeit nennt, keineswegs das einzige, nicht einmal das wichtigste Resultat dieser Schulung ist, sondern daß die vollkommene Herrschaft über die Tonbildung im weitesten Umfang das ist, was der Gesangskünstler erreichen muß, damit er unter allen Umständen nicht allein einen schönen Ton zu bilden, sondern diesem jedesmal die Klangfarbe zu geben, ihm den Ausdruck einzuprägen vermöge, welcher erforderlich ist, um das auszudrücken, was der Komponist gewollt hat. Freilich gewinnt eine an sich schon bewundernswerte Herrschaft über die vollkommen ausgebildete Stimme erst Leben und Bedeutung, wenn der Sänger auch die allgemeine musikalische Bildung besitzt, um diese Mittel dem Wesen der Kunst gemäß zu verwenden und poetischen Sinn und Verständnis, um von innen heraus seine Aufgabe geistig zu erfassen und zu beleben. Die Vereinigung dieser Eigenschaften ist es, welche Stockhausen einen so hohen Rang als Sänger anweist, und, was sich bei einem wahren Künstler von selbst versteht, die unbedingte Hingebung an die Sache, die Wahrheit, welche seinen Vortrag bis ins kleinste Detail durchdringt. Daher kann man auch kaum sagen, daß er in einem Genre besser sei als in dem andern; die Vollendung der technischen Ausführung, die

poetiſche Wahrheit der Darſtellung iſt ſtets dieſelbe, und wenn die Wirkung eine verſchiedene iſt, ſo liegt das wohl zum großen Teil auch am Zuhörer, an deſſen Stimmung und Richtung. Daß Stockhauſen eine ſeltene Fähigkeit beſitzt, daß er die Koloratur, ſowohl die raſchfließende der modernen als die gewichtige der früheren Geſangsweiſe, Triller, Manieren aller Art und in jeder Nuancierung vollkommen ausgebildet hat, hört jeder leicht; die Freiheit und Sicherheit, mit welcher er Schwierigkeiten überwindet, die nur der Kundige wahrnimmt, überall Gleichmäßigkeit und Übereinſtimmung des Einzelnen herzuſtellen und Licht und Schatten zu verteilen weiß, empfindet in ihrer wohltuenden Wirkung wohl auch der Laie, recht würdigen kann ſie nur der Kunſtverſtändige. Ähnlich verhält es ſich mit der Kunſt, den Ton zu bilden und ihm die verſchiedenſten Klangfarben zu geben. Wer empfänglich für das Wahre und Schöne iſt, der wird freilich von der Wahrheit des Ausdrucks, welche ſtets mit der Schönheit des Tons vereint iſt, getroffen werden, und oft am meiſten bei ſolchen Stellen, welche ſcheinbar an ſich wenig bedeutend, eine wunderbare Wirkung tun, — nicht weil der Sänger etwas Anderes und Neues aus ihnen macht, ſondern weil er das zur Geltung zu bringen weiß, was in ihnen liegt; allein in welcher Weiſe dieſe Wirkung auf dem künſtleriſchen Gebrauch künſtleriſcher Mittel beruht, das wird wiederum nur der Kunſtverſtändige ganz beurteilen können. Natürlich wird die höchſte, die eigentliche Wirkung auch von Stockhauſen nur dadurch erreicht, daß ſeine meiſterhafte Technik allein ſeiner poetiſchen Auffaſſung dienſtbar iſt. Er beſitzt eine außerordentliche Kraft und Lebendigkeit, den Charakter einer Perſon oder Situation nach den durch die muſikaliſche Ausführung gegebenen Momenten in einem ganz beſtimmt ausgeprägten plaſtiſchen Bild aufzufaſſen, und zwar wie ein echter Künſtler als ein Ganzes, ſo daß von dem Kernpunkt derſelben aus alle Einzelheiten ihr wohlabgemeſſenes Licht und die richtige Färbung erhalten. Darauf beruht die ſtets gleiche Wahrheit ſeines Vortrags, die jedes Einzelne mit Liebe behandelt, ohne es eines vorübergehenden Effekts wegen zu bevorzugen, die Klarheit und Anſchaulichkeit, die in jedem Augenblick eine ganz beſtimmte Empfindung im Hörer hervorruft, ohne je auch nur im geringſten zu übertreiben. Hierzu kommt, daß mit der Feinheit im Auffinden der charakteriſtiſchen Momente eine natürliche Einfachheit, mit der Lebhaftigkeit der Empfindung ein wahrer Adel ſich aufs glücklichſte verſchmelzen und ein künſtleriſches Ganze von ſeltener Vollendung hervorbringen . . . Die wahrhaft plaſtiſche Kraft in Stockhauſens muſikaliſchem Vortrag bewährte ſich auch da, wo er nur eine einzelne Situation darzuſtellen hatte; ſo namentlich in der Arie: „Bacchus ewig jung und ſchön“ im Alexanderfeſt. Die Art, wie die Luſt und Seligkeit des Trinkens in derſelben dargeſtellt wird, iſt von dem, was wir uns unter bacchiſch orgiaſtiſcher Schwärmerei im antiken Sinn denken, oder von der Weiſe, wie ſich der ausgelaſſene

Jubel eines Trinkgelags heutzutage äußert, so sehr verschieden, daß es zum rechten Verständnis derselben gewissermaßen einer Interpretation bedarf. Stockhausen wußte die Feierlichkeit und den Pomp mit der unergründlichen Tiefe der Trinklust zu einem so individuell lebendigen Bilde zu verschmelzen, daß man einen der alten kriegserfahrenen Feldherren Alexanders mit dem Becher in der Hand vor sich zu sehen glaubte. Mit derselben Sicherheit und Schärfe zeichnete er in der Arie des Seneschall aus „Johann von Paris" den französischen Hofmann; und obgleich die komischen Pointen der Arie recht eigentliche Bühneneffekte sind, so regte er doch durch seinen prägnanten Vortrag die Imagination so bestimmt an, daß sicherlich, auch wer mit der Situation nicht näher bekannt war, die komische Wirkung ganz voll und rein empfunden hat. Bei Leistungen der Art soll man eigentlich nicht fragen, welche besser sei, denn jede ist an ihrem Ort und in ihrer Art das, was sie sein soll, wobei man gern zugeben kann, daß dem einen dieses, dem andern jenes mehr zusage und gefalle. Ich kann daher auch nicht sagen, daß von Stockhausens Leistungen der Vortrag der Lieder das Höchste sei. Ich will damit gewiß seinen Liedern nicht zu nahe treten, ich habe nur von Jenny Lind etwas Ähnliches gehört und wünsche mir nichts Besseres, allein ich finde, daß seine echt künstlerische Begabung und Bildung sich auch auf diesem Gebiete in derselben Weise kund macht, wie auf anderen. Die knappere, leichter zu übersehende und aufzunehmende Form, die konzentrierte Kraft der Empfindung und des Ausdrucks, die freiere Wahl solcher Stücke, die seiner Stimme besonders günstig sind, erklären es wohl, daß die Wirkung seiner Liedervorträge eine schlagendere ist; für mich ist es am bewundernswertesten, daß er diese auch hier nur durch rein künstlerische Mittel hervorbringt; jedes seiner Lieder ist ein Ganzes von bestimmter Färbung und doch mit einer ebenso freien als feinen Nuancierung des Einzelnen; ein Ausdruck, wie er ihn in die Worte: „Unten fängt's schon an zu blühen" in Schumanns „Frühlingsnacht" zu legen weiß, ist allein ein Beweis seiner künstlerischen Meisterschaft . . ."

„Das liebe Deutſchland hängt mir ſehr am Herzen, und ich will für mein eigentliches Vaterland ſpäter etwas tun“ (Julius Stockhauſen an ſeinen Vater am 20. Juli 1856).

ALS BÜHNENSÄNGER AN DER OPÉRA COMIQUE IN PARIS (1856—1859)

Julius Stockhauſen an Heinrich Henkel, Frankfurt a. M.:

Paris, den 5. Juni 1856.

Mein lieber Freund! Es wird Sie gewiß freuen zu hören, daß ich endlich eine feſte Stellung gefunden habe. Ich war hier auf der Durchreiſe nach London bei meinem lieben Bruder, hörte, daß die Baritoniſtenſtelle an der Opéra comique frei ſei, ließ mich melden, ſang am anderen Tag ... [die] Sénéchal Arie, und am ſelben Abend ... war ich [von Perrin] engagiert. Bussine, der charmante Sänger, hat wegen Honorar die Stelle aufgegeben und hat mir dadurch neue Bahn eröffnet. Gott ſei es gedankt! Mehr kann ich nicht ſchreiben. Die Zeit erlaubt es nicht. Ihr ganz ergebener Freund J. Stockhauſen.
Grüßen Sie ja Ihre liebe Frau Schweſter, Eltern und alle, die es gut mit mir meinen; in Frankfurt muß man nicht verſchwenderiſch mit Freundſchaftsbezeigungen ſein.

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch)

Paris, den 5. Juni 1856.

Um raſch in ſeiner Laufbahn vorwärts zu kommen, um nicht zwanzig Jahre lang auf der Eiſenbahn zu liegen, mit einem Wort, um ſchnell zu Gelde zu kommen, muß man vor allen Dingen für Deutſchland, und namentlich für England, aus Paris einen guten Ruf mitbringen. Aber es iſt zu koſtſpielig, ſich in Paris nur durch Konzerte einen Ruf zu ſchaffen, das ſagen alle Künſtler; mindeſtens zehn

Jahre lang müßte man dafür auf alle Soireen laufen. Deshalb bitte ich um Eure Einwilligung, unſeren Familiennamen bei der Bühne beibehalten zu dürfen. Der Direktor der Opéra comique, der gerade den ausgezeichneten Baritoniſten Bussine verloren hatte, wußte, daß ich auf der Durchreiſe in Paris war; er ließ mich die Sénéchal-Arie und „Simple Innocente" ſingen, worauf er mich ſtehenden Fußes engagierte. Obwohl ich ſehr erſtaunt über dieſen unerwarteten Erfolg war, behielt ich Geiſtesgegenwart genug, um mich nur für ein Jahr zu binden. Mein Engagement läuft am 31. Auguſt 1857 ab. Ich habe Euch ja verſprochen, in Frankreich nicht ohne Eure Einwilligung unter unſerem Namen aufzutreten, was der Direktor aber für ſehr günſtig halten würde; wärt Ihr damit einverſtanden, ſo würde mein Ruf in den anderen Ländern um hundert Prozent gewinnen. Ich weiß, es iſt eine große Bitte die ich tue, aber jeder hier freut ſich ſo ſehr mich untergebracht und für einige Zeit unter guten Bedingungen zur Ruhe gekommen zu wiſſen, daß ich hoffe, Ihr werdet ſie mir nicht abſchlagen. Bedenkt, daß ich kein Kind mehr bin, bedenkt, daß ich aus innerſtem Beruf auftrete, bedenkt, daß die Vorurteile faſt überall gefallen ſind, dann wird es Euch nicht ſo ſehr grämen und Euch vielmehr freuen, daß ich als Künſtler endlich den Poſten bekommen habe, um den ich Bussine ſchon beneidete.

So wenig er damit gerechnet hatte, ſo unſicher die äußere Geſtaltung ſeiner Zukunft vor ihm lag, ſo raſch griff er zu, als ſich ihm ein feſtes Engagement in Paris bot[73]). Die Antwort der Eltern auf die Anfrage um ihre Erlaubnis, ſeinen Familiennamen bei der Bühne beibehalten zu dürfen, iſt nicht erhalten, ſcheint aber bejahend ausgefallen zu ſein, da die Theaterzettel ihn mit ſeinem richtigen Namen anführen. Es war neben künſtleriſchem Ehrgeiz die pekuniäre Lage ſeiner Eltern, die ihn veranlaßte zuzugreifen, als ſich ihm dieſe Stellung bot, denn es erwies ſich als eine immer größere Notwendigkeit, ihnen beizuſpringen. Die Eltern hatten ſich zu frühzeitig zur Ruhe geſetzt; als ſie ſich im Jahre 1840 von der großen Konzerttätigkeit zurückzogen, war die Mutter ſiebenunddreißig, der Vater einundfünfzig Jahre alt geweſen. Sie lebten ſeither von ihren Renten, fühlten ſich glücklich im Beſitz von Grund und Boden in Tannenfels und den Weinbergen in Gebweiler, bewohnten dort das Schmuckſche Haus, bis ſie nach Kolmar zogen, anſcheinend damit der Vater durch die größere Stadt Gelegenheit zum Unterrichten und etwas mehr muſikaliſchen Umgang genießen konnte. Die ſchlimme Finanzkriſe von 1848 hatte jedoch auch den Vater Stockhauſen in Mitleidenſchaft gezogen; er konnte froh ſein, Landbeſitz in der Schweiz zu haben und dadurch wertvolles Kapital zu beſitzen. Aber es lag feſt, und im Laufe der Jahre, als die Ausgaben für die heranwachſenden Kinder ſtiegen, fehlte es an den nötigen Barmitteln. Das war bitter hart für ihn und wurde empfindlich fühlbar, als die Berufsfragen der Kinder

brennend wurden, und die Mutter anfing, wegen der gedrückten Lage mit dem Leben und ihrer Umgebung zu hadern. Sie hatte es ſich doch wohl ſchöner gedacht, nach den anſtrengenden Konzertjahren ſich der Ruhe hinzugeben und nach den Trennungszeiten die Kinder pflegen zu können. Als ihr Jules aus dem Hauſe gegangen war, fehlte ihr der beſte muſikaliſche Freund, und die Trennung wuchs ſich dadurch zu einer inneren aus, daß ſie ihn nicht, wie man nach den zärtlichen Briefen an ihn als Kind und Knaben ſchließen ſollte, weiterhin aus der Ferne regelmäßig mit Nachrichten umgab, ſondern es kam eine gewiſſe bequeme Art über ſie, ein laisser-aller das an Gleichgültigkeit grenzt, beobachtet man die immer größer werdenden Briefpauſen. Ihre psychiſche Leiſtungsfähigkeit erlahmte offenbar mit der Abnahme der Spannungsmomente in ihrem Leben, und es blieb müde Entſpannung zurück, dem kein von innen kommender Impuls entgegentrat. Auch den anderen heranwachſenden Kindern gegenüber wurde ſie immer weniger fordernd als zuſehend und abwartend. Sie gab die Mädchen aus dem Hauſe, obwohl es die finanzielle Lage erfordert hätte, daß ſie daheim tüchtig zum Helfen herangezogen worden wären. Es iſt erſtaunlich zu leſen, wie ſich der junge Künſtlerbruder in Paris darum kümmerte, ob die Schweſtern endlich gelernt hätten, ſeine Hemden auszubeſſern und die Strümpfe zu ſtopfen, auf die er vergeblich wartete; immer wieder verſuchte er aus der Ferne die Mutter auf ihre erzieheriſchen Pflichten hinzuweiſen, um ihr einen Lebensinhalt, einen Ausweg aus dem überhandnehmenden Mißmut zu zeigen. Er war es, der von Zeit zu Zeit wie ein aufrühreriſcher Geiſt in das behagliche, ihm zu träge erſcheinende Lebenstempo hineinfuhr, den Vater bei ſeinem Idealismus für die Kunſt ermahnte, ſich der Gaben ſeiner Kinder anzunehmen und ſie zur Ausbildung ihrer Talente anzufeuern, oder der Mutter mit dürren Worten auseinanderſetzte, daß er als der Älteſte, jetzt Mitverdienende, die Pflicht und das Recht habe zu fordern, daß ſeine Geſchwiſter auch ihrerſeits alles daran ſetzen ſollten, um etwas tüchtiges zu lernen! Seine Stellung an der Opéra comique — er bezog fünfzehntauſend Francs jährliches Gehalt — erlaubte es ihm ſehr bald, Franz und Adèle nach Paris zu rufen, um ihnen eine muſikaliſche Ausbildung angedeihen zu laſſen. Adeles Geſangsunterricht übernahm er ſelbſt, Franz kam bei Alkan ainé in die Lehre des Klavierſpiels. Und obwohl nur ſeine Anſtellung bei der Bühne dieſe Hilfeleiſtung ermöglichte, verhinderte ſie es nicht, daß Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen den Eltern und ihm aufeinanderplatzten.

Die Mutter hatte ſich ſeit ihrer Zurückgezogenheit vom künſtleriſchen Leben in eine betrübende Stimmung hineinverſenkt. Sie glaubte Urſache zu haben, ihre ehemalige weltliche Laufbahn bereuen zu müſſen. Was Wunder, daß ſie, die nicht einmal ſelbſt bei der Bühne geweſen war, die Seele ihres Sohnes gefährdet glaubte, ſeit er in Mannheim und nun wieder in Paris die Bühnenlaufbahn eingeſchlagen hatte! „Eltern haben die ſtrenge Pflicht, wie für das zeitliche, ſo vor allem für

das ewige Heil ihrer Kinder zu ſorgen. Da nun die Eltern wußten, daß Theaterleute im allgemeinen eher mit einem ungünſtigen religiöſen Rufe bedacht ſind, beſonders in ſittlicher Hinſicht, ſo durften oder mußten ſie ihre Bedenken geltend machen. Da aber Jules ſo innig beteuerte, ſich richtig verhalten zu wollen, ſo hätten ſie es auf eine Probe ruhig ſollen ankommen laſſen. Aber — menſchliche Gebrechlichkeit — die Furcht überwog das Vertrauen, die Verantwortung vor Gott ſchien ihnen leichter zu ſein, wenn ſie abwehrten; einerſeits meinte man es zu gut mit Strenge, andererſeits meinte man es auch zu gut mit Widerſtreben. Jules hatte ja auch ein Anrecht mit ſeinen Beteuerungen ernſt genommen zu werden, und ſo kam Zwiſtigkeit[74]).“

Unter ſchlichten Bauern der Umgebung von Tannenfels aber ging Sommers das Gerücht um, da ſinge ein Engel, — das ſei nicht die menſchliche Stimme der Madame Stockhauſen! So redeten ſie, wenn ſich die Seele dieſer Mutter wieder einmal in den altvertrauten Arien und Liedern erging und es durch die offenen Fenſter des Muſikzimmers bergab nach Notwyl hin ſchallte. Und waren doch auch frommkatholiſche Gemüter, die des Sonntags mit ihr in der Meſſe in Buttisholz oder Surſee knieten. Heutigen Tags lebt noch die Erinnerung an die Familie Stockhauſen dort, der Flügel, an dem ihr Sohn ſie begleitete, ſteht noch im gleichen hohen Raum, See und Rigi blicken hinein, — — aber das Echo der Berge wird nicht wieder lebendig . . .

Kaum hatte Julius das feſte Engagement in der Taſche, ſo ſandte er dem Vater eine größere Summe, um ihm die Wochen in Tannenfels ſorgloſer zu geſtalten. Er ſelbſt ging noch einmal in die ihm wohltuenden Bäder von Bagnères de Luchon in den Pyrenäen und ſchrieb ihm von dort am 20. Juli 1856:

Der Stand macht nicht den Menſchen,
der Menſch aber den Stand.

Ich habe heute ſehr oft an die liebe Mutter gedacht, und wünſchte mit Euch allen ſie zu umarmen; . . . kein Wölkchen war heute am Himmel merkbar; das deutet mir, dachte ich, die Tannenfelser Freude am Margaretentage. Jetzt aber umwölkt ſich der Himmel und [weiſt] auf meine trübe Stimmung. Ich möchte lieber hoch, hoch oben ſein, wo man friſche Luft atmet, und auf die Menſchen herabſieht wie der Adler auf einen Ameiſenhaufen, etwa auf der Maladetta 3404 m (10,212 Fuß) über der Meeresfläche. Es iſt ſchon lange mein Wunſch hinaufzuklimmen, auch iſt der Weg nicht ſehr beſchwerlich und ich glaube wenn das Wetter ſich erhellt, mit meinem erfahrenen Führer morgen von hier zu verreiſen; ſo werde ich Dienstag, am 22., an meinem dreißigſten Geburtstag nah' beim Himmel ſein und Euer Gebet vernehmen. Es gibt hier wunderſchöne Berge

von der verſchiedenſten Form und Geſtaltung; die meiſten ſpitz und zackig, wunderlich zuſammengeſtellt, ſchauerlich zu betrachten. So nenne ich immer ſo einen Gang ins Gebirg mit Sack und Pack „aller voir le Dieu terrible, le Dieu de tonnerre, le Dieu vengeur“, denn die Menſchen denken oft nur an die Barmherzigkeit Gottes und vergeſſen ſeinen Zorn. So haben wir auch letzthin auf der Gemsjagd, man nennt das Tier hierzulande „isard“ im Gebirge übernachtet, an einer ſteinernen Hütte am See Espingo; das Waſſer fehlte nicht um den heißen Durſt zu löſchen, wir ſpeiſten abends ſieben Uhr, ſchafften dürres Holz aus der Nähe des Sees und lagerten in unſeren Mänteln und in Rauch gehüllt wie die Schäfer in der Hütte auf dürrem Graſe. Der Waſſerfall wiegte uns ein; . . . ſein Rauſchen war [nicht] weniger lieblich wie Schuberts ſchöne Müllerin und der rieſelnde Bach. Wie ſchön, wie harmoniſch die Natur! Wie gut ſie iſt. Wenn wir gegen Mittag vor Hitze ſchmachteten und dennoch unſeren Gang befördern mußten, fanden wir noch Wurzeln (racine de réglisse), die wirklich herrlich ſchmeckten! Es iſt für alles geſorgt; ſelbſt unterm Schnee gibt es hier noch Quellen, die die Jäger zu unterſcheiden wiſſen und kennen, und die bei der brennenden Sonne des Südens herrlich ſchmecken. Trotz unſerer Mühe ſahen wir an jenem Tage keine einzige Gemſe, und waren zwölf Stunden gelaufen. Wir verließen den Gletſcher abends ſechs Uhr um die genannte Hütte zu erreichen; auf dem Schnee glitſcht man raſch herunter, und ſo waren wir in einer Stunde an Ort und Ziel. Daß viele hier meine Beine beneiden, kannſt Du Dir denken; jetzt ſind ſie noch beſſer wie früher, da mich der Schwefel noch geſtärkt und jeder wundert ſich, daß ein Sänger ſo läuft ohne ſich zu ſchaden. Der Sänger iſt aber vorſichtig . . . auch trägt mein Führer immer meinen großen Mantel auf dem Rücken, um ihn auf dem Gipfel umzuwerfen; vorſichtig muß man ſein, ohne das iſt es ratſam, zu Hauſe zu bleiben.

Nun hab' ich Dir lieber Vater von der Gebirgsſehnſucht und -welt erzählt, und könnte Dir noch manches von den Menſchen, die im Tale wohnen, und hier gelegentlich baden, ſchreiben; von den lächerlichen Anzügen der Damen, die den Pariſer Troß und die Falſchheit der Krinoline bis nach Luchon in zwölf Kiſten ſchleppen, aber das ekelt mich, und ich will lieber auf Deinen klaren, beſonnenen Brief antworten, der mich außerordentlich gefreut hat. Dein erſter Angriff iſt gegen die Anſicht „fortune“ zu machen; fortune iſt aber nicht das richtige Wort. Eine ſichere Exiſtenz ſich zu gründen wäre richtiger geſagt, denn durch das ewige Herumreiſen im Winter wie im Sommer, im Norden und Süden, kann an einem ſchönen Januarmorgen die Stimme flöten gehen. Andere Zeiten, andere Sitten, das muß man nicht vergeſſen: anno 1828, als Herr und Frau Stockhauſen nach London ſegelten, bot man einem Künſtler keine zehn £ per Konzert im „Philharmonic“ . . . ſondern Herr und Frau St. hatten ſich 1840 eine Exiſtenz gegründet, die allerdings nicht genügte, um meiner Anſicht nach angenehm

und ruhig die Kinder zu erziehen, die aber für das tägliche Brot genügend ſorgte. Heute iſt das nicht mehr möglich und wer eine gute Stimme hat, geht zum Theater, wo man auch jetzt den Künſtler ſchätzt und ehrt. Der zweite Punkt iſt, was die Welt ſagt; da haſt Du Dir eine große Blöße gegeben, indem Du ſagſt: „Glaube nicht, lieber Julius, daß dieſer Widerſpruch überſpannte religiöſe Gefühle ſind, ſondern mehr weltliche und geſellſchaftliche für Dein zukünftiges Leben.“ Andere Zeiten, andere Sitten; ich wiederhole es! Und wenn Du erfährſt, was Du in einigen Monaten ſelbſt ſehen wirſt, wie man Deinen Sohn in der Geſellſchaft wie zuvor empfängt, wirſt Du von dieſer Anſicht geheilt ſein. Was den Widerſpruch mit den geliebten Eltern betrifft, ſo iſt das eine [ähnliche] Frage, wie [die] einer Heirat! Mancher heiratet gegen den Willen ſeiner Eltern, weil er in der Ehe ſein Glück zu finden glaubt! Ich aber bin ſchon weiter: ich weiß, daß ich mit Gottes Gnade in dem Stande glücklich ſein werde, wenn er mir nur die Geſundheit ſchenkt, denn am 22. Juli werden es zehn Jahre, daß ich zum erſten Mal in St. Cloud vor den König als Schüler auftrat, und mir gelobte, wenn ich je zur nötigen Stimme kommen ſollte, mutig den Stand zu ergreifen. Ich kenne deſſen Schwierigkeiten, deſſen Intrigen, und finde ſie wie überall die [gleichen] ... Es iſt [immer] dasſelbe: wo es Menſchen gibt, gibt es Schwächen und Erbärmlichkeiten, nur muß man ſich nicht deswegen mit dem Geſindel ſchlagen wollen, das uns beleidigt, und kaltblütiger ſein. Hat mich doch der König von Preußen im März ſchon für das prächtige Theater gewinnen wollen. He he, dacht' ich, die Stimme reicht alſo, aber es gibt ein Theater in Paris, das als Kunſtanſtalt ein Muſter iſt, und dort mußt Du Dir zuerſt Deinen Ruf gründen, dann erſt in Seiner Majeſtät Dienſte treten. Wer von Paris kommt, wird dreifach honoriert, das haben wir an Roger geſehen, der, wenn er [geſpart] hätte, jetzt ein anſtändiges Vermögen [beſäße]. Glaube mir, ich habe noch manches zu lernen in meiner Kunſt ... dann erſt werde ich für das junge liebe Deutſchland das Rechte wirken können, indem ich mich in Dresden, Leipzig oder Berlin niederlaſſe, denn das liebe Deutſchland hängt mir ſehr am Herzen, und ich will für mein eigentliches Vaterland ſpäter etwas tun. Es geht nichts über die deutſche Tiefe und Gemütlichkeit. Hier ſind ſo einige arrogante und ignorante Muſikliebhaber, die von Meyerbeer, Mozart, Weber oder Schubert faſeln wie ſie über Religion oder den Teufel und ſeine Großmutter reden. Auch haben die Herren und Damen einen kurioſen Reſpekt, wenn meine Wenigkeit (un acteur de l'Opéra comique) ſo mit einem treffenden Wort hineinredet! Wenn dann ſo einer ſchweigt und nicht mehr weiter kann, das iſt mein Triumph; ich bin übrigens hier als etwas „sauvage“ bekannt; es iſt nicht mein Geſchmack, mit dieſer vornehmen verdorbenen Welt zu ſchwatzen, ich flüchte mich auf die Berge wie der echte Künſtler, der ſich mit der Natur zu unterhalten weiß. Kehre ich dann zurück und treffe ſo einen jungen Laffen, ſo ſagt er gleich: „Ça doit être bien

embêtant d'aller tout seul se promener dans les neiges." Bis über die Ohren dick habe ich die französische vornehme Welt; unsere Künstler in Paris haben doch noch ein besseres Herz und mehr Ursprünglichkeit, sind aber auch wie alle Franzosen, von A bis Z, gleichfalls Komödianten ... drum mutig zur Schule gegangen und bei ihnen das Gute gelernt, das Schlechte gelassen! So muß es der ernste Künstler machen, und so wird der gebildete Künstler ... seinen Zweck erreichen, d. h. seine Nebenmenschen erfreuen und erbauen! Gibt es einen schöneren? Gewiß nicht und Schiller hat es gesagt!
[Nachschrift in französischer Sprache:] 24. Juli. Ich war am 22. Juli auf der Maladetta und habe dort, dem Himmel so nah als möglich, meinen dreißigsten Geburtstag gefeiert. Auf zehntausend Fuß Höhe hat mein braver Führer, der einzige Mensch, den ich bei mir hatte, auf meine Gesundheit einen Becher Rotwein mit Schnee vermischt, geleert! Wir haben uns zwei Tage Zeit genommen für die Tour und waren vom herrlichsten Wetter begünstigt.

Stockhausen fühlte sich sehr behaglich in seiner kleinen Wohnung in Paris, rue blanche, die ihm Raum genug bot, um seine Gesangsstunden zu Hause zu erteilen, gelegentlich Gäste bei sich zu sehen, und den Klavier studierenden Bruder Franz bei sich wohnen zu haben. Das Verlangen nach einem hübsch eingerichteten eigenen chez-soi ist der Rückschlag seiner Rastlosigkeit, die ihn sein Leben lang wahrhaft faustisch umher getrieben hat. Immer glaubte er, jetzt habe er das Richtige für sich und die Ausübung seiner Kräfte gefunden, und schon im Bewältigen der Schwierigkeiten vor ihm liegender Aufgaben, befand er sie meist für zu leicht, steckte sein Ziel höher, und jagte ihm weiter nach, von Stufe zu Stufe aufwärts klimmend, gehoben und getragen von dem mächtigen Eros, der sich immer wieder in ihm entzündete beim Aufblitzen höchster künstlerischer Forderungen.
Diejenige Familie, bei der er am meisten und liebsten in Paris verkehrte, seitdem das Haus Legentil sich dem Bühnensänger Jules nicht mehr gastfrei öffnete, waren die Troubetskois, bei denen er auch am 6. Januar 1857 das russische Weihnachtsfest beging. Er wurde von seiner Schülerin, der Prinzessin Catherine und von ihren Eltern mit Aufmerksamkeiten überhäuft. Nannten sie ihn doch schon ihren „musikalischen Sénéchal", da er fast allwöchentlich zu ihnen kam, unterrichtend und deutsche Musik vorsingend, wobei er sich auf besonderen Wunsch der Fürstin, aber zu seinem Kummer, stets selber begleiten mußte, was nicht geringe Anforderungen an seine Klaviertechnik stellte. Er zog andere Künstler in ihren Kreis, und wenn er auch manchmal über sein Amt etwas gestöhnt hat, so war es ihm doch eine stolze Freude Abende zu veranstalten, bei denen ein Rubinstein am Flügel saß.

Julius Stockhausen an seinen Vater:

Paris, den 6. September 1856.

Es freut mich sehr, daß Du gerne deutsch schreibst, weil Du mir dadurch beweist, daß Du an Deiner Muttersprache noch hängst und dafür sorgst, daß Deine Kinder sie auch ausübend kennen lernen. Überhaupt, wie ich jetzt wieder zur Ruhe gekommen bin und so ein bischen nachdenke, wie es mir bis jetzt im Leben gegangen, wie die Liebe zur Kunst mich in den schwierigsten Momenten aufrecht gehalten hat, wächst das Gefühl der Dankbarkeit doppelt gegen Dich, lieber Vater, der Du am Ende doch schuld an all diesem Glücke bist. Du hast mich von frühester Jugend zum Musikus herangebildet, Du hast mir gute, ja die beste Musik zu hören gegeben und hast dadurch den Geschmack früh gebildet. Diesen Keim kann später nichts ersticken! Aber auch der lieben Mutter sei es gedankt, daß sie mit dem ausübenden Beispiel im Gesang mich belehrt hat, denn Talent, Anlage, Geschmack [kann] ein Meister nicht [geben], und was man am meisten liebt und schätzt, wenn ich singe, ist das Musikalische, das Begeisterte und das Geschmackvolle! Also nochmals tausend Dank meine lieben, guten Eltern, für Alles was Ihr an mir und für mich getan. Wie hat sich vor fünf Tagen die liebe Prinzessin Troubetskoi in Bellefontaine gefreut, wieder deutsche Musik, deutsche Lieder zu hören! Wie hat sich gestern auf der Probe der Sohn Boieldieus, ein charmanter junger Mann gefreut, die Arie des Sénéchal in „Jean de Paris" zu hören! ... Schreibe mir ... ob Adèle oder Franz diesen Winter nach Paris kommen. Wie auch unsere Verhältnisse sich gestalten in Bezug auf Vermögen, so sollte das Mädchen Gelegenheit bekommen zu studieren, zu hören; ihr Eifer kann zu Hause nicht angespornt werden. Sie hat ein kleines Kapital, sie soll es auf diese Weise für die Zukunft verwerten ... Auch für eine gute katholische Pension habe ich gesorgt ... Franz könnte bei mir wohnen ... Wir wollen recht ernstlich für die Kinder sorgen, denn sie sollen was lernen, sie haben Talent, und Talent ist ein schönes Kapital ...

Julius Stockhausen an seinen Vater:

Paris, den 2. Oktober 1856.

In zwei Tagen ist Dein Namenstag, und ich will nicht unterlassen, Dir zu diesem Feste Glück und Segen zu wünschen! Gott gebe Dir Ruhe und Gelassenheit und behalte Dir diesen philosophischen Sinn, der Dich über alles Kleinliche im Leben emporhebt, denn das muß jeder an Dir bewundern, daß Du, trotz der finanziellen Krisis ... Dich so frisch und lebensfroh erhalten hast; ich danke wie Du selbst dem lieben Gott dafür. — Aber für Deinen letzten Brief kann ich nicht

Der Bühnensänger Julius Stockhausen
Mannheim 1852/53

danken. Er ist kurz und kalt, und diese Kälte habe ich nicht verdient wie mir scheint. Ich schrieb Dir mit aller Liebe von meinen Geschwistern, und Du antwortest mir mit dem Wort „Theater", an das ich weder gedacht noch das ich ausgesprochen habe. Ich wollte Dich nur daran erinnern, daß Talente Kapitalien sind; ... es ist doch weiß Gott nicht gesagt, daß weil Adèle eine hübsche Stimme hat, sie aufs Theater muß! ... Aber dahin führt der übertriebene Spiritualismus, daß man das Irdische ganz vergißt. Wer ist schuld daran, daß unsere gute Mutter, die so rein und fromm gelebt, jetzt täglich bereut für die Welt gesungen zu haben? Ich weiß, daß sie täglich um diese Sünde betet, sie hat es der Frau X. gestanden! Und hat mich Mme. Legentil nicht durch einen Abbé wissen lassen, ich sei verantwortlich für jede Leidenschaft, die ich bei anderen erwecke? So betrachtet man hierzulande unsere schöne Kunst! Ich sage dies alles, mein lieber Vater, weil Du ein Künstlerherz hast und mit der lieben Mutter darüber sprechen solltest. Wenn ich aber nur wüßte, wer ihr diese überspannten Gedanken in den Kopf zum Verdruß ihres Mannes und zu ihrem Unglück gejagt hat??? Ich will Dir offen sagen, daß viele geistliche Herren zum auspfeifen sind, wenn sie von Kunst und von ihrer Bedeutung und Wirkung sprechen. Wenn einer so verdorben ist, daß er beim Anhören einer schönen Stimme sinnlich und lüstern ergriffen ist, so sieht es schlecht in seinem Innern aus. Wenn wir etwas Schönes sehen oder hören, begeistert es uns, und wir fahren oben hinaus, und so muß es sein! Nach oben muß es uns richten; aber siehst Du, die Herren Geistlichen, die nicht verheiratet sind, die sehen viel Schlimmes in all dem. Gott verzeih ihnen, der jungen Welt solches Zeug vorzuschwatzen und dem Alter das Leben zu verbittern!

Julius Stockhausen an seine Eltern:
(Französisch) Paris, den 8. November 1856.

... Der erste, der mich gestern Abend in der Pause nach dem ersten Akt von „Jean de Paris" begrüßte, war der liebe Edouard Gros. Es hat mir große Freude gemacht, daß er hinter die Bühne kam mitten zwischen die Künstler. Ja liebe Eltern, ich habe gestern am Freitag den 7. November debütiert und hatte einen glänzenden Erfolg. Die Zeitungen hätten Euch mein Auftreten verraten können, ich aber melde Euch lieber das Resultat davon. Und, wenn ich auch überzeugt bin, daß Ihr wenig entzückt seid vom Theater sprechen zu hören, so meine ich doch, Ihr müßtet glücklich sein von dem einstimmigen Beifall zu hören. Die Rolle beginnt mit der schönen Arie die Ihr kennt; man hat mich oft unterbrochen, und am Schluß erlebte ich einen vierfachen Beifallssturm. Es ist also alles gut gegangen, und ich habe nicht versäumt Gott zu danken, der mir

die Kraft dazu lieh ... Schreibt, ob es Euch Freude gemacht hat, das zu hören. Das ist für einen guten Sohn der allerschönste Erfolg ...

Eine Kritik aus dem „Moniteur" vom 9. November 1856 möge dartun, wie seine Leistung sachlich gewertet wurde; A. de Rovray schrieb: „L'Opéra comique vient de reprendre „Jean de Paris", l'une des oeuvres de Boieldieu les plus charmantes et les plus populaires. Mr. Stockhausen, qui débutait par le rôle du sénéchal, a une forte belle voix de baryton, souple, légère, d'un joli timbre et d'un remarquable étendue. Il sait la conduire à merveille. Il a très-bien chanté son grand air, mais il a parsemé de traits qui ne sont pas de la partition. Pardonnons-lui cette prodigalité de fioritures. Il tenait à se faire connaître sous tous ses avantages. Comme acteur, il est un peu froid et guindé: L'habitude et l'exercice le dégourdiront."

Julius Stockhausen an seinen Vater:

[Paris], den 18. Januar 1857.

... Hat Dir denn Adèle ein Schumannsches oder Mendelssohnsches Lied am ersten Neujahrstag gesungen? Die kleine Hexe kann gewiß eine gute Sängerin werden, aber der Stoff müßte tüchtig verarbeitet werden. Wie schade, daß in allem das Materielle uns in Fesseln hält! Wir können ohne große Studien das nicht ausdrücken was wir empfinden; auch muß der Mechanismus uns so zu Gebote stehen, daß man nur die Seele im Gesang vernimmt, den Geist, nicht die bebenden Stimmbänder. Daher auch Mme. Stockhausen z. B. das Publikum viel poetischer stimmte als eine Grisi, und eine Lind noch höher begeisterte, als Mme. Sontag: Bei dieser guckten immer die Lehrjahre und die Übungen heraus, die andere ist eine Nachtigall mit einer menschlichen Seele versehen! ... „Jean de Paris" muß abgenutzt werden eh' eine andere Oper für dieselben Mitglieder einstudiert wird; sie ist in neun Wochen achtundzwanzigmal gespielt [worden], und ich glaube, wir sind nun ziemlich damit zu Ende. Eine neue große dreiaktige Oper von Ambroise Thomas wird am 22. oder 25. zur Aufführung gebracht ... Was mein Organ betrifft, so kann ich Dir immer bessere Nachrichten geben; es wird wirklich durch die Übung, durch die Theatergymnastik, d. h. das Singen in einem großen Raume, viel sicherer und kräftiger. Das Wüten und Toben als Sénéchal im ersten Finale, was im Anfang sehr anstrengend war, ermüdet mich garnicht mehr. Bataille und Faure, die zwei tüchtige Stimmen haben, mußten im Anfang auch ihren Tribut zahlen, und sagten mir immer: „On se fait à la fatigue comme à la paresse, mon ami; vous vous habituerez à ces petits exercices gymnastiques, allez toujours, et franchement; votre émission est

excellente, la voix facile; quand vous êtes tout à fait bien disposé il faut savoir faire quelques efforts.“ Und ſo iſt es auch gekommen! . . .

Mit dem Frühjahr 1857 kam die Mutter nach Paris, um ihm ſeine neueſte Schülerin Adèle zu bringen und ſelber einige ſorgloſe Wochen mit ihren Kindern in Paris zu verleben. Nachdem „Jean de Paris“ abgeſpielt war, brachte ihm ein anderes Stück von Boieldieu „La Fête du village voisin“ im Sommer eine neue Rolle als Henri. Im „Moniteur“ berichtete de Rovray diesmal nicht nur günſtig über ſeine geſangliche Leiſtung, ſondern auch über ſein Spiel, während Blanchard in der „Revue des deux Mondes“ ihm auch diesmal noch ſeine Ungewandtheit vorwerfen muß, was ſich nach der Première von „Jeannot et Colin“ von Nicolo im September wiederholte. Trotzdem bot ihm ſein Direktor im Sommer die Verlängerung des Kontraktes um weitere drei Jahre an. Bald darauf verkaufte Perrin die Opéra comique für vierhundertzwanzigtauſend Francs an Rocqueplan.

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

Bordeaux, den 18. April 1857.

Du haſt mir unlängſt einen ſehr lieben Brief geſchrieben, für den ich Dir herzlich Dank ſage. Da Du jetzt allein biſt — denn heute ſoll ja ſchon die Mama mit Adèle Colmar verlaſſen haben [um zu ihm nach Paris zu kommen] — will ich Dir gleich ſchreiben in der Hoffnung Dich etwas zu zerſtreuen! . . . Ich glaube, es iſt [zum] Wohl der Schweſter und der Mutter, wenn die Eine ſtudiert und die Andere wieder ein Weilchen in die Welt kommt, die am Ende nicht ſo ſchlimm iſt wie man es ſagt! Wo Menſchen ſind gibt es Untugenden, aber mein Gott, wir ſind nur unvollkommen auf die Welt gebracht worden und könnten nicht beſſer werden, wenn wir ſchon vollkommen wären! . . . Ich habe einen höheren Begriff von der Gottheit bekommen, ich ſehe ſie überall, was mir vieles heilig macht, was mir früher gleichgültig war; die Chriſtenliebe iſt bei mir auch größer geworden. Voltaire ſagt, ich weiß nicht wo: „La bonté donne plus de naturel au génie, le génie plus de grandeur à la bonté!“ Ein ſchönes Wort, welches der Künſtler ſich merken muß, und wenn er auch nur Talent ſtatt génie ſagen darf! Als Künſtler habe ich unſtreitig viele Fortſchritte gemacht und was mich ſehr freut iſt eben, daß ich dem lieben Gott alles zukommen laſſe, was ihm einzig gebührt und kein Hochmut daraus entſtanden iſt . . . Du kannſt es nicht leugnen, lieber Vater, Du biſt noch ebenſo hart in Deinem Urteil wie vorher; Du behaupteſt immer ſteif und feſt, meine Stimme gehe zu Grunde und was weiß ich alles! . . . Glaubſt Du denn ich lüge Dich an, wenn ich Dir als erfahrener

Sänger ſage, daß ein großer Saal allein die Stimme zu ihrer größten Ausbildung und Kraft bringen kann? Mir klingt immer der in Deutſchland ſo oft gedruckte Vorwurf in den Ohren, Stockhauſen ſinge nicht wie ein Bariton, ſondern wie ein ſchwacher Tenor, und die Leutchen hatten am Ende recht; es fehlte mir damals der männliche Ton, der Bruſtton! Als ich debütierte, fühlte ich wohl, wie ſehr ich die Quinte vom großen b bis zum kleinen f vernachläſſigt hatte. Woher war aber dieſer Mißgriff entſtanden? durch das ewige Lieder ſingen, die meiſtens von f bis f liegen ... Wie ging es mir in Düſſeldorf in der Tonhalle mit „Elias"? Hätte ich mich nicht am dritten Tag herausgebiſſen, ich hätte ein fiaschino gemacht. Gerade für das Oratorio fehlt mir das Notwendige, Unentbehrliche: der männliche, volle Baß-Baritonklang, denn keine Partie iſt ſo hoch geſchrieben, daß z. B. Ronconi oder irgend ein moderner Bariton ſie ſingen könnte! „Paulus", „Elias", „Messias", „Samson", „Alexanderfest", „Belsazar", „Schöpfung", „Jahreszeiten", alle verlangen eine echte Männerſtimme und dazu muß es kommen aber poco a poco, und dann wird das höchſte Ziel erreicht werden! Dann kommt das Omega, das Letzte, was der Sänger wünſchen kann: Zur Ehre Gottes ſingen und in Werken, die Ihn wirklich verherrlichen! ... Sind die Bedingungen des Herrn Perrin auf zwei weitere Jahre annehmbar, ſo muß man den Vorſchlag nicht gleich verwerfen. Meine Freiheit fehlt mir ſehr, das geſtehe ich offen; ich würde viel lieber herumvagabundieren, aber ich habe gefühlt, daß Stimme, Kunſt und Menſch dabei verderben und Hunger, moraliſchen Hunger leiden! Das Virtuoſenleben, immerwährende Schmeicheleien hören, alle vierzehn Tage andere Menſchen kennen lernen, keine Freundſchaften ſchließen, keinen Wohnſitz haben, keine ernſte Studien [betreiben], das Klavier und die Inſtrumentalmuſik vernachläſſigen, das alles iſt ſchade und die Folge von zu großer Freiheit. Oder iſt es etwa Dein Wunſch und Traum, daß ich, wie Mme. Legentil immer wiederholt, als Herr Profeſſor in einer großen Stadt mich niederlaſſen ſoll? Das kann nicht ſein! Mme. Viſcher [Baſel] wird Dir geſagt haben, daß meine Stimme beſſer iſt als „nur ſo"! ... im dreißigſten Jahre Schulmeiſter — nein, nun und nimmermehr ... Um ein großer Geſanglehrer zu ſein, muß man große, große Erfahrung und Bühnengeſangskunde beſitzen, was man allein durch den dramatiſchen Geſang lernt und durch die Jahre! ... Hier verdiene ich heute abend achthundert Francs ... Ich ſinge [die] Arie aus „Aetius" von Händel und Cavatine aus „Fête du Village" von Boieldieu; ferner Duo aus „Elisire" von Donizetti. Ich kehre morgen Abend [nach Paris] zurück ... Das Wetter iſt prachtvoll ... hier iſt alles ſchön grün ...

Julius Stockhausen an seinen Vater:
(Französisch)

Paris, den 14. Mai 1857.

... Während Rubinsteins Aufenthalt in Paris haben wir oft Deiner gedacht! Was für ein großer Künstler, was für eine vollkommene, ursprüngliche Natürlichkeit steckt in ihm! Als Pianist ist er von überragender Bedeutung und ein Musiker weit über Durchschnitt ... Wir haben uns sehr miteinander angefreundet und seine Abreise bedauere ich sehr; ... Er ist nach London abgereist. Er hätte in Paris glänzende Konzerte geben können, aber er ist derartig übers Ohr gehauen worden, daß die ganze Einnahme sozusagen nichts war ... An Zuhörern hätte es ihm nicht gefehlt, aber heutzutage haben nur Andere etwas davon, wenn man ein Konzert gibt; er hat ganze zwölfhundert Francs eingenommen. Bei der Prinzessin Troubetskoi hat er das Trio des Erzherzogs Rudolf und das c moll Trio von Mendelssohn mit Vieuxtemps und Jacquard gespielt. Mutter und Adèle waren dabei; er hat enormen Beifall gehabt ...

An seine musikalische Freundin Mme. Schlumberger in Gebweiler schreibt er in jener Zeit über Rubinstein: „Il y a si peu de vrais artistes, Madame, que lorsqu'on rencontre une nature franche, noble, désinteressée comme celle de Rubinstein, on s'y cramponne comme le naufragé quand il peut attrapper un débris de son vaisseau, car il faut l'avouer, nous faisons naufrage dans les arts à moins qu'il ne se revèle quelque nature généreuse et créatrice. C'est un original que ce Rubinstein; tranquille en apparence, un vrai vulcan en réalité; il reste une heure ou deux sans beaucoup causer, sans faire en q. q. sorte attention à ce qui l'entoure; mais si une personne sympathique parait, il est changé, transformé subitement. J'aime ce genre de nature."
Und über einen Besuch von Garcia schreibt er dem Vater am 25. September 1857: „Garcia war hier; wir haben viel und gut geplaudert; er war recht zufrieden mit mir und wundert sich über meine Leichtigkeit im Spiel. Er hat tüchtig gearbeitet in London und eine sehr interessante Broschüre herausgegeben[75])."
Dann meldet er dem Vater am 13. Dezember 1857: „Seit wir regelmäßig dreimal wöchentlich den „Carneval de Venise" [von A. Thomas] aufführen, arbeite ich gründlich Bach. Ich habe in der Matthäuspassion eine wunderbare Arie gefunden: „Am Abend da es kühle ward". Du wirst hören, wie schön das ist! Wie kann man sich in dieser heiligen Quelle gesund baden! Welche Ruhe zieht in Herz und Gemüt ein! Ich habe keine Proben, ich brauche keine leichte Musik zu studieren! Meine Schüler sind auch mit Bach beschäftigt, um vom Blatt lesen zu lernen. Ich lasse sie die Arien bei mir zu Hause abschreiben; leider sind sie keine guten Musiker und keine Künstler. Oh wie selten begegnet man dem heiligen Feuer und wie sehr danke ich Gott, daß er mich mit einem musikalischen Vater

beſchenkt hat, der mich frühzeitig das Gute und Schöne in der Kunſt ſchätzen lehrte!"

Der Winter 1857/58 ſtellte ihn vor ernſtere Aufgaben. Pasdeloup, der Begründer und Leiter der „Société des jeunes artistes du Conservatoire" wagte es zum erſtenmal in dem gewaltigen „Cirque de l'Impératrice" ein Konzert zu veranſtalten, indem er unter anderen Werken — eine Novität für die Pariſer — die erſte Hälfte des Mendelsſohnſchen „Elias" zu Gehör brachte. Es war das erſte Oratorium von Mendelsſohn, was in Paris damit zur Aufführung kam. De Rovray charakteriſiert nach dieſer Aufführung Mendelsſohn als einen „klaſſiſchen Meiſter", der aus Bach und Händel ſchöpft, und ſchreibt: „Die Solis wurden vorzüglich wiedergegeben durch Mme. Bochkoltz-Falconi ... durch Mr. Stockhauſen, der keinen Rivalen auf dem Gebiet der Wiedergabe klaſſiſcher Muſik hat, und durch Mr. Jourdan, ... der die Tenorpartie übernommen hatte." Acht Tage zuvor hatte de Rovray ihn in der Rolle des „Caramello" im „Carneval de Venise" geſehen und konnte nun endlich auch günſtigeres über ſein Spiel berichten: „Stockhausen a chanté supérieurement son rôle de Caramello. Il y a peu de basses qui aient autant de légèreté, de souplesse et de charme. Il fait tout ce qu'il veut de sa voix. Comme acteur il se dégourdit à vue d'oeuil, et il sera bientôt en état de jouer la comédie, sinon comme il chante au moins d'une façon convenable."

Sein Studium in dieſem Winter blieb Bach. Seit er unter Pasdeloup geſungen und deſſen Beſtrebungen kennen gelernt hatte, bewegten ihn Pläne, auf welche Weiſe er ſeinerſeits beſonders für Bach eintreten könnte. Er ſchreibt darüber u. a. am 15. März 1858: „Es iſt wirklich an der Zeit, daß gute und beſonders religiöſe Muſik in Frankreich Wurzel faßt. Man kannte ſie in der großen Welt, man tat ſo, als ob man ſie ſchätze, weil die Aufführungen der Société des concerts bewundernswert waren, aber ein gutes Konzert zu drei Francs war nicht populär in Paris, und Pasdeloup hat das Verdienſt, [die Volkskonzerte] in Frankreich eingeführt zu haben. Ich [hoffe], daß dieſes zweite Unternehmen ebenſo erfolgreich ſein möchte wie das erſte" [Habenecks Gründung der Société des concerts].

Julius Stockhauſen an Ernſt Reiter, Baſel:

[Paris, den 23. Juni 1858.]

... Letzten Sonntag hörte ich zum erſten Mal franzöſiſch „Die Hochzeit des Figaro", ein wahrer Hochgenuß! Ach Liebſter, welche göttliche Muſik! Wir waren alle, Franzoſen und Ausländer, vier Stunden lang wie bezaubert; wir hören nämlich höchſt ſelten ſo etwas Gutes im Theater, und es konnte ſich mancher junge Komponiſt in die Finger beißen, daß dieſe alte Muſik ſolchen unge-

heuren succès neben den modernen Tändeleien hatte ... Mein gemiſchter Geſangverein iſt entſtanden; wir ſind in ſechs Wochen ſehr fleißig geweſen und haben bereits vier Kantaten von Bach ans Licht gebracht! Du kannſt Dir denken, mein guter Direktor, welche Mühe es gekoſtet hat, um eine Liſte von ſiebenundachtzig Sängern und Sängerinnen, die deutſch ſingen, zuſammen zu komponieren. Wie viele Viſiten, wie viel Gänge aller Art, welche Mühe in den erſten Proben! [Adèle und Franz Stockhauſen ſchrieben alle erforderlichen Stimmen ab.] Nun, wir fingen im wunderſchönen Monat Mai im Atelier des großen, lieben Ary Scheffer an[76]), und zwar mit der Kantate Nr. 1 „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern". Vor acht Tagen aber ſtarb unſer großherziger Maler, und ich war drauf und dran alles aufzugeben, doch tat ich's nicht und nahm alle Kraft wieder zuſammen und lief herum, um ein Lokal zu finden. Morgen Abend wird eine Übung mit Orcheſter im Saal Beethoven ſtattfinden; leider hat [uns] der Sommer viele Mitglieder [entzogen], doch waren wir geſtern Abend fünfundvierzig Stimmen ...

Im Herbſt konnte er an weitere Kreiſe mit einem gedruckten Aufruf herantreten, in dem es heißt: „Ich habe die Ehre Ihnen mitzuteilen, daß der deutſche Geſangverein ſeine Studien wieder aufnimmt. Der Zweck desſelben iſt, den Geſchmack für gute Vokalmuſik, beſonders aber für Kirchenmuſik, zu verbreiten. — Um in den Verein aufgenommen zu werden, muß man ein leichtes Muſikſtück vom Blatt leſen können, Stimme haben, und Luſt und Liebe für den Zweck mitbringen. Jeder unterzieht ſich einer kleinen Privatprüfung und wird nicht eher aufgenommen bis ihn Herr Stockhauſen ſelbſt dazu fähig erkannt hat. Dieſe Bemerkung gilt nur für diejenigen, die noch nicht im Geſangverein mitgewirkt haben. Wer nicht deutſch kann, wird um ſo ſtrenger geprüft. — Hundertzwölf Mitglieder hatten ſich bereits im Juli für die Wintersaison gemeldet; ein ſo unerwartet ſchöner Anfang berechtigt gewiß zu den feſten Hoffnungen für das weitere Gedeihen des Vereins."
Ein freundlicher Zufall hat mir den Privatdruck eines Buches von Anna Ettlinger in die Hand geſpielt, das ihre „Lebenserinnerungen" enthält. Es iſt dies die einzige Quelle, die mir etwas von jenem erſten Verſuch Stockhauſens als Leiter eines Geſangschors erzählt hat. Ich bringe mit Erlaubnis der Verfaſſerin die Stelle zum Abdruck, an der ſie über den gleichzeitigen Pariſer Aufenthalt ihrer Schweſter Emilie und ihres Vetters Fritz Gernsheim erzählt, der ſich zur Vollendung ſeiner muſikaliſchen Studien dort aufhielt. Sie ſagt: „Fritz Gernsheim, ... lebte als junger Muſiker in einem Kreiſe von Künſtlern, die Emilie nun alle kennen lernte, und nicht nur perſönlich, ſondern auch in Ausübung ihrer Kunſt. Stockhauſen gehörte dazu, dieſer Künſtler allererſten Ranges auf dem Geſangsgebiete. Damals leitete er einen kleinen, vornehmlich aus Deutſchen

beſtehenden Geſangverein, den er ſelbſt gegründet hatte, und Emilie ſang mit größtem Intereſſe in dieſem Verein mit. Seine Leitung war, wie ſie erzählte, zugleich in höherem Sinn eine Anweiſung zum Singen, und ſie lernte ſehr viel bei ihm. Es wurden vornehmlich Bachſche Kantaten einſtudiert ſo z. B.: „Liebſter Gott, wann werd' ich ſterben" und „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern" ... Durch den Stockhauſenverein, der auch einmal bei Frau Viardot-Garcia ſang, machte Emilie die Bekanntſchaft dieſer bedeutenden Künſtlerin und Lehrerin."
Nach dem Tode des Malers Ary Scheffer, der dem deutſchen Geſangverein ſein Atelier als Studienraum zur Verfügung geſtellt hatte, fanden die Proben häufig im Heim von Mme. Viardot-Garcia ſtatt, das Stockhauſen wegen der dort vorhandenen Orgel mit beſonderer Freude benützte. Außer von fleißigen Proben berichtet ſein Taſchenbuch nichts über den Chor, und es iſt auch nicht gelungen in Erfahrung zu bringen, ob er mit ſeinen Leiſtungen jemals vor die Öffentlichkeit getreten iſt.
Während des Sommers 1858 hatte es noch eine Neueinſtudierung in der Opéra comique gegeben: „Valet de Chambre" von Carafa, die letzte Oper, in der Stockhauſen in Paris auftrat; Blanchard ſchreibt über ſeine Geſangskunſt: „... cette méthode magistrale qui fait de cet artiste un des virtuoses les plus parfaits de notre époque." So dramatiſch er auch als Lieder- und Oratorienſänger wirkte, war er doch nicht befähigt, das Spiel ſelbſt mit entſprechendem Ausdruck in Bewegung und Mimik zu erfüllen; er war dazu „zu queckſilbrig", wie ein deutſcher Beſucher, der ihn auf der Pariſer Bühne ſah und hörte, feſtgeſtellt hat, und der erzählte, „erſt wenn er zu ſingen angefangen, wären die Leute begeiſtert geweſen". Als er im Herbſt nach Hochtouren und Erholungswochen in der Schweiz mit ſeinem Bruder Franz nach Paris zurückgekehrt war, meldet das Notizbuch hauptſächlich von Proben ſeines Bachvereins; die Aufführungen an der Opéra comique treten immer mehr zurück.

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:
(Franzöſiſch) Paris, [September oder Oktober] 1858.

... Unſer lieber Meiſter Garcia iſt in Paris. Er bleibt vierzehn Tage. Geſtern aß er bei mir zu Mittag, und ich hatte ihm zur Überraſchung zwei ſeiner bevorzugten Schüler Jourdan und Bussine eingeladen. Er fängt allmählich an, meine Verehrung für ihn zu fühlen, und weiß mir Dank dafür. Nachdem er Jourdan umarmt hatte, wendete er ſich mir zu, gab mir die Hand und ſagte: „C'est gentil ça!" Ein freundliches Wort von ihm will viel bedeuten, denn er iſt ſparſam damit. Paul Lütgen war dabei. Nicht ein einziges Wort von unſeren Geſprächen über ſtimmliche Angelegenheiten mochte er verſäumen. Er war ganz

erſtaunt über die Klarheit, mit der Garcia ſeinen drei Schülern ſeine Theorien auseinanderſetzte, und ſagte wiederholt: „Das iſt wirklich großartig! Welches Wiſſen! Man möchte ihm die ganze Nacht zuhören.“ Heute morgen ſuchte ich Garcia bei Mme. Viardot, Rue de Douai, auf, die noch auf dem Lande wohnt. Wir haben zuſammen Orgel geſpielt und abwechſelnd den Blaſebalg dazu getreten; dann haben wir gebadet, gefrühſtückt, geſchwatzt und diskutiert und dann wiederum Orgel geſpielt ...

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

Paris, den 17. November 1858.

... Wenn Du überlegſt, daß ich alle Unkoſten [für die Ausbildung der Geſchwiſter Franz und Adèle] beſtreiten muß, und meine Kaſſe am 19. jedes Monats leer iſt — am 20. iſt Zahltag — ſo wird es Dich nicht wundernehmen, wenn ich davon ſpreche. Nun, ſei es wie es will, ich fahre fort, die nötigen Opfer zu bringen und hoffe nur, daß Bruder und Schweſter ihre Zeit recht benutzen. Beide haben ſich den Tag ordentlich eingeteilt und ſtudieren fleißig ... Franz hat ... mit Alkan wieder begonnen ... Im Theater wird es nach und nach rege; Meyerbeers neue Oper: „Les chercheurs d'or“ eine Californie pour notre directeur, ſoll im Februar in Szene gehen und ſo wird ſehr fleißig ... ſtudiert; ... Für mich gibt es zum Glück nichts Neues; ich ſage zum Glück, weil die Komponiſten, Meyerbeer ausgenommen, nichts geſcheites an den Tag bringen und ſo bleibt man lieber bei Gretry, Paër, Nicolo, Boieldieu und Herold. Dazu muß ich noch berechnen, daß mir dieſe Theaterruhe Zeit gibt, meine Stimme und meinen Geſangverein zu pflegen. Mit dem letzten bin ich wohl zufrieden; man nimmt lebhaften Anteil daran, und es wird von vielen Seiten dafür gearbeitet. Möge meine Mühe eines Tages dadurch belohnt werden, daß wir den Geſchmack für gute Vokal- und Kirchenmuſik verbreiten, indem wir einen ſchönen Chor aufſtellen. Für Inſtrumentalmuſik tut man in Paris ſehr viel; für Vokalmuſik aber nichts ...

Wenn auch die „Société des concerts“ ihn zur Aufführung von Haydns „Schöpfung“ am 6. Februar 1859 heranzog, wenn auch hier und da ſeine Mitwirkung in Künſtlerkonzerten, die ihn intereſſierten, erbeten wurde, ſo war doch im ganzen genommen nichts künſtleriſch Vertiefendes durch den Spielplan der Opéra comique für ihn zu gewinnen, — es wäre zu bequem geweſen dort zu bleiben. Es war aber nicht einfach für ihn, den Eltern auseinanderzuſetzen, daß er nicht geſonnen war wegen des Studiums ſeiner Geſchwiſter Franz und Adèle in Paris zu bleiben, nachdem er ſie nun einmal veranlaßt hatte unter ſeiner Führung

dort zu ſtudieren. Aber von Adèles Talent und von ihrer Hingabe an die Kunſt hielt er nach einigen Probemonaten nicht viel, und nachdem er das einmal erkannt hatte, machte er ſich das Urteil des alten elſäſſiſchen Freundes und Komponiſten Sigismund von Neukomm zu eigen, der gemeint hatte: „Laissez la tricoter et faire des Nudele et des Knepfle!“ Seine Schweſter war ſomit die erſte jener ſpäter großen Zahl von Schülern und Schülerinnen, die er nach dem Maßſtab: „Sie möchten wohl, — aber ſie wollen nicht“ davon zurückhielt, Muſik zu ſtudieren, und denen er den Rat gab, Zeit, Geld und Kräfte für etwas zu verwenden, dem ihr eigenſtes Wollen und Vermögen entſpräche. Strenger verfuhr er mit ſeinem Bruder Franz; er verlangte, daß er ſich wandle, weil er ſeine großen muſikaliſchen Fähigkeiten kannte. Er zwang dieſen weich veranlagten Charakter ſich aufzuraffen und handelte wie ein Vater an dem zwanzigjährigen Bruder, bis er ſich allein zum Ernſt des Studiums durchgerungen. Von ihm und ſeinem jüngſten Bruder Emil[77]), damals ſiebzehn Jahre alt, der ſpäter Geiger wurde, ſagte er: „Ils sont nés pour la chose! nous verrons!“
Der Zuſammenhang mit den in Deutſchland gewonnenen muſikaliſchen Freunden hatte während dieſer Jahre ſozuſagen nur eine Pauſe erlitten. Als er daher, unausgefüllt und nach Enttäuſchungen im Geſangverein, Urlaub bei der Opéra comique erbat und erhielt, fielen ihm die Engagements aus Deutſchland von allen Seiten in den Schoß. Er bat die Eltern, ihn während ſeiner Abweſenheit von Paris bei den Geſchwiſtern zu vertreten, was ſie nicht ungern getan haben werden, denn ſeit er dort lebte, hatte er jedes Jahr einmal Vater oder Mutter zu Gaſt bei ſich in ſeiner hübſchen Wohnung empfangen, und ihnen die Zeit genußreich und ſorglos geſtaltet.

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

Leipzig, den 5. März 1859[78]).

Wie gerne würde ich Dir beiſtimmen, lieber Papa, und mit [gutem] Gewiſſen ſagen, die Konzertkarriere ſei die einzig taugliche, doch ich müßte erbärmlich lügen, wenn ich es nur dächte. Wie ſchwer wird mir das Liederſingen, wie abſcheulich greift es meine Stimme an; wie nachteilig die Hitze der Konzertſäle! Ja wenn ſie alle wie der Gürzenich in Köln wären! Dort iſt es nie zu warm, dort atmet der Sänger frei! Aber in Leipzig z. B. iſt das Lokal verhältnismäßig ſo klein, daß die Luft dick und drückend wird! . . . Dresden, Montag den 7.: Geſtern Nachmittag . . . fuhr ich hierher zur Erholung; in Leipzig habe ich ſchon zu viele Bekannte, und die Beſuche, die ich machen und empfangen ſoll, ermüden zu ſehr . . . Frau Schumann iſt hier und gibt heute Abend Konzert; ich [höre ſie mir] zur Erholung [an]. Eine herrliche Künſtlerin, herrlich einfach,

herrlich wahr! Wie würde ſich Beethoven freuen ſeine Muſik ſpielen zu hören, wie ſie es kann! — Ich wünſche ſehr bald ausführliche Nachrichten über Franz, ob es ihm gelungen iſt, ſeine Aufgaben langſam zu üben, bevor er daran denkt, ſie ſchnell zu ſpielen. Ich kann mir nicht helfen, aber die Apathie ... dieſes Jungen ängſtigt mich ungemein; wenn er nur einen recht ſtrengen, böſen Lehrer hätte! Es gibt Gewohnheiten — ſchlechte nämlich — die man nur durch richtig angebrachte Züchtigungen vertreiben kann[79]). So erzählte mir noch geſtern Mme. Schumann, ſie hätte ihrer älteſten Tochter durch Ohrfeigen allein auf dem Weg zum Studium helfen können. Wenn Du mir früher die Noten unters Klavier warfſt, lieber, vielgeliebter Papa, ſo machte das einen gewaltigen Effekt auf mich. — Adieu, der liebe Gott möge dem Jungen helfen und Dich und Alle lieb haben ...

„Une vocation est une chose sacrée, et qui ne se remplie pas sans des secours surhumains“ (aus dem Tagebuch von Julius Stockhausen).

DES KÜNSTLERS TATEN

(1859—März 1863)

Auf dieser Reise konnte er einen Empfehlungsbrief des hannoverschen Gesandten in Wien, Baron von Stockhausen, an den Grafen Platen, Intendant der Königlichen Hofbühne in Hannover, abgeben, der ihm ein Engagement in den Abonnementskonzerten zum 19. März 1859 eintrug. Kurze Zeit zuvor war es Joseph Joachim möglich gewesen, seinem Freunde Johannes Brahms zu seinem ersten Auftreten in den Abonnementskonzerten zu verhelfen, deren Dirigent er war. Es bedurfte in jenen Jahren der unermüdlichen Mitarbeit von Brahms' getreuesten Freunden, um seiner Musik zur Anerkennung zu verhelfen. Jetzt stand Stockhausen als Neuling vor dem Hannoverschen Publikum und dem König[80]), und lernte endlich Joachim persönlich kennen, der ihn mit dem Orchester begleitete. Kamen Liedervorträge an die Reihe, so trat Bernhard Scholz in sein Amt am Flügel. Er war vertretungsweise seit März Kapellmeister an der Oper und wurde nach der Pensionierung Marschners im August desselben Jahres, gleichzeitig mit Fischer, fest angestellt. Bernhard Scholz hat die Erscheinung Stockhausens in Hannover in seinem Buch: „Verklungene Weisen“ so lebendig dargestellt, daß es hier eingeflochten sei: „Unter den Künstlern, welche in den Frühlingsmonaten 1859 Hannover besuchten, war weitaus der bedeutendste Julius Stockhausen. Wie er die Sprachen der vier größten Kulturvölker Europas beherrschte, so wußte er auch den Stil und die Vortragsweise ihrer Musik zu treffen. Mochte er eine Händelsche Arie englisch, die des Sénéchal aus „Johann von Paris“ französisch oder eine Arie aus der „Gazza ladra“ italienisch singen, es war immer die gleiche Vollendung. Am herrlichsten aber war er als der Sänger des deutschen Liedes. Wer Stockhausen in seiner guten Zeit nicht gehört hat, weiß nicht, welcher Wirkung deutscher Liedgesang fähig ist. Bei ihm wirkten Sprache und Gesangston in solchem Einklang zusammen, daß man zweifelte, was am meisten zu bewundern war. Nicht nur, daß die charak-

teriſtiſchen Lautelemente zu ihrem vollen Rechte kamen, er wußte jedes Wort ſinnlich ſo zu beleben, daß es ſchon an ſich Empfindung kundgab und Stimmung erzeugte. Und dies nun in Verbindung mit einer jeder Anforderung gewachſenen Geſangskunſt! Stockhauſens Stimme war angenehm, doch keineswegs groß oder durch Reiz beſtechend; aber wie wußte er ſie zu verwenden! Meiſterhafte Atemtechnik geſtattete ihm eine Phraſierung, die lediglich von muſikaliſchen Gedanken diktiert war; die Stimme war in allen Lagen ausgeglichen, über Koloratur und Triller (ſo wichtig bei Händel wie bei Rossini) verfügte er ſouverän; aber Sprache und Ton ſtanden ganz im Dienſte ſeiner unglaublich blühenden Fantaſie; ſie wurden von dieſer in den feinſten Schattierungen gefärbt. So kräftig das Wort wirkte, es machte ſich nie auf Koſten des Tones geltend, und weit entfernt von der heute modiſchen Unart, ein kleines Liedchen zu zerpflücken und auseinanderzuzerren, um es dramatiſch zu ſteigern, rief er mit den einfachſten Mitteln und ſtets im Rahmen des Liedes die ſtärkſten Wirkungen hervor. Sein Vortrag der Worte „und über den Waſſern weht's kalt" in Schumanns „Frühlingsfahrt" iſt mir unvergeßlich. Lediglich ſeine Ausſprache des Konſonanten W wirkte wie kalter Nordwind, und mich durchſchauerte es jedesmal aufs neue, ſo oft ich auch das Lied von ihm hörte. Der Eindruck, den ich empfing, als er zum erſten Male Schuberts „An die Leyer" vorſang, gehört zu den beſeligendſten meines Lebens! Ich habe auch von Stockhauſen gelernt. Mir wurde oft die Freude zuteil, ihn mit dem Orcheſter oder am Klavier zu begleiten. Anfangs bemühte ich mich, jeder kleinen Inflexion ſeines Vortrags zu folgen; da bat er mich, ruhig und gleichmäßig im Takt zu bleiben, auch wenn er ſich hie und da kleine Abweichungen geſtatte; die werde er ſchon wieder ausgleichen; er bewege ſich vollkommen frei nur auf feſter, rhythmiſcher Baſis. Das ließ ich mir ein für allemal geſagt ſein. Mir iſt durch ihn der Charakter des „Tempo rubato" erſt völlig klar geworden: Freiheit der Phraſierung auf unerſchütterlicher rhythmiſcher Grundlage. Das iſt es ja auch, was Chopin nach dem Zeugnis ſeines Schülers Mikuli für den Vortrag ſeiner Muſik verlangte."

Julius Stockhauſen an ſeine Schweſter Adèle nach Paris:
Dresden, den 15. März 1859.

... Morgen konzertiere ich mit Mme. Schumann. Sie hat ſieben Kinder, ich kein einziges, und ich hoffe, der Himmel hat ein Einſehen und läßt mich eine tüchtige Einnahme mit der Mutter einer Familie teilen. Sie ſagt mir jedesmal, wenn wir von Franz ſprechen: Er muß hinaus in die Welt, allein ſich herumtreiben! „Geben Sie ihm vierhundert Taler und er muß ſich zurechtfinden lernen!" Ihr Vater und Lehrer, Herr Wieck, lebt noch; er iſt betagt, aber trotzdem jugendlich,

und wie man ſagt, verſteht er die Jugend zu erziehen! ... Nächſten Sonnabend ſinge ich in Hannover, Dienstag in Bremen, Donnerstag in Hamburg ... Am Charfreitag werde ich die Matthäuspaſſion von Bach in Leipzig in der Thomaskirche ſingen, dort, wo der große Mann ſie zum erſtenmal mit ſechzehn Sängern aufgeführt hat. Chor, Orcheſter und Orgel ſind heute dreifach ſo ſtark wie einſt. Es wird für mich ein feierliches Ereignis in meinem Leben ſein, die Chriſtuspartie in der gleichen Kirche zu ſingen. Was für Erinnerungen walten dort! ...

Julius Stockhauſen an ſeinen Bruder Franz, Paris:

Bremen, den 22. März 1859.

... In Hannover hatte ich einen ungeheuren Erfolg. Der König [Georg V.] war im Konzert und hat wie jeder andere Bürger mitgeklatſcht; zum Schluß hat er ſeine Handſchuhe ausgezogen, um als „Chef de claque" beſſeres leiſten zu können. Du darfſt nämlich nicht vergeſſen, daß, wenn der Hof anweſend iſt, das Publikum mit ſeinem Beifall zurückhalten muß, bis der König das Signal dazu gibt. Man hat mich nach der Händel- und Sénéchal-Arie drei- und viermal vorgerufen, ebenſo nach den Liedern; ich mußte fünf ſtatt drei ſingen. Am folgenden Tag hat mich der König abends bei ſich ſingen laſſen. Er hat ſich die Händelſche Arie „The people that walked in darkness" ausgebeten. Der arme Mann iſt ſeit ſeinem fünfzehnten Lebensjahr blind, aber der liebe Gott hat ihm durch ſeine Liebe zur Muſik eine Art Ausgleich gewährt; er genießt ſie ungeheuer. Geſtern verließ ich mit meinem lieben Violiniſten Joachim Hannover. Er iſt ein Apoll unter den Virtuoſen! Ein großer Muſiker und feiner Menſch, beſcheiden, wohlerzogen und voll herzlicher Freundſchaft. Wir wohnen hier im ſelben Zimmer; er ſpielt heute Abend im gleichen Konzert, in dem ich ſinge (Abonnementskonzert), und wir fahren nachts noch mit Extrapoſt nach Hamburg ... Am 29. Konzert in Prag, am 1. April Hofkonzert in Hannover, am 2. Abonnementskonzert in der gleichen Stadt ...

Joachim ſchrieb Mitte März an Avé Lallemant, einem Hamburger Konzertkomiteemitglied über ſein gemeinſames Eintreffen mit Stockhauſen zum Philharmoniſchen Konzert in Hamburg am 24. März 1859: „Zur Probe komme ich rechtzeitig mit Stockhauſen; wir wollen nämlich zuſammen Extrapoſt nehmen, ... Nur bin ich bange, daß mein diesmaliger Rivale mich und meine Geige für alle Zeit mit ſeiner Liebenswürdigkeit und ſeiner Stimme in Schatten ſtellt. Der Kerl ſingt unbeſchreiblich ſchön; ſagen Sie nur Johannes [Brahms], er möchte alle ſeine Lieder kopieren laſſen." Daß „der Kerl unbeſchreiblich ſchön" ſänge, fanden auch die Hamburger; der Andrang zu einer Soiree im großen Wörmer-

ſchen Konzertſaal, die dem Philharmoniſchen Konzert, in dem Brahms, Joachim und Stockhauſen mitgewirkt hatten, am 28. März folgte, war ungeheuer und ſehr erfreulich für die drei Freunde[81]). Galt es doch vor allem Brahms zu erneutem, beglückendem Erfolg zu führen. Die gute Wirkung einer Einnahme von ſechshundertſechsunddreißig Talern blieb nicht aus: Am 1. April ſchrieb Brahms an Joachim bei Überſendung der Anteile für ihn und Stockhauſen: „Ich bin nach ſo vieler Luſt auch noch darüber kreuzfidel, daß ich ſo viel Geld habe.“ Und was für „viele Luſt“ muß es ihm bedeutet haben, im Philharmoniſchen Konzert unter Joachims Leitung zu ſpielen! Was für eine Summe von muſikaliſchem Genie war da auf einem Podium vereinigt, wenn man bedenkt, daß Joachim, der eben noch die Geſangsſzene von Spohr in höchſter Vollendung geſpielt, dem alten Dirigenten Grund den Stab aus der Hand nahm und ſeinem Freunde Brahms deſſen d-moll Konzert zu Dank dirigierte. Dann, als Stockhauſen ſich mit den Liedern „Frühlingsglaube“ von Schubert, „Frühlingslied“ von Mendelsſohn und „Frühlingsnacht“ von Schumann in die Herzen der Hamburger hineinſang, ſaß Brahms am Flügel und ſie konnten ſich in den ſtürmiſchen Erfolg teilen.

Julius Stockhauſen an Mme. Schlumberger, Gebweiler:
(Franzöſiſch) Hannover, den 5. April 1859.

... Ich gäbe fünfhundert Francs für Ihre Armen in Gebweiler, wenn ich es dadurch ermöglichen könnte, daß Sie Joachim hörten! Was für ein Künſtler und was für ein vortrefflicher Menſch! Herzlich und zuverläſſig zugleich! Nur hier zu Lande findet man Künſtler dieſes Schlages. J. Brahms, J. Joachim und J. Stockhauſen haben zuſammen ein Konzert in Hamburg gegeben. Brahms iſt ein auserleſener Komponiſt; Schüler und naher Freund von Schumann und ein Jünger Beethovens in ſolchem Grade, daß er vierundzwanzig oder dreißig Takte komponiert hat, die dem großen Meiſter zum Verwechſeln ähnlich ſind. J. Joachim und ich haben uns ſehr darüber amüſiert; tatſächlich hat er in ſeiner Serenade eine Stelle der Pastorale faſt Note für Note übernommen. Er lachte mit uns darüber und ſagte: „Es wird ſchon anders werden, oder — iſt es denn wirklich geſtohlen?“ Er iſt Hamburger und ſpricht das st wie im Italieniſchen aus (stella und nicht ſchtella). Die feine Ausſprache paßt ſo gut zu ſeinem hübſchen, blonden, intelligenten Ausſehen, daß man ihn immer gern neckt um ihn zum Reden zu bringen ...“

Aus Briefen von Julius Stockhausen an seine Eltern:

Hannover, den 5. April 1859.

... Gestern Abend sang ich in Oldenburg, gab dort mit Garantie des Hofes auf zweihundert Taler Einnahme ein eigenes Konzert, nachdem ich einige Tage früher bereits bei der Großherzogin [Elisabeth] gesungen hatte. Nach dem Konzert, wo ich wieder Triumphe gefeiert habe, ... reiste ich in der Nacht mit eigenem Wagen und Extrapost nach Bremen. Um drei Uhr früh war ich im Bett und bin recht wohl und frisch aufgestanden. Hier singe ich heute Abend bei Hofe. Donnerstag, den 7., in Hamburg ... am 14. gebe ich Konzert in Berlin ... Geld bringe ich schon nach Hause, das ist sicher, aber ob ich meine Tasche ganz voll habe, weiß ich nicht. Viertausend Francs habe ich bei Gros, Odier und Roman in Leipzig deponiert; ... gehe bitte zu [dem Pariser Bankier] Aimé Gros und hole Geld, was Ihr braucht ... Meiner Gesundheit geht es sehr gut, solange ich nicht viel spreche; das viele, viele Reisen schadet mir weniger, ... als zwei Stunden Konversation; die Schwäche in den Sprechtönen ist immer noch vorhanden, doch das Singen macht mich nicht müde. War die gute Mama nicht auch so? Ich wollte, Du wärst dabei, wenn ich so schöne Triumphe feiere! Du hättest Freude daran! Werden Dir denn auch die „Signale" aus Leipzig, auf die ich mich für Dich abonniert habe, regelmäßig geschickt? ... Mein Urlaub [in Paris] ist verlängert worden. Willst Du etwa schon wieder nach Kolmar zurück? Langweilst Du Dich in Paris?

(Französisch) Hannover, den 18. April 1859.

... Ich stehe in voller königlicher Huld; S. M., dem ich gestern von meinem lieben Vater erzählte, daß er es gewesen sei, der mich als Erster unterrichtete und mir der treueste Führer gewesen, beauftragt mich Dir zu schreiben, daß er mich zum Königlich Hannoverschen Kammersänger ernannt hat ... Das ist eine Ehre! Ein Titel, der mich neue Visitenkarten kostet! Es macht mir große Freude, denn der König hat die Ernennung gestern Abend nach der „Schönen Müllerin" von Schubert ausgesprochen, und ich habe versprechen müssen, es Dir bald mitzuteilen. Die ganze königliche Familie war sehr nett mit mir; die Kinder, drei an der Zahl, standen immerzu um den Flügel herum ... Da mein erstes Konzert mit Joachim und Frau Schumann [in London] auf den 7. Mai angekündigt ist, muß ich mich bald auf den Weg machen ...

(Französisch) London, den 6. Juni 1859[82]).

... Ich kann mich nicht entschließen, mich wieder unter die Direktion eines

Clara Schumann

Johannes Brahms

Anton Rubinstein

Theodor Kirchner

Krämers wie Rocqueplan zu begeben, und ich muß ſehen, mich auf gütliche Weiſe mit ihm auseinanderzuſetzen. Ich habe ihm geſchrieben, daß die Rollen, die Martin übernommen hat, mich ermüden und meiner Stimme nicht lägen, daß ſie ſeit zwei Monaten an Kraft gewonnen hat, ſeit ich nämlich Muſik ſinge, die für Bariton geſchrieben iſt und nicht für eine ungewöhnliche Stimme wie die von Martin. Ich ſchrieb ihm auch, daß die neueren Komponiſten für mich nicht exiſtieren, daß ſie ſich keinerlei Mühe gäben, ernſthafte Muſik zu ſchreiben, und daß nicht ein einziges wirkliches Werk in Ausſicht ſtünde, kurzum, daß ich verzichtete, weiterhin ſeinem Theater anzugehören ... Ich kann, ohne mich zu binden, während November und Dezember ſo oft und ſo viel ſingen, als ich mag, und damit Geld genug verdienen; ... Aus London kann ich Dir beſte Nachrichten geben; unſere drei Matineen haben uns ſechzig £ eingebracht, die wir unter uns drei teilen; das will etwas heißen ... Im ganzen genommen, waren die Zeitungsartikel gegen mich eingenommen; Chorley, unſer Freund von altersher, war der einzige, der mir Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wir ſprachen neulich über Dich, und er ſagte mir, daß er nie wieder die Arie „He shall feed his flocks" in ſolcher Vollkommenheit habe ſingen hören ſeit Deinem Fortgang aus England ... Die Bäſſe ſind hier beſtens vertreten, ich habe keine Ausſicht in Exeter Hall zu ſingen ... Ich habe mir vorgenommen, bis zum Schluß der season hier zu bleiben; nur aus Liebhaberei ... denn ich habe Garcia, die National Library, wo ich Händels Werke ſtudieren kann, habe Jenny Lind und andere Freunde auf dem Land; eine prachtvolle Luft, herrliches Grün, ausgezeichnetes roast beef etc., und da fällt es mir ſchwer, die season nicht auszukoſten, beſonders da ich Mittel genug habe, die Reiſeunkoſten bis Mitte Juni zu decken. Jenny Lind hat Mme. Schumann geſagt, daß ich ohne Zweifel der erſte Sänger ſei, und daß niemand die italieniſche Leichtigkeit, die franzöſiſche Deklamation und die deutſche Auffaſſung ſo beſitze. Das iſt eine Kritik in drei Sätzen, die mehr wert iſt als ein Artikel von Davison [Redakteur der „Musical Times"]. Man muß dieſe große Sängerin neben Garcia erlebt haben; ſie ſtrahlt vor Glück, wenn ſie ihn ſieht; wir haben ihn geſtern miteinander beſucht ... Vater ſchreibt mir gar nicht mehr! Iſt es, weil die Politik ihn ſo ſtark beſchäftigt? ... Die Nachrichten aus Italien von heute morgen ſind großartig! Die Öſterreicher ziehen ſich ſtändig zurück und haben eine große Schlacht geliefert! Ich vermute, daß Vater die Nachrichten mit Eifer verfolgt! Ich mache es auch ſo und halte mich auf dem laufenden. Die politiſche Lage gehört zum intereſſanteſten, was es gibt; die Stimmung in Deutſchland iſt vollſtändig abſurd. Man will ihnen nichts tun und doch ſchreien ſie Zeter und Mord ... Der letzte Sieg von Magenta wird wohl, denke ich, zu Auseinanderſetzungen führen ...

Nach langer Sommerpauſe in Tannenfels kam er nach Paris zurück, um den

Spätherbſt als Gaſt bei Troubetskois in Bellefontaine zu genießen und ſich in Paris umzuhören, was es dort Neues gab. Das bedeutſamſte muſikaliſche Ereignis für ihn war es, Anfang November Mme. Viardot-Garcia als Orpheus in Glucks Oper im Théatre lyrique zu erleben. Es war hauptſächlich dem Einfluß Hector Berlioz' zu verdanken, daß die Aufführung zuſtande kam. Seine Analyſe kann heute noch für die Sängerinnen dieſer Partie eine Syntheſe bedeuten, wenn ſie ſich die Mühe machen, dieſe Kritik in „A travers chant" nachzuleſen und ſie als eine koſtenloſe Geſangſtunde zu betrachten, ſo wie Stockhauſen keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um an Mme. Viardot immer wieder zu lernen. Berlioz hat den Glanz ihrer großen Kunſt vor den Schatten der Unterwelt zu bewahren verſtanden.
Über ein Konzert des Pianiſten Mortier de Fontaine berichtet Stockhauſen nach Hauſe: „Das Programm verſprach: Klavierſonate op. 111; das große Trio in es-moll mit dem wundervollen Allegretto, die letzte Violinſonate und zum Schluß die letzte Sonate für Klavier und Cello, alles von Beethoven. Aber ach, die Herren waren nicht auf der Höhe! Es war ſchwach, unzureichend, mager. Da ich mitten unter Gounod, Berlioz und Wagner ſaß, fragte ich mich, was wohl dieſe Herren von einer ſolchen Art der Wiedergabe hielten, und als ich mich zu ihnen wandte, gewahrte ich deutliche Zeichen ihrer Ablehnung."

Wie aus einer Briefſtelle von Malvida von Meyſenbug[88]) hervorgeht, kam Stockhauſen in dieſer Zeit auch wieder mit dem in Paris weilenden Bunſen zuſammen. Ein Brief von Richard Wagner an ihn aus dieſer Zeit handelt von den Vorbereitungen ſeiner Konzerte, die er zu Beginn des Jahres 1860 in Paris zu geben gedachte, und von denen er viel erwartete. Er ſtand damals mitten in ſeinen Bemühungen um die erſte Triſtanaufführung, die aber zuletzt ſcheiterten, während der „Tannhäuſer" am 13. März 1860 unter großer Erregung des Publikums über die Szene ging.

Richard Wagner an Julius Stockhauſen:

[Paris], den 10. Dezember 1859.

Verehrteſter Freund! Ihr liebenswürdiger Brief hat mich durch ſeinen Ausdruck ſehr erfreut, wenngleich ich herzlich bedauern mußte, darin Klagen über Ihr Befinden zu leſen. Ihrem Verſprechen nach darf ich nun wohl hoffen, Sie recht, recht bald noch einmal zu ſehen; ſollten Sie aber mit Ihrem Beſuche zählen müſſen, ſo wäre es recht freundlich von Ihnen, wenn Sie zuvor — ſelbſt ſchriftlich — eine Auskunft geben wollten, die Sie am allerbeſten mir zu geben imſtande ſind.

Ich ſehe mich für meine Konzerte nach einem guten Chor um, der — je nach ſeiner Güte — mich beſtimmen könnte, neben leichteren Stücken, auch ein ſchwierigeres für Männerchor mit zu wählen. Natürlich denke ich an die hieſigen deutſchen Geſangsvereine.
Dürfte ich Sie nun fragen, welchen dieſer Vereine Sie für den beſten halten und welche Schritte ich zu tun, an welche Adreſſe ich mich zu wenden haben würde, um mich der Mitwirkung des von Ihnen empfohlenen Vereines zu verſichern? Vielleicht iſt aber kein einzelner der Vereine ſtark und tüchtig genug, der Aufgabe zu genügen und es früge ſich dann, ob es nicht vorzuziehen wäre, aus ſämtlichen Vereinen — durch die betreffenden Dirigenten — die beſten Kräfte zu ziehen, um ſie vereinigt zu einem Elitechor zu bilden. Gewiß können Sie mir hierfür die beſten Ratſchläge geben; und darf ich Sie herzlichſt um dieſe Bemühung bitten, ſo haben Sie vielleicht die Güte, mir recht bald hierüber die erbetene Mitteilung zu machen. Am ſchönſten wäre es, Sie beſuchten mich ſelbſt morgen. In der Hoffnung darauf grüße ich Sie heute herzlichſt als Ihr ſehr ergebener Richard Wagner.

Mit Beginn des Jahres 1860 begab ſich Stockhauſen auf Konzertreiſen. Baſel, Leipzig, Hannover, Bonn, Köln, Wien und Graz wurden wieder beſucht; Holland Ende März zum erſten Mal erfolgreich bereiſt; das Oſterfeſt in Bremen mit der Paſſion muſikaliſch begangen. Dort fand er in dem Muſikdirektor Karl Rheintaler und an deſſen Frau ſowie an dem Ehepaar Möller[84]) treue Freunde, ſo daß er ſtets beſonders gern dort muſiziert hat.
Die Einführung des Diaposon, d. h. des Normaltons[85]), wie ihn die Franzoſen durch Dekret vom 16. Februar 1859 für ihre Saiteninſtrumente angenommen hatten, wird von Stockhauſen häufig brieflich erörtert, wenn es ſich um Aufführungen mit Orcheſterbegleitung in Deutſchland handelte. Der neue in Paris angenommene Normalton — das eingeſtrichene a mit 870 Schwingungen — war im Vergleich mit dem bisher üblichen Ton, nach welchem das Orcheſter ſtimmte, etwas tiefer und kam ſeiner Stimmlage entgegen. Daher lag ihm ſehr viel daran, daß auch die deutſchen Orcheſter zu der neuen „Stimmung" übergehen ſollten, aber erſt nach und nach fand man ſich dazu bereit.
Mitten im Getriebe der Konzertreiſen wurde eine briefliche Auseinanderſetzung mit den Eltern über den Studienfortgang einer ſeiner Brüder Anlaß zur Erörterung von Fragen des Glaubens. Diesmal wurden die Eltern ſo ſtark von Angſt um den in ihren Augen abtrünnig gewordenen Sohn ergriffen, daß ſie einen Freund des Hauſes um Rat angingen. Dieſer, ein Abbé X., ſchrieb ihnen eine zehn Seiten lange Antwort, die zur Beurteilung der gegen Jules ſtehenden Auffaſſung zu weſentlich iſt, als daß ſie übergangen werden könnte. Schon deshalb nicht, um eine ſpätere Briefſtelle Jules' an ſeine Eltern vom 24. November 1860

in das rechte Licht ſeiner Geſinnung zu rücken: „Und wenn Du noch ſo böſe wärſt, lieber Papa, wenn Du noch ſo ſtreng wärſt und mich noch ſo ſehr tadelteſt über meine Pläne, und wenn Ihr Alle doppelt intolerant wäret, ſo würde ich Euch doch immer ſo lieb haben, wie vorher.“ — — —

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Franzöſiſch) Dresden, den 11. Februar 1860.

... Ich weiß ſehr wohl, daß jene inbrünſtige Demut wie unſere Theologielehrer ſie auslegen, dahin führt, allen Glauben in das, was das Beſte in uns iſt — alles Selbſtvertrauen in uns —, zu vertreiben. Sie verbieten zu glauben, daß man Vertrauen in die eigene Kraft beſitze, aus der heraus man das Gute wie das Schlechte wollen kann. Es iſt dies eine Art Demut, die im fortgeſetzten Kampf mit der wahren ſteht, die man Beſcheidenheit nennt, und die einfach darin beruht, daß man nicht hoffärtig über Gaben wird, die uns von oben gegeben ſind, ohne daß man deshalb meinen ſoll, man könne garnichts durch feſten, beharrlichen Willen erreichen. Und wenn [meinem Bruder] nicht eine beſondere Hilfe wiederfährt, wenn Gott nicht an ihm ein Wunder tut, dann könnte ihm ſolche Demut einen üblen Streich ſpielen ... Denn [mein Bruder] iſt jetzt [über zwanzig Jahre alt], er iſt ... als ein Kind der katholiſchen Kirche groß geworden; aber ungeachtet ſeines Alters und dieſer Erziehung verſteht er noch nicht, etwas zu wollen; er hat kein Vertrauen in die Freiheit ſeines Handelns, er glaubt, er müſſe in jedem Augenblick den Beiſtand Gottes erbitten, obwohl er fühlen müßte, daß man Gott nicht mit Nichtigkeiten ... läſtig fallen kann. Wenn er davon durchdrungen wäre, daß es einen Willen zum Guten gibt, daß man nur zu ſagen braucht: „Ich will“, um erhört zu werden, ... wäre er viel weiter. Denn wer ſagt uns denn, ob Gott zu den tauſendundein unbedeutenden Dingen des Lebens in jedem Augenblick ſeine ganz beſondere Gnade erteilt? Ich ſage ihm oft genug: Lerne wollen! Sei feſt! Du kannſt, wenn Du willſt! Aber dieſer Rat muß ihm gottlos vorkommen, denn er hat immer ſagen hören: Wirf Dich nieder und erflehe Hilfe von oben. Und am Ende bedeutet beides das gleiche, denn, was geſchieht denn im Gebet? Entreißt man Gott eine Hilfe, eine augenblickliche Unterſtützung an Kraft? Nein! Man macht nur in ſich lebendig, was Gott in uns gepflanzt hat durch das Prinzip der Fähigkeit zum Guten; ſobald dieſe Erkenntnis in uns lebendig wird, „will“ man, und dann „kann“ man. So iſt alſo nur die Methode eine verſchiedene; nur ſcheint mir die meinige beſſer zu ſein, und zwar weil ich im voraus davon überzeugt bin, daß ich das Gute tun kann, wenn ich meinen Willen einſetze. „Wieſo“, ſagſt Du, „biſt Du davon überzeugt? Woher kommt Dir dieſer Hochmut, woher?“ Weil ich im voraus

weiß, daß Gott mir in ſeiner unendlichen Güte die Möglichkeit und die Kraft das Gute zu tun gegeben hat, und daß er einem rechtſchaffenen Willen nicht entgegen iſt. Wer wagt es, mir das Gegenteil zu beweiſen? Wer wagt es, mir zu ſagen, daß, wenn ich das Rechte tun will, ich es nicht auch vermag? Wo iſt der Theologe, der gegen die Vernunft, gegen den geſunden Menſchenverſtand und gegen die praktiſche, tägliche Erfahrung des Lebens in die Schranken tritt, um mir die ſogenannte Lehre von der Gnade zu beweiſen? Aber wenn die Theologieprofeſſoren ſagen: Dein Syſtem iſt Eitelkeit über Eitelkeit, Gott zieht ſich von denen zurück, die nicht unaufhörlich zu ihm beten, ſo erwidere ich ihnen, daß ich ſehr wohl weiß, daß ich nichts aus eigener Kraft bin, aber ich weiß auch, daß ich wollen kann aus eigenem Wollen.

Wie viel weiter hat mich dieſer Grundſatz gebracht, um wieviel ſehnſüchtiger will ich ſeither das Gute! Um wieviel heißer liebe ich meinen Schöpfer, ſeit ich erkannt habe, daß ſeine Güte und Vorſehung doppelt, dreifach, ja zehnfach ſo groß iſt! Wohl hat er uns unvollkommen erſchaffen; weil es aber Gott gefallen hat, uns eine komplizierte Natur mitzugeben, hat er uns gleichzeitig ... auch die Möglichkeit verliehen, das Gute in eben dem Maße wie das Schlechte zu tun, — die Möglichkeit, uns zu ihm zu erheben, ſobald uns das Gute begeiſtert. Glaub es mir, liebe Mutter, dieſer Glaube iſt meine Stärke, und durch ihn habe ich erkannt, daß die Geſetze, die Gott in uns gepflanzt hat, noch ſtärker ſind als diejenigen, nach denen die Menſchen uns regieren wollen ... Was für einen wunderbar ſicheren Führer hat er uns im Gewiſſen verliehen! Niemals täuſcht es uns, wenn wir ernſtlich hinhören. Und was für eine innere Züchtigung erleben wir, wenn wir uns nach einem begangenen Fehler beunruhigt fühlen? Die Reue, die uns zu Gott zurückbringt, und zwar durch den begangenen Fehler ſelbſt! Iſt ſie nicht eine ebenſo koſtbare Gabe wie alle anderen? Wird man mir gegenüber behaupten wollen, daß es einer ganz beſonderen Gnade Gottes bedürfe, ſowohl um zu bereuen, als um das Gute tun zu dürfen? Iſt es nicht ein ungeheuerlicher Gedanke, daß Gott Weſen geſchaffen haben ſollte, die nicht fähig wären, das Gute zu wollen, und ohne ihnen das Mittel zu ſchenken, zu Ihm zurückzufinden, ſobald ihr Gewiſſen das Unrecht erkannt hat? ... Nein, dieſe vorgefaßte Theorie von der Gnade iſt unhaltbar, eine ſolche übertriebene Demut iſt keine Beſcheidenheit mehr, ſondern ſie bedeutet den Tod aller jener wunderbaren Eigenſchaften, mit denen wir begnadet worden ſind, und, meine liebe Mutter, darin beruht die Urſache meiner Zweifel. Seit dem Tage, da ich erkannt habe, daß wir in uns ſelbſt all das tragen, was man uns außer uns ſuchen läßt, ſeitdem erblicke ich in den Hauptlehren der Kirche rein menſchliche Einrichtungen, und ſeit ich die Kapitel bei Paulus geleſen habe, glaube ich es noch mehr. Dieſer „Fiſcher lebendiger Menſchen“ iſt ganz mein Mann! ... Römerbrief 2, 14 wird er plötzlich zum bewunde-

rungswürdigen Rationaliſten: „Denn ſo die Heiden, die das Geſetz nicht haben, doch von Natur tun des Geſetzes Werk, ſind dieſelbigen, dieweil ſie das Geſetz nicht haben, ihnen ſelbſt ein Geſetz, als die da beweiſen, des Geſetzes Werk ſei beſchrieben in ihrem Herzen, ſintemal ihr Gewiſſen ihnen zeuget, dazu auch die Gedanken, die ſich untereinander verklagen oder entſchuldigen." Und das iſt auch mein Fall! Man kann, auch ohne das Geſetz zu haben, „doch von Natur tun des Geſetzes Werk" ... [Fährt deutſch fort:] Denke Dir, liebes, gutes Herzensmütterchen, wie viele Menſchen vor und nach Chriſtus nicht Katholiken waren und noch nicht ſind. Wie viele Brahminen, wie viele Juden, wie viele Muſelmänner, wie viele Heiden geweſen, und noch ſind. Auch die haben, den menſchlichen Begriffen nach, das Geſetz nicht, wie der große Paulus erklärt, beweiſen aber dadurch, daß auch unter ihnen gute, vortreffliche Menſchen waren und ſind, daß das Geſetz in ihren Herzen geſchrieben ſteht. Ja, es ſteht in unſeren Herzen geſchrieben, das göttliche Geſetz, und wir können es nicht auslöſchen, nicht vertilgen, wenn wir zeitweiſe noch ſo gottlos ſind; niemals läßt das Gewiſſen den Menſchen lange ruhig, wenn er Übles getan, niemals aber trügt es ihn, und er kehrt immer wieder lieber auf den Weg [zurück], der zum Glück, zum Frieden mit ſich ſelbſt, zur Wahrheit, mit einem Wort zu Gott führt ... Ob Du Proteſtant, Katholik oder Jude, das Geſetz, nach welchem Du zu handeln haſt, das Geſetz, das Dich zum Ziele führt, iſt in Deinem Herzen, und Gott wird Dich unfehlbar nach dieſem raſtloſen Streben zu ſich aufnehmen. Er wird ſich Dir offenbaren und Dir die Wahrheit zeigen; [das] heißt in Worten ausgedrückt: Liebe Gott mit Deiner ganzen Kraft, mit Deinem ganzen Herzen, mit all Deinem Vermögen, und Deinen Nebenmenſchen wie Dich ſelbſt. Liebe Ihn unausſprechlich, denn Er hat Dich geſchaffen, um nach kurzer Zeit für Ihn und mit Ihm zu leben und ewig glücklich zu ſein!

Und die Böſen, ruft man mir zu? Die Böſen ſind hienieden hart genug geſtraft; die einen, die Bildung genoſſen, die ſtraft das Gewiſſen hart genug; die anderen, die Verwahrloſten, die die Geſellſchaft eben ſo hart von ſich ſtößt, die richten die Menſchen, weil ſie ſie nicht unter ſich haben wollen. Gott aber richtet nicht in dieſer Weiſe; ... er nimmt ſie alle nach dieſem mühſamen Erdenwandel liebreich wieder zu ſich! Was können am Ende unſere ſogenannten Sünden (die nur momentanes Irren, momentane Abwege von der Wahrheit ſind) einem Gott, einem vollkommenen Weſen antun? Gibt es doch hienieden ſchon Menſchen, die ſo viel Güte, ſo viel Geduld, ſo viel Langmut beſitzen, daß man ſie mit dem beſten Willen nicht erzürnen kann ... Und der große, allgütige Vater, der Geiſt der Vollkommenheit, ſollte kleinlicher ſein als unſere Brüder? Durch ein Vergehen an einem Menſchen, oder an ſich ſelbſt, oder ſelbſt gegen Ihn [ſollte er] aus ſeiner Faſſung ... gebracht werden? Iſt das denkbar? Nein, Ihn berühren dieſe Vergehen nicht, um ſo mehr aber diejenigen, die ſie begehen; das

beweiſt uns täglich das Innere, die untrügliche Juſtiz: das Gewiſſen. Nun wäre genug geſchrieben worden für heute, vielgeliebte Seelen! Der Brief ſoll Euch nur beweiſen, daß ich nicht, wie Mama glaubt, immer nervöſer werde und durch den Unglauben unruhig, Gott bewahre! Wer Gott ſo unendlich liebt, wer ihn überall, im Menſchen ſelbſt, in der Natur, in der Kunſt, in der Wiſſenſchaft, in jedem ſchönen Werke, in jedem ſchönen Tonſtück, in jeder Blume, in der Wolke wie in der Sonne, im Tageslicht wie im Sternenglanze erkennt, der iſt nicht auf Irrwege geraten und iſt nicht zu beklagen[86]) ...

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

Hannover, den 25. Februar 1860.

Seit ich an unſere liebe Mutter ſchrieb, bin ich ſchon wieder viel gereiſt, habe manche Meile zurückgelegt ... und auch manchen Louisd'or verdient. Was Dich aber am meiſten freuen wird, iſt, daß mir S. M. der König [von Hannover] die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft verliehen[87]) ... So wird hierzulande ein Künſtler belohnt ... Heute Abend werde ich alſo bei Hofe erſcheinen und die Ehrenbezeugung am Frack hängen laſſen. Schön ſieht das große Stück Gold nicht aus, aber das erſte Mal muß man ſich dieſe Unſchönheit gefallen laſſen, ſpäter kann man die kleine für wenige Taler kaufen, was viel beſcheideren ausſieht ... In Hamburg fiel das Konzert brillant aus; an Herausrufen fehlte es nicht und ich hätte bleiben können und zwei Konzerte geben; ... Ich ſinge heute Abend zum ſechſten Mal in neun Tagen, bin viel gereiſt, habe aber nie nach dem Konzert gekneipt und fühle mich recht friſch und munter. Wenn die Nerven ruhig ſind, geht alles gut ... ſiehſt Du nicht an meiner Schrift auch, daß ich wohl, heiter und vergnügt bin? ... Ich habe ſchon fünftauſend Francs zurückgelegt ... Wodurch kommt man weiter im Leben als durch Studium und Erfahrung? Iſt mein Streben nicht immer Fortſchritt? Soll es nicht ſo ſein? Was hilft raſcher zur Erkenntnis Gottes gelangen, als ſeine Werke ſtudieren, und die Gaben, die uns zuteil geworden, ausbilden? Meine Engagements erſtrecken ſich bis zum 11. April, habe aber nichts weiteres vorgenommen ... Mme. Schumann und Joachim wollen mich bewegen nach England zu reiſen; ich habe aber keine beſondere Luſt und werde, ſollte ich hinreiſen, mich nur bei Garcia wieder erfriſchen und trachten, das ſchöne Vorbild, die Lind, wieder zu hören. Wie manches geht mir noch ab, wie manches kann ich noch nicht! Ich ſchäme mich eigentlich, ein Mitglied der Akademie für Kunſt und Wiſſenſchaft geworden zu ſein. — Von [Bruder] Franz habe ich heute Brief bekommen, von Euch aber, meine Lieben, keine Nachrichten! Ach, wenn ich nicht ſo feſtes Zutrauen auf Gott hätte, daß Ihr alle geſund und wohl ſeid und Euch des

Familienlebens erfreut, wie müßte ich unruhig werden. Du ſagteſt beim Scheiden: „Behalte uns lieb, mein lieber Sohn!“ Beſter Papa, ich denke, das war unnütz, und ich gebe ſo viele Beweiſe davon, daß ich Euch alle beſchäme. Ich liebe Euch immer und immer mehr, aber weil ich mich nicht in die Form, in das Förmliche ... der Religion fügen kann, habt Ihr nur noch Mitleid mit mir und ſeid mir innerlich nicht mehr ſo gut. Hat doch die liebe Frau Mama in der letzten Zeit bei Tiſche nie mehr von mir ein Glas Waſſer verlangt; ſie ſtreckte das Händchen immer zu Cécile hin, obſchon das Waſſer näher bei mir als bei der Schweſter ſtand. Ja, Du lieber Gott, die geht fleißig ins Hochamt und täglich in die Meſſe und betet viel und trägt doch ihre Laſt Sünden wie unſereins! Es gehört wirklich Philoſophie dazu, dieſe wenigſtens ſcheinbare Kälte gut und menſchlich zu ertragen! Aber, gottlob, dieſe Philoſophie habe ich, und ich halte ſie feſt, und ſie wird immer feſter und feſter, je mehr ich den geſchichtlichen Teil des Chriſtentums kennen lerne, allein durch die Evangelien und das Neue Teſtament überhaupt:

Markus 7, 15: „Nichts was von außerhalb des Menſchen in ihn eingeht, kann ihn verunreinigen, ſondern das, was aus dem Menſchen ausgeht, iſt es, was den Menſchen verunreinigt.“ — Markus 8, 33: „Er aber wandte ſich um und da er ſeine Jünger ſah, ſchalt er Petrus alſo: Weiche hinter mich, Satan, Du denkſt nicht, was Gott anſteht, ſondern was den Menſchen.“ So ſprach der Meiſter von ſeinem Jünger, der der erſte geweſen ſein ſoll und von dem ſpäter die Päpſte herſtammten. — Markus 9, 1: „Wahrlich, ich ſage Euch, es ſind einige unter denen, die hier ſtehen, welche den Tod nicht koſten werden, bis ſie das Reich Gottes kommen ſehen mit Macht.“ Bekanntlich heißt „le règne de Dieu“ Gottes Weltgericht; der Ausdruck iſt oft benützt und immer wird dem Volk damit Angſt gemacht, alle Evangeliſten gebrauchen ihn. — Markus 4, 11: „Euch iſt das Geheimnis des Reiches Gottes gegeben, jenen draußen aber kommt alles in Gleichniſſen zu, damit ſie ſehend ſehen und nichts erblicken, und hörend hören und nichts verſtehen, auf daß ſie nicht umkehren und es werde ihnen vergeben.“ — Markus 4, 33—34: „Und mit vielen ſolchen Gleichniſſen redete er zu ihnen das Wort, wie ſie es zu hören vermochten. Und ohne Gleichnis redete er nicht zu ihnen. Beiſeit aber erklärte er ſeinen Jüngern alles.“ Das iſt tröſtlich für uns. — Markus 6, 5—6: „Ein Prophet iſt nirgends unwert außer in ſeiner Vaterſtadt und bei ſeinen Verwandten und in ſeinem Hauſe. Und er konnte daſelbſt keine Wunder tun, außer, daß er einige Schwache durch Handauflegung heilte.“

Nun adieu, leſet und leſet immer wieder mit reinem kindlichen einfachen Gemüt, es iſt eine vortreffliche Lehre! ... [Fortſetzung in franzöſiſch] ... Der König [von Hannover] ... zeigt Künſtlern gegenüber ein großes Wohlwollen, und das nimmt ſie Alle gefangen ... Geſtern hat er eine Probe ſeines guten

Geſchmacks abgelegt, indem er die große Kompoſition „Waldesnacht“ von Schubert, [Text] von Schlegel, ſofort zu wiederholen bat: ich war angenehm überraſcht durch dieſe Bitte, ... die den Wunſch zeigte, eine große Schöpfung beſſer kennen zu lernen, die ihn ergriff, eh er ſie ganz erfaßt hatte. Er gab mir zu verſtehen, daß er der Verleihung der Medaille, die ſein Vater, der verſtorbene König Ernſt Auguſt geſtiftet hat, große Bedeutung zumißt, und daß nur wenige Muſiker die Ehre haben, ſie zu tragen. Ich kenne von ihnen den Komponiſten Marſchner, unſeren Joachim und Berlioz. Wenn man darüber nachdenkt, fragt man ſich mit Recht, was ein Sänger in ihrer Mitte zu ſuchen habe; es kommt mir ſo vor, als wolle man damit jemand ſeines guten Herzens wegen auszeichnen. Denn ein Sänger beſitzt außer dieſem kleinen Eckchen wenig, was ihm als magnetiſcher Funke dienen kann. Manchmal will es mir ſcheinen, als entſpinne ſich die Stimme unmittelbar dem Herzen, gleichſam wie ein Faden, der ſich während des Geſanges abwickelt und der im Pulsſchlag des Herzens fortſchwingt ... Der König hat den Wunſch geäußert, meine Büſte zu beſitzen, und hat eine junge intereſſante Bildhauerin damit beauftragt, mich in Ton zu modellieren: ſie heißt Ney[88]), aus Berlin: ſie hat kurze Locken — aber Talent!

Abbé X. an Herrn F. A. Stockhauſen, Kolmar:
(Franzöſiſch) [Zwiſchen dem 11. Februar und 6. März 1860].

Beifolgend ſchicke ich Ihnen den Brief von Jules zurück, indem ich Ihnen ſehr für das Vertrauen, das Sie mir in dieſer traurigen Frage beweiſen, danke. Sie haben mich gefragt, was ich von der religiöſen Auffaſſung Ihres älteſten Sohnes halte, und ich antworte Ihnen ohne alle Umſchweife.
Zunächſt muß ich Ihnen ſagen, daß mich die Anſchauungen unſeres lieben Sängers in nichts überraſchen. In dem Milieu, in dem er ſeit ungefähr zehn Jahren lebt, iſt es nicht verwunderlich, wenn ſein Glaube Schiffbruch erlitten hat. Um allen Verſuchungen des modernen Geiſtes widerſtehen zu können, hätte es ſehr viel gründlicherer religiöſer Durchbildung bedurft, als Jules ſie hatte. Seit er mit dem ſechzehnten Lebensjahr dem Petit Séminaire und dem Elternhaus entrückt lebte, ſeit er in den Kreis von Künſtlern, die ſich allzu wenig mit Gott befaſſen, untertauchte, lebte er ohne theologiſche Unterweiſung, die allein ihn zu bewahren vermocht hätte. So iſt es keineswegs überraſchend für mich, daß ſein Schiff ſtrandete. Seine Anſichten, ſoweit ich ſie kennen gelernt habe, decken ſich mit denen der „Revue germanique“[89]), die ein Elſäſſer namens Dollfus in Paris erſcheinen läßt. Ich täuſche mich nicht, denn durch dieſe Revue und in dem Kreis ihrer alten Anhängerſchaft hat ſich Jules ſeine theologiſchen An-

ſichten gebildet. Und ſo ſind ſie denn gelockert worden. Was mich vor allem wundert, iſt dieſer kühne Mut, mit dem Jules ſein Joch abgeſchüttelt hat. Ich ſage mit Betonung kühner Mut, denn es gehört nicht wenig dazu, mit einer Vergangenheit von zweitauſend Jahren zu brechen, mit einer Lehre, welche die größten Geiſter, die die Menſchheit zu den ihren zählen darf, angenommen haben und zwar nach Prüfungen, die ſie auf das ruhmvollſte überſtanden haben. Was ein Auguſtin, ein Thomas von Aquino, ein Bossuet, ein Descartes, ein Leibniz als Wahrheit anerkannt haben, und zwar als eine ungeheure religiöſe Wahrheit, das wirft man von ſich, ohne Prüfung, ohne Diskussionen, mehr von dem Gefühl als von dem Verſtand geleitet! Iſt das nicht Kühnheit, und muß man ſich danach noch wundern, daß Jules nichts mehr von der Lehre und der chriſtlichen Unterwürfigkeit wiſſen will?

Zunächſt die „Demut". Wo hat er denn gelernt, daß chriſtliche Demut menſchliche Intelligenz und Willen hemme? Die Religion, die die großen Meiſterwerke der Muſik und der bildenden Künſte inſpiriert hat, verbietet ſie etwa die ſchönen Künſte zu pflegen und ſie zur Vervollkommnung zu ſteigern? Hat ſie denn nicht zu allen Zeiten die Künſtler beſchützt, angefeuert, ermutigt und belohnt? Hat ſie nicht durch ſolches Gebaren das Genie zur Tätigkeit gebracht und ſeine Leiſtungen geſteigert? Sie übt ſogar Nachſicht mit den Verirrungen dieſer bevorzugten Menſchen, und hat nicht einmal einen Raphael trotz ſeiner Leichtfertigkeit zurückgeſtoßen! Hat ſie nicht Petrarch auf dem Kapitol feierlich gekrönt, obwohl ſeine Poeſie voller Erotik war? Nein, die Demut ſchließt durchaus nicht das Selbſtvertrauen . . . des Genies aus; ſie beſchützt es im Gegenteil, indem ſie es in Beziehung zu Gott bringt, der der Schöpfer und Inſpirator des Genies iſt. Zu allen Zeiten war das wahre Genie beſcheiden, nicht nur, indem es Gott allein die Ehre gab, die ihm aus ſeinen Schöpfungen erwächſt, ſondern weil es unter dem Schleier der Beſcheidenheit die ungewöhnlichen Fähigkeiten zu verbergen ſuchte, die nur Strahlen der göttlichen Weisheit in uns bedeuten. Aber im Gegenſatz hierzu geht das hochmütige Genie früher oder ſpäter doch den falſchen Weg, und das muß ſo ſein, denn Gott widerſteht den Selbſtherrlichen und verleiht Gnade und Kraft den Demütigen! . . . Die Demut ſoll den Willen unterdrücken! Was für ein Irrtum! Hat Jeſus Chriſtus nicht geboten, von ihm Güte und Milde zu lernen, um den Frieden der Seele zu gewinnen? Und hat denn der Heiland des Willens ermangelt, um ſein Erlöſerwerk zu verwirklichen? Hat er nicht ſchon mit zwölf Jahren ſeiner Mutter inmitten der Schriftgelehrten geantwortet: „Wiſſet Ihr nicht, daß ich ſein muß in dem, das meines Vaters iſt?" Haben ihn Milde und Beſcheidenheit etwa davon zurückgehalten, die Händler aus dem Tempel zu jagen und den Phariſäern ihre Lehren . . . vorzuwerfen? Und hat Paulus, den Jules bewundert, nicht erklärt, daß er nun den gekreuzigten Chriſtus anerkenne? Hat Paulus nicht

ſtolz den Titel eines römiſchen Bürgers angenommen? Hat er nicht Proben ſeines eiſernen Willens und einer heroiſchen Energie in der Ausbreitung ſeines univerſellen Apoſtulates bekundet? Zählt alle unſere Heiligen auf! Wer war wohl beſcheidener als St. Vincent de Paul, St. François de Sale und die Gründer unſeres Ordens? ... Wahrhaftig, Jules kennt keine chriſtliche Beſcheidenheit, wenn er glaubt, daß ſie das Genie erſticke und den Charakter beeinträchtige. Wenn es weniger Hochmut in der Welt gäbe und mehr Demut, ſo würde es beſſer um uns ſtehen ... Ich gehe zu einem zweiten Irrtum bei Jules über und zwar, die Gnade betreffend. Jules beherrſcht die Lehre von der Gnade nicht beſſer als die von der Demut. Das kommt daher: Petrus ſagt, daß Gott den Demütigen Gnade verleihe. Es iſt alſo nicht zu verwundern, daß diejenigen, die die Demut nicht verſtehen, auch die Gnade nicht beſſer verſtehen können. Jules' Irrtum beſteht in ſeiner Auslegung des Satzes, daß man ohne die Gnade das Gute nicht vollbringen könne. Dieſer Gedanke iſt ſo wenig der Kirchenlehre entſprechend, daß die Kirche ihn ſogar als ketzeriſch verdammt hat. Er ahnt das vermutlich gar nicht, aber es iſt ſo. St. Auguſtin und mit ihm die geſamte Kirche glaubt, daß ſchon die Handlungen, die nach menſchlichem Ermeſſen gut ſind, von Gott belohnt werden, aber nicht auf dieſer Erde, — — — den Kindern der Gnade ſteht der Himmel offen! Die Gnade allein vermag unſere Handlungen, wenn ſie nur aus ſich heraus gut ſind, der Belohnung wert zu machen, d. h. ſie werden vergolten in einer anderen Welt als der unſrigen. Das iſt die Lehre der Kirche und Gott vergilt erſt im Himmel, was wir hier auf Erden unter Mitwirkung ſeiner Gnade für ihn getan haben. Dieſe Gnade iſt eine göttliche Kraft, die uns durch die Sakramente zuteil wird. Sie iſt das übernatürliche Gegengewicht gegen das Böſe in uns, das uns mitreißen will, und das man als die böſe Begierde bezeichnet. Wie ein Philoſoph, dem gegenüber ein Dummkopf das Geſetz der Bewegung leugnete, ihm dasſelbe vordemonſtrierte, indem er ſich nämlich einfach zum Fortgehen „in Bewegung ſetzte", ſo müßte man auch denjenigen ſeiner Sündhaftigkeit überführen, der ſie leugnen wollte. Prüfe ſich jeder, der das Gefühl noch nicht gehabt hat, und wir wollen ſehen, wer dann noch die Gnade ableugnet. Wer kann alſo leugnen, daß die Leidenſchaften unſere Vernunft umdunkeln und verwirren! Wir ſind doch feige und verachtungswürdig angeſichts verbotener Früchte! Alſo als Heilmittel, als Gegengewicht gegen die Neigung zum Böſen hat uns Gott in ſeiner Barmherzigkeit als ein Licht und eine Kraft eine übernatürliche Hilfe geſpendet, die wir Gnade nennen. Sie zerſtört nicht den freien Willen, vielmehr unterſtützt und ſtärkt ſie uns, dieſe Gnade, die an ſich nichts kann, uns aber dazu verhilft, zum Ruhme Gottes zu handeln. Unſere guten Werke, die wir im Zuſtand der Gnade und angeſichts Gottes vollbringen, ſind wie Produkte der großen Fabriken. Sie tragen eine gute Fabrikmarke; die übrigen werden im Him-

mel nicht anerkannt. Gott, ebenſo wie der Menſch, belohnt nur das, was man für ihn tut. Ich ziehe noch einen anderen Vergleich: Gewiſſe Staaten haben z. B. eine Regie für Tabak eingeführt. Alle Sorten Tabak, die nicht die geſetzliche Marke führen, ſind deshalb nicht ſchlecht; im Gegenteil; aber ſie ſtehen nicht im Wert in dieſem Staat. So iſt es mit den guten Werken auch. Gott erkennt nur als verdienſtliche Werke diejenigen an, welche den Stempel ſeiner Gnade tragen, und dieſer Zuſtand der Gnade, der den guten Werken dieſen geiſtigen Stempel verleiht und Gott dadurch geradezu verpflichtet, ſie entſprechend zu belohnen, iſt der wahre Wert, den die Münze trägt. — Soviel über den theoretiſchen Teil der Gnade! Ich verweiſe Jules auf Paulus, den er zu verehren ſcheint. Wenn er Vertrauen zu Paulus hat und wenn ſich ſein Vertrauen nicht lediglich auf die Stellen bezieht, die er falſch auslegt und die vom Ganzen losgelöſt, ſeinem myſtiſchen Rationalismus ſchmeicheln, dann erwarte ich viel Gutes von dieſer Lektüre für ihn. Er findet auf jeder Seite der Epiſtel die wahre Theorie der Gnade. Er wird unter anderem zu der berühmten Stelle gelangen, wo der große Apoſtel ſagt: „Aber von Gottes Gnade bin ich, das ich bin“ (1. Kor. 15, 10) und dort wird er auch das andere Wort finden: „Seine Gnade an mir iſt nicht vergeblich geweſen“ und damit er eine Erklärung für dieſe Worte finde, verweiſe ich ihn auf: Apoſtelgeſchichte Kap. 8, 9 und 22; Brief an die Galater Kap. 1, 12 ff.; an die Epheſer Kap. 3, 7 auf daß ſich unſer eifriger Rationaliſt die außerordentliche Tatſache der Bekehrung des Apoſtels erkläre! Er möge ſie mit treuem Glauben ſtudieren, dann wird er ſie verſtehen, ebenſo wie die Gnade und die Kraft der Gnade. Könnte er ſich doch mit Saul auf dem Wege nach Damaskus aus ſeinem Irrtum erheben und ein Paulus werden! Was die Stellen betrifft, die Jules ſo ausführlich zum Beweis der rationaliſtiſchen Auffaſſung bei Paulus zitiert, ſo ſind uns dieſelben genau bekannt ... Wir bedienen uns ihrer täglich mit Bezug auf die Heiden, die es damals gegeben hat, heute gibt und immer geben wird. Der Rationalismus war verſtändlich, ſolange das Erlöſerwerk noch nicht getan war, und innerhalb der moſaiſchen Kirche. Nach Chriſtus aber war er unzureichend, und es iſt unverzeihlich, ſich nicht von ihm zu trennen, um ſich ganz dem Chriſtentum hinzugeben. Lieber Gott! Jules' Ausführungen klingen wie die eines Proteſtanten! ... [Der Schreiber empfiehlt ihm das genaue Studium eines Werkes von Wallon[90]), „De la croyance à l'évangile“. Paris, Adrien Le clerc 1859; ebenſo „Conférences“ von Père Lacordaire und von Pater Ravignan.] Wenn er dieſe Werke hintereinander mit treuem Glauben ernſthaft lieſt, ſo bin ich gewiß, daß ſein Glaube die Oberhand wieder gewinnen wird über ſeine augenblickliche Geiſtesverfaſſung, die durch einen myſtiſchen Rationalismus, — eine Abart des frommen Naturalismus, — verurſacht worden iſt, der zum Illuminatenweſen führt ... Er befindet ſich ganz und gar im Zuſtand eines Konvertiten ... Aber glauben Sie

mir, ... wenn Jules diese Lektüre nicht befolgt, wenn er sich nicht dem ernsten Studium einiger dieser Bände hingibt, so betrachte ich ihn als ein Opfer der Illuminaten! Sein schwacher Glaube ist von dieser „Geschwulst" (sic! deutsch), dieser sogenannten Wissenschaft in der „Revue germanique" überrannt worden.
Ich müßte jetzt noch über seine Theorie von der Sünde sprechen ... Er leugnet nichts mehr, nichts weniger als — die Tugend! Denn wenn der gleiche Himmel dem Laster wie der Tugend offen stehen würde, warum sich dann einen Zwang antun, warum sich dann mit Leidenschaft der Tugend hingeben! Das wäre eine Dummheit! Und eine nicht weniger furchtbare Folgerung von Jules ist die, daß er den Unterschied zwischen der Tugend und dem Laster negiert, denn er verneint ja die Sünde ... Und warum verneint er sie? Weil Gott nicht von ihr berührt werden könne! ... Ist Gott nicht der Vater aller Geschöpfe? Ist er nicht wie der Vater einer Familie und der wäre unempfindlich gegen Glück und Unglück, gegen gutes und schlechtes Betragen seiner Kinder? Wäre das nicht ungeheuerlich? Ja, der Gott, den Jules kennt, ist ein Ungeheuer, das sich nicht um seine Geschöpfe bekümmert! ... Ich behaupte, sein Verstand ist getrübt, denn wenn er sich ehrlich klarmachen würde, wohin seine ungeheuerlichen Behauptungen führen, so könnte man glauben, sein Herz sei schlecht. Aber nein, sein Herz ist gut. Das wissen wir Alle. Seine Hingabe an die armen Petits Soeurs des Pauvres beweist es im Übermaß. Aber sein Verstand ist auf Abwegen ... Alles in allem: Werden Sie nicht mutlos! Dieser Zustand wird nicht anhalten. Die Süße des Honigs wird bald vorüber sein, die Bitterkeit wird Jules zurückführen zum Gott der Christen. Und der gütige Gott wird ihn nicht zurückstoßen ... Die Mutter vor allem soll nicht verzweifeln. Sie ist eine zweite Monika, die für ihren Augustin betet. Möchte sie doch an jene wundervolle Gravure des großen Malers Ary Scheffer denken, die Jules ihr einst schenkte: Augustin und Monika in Ekstase vor dem Himmel! Ich möchte glauben, daß jenes Geschenk ein prophetisches Geschenk gewesen ist. Es ist mehr als eine Ähnlichkeit zwischen Jules und dem feurigen jungen Afrikaner, dieses Genies an Geist und Herz! Auch seine Rückkehr zu Gott werden wir erleben. Monika hatte nur den Heiligen Ambrosius in ihrem Ringen um Augustin zur Seite, — die Mutter aber hat den Vater, Cécile, Adèle, Franz und Emile, Mr. X. und mich. Wir Alle beten, und da Jules ein gutes Herz hat, wird er uns zurückkehren. Ich bin davon überzeugt ...

Julius Stockhausen an seine Mutter:
(Französisch) Bonn, den 6. März 1860.

Waffenstillstand! Keine Diskussionen mehr! Ich verspreche Dir, nicht mehr zu

ſchreiben. Ich bin ſehr traurig darüber, daß ich den Mut beſaß, Dir offen meine Meinung zu ſagen. Ich hätte beſſer getan, mich zu bezwingen, aber von der anderen Seite iſt es doch richtiger, daß Ihr, Vater und Du meine Anſichten durch mich kennen gelernt habt, als durch andere, und das hätte leicht eintreten können; denn als ich von Paris kam, plauderte ich viel mit Jean Schlumberger aus Gebweiler, der früher oder ſpäter ein Wort zu Euch hätte fallen laſſen können, was dann für Euch noch ſchlimmer geweſen wäre, als ein offenes Wort.

Ich habe keine Antwort auf den Brief des Abbé X. Erſtens, weil die Beiſpiele, die er anführt, Euch nur noch mehr quälen müſſen, z. B. diejenigen zur Erläuterung der guten Werke, von denen einige als abgeſtempelt gelten wie Regietabak und andere, trotz ihrer Unzulänglichkeit den Himmel zu erwerben, gut im Kurs ſtehen, wenn ſie auch nicht „abgeſtempelt" ſind. Ihr unſchuldigen, ehrlichen Seelen zweifelt gar nicht daran, daß der liebe Gott, der allmächtige Gott, dergleichen Unterſchiede macht, und daß er die guten Werke auseinanderklaubt, etwa wie man Futter zurecht klaubt . . . Es mußte ſchon ein Prieſter, ein Freund des Hauſes kommen, um Euch Eure letzte Hoffnung zu zerreißen, nämlich die, daß meine guten Werke meine unzählbaren Sünden bedecken würden. Gott iſt mein Zeuge: Als ich letztes Jahr dreihundert Francs bei der Bank für die Petits Soeurs des Pauvres einzahlte, tat ich das nicht etwa, weil ich mir damit den Himmel gewinnen wollte, ſondern nur um meinen Mitmenſchen beizuſtehen, um die Leiden dieſer alten Leute zu lindern und die bewundernswerten Schweſtern in ihrer Aufopferung zu unterſtützen; und zum andern iſt Gott mein Zeuge, daß ich bei dieſer Handlung nichts anderes als meine Pflicht zu tun glaubte und kein verdienſtvolles Werk darin ſah, das, wie man ſagt, überhaupt nur auf dem Wege der Gnade vollbracht werden kann. Es iſt empörend, hinzugehen und Eltern ſolche Theorien auseinanderzuſetzen, die ſchon ſowieſo beunruhigt genug ſind, und ihnen einen theologiſchen Kurs abzuhalten, von dem weder Chriſtus noch die Apoſtel jemals ein Wort geſagt haben! Ich wiederhole, dieſe Spitzfindereien ſind empörend! Gott möge dieſem Prieſter verzeihen, daß er Eure Angſt noch vermehrt hat! Das iſt meine einzige Antwort!

Ich weiß, wenn ich nach den Geſetzen, die Gott in unſere Herzen geſenkt hat, lebe, dann werde ich Gott ſehen, dann werde ich ihn in all ſeiner Vollkommenheit, in ſeiner ganzen Herrlichkeit und Güte erkennen (Paulus an die Römer Kap. 2, 13—15). Nun iſt aber eines ſeiner erſten Geſetze, die er uns gegeben hat, und die wir durch ſeinen Chriſtus kennen gelernt haben, den Nächſten zu lieben wie uns ſelbſt; und das iſt der Grund, warum ich meine Hilfe, obwohl ſehr gering, einem Werk der Barmherzigkeit leihe, und darum bin ich auch zur Arbeit bereit, nicht um meiner ſelbſt willen, ſondern um der Anderen willen, zu ihrer Bildung, zu ihrer Freude. Und darum, wenn ich auch nichts anderes von Gott empfangen hätte, als die Gabe des Geſanges, die Gabe, unſere großen

Meiſter zu interpretieren, — ich, der ich doch nach dieſen Herren „ohne Gnade“ lebe —, ſo würde ich es doch den Petits Soeurs gleichtun, und ich hätte Mut und Kraft dazu, und zwar nicht auf Grund der Theorie von der Gnade, ſondern aus der wahren Gnade heraus, die Gott mir verliehen hat, indem er mir ein gutes Herz gab und mich die Anderen mehr lieben läßt als mich ſelbſt ... Eine einzige Träne wiegt die Menge unſerer kleinen Sünden auf, die uns peinigt und uns beunruhigt. Das iſt die wahre Gnade, das iſt die wahre Beichte der Sünden, das iſt die wahre Sühne. — „Einer glaubet, er möge allerlei eſſen; welcher aber ſchwach iſt, der iſſet Kraut“ (an die Römer, Kap. 14, 2). — „Einer hält einen Tag vor dem anderen, der andere aber hält alle Tage gleich. Ein jeglicher ſei in ſeiner Meinung gewiß“ (an die Römer, Kap. 14, 5). [Es folgen weitere Zitate aus:] Römer Kap. 2, 13, 14, 15, 25, 26; an die Koloſſer Kap. 2, 16—23; 1. Thimotheus Kap. 3, 1—5; Kap. 4, 1—4.

Ach, es iſt gefährlich, ein ſolches Buch zu leſen, Gottes Wort, die Briefe des Paulus an die Römer, Galater, Epheſer, Korinther, Theſſalonicher. Und wer waren dieſe Menſchen, an die dieſe einfachen lichten Worte gerichtet wurden? Wer waren ſie? Mit empfänglicherem Gemüte als wir laſen ſie ſolche wunderbaren Briefe. Wann ſchlagen wir denn ganz einfach die Bibel oder auch nur einen der Briefe dieſes großen Kämpfers auf? Wenn doch der Vater ſeine Ruhe wiederfände! Wenn er doch wieder, wie er es früher tat, das ſchöne Buch aufſchlüge und läſe und gar keine andere Auslegung ſuchte, als die, die ihm ſein geſunder Verſtand vermittelt, jener Sinn, der auch den Galatern, den Römern, den Epheſern, dieſen „Heiden“ innewohnte! Großer Gott! Wie ſind Deine heiligen Lehren entſtellt worden! Sagteſt Du nicht: „Liebe Deinen Gott mit aller Kraft, mit Deiner ganzen Seele, mit Deinem ganzen Gemüt und Deinen Nächſten wie Dich ſelbſt“. Sieh, was ſie aus dieſem großen herrlichen Geſetz gemacht haben. Es genügt nicht mehr, nach Deinem Geſetz zu leben ... es genügt nicht mehr, Vater und Mutter zu ehren und ſie zärtlich zu lieben, nein, man muß nach ihren Geſetzen leben ... Den beſten Eltern erregen ſie Gewiſſenszweifel, weil einer ihrer Söhne das Talent der Nachahmung beſitzt, das man ... zur dramatiſchen Kunſt erhoben hat; ſie verurteilen dieſe ſchöne Kunſt, weil viele ihrer Jünger ein ungeordnetes Leben führen und ſie quälen damit nicht nur dieſe geliebten Eltern, ſondern den Sohn ſelbſt, der in ſeinem Eifer für das Schöne in dieſer Kunſt nichts anderes findet als Dich, großer gütiger Gott! Du haſt ſie den Menſchen gegeben, damit ſie ſich an ihr aufrichten, damit ſie abgelenkt werden von den unſchönen und kleinlichen Dingen des Lebens, um ſich zu Dir empor zu ſchwingen und ... einen Vorgeſchmack himmliſcher Harmonie durch ſie zu erleben! Großer Gott, ach, daß wir Dich immer ſo lieben in den Blumen, wie in den Inſekten, im Wunderwerk Deiner Schöpfung, im Genie, das Du unter uns Menſchen austeilſt, in den Künſten, in der Wiſſenſchaft, denn Du biſt überall,

wo man Dich inbrünſtig ſucht, nur nicht dort, wo diejenigen, die über uns herrſchen, Dich uns zeigen wollen.
Lebt wohl! Er möge Euch die innere Ruhe verleihen, die ich empfinde, wenn ich zu ihm aufblicke. Ich hoffe, nichts Theologiſches mehr von dem Abbé X. zu erhalten und verſpreche meinerſeits über Religion zu ſchweigen. Euer Jules, der Euch mehr als je liebt.

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Bremen, den 7. April 1860.

... Geſtern haben wir hier im Dom die Bachſche Paſſion geſungen. Die erhabene Muſik dieſes großen alten Meiſters, die für alle Zeiten Gültigkeit hat. Das Gebäude, die große Zuhörerſchaft (etwa dreitauſend Perſonen), die wunderbare Akuſtik in den gotiſchen Spitzbögen, alles das hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Der Dom iſt ſehr lang; ſo lang, daß man beim Eintreten nicht begreift, wie die Muſik zu guter Wirkung gelangen kann ... Lieber Vater, ich hätte gern hundert Francs und mehr daran gegeben und die Unkoſten der Reiſe getragen, um Euch alle geſtern Abend hier zu haben. Das Werk dauert drei volle Stunden, aber niemand hat ſich auch nur gerührt, und ich glaube, daß jeder in hohem Maße erbaut fortgegangen iſt ..."

Vom 27. bis 29. Mai beging die muſikaliſche Welt das diesjährige Niederrheiniſche Muſikfeſt in Düſſeldorf unter Ferdinand Hillers Leitung. Er hatte die Bearbeitung des „Samson" von Händel übernommen, den deutſchen Text verfaßt, die Inſtrumentierung ergänzt. Auch die Szenen aus Glucks „Iphigenie auf Tauris" hatte Hiller zuſammengeſtellt. Stockhauſen mußte zu ſeinem großen Verdruß am dritten Tage darauf verzichten zu ſingen, denn eine unüberwindliche Heiſerkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt. Die ihm befreundete Familie Kyllmann[91]) aus Bonn lud ihn gleichzeitig mit Brahms und Joachim zu ausruhenden Tagen in ihr Haus, und da gleichzeitig Frau Schumann in Bonn weilte, gab es großer Muſikfreuden genug. Ganz beſonders war Johannes Brahms der Spendende. Im Taſchenbuch heißt es am 8. Juni: „Schumanns fünfzigſter Geburtstag. „Fauſt" mit Frau Schumann". Frau Helene Simons (geb. Kyllmann) entſann ſich noch nach Jahrzehnten „als Frau Schumann Stockhauſen in unſerem Muſikzimmer in Bonn den ganzen „Fauſt" begleitete, rannte er vor Begeiſterung im Zimmer herum!" Es iſt das erſte Mal, daß die Fauſtmuſik auf ihn eindringt. — Die nächſten Tage melden Heiſterbach, Rolandseck, St. Goar, Loreley, Burg Rheinſtein. Er begleitete die Schumannſchen Damen nach Kreuznach und machte von dort einen Abſtecher nach Paris. „Paris reibt mich auf, und ich

muß mir zwanzig Mal am Tage mit allen Kräften „Halt“ zurufen“, ſchreibt er von dort an Frau Schumann; „die Fürſtin Troubetskoi hoffte, Sie wären doch gekommen; ich war froh, daß Sie ruhig im ſchönen Deutſchland bei den Ihrigen ſaßen! Dieſer Lärm, dieſer Spektakel! Es iſt fürchterlich! Ich muß der Feuchtigkeit wegen die Fenſter aufhaben, und es iſt mir immer als rollten die Equipagen durch mein Zimmer! Ich werde ſobald wie möglich abreiſen. [Stephen] Heller habe ich geſehen! Er iſt ein guter, freundlicher Menſch und iſt Ihnen gar nicht böſe ...“

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:
(Franzöſiſch) Paris, den 3. Juli 1860.

... Du haſt geglaubt und glaubſt noch immer, daß ich von meiner Reizbarkeit des Kehlkopfes nicht anders als durch Ruhe in Tannenfels geheilt werden könnte. Ich kann Dir heute genauere Angaben über den Zuſtand meiner Kehle geben. Garcia hat vor zwei oder drei Jahren einen Doppelſpiegel erfunden, mit deſſen Hilfe man das Innere des Kehlkopfes, den Kehldeckel, die Stimmritze, die Stimmbänder, die Arythenoidknorpel etc. ſehen kann. Dieſen Spiegel hat Profeſſor Czermak in Budapeſt verbeſſert und zwar derart, daß ich geſtern bei meinem Freunde Mandl ſelbſt den Zuſtand des Kehlkopfinneren ſehen konnte[92]). Er iſt völlig ſchlaff und von äußerſter Reizbarkeit. Nun genügt aber Ruhe allein nicht, um dieſe zarte Oberfläche ſo zu glätten und zu beſänftigen, daß ich ohne Beſchwerden ſingen kann, denn was am Gaumenſegel vorgegangen iſt, droht in den Kehlkopf hinabzuſteigen, und das erklärt, warum bei beſtimmten Tönen der Mittellage und bei höchſten Tönen, ſich Kitzel und Huſten einſtellen müſſen. Es iſt alſo etwas anderes notwendig als gute Luft und Ruhe: Kräftige Auflöſungsmittel und hinterher ein toniſches Mittel. Die Anſtrengungen kürzlich in Düſſeldorf während meines Schnupfens haben das Übel auf die Spitze getrieben und es wird Zeit etwas dagegen zu tun ...

Julius Stockhauſen an Clara Schumann, Kreuznach:
Kolmar, den 8. Juli 1860.

Nur zwei Zeilen, um Ihnen zu berichten, daß meine Abreiſe noch verſpätet iſt. Es iſt heute Trauer in der Familie Stock: Die Cécile reiſt heute ab; es ſoll niemand wiſſen, daß ſie nach Besançon ins Kloſter geht[93]); der Vater begleitet ſie soit disant nach der Schweiz, die Mutter bleibt noch zwei Tage hier, packt und ſchluchzt und weint und betet und faßt ſich, ſo gut ſie kann, und verbirgt ihren

Schmerz, aber früh, ſchon vor dem Frühſtück, waren die Augen gerötet, und trotz der Vernunft machte halt Ihr ergebenſter Diener mit und konnte ſich nicht halten. Es iſt eine harte Prüfung für die ganze Familie; wir lieben uns alle ſehr und begreifen nicht, warum Cécile ſich nicht glücklich zu Hauſe fühlt. Doch das Schmerzhafteſte iſt, den alten Vater weinen zu ſehen. Frauen und Mädchen und junge Leute dazu, haben ſehr bald feuchte Augen, beſonders, wenn ſie alle Muſik lieben und treiben, aber wenn ein Siebziger mit ſchluchzender Stimme ſagt, wie er oft im Stillen über den Entſchluß der Tochter geweint, und dann die Tränen rinnen, ſo wird einem das Herz weich, und man kann ſich kaum mehr halten. Franz iſt von Leipzig angekommen und hat Ferien, Adèle iſt da, der Jüngſte — Emile — auch, nur Heinrich, der Wiener, fehlt, und keiner kann gegen den unglücklichen Entſchluß kämpfen; es gibt vieles darüber zu ſagen, doch das andere mündlich. Nun habe ich noch eine Pflicht zu erfüllen; ich mag meinen alten Vater nicht allein mit Cécile reiſen laſſen. Mutter braucht die Hilfe des Franz, um hier alles vor der Abreiſe in Ordnung zu bringen; ich muß alſo als Älteſter die ſchwierigſte Rolle übernehmen und gerne, wie Sie's wohl begreifen. Sind wir doch den Eltern ſo viel ſchuldig und können unſere Schuld nur durch Liebe abzahlen! Wenn ich meine Mutter wiederſehe, denke ich an Sie, liebe Frau Schumann; auch ſie hat ein weiches Herz, ein zartes Gemüt . . .

Am 15. Juli heißt es im Taſchenbuch: „Beginn einer Badekur in Kreuznach". Das hinderte nicht, daß er acht Tage ſpäter nach Mainz als zuhörender Gaſt zum Mittelrheiniſchen Muſikfeſt fuhr, und der erkrankte Bariton Kindermann aus München ſorgte dafür, daß alle guten Vorſätze weiſer Mäßigung während der Kur auf- und davonflogen[94]). Ein nachträglich eingeſandter Beitrag von Stockhauſen zu der Feſtzeitſchrift jenes Mainzer Muſikfeſtes 1860 lautete:
„Ich denke noch heute ſtolzerfüllt an das Muſikfeſt des Jahres 1860. Es wurde mir damals nicht nur gegönnt, im zweiten Konzert, am 24. Juli, den Herrn Kindermann aus München in Mendelsſohns „Walpurgisnacht" zu vertreten (was für einen ſtimmlich Minderbegnadeten eine große Ehre war), ich wagte es, im obengenannten Werke die Partie des Prieſters vom Blatt zu ſingen und hatte die Freude, dieſes zur Zufriedenheit des Dirigenten, Herrn Kapellmeiſters Marpurg, zu vollbringen, ja, ohne nur eine Note auszulaſſen. Im Gegenteil, meine Begeiſterung für die herrliche Muſik wuchs im Verlauf der Aufführung ſo ſehr, daß ich in Nr. 7 bei den Worten: „Dein Licht, wer will es rauben?" auf dem h einen Triller ſchlug, der zwar dem Publikum gut gefiel, den Puriſten aber die Äußerung entlockte, „Herr Stockhauſen müſſe das Werk doch ſchon früher gekannt haben, ſonſt würde er beim Ableſen ſeiner Partie keinen Triller angebracht haben, der in der Mendelsſohnſchen Partitur nicht vorgeſchrieben ſteht."

Als ob Verzierungen, die Manieren, die Embellissements, Triller obenan, nicht zu den erſten Schulaufgaben gehörten! Man frage doch bei David in Wagners Meiſterſingern an! Wahrlich, der Triller war an dem Tage nicht die ſchwerſte Aufgabe! Ich aber ſage mit dem Dichter: „Es wächſt der Menſch mit ſeinen höheren Zwecken“ und wünſche jedem Sänger einmal im Leben ſo einen Tag! Er wird ihn nie vergeſſen, — ebenſo wenig wie ich.“

Die Kur in Kreuznach mit örtlicher Behandlung, Salzbädern und Singverbot dauerte bis in den September hinein. In einem franzöſiſchen Brief an den Vater vom 26. Auguſt 1860 heißt es: „Schumanns ſind wütend, weil ich ſogar Konverſation ablehne und noch mehr jeglichen Geſang vermeide ... Ich beruhige mich ohne die geliebte Muſik, indem ich leſe und ſtudiere; ich bin in der Bibliothek abonniert, befaſſe mich mit Politik und lerne ſechsundzwanzig Strophen eines Volksliedes auswendig, acht von einem anderen:

„Es hät a Buur es Töchterli,
Mit Name heißt es Babeli,
Es hat zwei Züpfli gelb wie Gold,
Drum is em au der Dursli hold“ etc.

Dieſe Sammlung von Erck, dem ich die entzückenden Volksweiſen aller Gegenden Deutſchlands entnehme, iſt ein wahrer Schatz. Und ich kannte keine einzigſte dieſer Hunderte von hübſchen Melodien! ... Ich bin ganz erſtaunt und überraſcht manchmal, daß ich vierunddreißig Jahre werden mußte, ohne dieſe Art der Liedergattung ſtudiert zu haben.“

Ein Verſuch mit der Stimme in einem eigenen Konzert im September in Frankfurt am Main, in dem er den Liederzyklus „Die ſchöne Müllerin“ ſingen wollte, verlief, nach einer handſchriftlichen Bemerkung von Freund Heinrich Henkel, der begleitete, „wie das Hornauer Schießen, da Herr Stockhauſen nach dem dritten Liede ſtockheiſer wurde.“ Das Konzert mußte jäh abgebrochen werden. Ein Beweis, daß noch weitere Ruhezeit notwendig war, die er zu ſeines Vaters Kummer nicht in Kolmar, ſondern in Paris verbrachte. Schonung aller war der Grund, warum er es nicht tat; Furcht vor nutzloſen Diskuſſionen über den Schritt ſeiner Schweſter Cécile; andererſeits pekuniäre Sorgen des Vaters, die dieſen veranlaßt hatten zu überlegen, ob er Tannenfels verkaufen ſolle und müſſe. Das waren Bedrängniſſe, die für Jules ſo ſchmerzlich waren, daß er es vorzog, dem Vater nur brieflich zu raten, ſich lieber von dem ſchönen Beſitz zu trennen, als dauernd das Gefühl pekuniärer Unſicherheit zu haben; mündlich hätte er es wohl kaum vermocht, dem einundſiebzigjährigen alten Mann in ſeinem harten Kampf um dieſe Lostrennung zu beſtärken, die erſt am 5. September 1861 durch Unterſchrift unter den „Kaufbrief“ Tatſache wurde, wo-

durch das Beſitztum mit zahlreichen Liegenſchaften an den Kolmarer Bürger Carl Michael Hoffmann überging. Die Behandlung des Halſes ſetzte Jules auch noch in Paris fort durch Einblaſungen und ſtundenlanges Schweigen; erſt ganz allmählich ſang er ſich wieder in Bach und Händel ein.

Mit ſeiner Heimkehr ins Elſaß Ende 1860 häufen ſich auch dort die Taſchenbucheintragungen über Jagden; was er beim Fürſten Troubetskoi ſo genoſſen, ſetzte er mit Baſeler und elſäſſiſchen Freunden, meiſt Kaufleuten und Fabrikherren fort; und bald wußte man um ſeine Leidenſchaft, und neben den Konzertverabredungen laufen in den Briefen ebenſo ernſthaft die Beſprechungen über einzuſchiebende Jagdpartien einher. Bis März 1861 blieb er ſingend und jagend in der Schweiz und im Elſaß und wandte ſich erſt dann nordwärts über Darmſtadt, Frankfurt und Köln nach Hannover, Bremen und Hamburg.

Über die Eindrücke auf ſeinen Reiſen, über Konzerte und Menſchen, berichtete er kaum noch nach Hauſe; Mitteilungen perſönlicher Art, Fragen nach jedem Einzelnen, Sorge um alle, die er lieb hatte, Bemühungen um ihre Liebe zu ihm, nehmen den viel breiteren Raum in ſeinen Briefen ein. Vater und Mutter kannten Brahms und Joachim nur aus ſeinen Erzählungen, hatten die Werke, die ihm heiliges Erleben bedeuteten, noch nicht gehört, ſo die Paſſionen von Bach[95]). Ganz zu ſchweigen von den Werken ſeines Komponiſtenfreundes Brahms, mit dem zuſammen er am 19., 27. und 30. April drei Konzerte in Hamburg und Altona erlebte. „Man kommt zu nichts vor dieſem franzöſiſchen Sänger", ſchrieb Brahms am 2. Mai an Clara Schumann und im gleichen Brief heißt es: „Der herrliche Schumannſche Liederkreis zündete rieſig, wenigſtens fühlten wir uns förmlich getragen von der Begeiſterung der Zuhörer. Stockhauſen und ich haben in den Liedern Brüderſchaft getrunken." Das war im Konzert am 30. April 1861, demſelben, in dem Brahms ſeine A-dur-Serenade vor dem Hamburger Publikum wiederholte und von dem Kalbeck erzählt[96]): „Bei dieſer Gelegenheit ſang Stockhauſen wohl zum erſten Male Schumanns „Dichterliebe" als vollſtändigen Zyklus, und zwar teilte er dieſen in Halbkreiſe von je acht Liedern ab, zwiſchen welchen Brahms zwei Phantaſien aus den „Kreisleriana" als Inſtrumentalintermezzo der beiden lyriſchen Akte einſchob. Ein vortrefflicher Einfall ... Brahms, der als Introduktion zu dem Beethovenſchen Liederkreiſe die Phantaſie-Sonate in Es geſpielt hatte, erwies ſich als idealer Akkompagniſt. Er ordnete ſich dem Sänger weder über noch unter, ſondern gleich und trat ſelbſtändig hervor, wo die Kompoſition es verlangte. Er hätte nicht der fein empfindende Lyriker ſein müſſen, der er war, wenn nicht die vollkommene Übereinſtimmung von Geſang und Begleitung bis in die leiſeſte Regung der zum Tönen gebrachten poetiſchen Seele hinein, das Merkziel ſeines Beſtrebens geweſen wäre. Eine ſolche Harmonie läßt ſich nur durch das Zuſammenwirken zweier kongenialer Naturen erreichen. Stockhauſen mit der Begleitung von

Brahms ſingen zu hören, war ein Hochgenuß einziger Art. Und auch dem Sänger bereitete ein ſolches Akkompagnement ein Feſt. Denn hier konnte er das Äußerſte im Vortrag wagen, ſich gänzlich ſeiner Eingebung überlaſſen, ohne daran denken zu müſſen, daß außer ihm noch ein Zweiter am Werke war." Weiterhin führt Kalbeck aus, welch köſtlicher Plan durch ſeine Beſchäftigung mit den großen Liederkreiſen von Beethoven, Schubert und Schumann in Brahms reifte: die Anregung zur Kompoſition jener Gedichte, welche Tieck in ſeine „Liebesgeſchichte von der ſchönen Magelone und des Grafen Peter von Provence" eingeflochten hat. Dieſe fünfzehn Romanzen ſind in vier Heften mit einer Widmung an Stockhauſen 1865 und 1868 bei Rieter-Biedermann erſchienen.

Julius Stockhauſen an Henny Möller in Bremen:

Hamburg, den 13. Mai 1861.

... Daß ich nächſten Sonnabend in Oldenburg bei Hofe ſingen und Sie auf der Durchreiſe beſuchen werde, erfahren Sie durch dieſe Zeilen ... Wiſſen Sie aber auch ſchon ..., daß bereits die zwölfhundert Sitzplätze (zum Volkskonzert in Hamburg zu zwölf Shilling Entree) vergriffen ſind und nur Stehplätze an der Kaſſe verkauft werden? Es freut mich zu ſehen, daß nicht nur die Reichen, ſondern auch die Unbemittelten was von mir und meiner Schönen Müllerin wiſſen. Brahms meint, es wird ein recht luſtiges Konzert werden. Er wird ſämtliche Lieder begleiten. Ich legte ihm bei dem erſten Verſuch die geſchriebenen transponierten Noten auf: „Nee!" ſagte er, „gedruckt iſt beſſer!" und ſpielte die vierzehn zu transponierenden Lieder von der gedruckten Ausgabe. Ein fixer Muſikus, wie die Hamburger ſagen! Ich wollte, wir hätten ſo ein Kerlchen in Bremen! — ... Am 26. iſt großes Konzert bei Hof in Herrenhauſen (Hannover) zu Ehren des Geburtstages Ihrer Majeſtät. „Te Deum" von Händel (Dettingen) und A-dur-Symphonie werden aufgeführt. Die drei herrlichen Baßſoli übernehme ich, fahre dann nachts ... nach Baſel, wo am 28. Hauptprobe der Johannispaſſion von Johann Sebaſtian ſtattfindet. Von dort rutſche ich nach Paris; bleibe bis zum 21. dort und dann — dann — dann geht's zur Hochzeit meiner Schweſter Adèle nach Kolmar[97]) ...

Während die Konzerte im Norden ihren Verlauf nahmen und ſeinen Ruhm namentlich in Hannover und Hamburg feſteten, bereitete er ſich innerlich auf die große Aufgabe vor, die ihn in Baſel erwartete. Es galt dort am 31. Mai 1861 die Johannespaſſion von Bach als erſte Paſſionsmuſik in Baſel überhaupt im Münſter aufzuführen. Seine ganze Sorge war es, den Dirigenten Reiter bei

ſeinen Vorarbeiten mit jenem feu sacré zu entfachen, das er ſelber ſolchen Aufgaben gegenüber empfand, und auf dieſe Weiſe den unermüdlichen Helfer in Angelegenheiten des Basler Geſangvereins, Friedrich Riggenbach-Stehlin[98]) von der Ferne aus zu unterſtützen. Der Bankier Riggenbach und ſeine ſangeskundige Gattin haben durch regelmäßige Proben eines Chorkränzchens in ihrem Basler Heim den Aufſchwung mit vorbereitet, den das Basler Muſikleben in jenen Jahren gemacht hat. Der Biograph Riggenbachs, Emanuel Probſt, ſagt über jene Epoche, „daß das im Frühling des Jahres 1861 Erreichte, den Leitern des Inſtituts wie das Erklimmen der höchſten Stufe muſikaliſcher Leiſtungsfähigkeit erſchien; es handelte ſich um die erſte Aufführung der Johannispaſſion von J. S. Bach am 31. Mai 1861. Tatſächlich war mit derſelben von einer kleinen Stadt wie Baſel in jener Zeit das Größtmöglichſte geleiſtet, und es datiert deutlich von dorther ein großer Aufſchwung unſeres muſikaliſchen Lebens. ... Das Werk ſollte durchaus nach den Intentionen des Komponiſten aufgeführt werden. Man verſtärkte das Orcheſter; die Inſtrumente, welche Bach gebraucht hatte, die unſere Zeit aber nicht mehr kennt, ließ Herr Riggenbach anfertigen. Man konnte die Aufführung in unſerem weihevollen Münſter veranſtalten; Herr Riggenbach ſtellte das Podium zur Verfügung, welches notwendig war, um den Chor durch die Orgel begleiten zu laſſen. Endlich, um zu lernen, wo man etwas lernen konnte, reiſte das Ehepaar Riggenbach nach Köln und in andere große Muſikſtädte, damit man vor der Inſzenierung unſerer Aufführung erſt anderswo Paſſionsmuſik habe vortragen hören."

Julius Stockhauſen an Ernſt Reiter, Baſel:

Hamburg, den 8. Mai 1861.

Sei unbeſorgt, mein lieber Ernſt, ich werde es ſo einrichten, daß ich zu rechter Zeit in Baſel eintreffe ... Auch ich hätte gewünſcht, mehrere Proben mitzumachen, denn ... [die Johannispaſſion] iſt dramatiſch behandelt und will zuſammen einſtudiert werden ... Ich ließ mir heute von Grädener[99]) die Partitur geben und habe das ganze Werk durchgeſehen. Wirſt Du die Rezitative wirklich mit dem C. B. Cello und Cemballo machen? Das wäre das allerzweckmäßigſte, iſt es aber des Raumes wegen nicht möglich, ſo ſchreibe ich die Akkorde für zwei Celli divisi und C. B.; wenn es rein geſpielt iſt, klingt es nicht ſchlecht, nur müßten die Herren nicht wie in Köln kratzen und krächzen! Das wäre jämmerlich! Der arme Evangeliſt wußte oft nicht mehr, ob es dur oder moll, vermindert oder erhöht, heißen ſollte; ich kam ordentlich in Schweiß für ihn ... Wird Deine liebe Frau die Laute auf der Harfe übernehmen? Wie fein und zart müſſen die Bratſchenſpieler ſein, die die Gamba erſetzen ſollen! Ich freue mich

unbändig auf die erſte Arie in Es für Baß. Aber wie ſchwer ſind die Tenorarien! Wie akkurat, wie genau muß das alles ſtimmen, und doch nicht ſteif! Die Herren Soliſten ſollten ſich eigentlich bei den betreffenden Orcheſtermitgliedern einmieten und mit denſelben täglich während drei Wochen Bachiſch muſizieren. Ach, und die letze Sopranarie, wie herrlich! Haſt Du ein corno inglese für die Oboe di caccia! — Noch eins! Bekanntlich hatte Bach, wo es not tut, einen Flöten- und Oboenchor, d. h. er ließ ſich die Stimmen mehrfach beſetzen. Tu es doch für die Kraftſtellen! Es muß recht kräftig und derb klingen! Den löblichen Sängerchor Basileas aber, bitte ich gefaßt zu ſein, meine Arie in g-moll nicht langſam zu ſingen. Dieſe „Wohin?" müſſen aber nicht ſtark klingen, denn, meine Herren und Damen, ſo lange der Menſch fragt, iſt er im Zweifel, und ſo lange er im Zweifel, hat der Ton ſeiner Stimme etwas unbeſtimmtes, beſcheidenes. Alſo unbeſtimmt aber doch rein, beſcheiden und doch kühn! Gott, o Gott, wie ſchwer! Hätte ich nur ein Metronom! Ich wollte Dir mein Tempo einſtweilen angeben! Und die letzte Arie mit Choral! Wie ſchön und zart muß da geſungen werden! ... Und ſollten alle ſingen, es muß doch piano klingen, damit die Figuren des einzelnen Soliſten heraustreten. Doch genug! Vergeſſe aber den letzten Choral nicht und grüße Frau und Kinder. Herrn Riggenbachs Einladung nehme ich gerne an ...

Spricht hier nur der Sänger? Kündigt ſich nicht der Chordirigent in ihm ſchon deutlich an? Wie lange wird es noch dauern, bis er ſelber eine ſolche Aufführung vorbereitet? Aber wird der Sänger in ihm dann ſchweigend nur dirigieren wollen? Er, der ſich als Jeſus müht, „die Partie, die er ſo leidenſchaftlich gerne ſingt, ohne Leidenſchaft vorzutragen?"
— — Nahende Zukunftsfragen — Zukunftskonflikte. Einſtweilen ſingt er „nur".

Julius Stockhauſen an Heinrich Henkel, Frankfurt a. M.
Rigi-Kaltbad, den 9. September 1861.

... Ich habe ſchöne Pläne für nächſten Winter vor. Wir wollen im Elſaß die Konzerte wieder aufſtehen [laſſen]; ſie ſind ſeit 1848 tot, und der Mangel an Muſik läßt ſich doch fühlen! Nun ſoll ich in Kolmar und Mülhauſen die Direktion der Konzerte übernehmen und arbeite ernſtlich daran, meine Leute zu zählen. Kolmar ſchafft einen Teil der Bläſer an, Mülhauſen den anderen, zu den Proben werden die Blasinſtrumente durch vierhändiges Arrangement erſetzt und zu Hauptprobe und Konzert treffen ſich ſämtliche Windinſtrumente. Es iſt das einzige Mittel in kleinen Städten ... Von Freiburg können wir allerdings manche Hilfe bekommen, auch von Baſel, aber woher das Geld nehmen?

Was bisher fehlt, ist ein Konzertmeister in Mülhausen und in beiden Städten ein guter Cellist. Es wird sich wohl mit der Zeit machen! Anfang Oktober gehen die Proben an; ... zu meiner Wahl werde ich wohl noch ... Ihren Rat bedürfen, denn Sie haben auch mit „Delinquenten" angefangen! ... Mit Mozarts Es-dur-Symphonie fange ich an, meine Leutchen auf die Probe zu stellen. Der Anfang des Konzerts wird so eingerichtet, daß ich singen kann, den zweiten Teil bildet dann die Symphonie ...

Aus einem Brief des vierundachtzigjährigen Friedrich Hegar in Zürich, einer jener Künstler, der den „schönen Plan" verwirklichen half, geht am deutlichsten hervor, was Stockhausen gewollt und was seine musikalischen Freunde mit ihm im Elsaß geleistet haben. Hegar schreibt: „Gegen Schluß meiner Studienzeit am Konservatorium in Leipzig hatte ich das Glück, durch das Einüben und durch den öffentlichen Vortrag von Meisterwerken klassischer Kammermusikliteratur, die an die Ausführenden hohe Ansprüche stellten, wie z. B. die letzten Streichquartette von Beethoven, die Aufmerksamkeit der Lehrer in erhöhtem Maße auf mich zu lenken. Da meine dreijährige Studienzeit demnächst ablief, und der Nachwuchs von vier weiteren Söhnen es meinen Eltern wünschbar machen mußte, mich bald auf eigenen Füßen stehend zu wissen, rieten mir die Lehrer Moscheles und David, den Versuch zu machen, mir in England einen Wirkungskreis zu schaffen und der erstere stattete mich mit einem warmen Empfehlungsschreiben an seine Kunstfreunde in London aus, was den Erfolg hatte, daß ich schon nach wenigen Wochen nicht mehr nötig hatte, die finanzielle Unterstützung meines Vaters in Anspruch nehmen zu müssen. Als die Konzertsaison zu Ende war, kehrte ich zu meinen Eltern nach Basel zurück mit der bestimmten Absicht, mich zur nächsten Konzertsaison wieder in London einzufinden. Da besuchte mich eines Tages Julius Stockhausen. Er stand damals im Zenit seines Ruhmes als Sänger ... Diese Tätigkeit genügte ihm aber nicht. Er strebte Zielen entgegen, die — nach seiner Überzeugung — der Entfaltung seines Talentes gestatteten, sich höher zu schwingen. Als erstrebenswert schwebte ihm die Leitung eines großen Orchesters und eines großen Chores vor, für dessen ideale Schulung gewiß kein Zweiter ihm Ebenbürtiger hätte gefunden werden können. Um sich aber die notwendige taktschlägerische Übung anzueignen, hatte er sich in seiner Heimatstadt Gebweiler im Elsaß ein aus Angehörigen der dortigen Fabrikantenkreise bestehendes Orchester und einen Chor gegründet. Da aber seine Inanspruchnahme als Sänger ihn im Winter so häufig von Gebweiler wegrief, so stellte sich, je länger je mehr, die Anstellung eines Vertreters als gebieterisch notwendig heraus. Durch seinen Bruder Franz, der ein Studiengenosse von mir in Leipzig war, auf mich aufmerksam gemacht, erfolgte an mich die Anfrage von Stockhausen, ob ich geneigt wäre, eine Stellung als

ſein Vertreter in Gebweiler anzunehmen. Ohne langes Beſinnen ſagte ich zu und überſiedelte im September ins Elſaß, wo ſofort meine Tätigkeit begann, die zunächſt darin beſtand, daß ich in den Chorproben am Klavier begleitete und in den Orcheſterproben die erſten Violinen anführte. Je näher der Winter kam, deſto häufiger und länger wurde Stockhauſen durch ſeine Verpflichtungen als Sänger in Deutſchland feſtgehalten, ſo daß nicht nur die Proben, ſondern auch die Leitung des erſten Konzertes mir anvertraut wurde. Das wiederholte ſich während des Winters mehrmals; bei den Aufführungen wurde das Orcheſter durch Muſiker aus Baſel verſtärkt. Mit Beginn der warmen Jahreszeit trat nun eine für mich folgenſchwere Änderung ein. Es begann für mich die eigentliche Lernzeit bei Stockhauſen. Dieſer bewohnte die geräumigen Lokalitäten des oberſten Stockwerkes ſeines Elternhauſes. Er hatte zwei ausgezeichnete Muſiker veranlaßt, für einige Zeit nach dieſer Stadt zu kommen: den vortrefflichen polniſchen Geiger Maszkowski und den ebenſo ausgezeichneten Celliſten Lübeck, einen Holländer. Zu ihnen geſellte ſich ſein Bruder Franz, der ſich eine Wirkſamkeit als Muſiklehrer in Thann geſchaffen hatte; ferner Schwiedam, ein tüchtiger, aber etwas trockener Muſiker und ſchließlich noch meine Wenigkeit. Während der Oſterferien geſellte ſich auch ſein Bruder Emil zu uns, der vor kurzer Zeit begonnen hatte, an der Ingenieurſchule des Eidgenöſſiſchen Polytechnikums in Zürich zu ſtudieren. Da entfaltete ſich nun Julius Stockhauſen in der muſikaliſchen Leitung in ſeiner ganzen Größe und Bedeutung und zwar als genialer Vortragskünſtler allererſten Ranges. Wir kamen bis zum Hochſommer faſt jeden Sonntag vormittag bei ihm zuſammen. Er ſaß am Klavier und es wurde gewöhnlich zuerſt eine Kantate von J. S. Bach durchgenommen. Stockhauſen ſpielte, ſang und erklärte mit einer Überzeugungskraft, vor der ſich alle Anweſenden in Bewunderung beugen mußten mit dem Gefühl, ſo muß dieſe Muſik vorgetragen werden, wenn ſie ihrer ganzen Größe und Bedeutung nach erſtehen ſoll. Daß aber für diejenigen, die Sinn und Verſtändnis für das Erkennen geſangstechniſcher Geheimniſſe beſaßen, ein für ihr ganzes Leben unbeſchreiblicher Nutzen [hieraus] erwuchs, iſt ſelbſtverſtändlich. Wir hatten beſchloſſen ... in Kolmar einige Kammermuſikaufführungen zu veranſtalten. Das Einüben der Stücke, die zum Vortrag gelangen ſollten, erfolgte ebenfalls unter Stockhauſens Leitung, im Anſchluß an Bach. Die Vertrautheit mit den Stilarten dieſer von Bach ſehr verſchiedenen Muſik war ganz frappant und zeigte uns Stockhauſen auch auf dieſem Gebiete als großen Meiſter."

Wie das Dirigieren ihn anfangs erregt haben muß, beweiſt eine Brieffſtelle an Ernſt Reiter aus dieſer Zeit, in der es heißt: „Ich kann mich nicht entſchließen [im Abonnementskonzert] zu ſingen. Ich habe nichts Neues und habe nicht Zeit gehabt zu ſuchen; ich habe wohl eine effektvolle Arie von Mercadante, aber

die ist mit großem Orchester, und Ihr habt immer noch die hohe Stimmung. Dann mag ich nicht das Alte immer wiederholen ... übrigens ließe sich schon etwas finden, aber ich will lieber warten, bis ich die Ruhe im Dirigieren habe und mich weniger erhitze! Da hast Du's! Nämlich das Geständnis, daß mich das Dirigieren erhitzt, aber das ist ja ein Beweis, daß ich es nicht allein aus Liebhaberei tue! Hätte ich immer Neues zu singen, ich würde immer reisen und nicht dirigieren, aber so eine Sing-Maschine zu werden, daran habe ich wenig Lust, und ich will fortschreiten. Ich sehe jetzt schon, daß sich später in Deutschland so eine Kapellmeisterstelle sehr gut mit mäßigem Singen vertragen wird. Ich habe große Freude an der Partitur und wirklich Anlage dazu. Keiner will glauben, daß ich zum ersten Mal ein vollständiges Orchester vor mir habe! Aber ich muß ruhig werden, innerlich ruhig."

In diesen Monaten der fortgesetzten Proben im Elsaß, der gewissenhaftesten musikalischen Arbeit mit Kammermusikern und Orchester, in größter Erwartung der ersten vollständigen Aufführung der Schumannschen Faustmusik, die Hiller[100]) in Köln vorbereitete, und die bis zum letzten Augenblick gefährdet war, gab es einstweilen keine Möglichkeit zu innerer Ruhe, nach der es ihn verlangte. Aufgeregt durch das genaue Studium der Faustpartie schreibt er wiederum an Ernst Reiter: „Hast Du „Faust" kommen lassen? Mensch! Privilegiertes Menschenkind! Sieh Dir den dritten Teil an! Ob das nicht herrlich im Konzert klingen würde: „Waldung sie schwankt heran, Löwen sie schleichen stumm"! Ad rem carissime, ad rem! ... Schaffe Dir gleich die Musik an. Die Partitur ist fehlerhaft, der Klavierauszug besser; korrigiere nur, man lernt das Werk besser kennen." Liest man in der prachtvollen Würdigung des Werkes und der Mitwirkenden den Dank, den L. Bischoff, der Herausgeber und Kritiker der „Niederrheinischen Musik-Zeitung" an Hiller abstattete, „das größte Werk seines Freundes und Kunst- und Geistesverwandten zur ersten vollständigen und gelungenen Aufführung gebracht zu haben", so vergißt man gern den Kampf, der vorher darum geführt wurde. Hiller, der ausgeprobt hatte, daß die Aufführung der Faustmusik zwei volle Stunden dauern würde, schlug sich auf die Seite seines Komitees. Man bestand dort hartnäckig darauf, den Solisten am gleichen Abend Gelegenheit zu Solovorträgen zu geben und wollte durchaus nicht auf die übliche Beilage etlicher Ouvertüren von Beethoven, Mozart usw. verzichten; darum solle Schumanns „Faust" nur in gekürzter Form aufgeführt werden. So schrieb Hiller noch am 4. Januar an Stockhausen. Der machte seinem Zorne Luft in einem Brief an Clara Schumann, die sich rüstete, der Aufführung beizuwohnen, antwortete Hiller am 8. Januar ausführlich und sagt am Schluß:

„Encore une fois: Je suis prêt à faire un long voyage pour un seul concert, si le but est de donner l'ouvrage en entier, si non, je resterai à mes nombreuses et pénibles occupations. Depuis que je m'occupe plus particulièrement d'ouvrage

entier, j'ai appris à mieux connaître de ne pas fragmenter des oeuvres des grands maîtres ... Veuillez dire au comité toutes mes pensées au long et au large: 1. que l'année passée déjà j'avais promis de chanter le „Faust" de Schumann, mais pas des fragments. 2. que dans votre avant-dernière lettre vous accordez l'ouvrage entier et vous vous jouissez de le donner complet. 3. que je ne veux pas contribuer à l'exécution incomplète du „Faust" par amour pour l'ouvrage et par respect pour la composition."

Am Tage vor der Hauptprobe heißt es im Taſchenbuch: „Köln. Jagd mit Wendelſtadt [Godesberg]", und unmittelbar nach dem großen Abend: „Jagd; Keſſeltreiben." Zwiſchen dieſen beiden Eintragungen ſtand eine der größten ſchöpferiſchen Geſtaltungen Stockhauſens: Die Verkörperung der Fauſtpartie.

Stockhauſen hatte Goethes „Fauſt" weder auf der Schule „durchgenommen", noch war er damit groß geworden. Im Gegenteil, ſolange er im Elſaß weilte, war die deutſche Literatur überhaupt nicht an den Knaben und Jüngling herangekommen. Erſt in Paris hatte er einige der großen Werke aus eigenem Verlangen aufgeſchlagen und ſich von ihnen ergreifen laſſen. Faſt könnte man Huttens trutziges „Ich hab's gewagt!" über jene Stunden des Erfaſſens ihm bislang ferngehaltener Koſt ſetzen; gedenkt man aber der heißen Kämpfe, die dem Berührtwerden ſeiner Seele durch den deutſchen Geiſt folgten, ſo findet ſich kein Trotz, ſondern nur das heiße: „Ich laſſe Dich nicht, Du ſegneſt mich denn!" Empor zu dieſem Segen ſtrebte ſein ringender Wille, und deshalb liebte er auch jenes Werk ſo unausſprechlich, für das er ſich in Köln mit aller Macht eingeſetzt hatte, weil es letzten Endes Muſik zu ſeinem eigenſten Glaubensbekenntnis war: „Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen." Weil es gerade ihm eine Verheißung war, daß auch der irrende, fehlende Menſch zur Seligkeit gelangen kann. Das war es ja, was die Eltern ihm abſprachen, in ihren Augen gab es für ihn keine Erlöſung mehr, während er, „überſelig", „bei der Erſcheinung der Himmelskönigin im zarteſten Pianissimo die Worte hinhauchte: „Ich ſeh's am Glanze"[101]). Er wurde ekſtatiſch, wenn er das Nahen der Gnadenreichen verkündete, und tief erſchauernd und doch beſeligt ſah er die Jungfrau, Mutter, Königin in ſeinem Herzen aufſtrahlen. Als Knabe hatte er die Pauke in der Prozeſſion geſchlagen, mit ſeiner Sopranſtimme in der heimatlichen Kirche zur Ehre der Gottesmutter geſungen, nun war ihm „die Ausſicht frei" geworden! Auch die Schöpfung eines Genius kann ein Tabernakel bedeuten, und er empfand ſich als Diener des Allerheiligſten. Wenn ein Zuhörer an jenem Abend meinte, Stockhauſen müſſe katholiſchen Glaubens ſein, ſonſt wäre er nicht imſtande, die Myſtik des Pater Marianus mit ſolcher Erlebniskraft zu verkörpern, ſo mag es als ein Beweis dafür angeſehen werden, wie ſtark er eigenes Erleben in dieſe Schöpfung mit hineinzutragen vermochte.

Anſchließend an die Kölner Tage fanden ſich Clara Schumann und Stockhauſen zu einer Reihe von Konzerten in Köln, Zürich, Mülhauſen und Gebweiler zuſammen. Sie hatte an Brahms am 25. Januar berichtet: „Zum „Fauſt“ bin ich trotz meines verbundenen Armes nach Köln gegangen und habe einen Genuß gehabt, ſo vollkommen, wie ſelten in meinem Leben. Dieſes Werk wird meiner Überzeugung nach einmal ſeinen Platz neben den größten Werken überhaupt einnehmen. Der zweite Teil iſt mindeſtens ebenſo bedeutend als der dritte ... Stockhauſen hat über alle Beſchreibung herrlich geſungen ... Es war von Muſikern alles aus der Umgebung da, ſogar von weit her Kirchner und Walter. Ihr wurdet allgemein vermißt, man wollte nicht begreifen, daß gerade Ihr bei dieſem Werke fehltet[102]).“ Es muß für Stockhauſen eine ſtolze Freude geweſen ſein, die von ihm ſo tief verehrte Künſtlerin in einem der Konzerte der Société philharmonique in Gebweiler [am 13. Februar 1862] auftreten zu ſehen. Das Programm jenes Abends bewies ihr wohl auch den Ernſt, mit dem dort im Elſaß von Hegar und Stockhauſen gearbeitet wurde, um die Muſik von ihren edelſten Punkten aus wärmend und werbend auf die Zuhörer wirken zu laſſen.
Das Taſchenbuch meldet von der nächſten Zeit einen lebhaften Wechſel zwiſchen Deutſchland und Paris, wohin ihn Frau Schumanns Anweſenheit lockte, während ihn andererſeits ſeine Pflichten als Kammerſänger nach Hannover zogen.

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:

Paris, den 14. März 1862.

Hier geht es Allen gut. Selbſt Mme. Schumann leidet nicht unter dem Frühlingswetter und lebt ſich in Paris ein. Ich konnte ihr nützlich ſein, indem ich ſie zu mehreren Freunden begleitete, an die ſie empfohlen war. Am 20. März gibt ſie ihr erſtes Konzert; in der Société des concerts wird ſie am Oſterſonntag zum erſten Mal auftreten ... Heute Abend gehe ich mit ihr zu Troubetskois zum Muſizieren; morgen abend iſt muſikaliſche Soiree bei Mme. Viardot. Ich habe die neuen Opern von Gounod [„La Reine de saba“] und Grisar [„Le Joaillier de Saint-James“] gehört ... Erſterer hat mir Spaß gemacht, letzterer mich erbaut; er iſt ein Mann von Talent, und wenn er es fertig brächte, ſich von den franzöſiſchen Phraſen freizumachen, könnte er Bleibendes ſchaffen ...“

Clara Schumann ſchreibt um die gleiche Zeit in ihr Tagebuch: „Merkwürdig iſt doch und wunderſchön, wie Stockhauſen ſich inmitten dieſer franzöſiſchen Künſtler, die faſt alle auf Effekte ausgehen, ſo rein erhalten! Er war jahrelang an der komiſchen Oper und blieb der noble, echt deutſche Sänger, obgleich er

ſelbſt ein halber Franzoſe iſt.“ Ein weiterer Erfolg ihres Pariſer Aufenthaltes war, „den Muſikern Reſpekt für Johannes eingeflößt“ zu haben. Auch Stockhauſen durfte ſie in ihren Bemühungen für den Freund unterſtützen. Wie empfindſam ſeine Natur angeſichts des Schönen in jeder Geſtalt geworden war, erhellt aus einer Brieffſtelle jener Tage: „Ein hübſches Gedicht, ein Glas Wein, ein ſchönes Lied, eine ſchöne Symphonie, treiben mir das Blut ſo ſehr nach dem Kopfe, daß ich letzthin bei der Viardot in Paris, nach einer Händelſchen Arie wie beſinnungslos dalag . . .“

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms:

Paris, den 4. Mai 1862.

Mein lieber kräftiger Johannes! Wenn ich an Dich denke, ſo kommt mir immer das Komponieren in den Sinn, und ſo habe ich nun angefangen, etwas zu ſchreiben. Ich habe wirklich große Luſt zu lernen, und ich glaube gelehrig wäre ich auch. Aber — — aber — — hier iſt kein gediegener Menſch, zu dem man Zutrauen haben könnte und vor dem man Reſpekt haben muß, und ſo will ich mich zuweilen an Dir erfriſchen, bis ich einſtens in die Nähe Deines trefflichen Lehrers komme oder zu Hauptmann. Wie ſchade, daß das Frühjahr ſo warm und gar nicht konzertmäßig ausſieht! Die Tage ſind ſo lang und ſchön! Die Nächte ſo mild, ſo warm! Wir tragen hier abends keinen Überrock und die fashionables gehen in Zwilchhoſen herum! Iſt es anders in Hamburg? Lieber Freund! Wie ſieht es hier mit der Kunſt aus? Die Leute haben nur für eines Sinn: Für eleganten Vortrag und ſpitzfindige Nuancen! Was es auch iſt oder ſein ſoll, es muß mit der größten Feinheit vorgeführt werden! Ein p wird pp, ein pp — — pppp — — —! ein rf. iſt ein Rippenſtoß, ein Andante ein Largo und ein Allegro ein Prestissimo! Der gemütliche, witzige Haydn, der menſchliche, ſchöne Mozart, der gewaltige Beethoven, alles wird auf Pariſer Art vorgeführt und wie die Füße hier in den Stiefelchen alle klein ausſehen, ſo ſieht die großartigſte Muſik aus! Es iſt ein Jammer! Wir müſſen, weiß Gott, Joachim, Du und ich hier ſechs Wochen verbringen und den Leuten auf deutſch-derbe Weiſe die Meiſter vorführen. Belehren ließen ſich die Leute ſchon, aber die erbärmlichen Modekünſtler führen ihnen alle Speiſen verzuckert vor! Ritter, Saint-Saëns, Stamaty als Klavierſpieler, Maurin, Hammer, Alard als Geiger, Chevillard und Franchomme als Celliſten, alle verſündigen ſich auf die läppiſchſte Weiſe an der Kunſt und fürchten ſich ordentlich, den wirklichen Beethoven, Händel oder Bach den Dilettanti zu koſten zu geben. Doch genug! Der Brief ſollte Dir nur ſagen, daß ich nicht nach Hamburg reiſe, daß es zu ſpät iſt, daß ich am 23. im „Elias“ in Baſel ſingen ſoll, dann im Juni nach Köln zum Feſt

reiſe, und dann mit Grimms (das ſind liebe Leute) bummeln möchte und mit Dir auch! Schreibe mir nach Kolmar, Elſaß, wann Du in die Gegend kommſt; Schwarzwald, Schweiz oder Bergſtraße, ich möchte Dich wieder ſehen und ſpielen hören. Übe immer fleißig! Wir müſſen Alle noch viel für die ſchöne Kunſt wirken, jeder nach Kräften und Du ſchaffend! Glücklicher Menſch! Frau S[chumann] iſt wieder in Deutſchland! Grüße Avé und andere Freunde.

Der neue in dieſem Jahr von Kirchner und Stockhauſen für Xaver Segeſſer auf Rigi-Kaltbad ausgewählte Flügel[103]) wurde nicht nur mit Brahmsſchen und Schumannſchen Klängen eingeſpielt, ſondern Schnorr von Carolsfeld ſang droben aus „Triſtan" vor. Stockhauſen hatte ihn darum gebeten, als er ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte, weil er allzu gern die Gelegenheit ergriff, um durch einen ſolchen berufenen Künſtler die ihm noch faſt fremde Muſik Wagners kennen zu lernen. Friedrich Hegar weiß ſich deutlich zu erinnern, mit welchem Eifer, mit welchem Bemühen ſich Stockhauſen muſikaliſch ſchwierige Stellen mehrfach wiederholen ließ, wie er das Neue ernſthaft prüfen und erfaſſen wollte, ſehr im Gegenſatz zu Clara Schumann, die es ablehnte, dieſe Art von Muſik in ſich aufzunehmen.
In dieſem Jahr ſtand Stockhauſen zum erſtenmal mit den Worten der Fauſt-Muſik: „Hier iſt die Ausſicht frei, der Geiſt erhoben" auf dem faſt jährlich beſtiegenen Kulm. Sie verließen ihn nicht mehr. Sie verleiteten ihn auch dazu, alles Herkömmliche zu durchbrechen, als er bei dem Einweihungskonzert der neuen großen Orgel der Luzerner Stiftskirche von der Empore herab Rezitativ und Arie des verklärten Fauſt in die Kirche hinein ſang. Den Glanz der ihm zu Füßen liegenden Welt noch vor dem inneren Auge, weiteten ſich ihm die Kirchenmauern und auch hier ward ihm die Ausſicht frei, der Geiſt erhoben. Die Muſiker, Kirchner, Hegar und Stockhauſen muſizierten ſo recht unter ſich, und Clara Schumann, die unter den Zuhörern ſaß, mag gelächelt haben, als in der letzten Orgelnummer: „Freie Phantaſie, vorgetragen von Herrn Theodor Kirchner", Schumanns „Mondnacht" und „Abendlied" und Themen aus dem „Fauſt" mit einſchlichen. Nur gut, daß Händel und Bach und eine Kirchenarie von Stradella, zum Teil von anderen Künſtlern vorgetragen, auch in dem Programm vertreten waren, ſonſt hätten ſich am Ende gar Meiſter Gottfrieds muſizierende Engel aus dem „Tanzlegendchen" eingefunden, um diesmal nicht den Steinengeln der Kirche, ſondern den Herren Musici im Frack die zuſammengerollten Notenblätter des erdennahen „Fauſt" „um die Backen zu ſchlagen, daß es klatſchte" ... Die Luzerner aber ſchrieben: „Die Produktion gehörte nach allgemeinem Ausſpruch der Kenner zum Erhabenſten und Glänzendſten, was in dieſer Beziehung in Luzern je noch vorgetragen worden iſt."
Stockhauſen überließ ſeinem Bruder Franz und Friedrich Hegar die von ihm

geſchaffenen Konzerteinrichtungen in Gebweiler und Kolmar, denn als Fauſtſänger ſah er ſich vor neue Aufgaben geſtellt. König Georg von Hannover forderte ihn als Erſter auf, das Werk, in das er ſo tief eingedrungen war, in Hannover einzuſtudieren, die Proben an Ort und Stelle zu leiten, in der Aufführung im März die Baßpartie ſelber zu übernehmen, und beſtimmte Joachim zum Dirigenten des Abends. Einſtweilen ſang er „Fauſt“ in Elberfeld und Leipzig, und weil ihm ſein Singen allein nicht genügte, um für dieſes Werk zu zeugen, riß er noch einige Seiten aus ſeinem Tagebuch, in das er nach der Leipziger Aufführung am 4. Dezember 1862 ſeine ganze begeiſterte Seele ergoſſen und ſandte ſie der „Niederrheiniſchen Muſikzeitung“, wo ſie am 16. Mai unter dem Titel: „Aus der Mappe eines reiſenden Enthuſiaſten“ erſchienen. Immer mehr treibt ihn nun ſein Tatendrang dazu, in die Breite zu wirken. So wie er als Dirigent im Elſaß eine größere Schar begeiſternd entfachte und zum Höchſten in der Kunſt führte, ſo breitete er als Liederſänger immer häufiger den vollen Glanz ſeiner ſchönſten Lieder vor der Menge aus. Die von ihm als dem erſten deutſchen Künſtler in Deutſchland verſuchten „Volkskonzerte“, wie er ſie in Hamburg und Köln unternahm, verleihen den herrlichen „Volks-Liedern“ Schuberts, Schumanns und Mendelsſohns erſt ihr ganzes Heimatrecht. Nicht nur einige wenige Bevorzugte, nein, alle können kommen und ſich die Seele ſtillen am deutſchen Lied. So will er es, ſo hat er es vollbracht, das Lied in das deutſche Volk hineinzuſingen. Zweitauſend Zuhörer haben zum Einheitspreis von ein drittel Taler „Die ſchöne Müllerin“ im Gürzenich im Oktober 1862 zum erſtenmal gehört. Ferdinand Hiller begleitete, Pauline L'Arronge vom Kölner Stadttheater ſprach den Prolog und die drei nicht komponierten Liedertexte dazwiſchen. Die „Niederrheiniſche Muſik-Zeitung“ vom 1. November ſagte: „Die edlen Volkslieder, die keine andere Nation in dieſer Schönheit beſitzt, haben in Stockhauſen einen Sänger gefunden, der ihnen durch den Hauch der Töne ein ſolches Leben gibt, daß Poeſie und Muſik vollſtändig ineinander aufgehen, und man nicht weiß, ob man die Innigkeit und Wahrheit der Auffaſſung oder die wunderbare Kunſt, dieſer Auffaſſung durch den Geſang Ausdruck zu geben, mehr bewundern ſoll. Das ſtille entzückte Lauſchen der Zuhörerſchaft und die nach jedem Liede ausbrechende Begeiſterung zu ſchildern, iſt unmöglich.“

Wiſſend, daß der Widerhall im Volke für echte Kunſt, wie er ſie brachte, ſtark war, fühlend, daß ihm die Kräfte wuchſen zu muſikaliſchen Nachſchöpfungen mit dem Orcheſter, ſatt des ewigen Herumreiſens, war es begreiflich, daß der nun Sechsunddreißigjährige den Wunſch nach einer bleibenden Stätte empfand, und man wartet beim Leſen der Briefe und Taſchenbucheintragungen nur mit Spannung darauf, welcher Anlaß dieſe irrende Magnetnadel zum Stillſtand bringen wird. Wie kam es, daß für den Halbfranzoſen der Norden Deutſch-

lands eine ſo große Anziehungskraft beſaß, daß immer wieder das Taſchenbuch Hannover, Bremen, Oldenburg und Hamburg aufführt? In Hannover war es der Kreis um Joachim mit ſeinem luſtigen Schwarzkatzenorden, in deſſen Kapitel auch er aufgenommen worden war, und der Kreis des Hofes, der den „Kammerſänger" beanſpruchte; in Bremen die getreuen Freunde Möllers, in Hamburg Johannes Brahms, den er ſo innig liebte, daß er am 2. Oktober an Frau Schumann ſchrieb: „Es iſt merkwürdig, daß Johannes wegen alles was von Hamburg kommt, mich anzieht." Und in Oldenburg war es im Frühjahr 1863 eine Künſtlerin: Ellen Franz.
Stockhauſen hat nur ein Tagebuchheft hinterlaſſen und ihm nur eine Epoche ſeines Lebens anvertraut. Da es gerade diejenige iſt, die jene maßgeblichen Monate bis zum Frühjahr 1863 füllt, ſo ſei die Niederſchrift an dieſer Stelle, unter Weglaſſung alles Unweſentlichen, wiedergegeben. Wie das Tagebuch den Namen jener fernen Geliebten verſchweigt, die er bis dahin zehn Jahre hindurch in ſeinen Liedern und Geſängen beſungen hatte, ſo bleibe er auch fernerhin verſchwiegen.

Aus Julius Stockhauſens Tagebuch:

„Köln, 20. Oktober 1862 ... Hiller iſt immer der wohlwollende, anhängliche, hilfsbereite Freund. Er ändert ſich nie, ob man in ſechs Monaten ſchreibt oder nicht. Er iſt ebenſo jung an Geiſt wie vor zehn Jahren. Er liebt immer ſeine Kinder [Kompoſitionen] ... und dieſe Schwäche verſteht man. Er komponiert viel und ſchreibt zu raſch. Er legt das Werk nicht zwanzigmal nieder, wie Boieldieu ſagt. Seine Leichtigkeit darin reißt ihn mit fort. Sein letztes Lied in Moll für Cotta iſt entzückend, wirklich ausdrucksvoll. Seine Fähigkeit iſt unbegrenzt. Er iſt der Mann, der ein Quartett ſchreibt, nur um ſich zu üben, als reine Studie! Er iſt, um es richtig zu bezeichnen, mehr tätig als ſchaffend im wahren Sinne des Wortes ...
Mittwoch 22. Oktober. Beſuche; bei Frau Farina um den Saal des Gürzenich zu erbitten. Zu Tiſch bei Hiller. — Frau Bachofen (Winterthur) ſagt errötend, daß „Sonntags am Rhein" zum Teil Urſache ihrer Heirat an den Ufern des Rheines war. Ein echter Schweizer Charakter, naiv und wahr, offen und fröhlich. „Wie gefällt es Ihnen in dieſem Lande?" — „Wenn man einen guten Mann hat, geht alles gut!" antwortet ſie. — Warum habe ich nicht auch eine liebe Ergänzung? Ich würde „Sie" in der Nähe und in der Ferne lieben. Es iſt mir oft, als ſollte ich zu ihr fliegen, ihre Knie umfaſſen und ſie beſchwören, mich nicht allein zu laſſen. — Abreiſe nach Aachen ... Donnerstag den 23. Oktober ... Die Arie aus der Kantate von Bach: „Liebſter Gott, wann werd' ich ſterben" iſt von einer

unglaublichen Schwierigkeit[104]). Man wird täglich daran arbeiten müſſen . . . Die Kantate ermangelte der guten Aufführung. Falſch verſtanden. Dieſe herrliche Monotonie der Inſtrumentalpartie, ſelten nur durch den Chor unterbrochen, ward durch Nuancen, die Bach nicht gewollt, verdorben. Auch hat das Publikum dieſes Stück weder genoſſen noch verſtanden. Ich werde als Junggeſelle kein Teſtament machen, aber ich möchte dies Stück hören an dem Tage, da die Lampe, des Öles beraubt, auslöſchen wird, — an dem Tage, da die Seele, vom Körper befreit, zu Gott fliegen wird. Die Baßarie hat mehr wie eine Träne fließen laſſen; erſt bei ihr fing man an zu verſtehen. Ich muß auch ſagen, daß ich dabei viel an dieſen höchſten Augenblick gedacht und mich gefragt habe, ob auch jemand da ſei, mir die Augen zuzudrücken. „Doch weichet ihr tollen, ihr trüben Gedanken, Mich rufet mein Jeſus, wer ſollte nicht gehen!" Die Arie trägt den Sieg über alles andere davon, die Tränen fließen. Bach triumphiert über dieſe Phalanx von Feinden, beſonders über die Muſiker, die ihn ſchlafend aufführen oder ſo, daß Andere einſchlafen. Er iſt der ſchwerſte von allen Komponiſten . . . Ruhe nach dem Konzert. Einſamkeit, Ruhe, Träumerei. — Wenn Sie da wäre, um mir zu danken, daß ich es ſo gut gemacht habe, wie ich gerade konnte! Ein einziger Kuß, — würde er nicht den Applaus auf ſeinen richtigen Wert bringen? Ich würde „Sie" lieben wie einen Teil von mir ſelbſt, wenn ich „Sie" bei mir hätte. Das iſt nicht zu viel geſagt, denn ich fühle mich ſo unvollſtändig ohne ihre Stimme, um mich zu ermutigen, ohne ihr Auge, um mich zu entzünden. Ich bin nur halb, und für Augenblicke finde ich mein ganzes Ich. Aber dieſe Augenblicke ſind ſelten. Goethe würde mir dies verargen, aber was tun? — . . . „Sie" nennt ſich männlich — aber im Grunde iſt „Sie" weiblicher als alle Anderen, ſonſt würde ſie nicht auf dieſe Weiſe unterjochen. Manchmal könnte man ſagen, ſie hat Angſt vor ſich ſelbſt! Ein Wort verrät ſie, eine Bewegung, ein Tonfall der Stimme, und dann iſt ſie unwiderſtehlich! Ein Mann muß unglaublich franzöſiſch ſein, um mit einer ſolchen Frau zu leben, — er auf einer Seite, ſie auf der anderen. Ich, der ich mehr deutſch und mehr italieniſch bin — ich weiß nicht, welches mehr — ich würde mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen, oder mich ſofort nach Amerika einſchiffen.

Die Konvention in dieſem ſchönen Frankreich tötet manche Exiſtenz. Die Zeit naht heran, wo man ſie ganz [abſtreifen], d. h. ſich für immer aus dem Lande entfernen [muß]. Ich hätte gewünſcht, meinen Alten erſt die Augen zudrücken zu können, oder ſie ganz mit mir zu nehmen. Aber hierzu ſehe ich nicht die Möglichkeit. Gott gebe ihnen — und ich danke und ſegne Ihn dafür — ein langes Leben. Sie hängen an dem Lande, das ſie ſo lange ſchon bewohnen. Aber dennoch muß ich fort. Ich würde aus Schwäche tief unmoraliſch werden, wenn ich unter dieſem verhängnisvollen Einfluß bliebe ohne ſonſtigen Ausgleich. Die Gleichgültigkeit tötet mich. „Sie" iſt der entgegengeſetzte Pol meiner liebenden

Natur. Genug davon! Ich könnte nie aufhören, wenn ich mich gehen ließe. — Freitag den 24. Oktober ... Süßer, alles heilender Schlaf; ohne dich wäre ich seit langem ein Opfer meiner fieberhaften Unruhe. Bei Wüllner zu Tisch. Man spricht von Joachim, der Hannover verlassen hat ... Samstag. Von Aachen nach Köln ... Hiller hat alles vorbereitet für das Konzert am 28. im Gürzenich. Ganz Köln kennt schon das „demokratische", das Volks-Konzert! — ... Er ist mit Bischoff der Einzige, der vor dem großen Saale nicht zurückschreckt. Die einen fürchten die zehn Groschen für ihre Konzerte, die anderen für den Ruf des Saales ... Aber alles ist beschlossen. Samstag 26. ... Matinee bei Hiller. Arie von Grétry: „Wenn das Alter kommt". Romanze von Hasse „Perché del aure, se non volano il sospir! Perché, perché!" Oh sie fliegen weit, diese traurigen Seufzer, und sie müssen das Trommelfell neunundneunzigmal schwingen lassen ... Nach der Matinee Besuch bei Wendelstadt in Godesberg ... Dienstag: ... Eigenes Konzert von Julius Stockhausen ... Liederkreis: „Die schöne Müllerin". Besuch im Gürzenich um drei Uhr: siebenhundert Billette verkauft ... Aufregung, Fieber. Um vier Uhr neunhundert Billette verkauft. Um sieben Uhr siebzehnhundert, um halb acht Uhr zweitausend. Aufregung im Saal. Die Menge drängt sich. Man kommt und geht und weiß nicht, wohin sich setzen ... Alles ist vollgestopft. Der Anblick dieser zweitausend Menschen ist berauschend. Es fehlt nur Eine! — Das Kölner Publikum liebt über Alles die Musik ... Aus der ganzen Umgebung waren die Menschen da! Es war dies wirklich ein für alle populäres Konzert. Auf die Dauer muß die Demokratie den Sieg davontragen! — Nach dem Konzert Ruhe ... Man versäumte [bei Simons] nicht, über die „Schöne Müllerin" zu sprechen. Ich würde gerne und lange darüber reden, aber ich wage es nicht. Es ist besser, diesen Schatz in sich zu verschließen, als ihn den anderen zu offenbaren. — Addie Kyllmann[105]) hat die schönsten Augen, die ich kenne. — Mittwoch, den 29. Oktober ... Um 10 Uhr bei Bischoff ... Er hat Wilhelm Müller gekannt. Er war sein Klassenkamerad in Dessau, Sohn eines wohlhabenden Schneiders. Ihre gemeinschaftliche Reise nach Berlin, um ihre Manuskripte einzureichen! Man macht sich über sie lustig. Ihre Fußreise nach Weimar, um dort die „Räuber" von Schiller zu sehen. Sie sehen Goethe am Fenster. Wieland lebte noch! Rückkehr nach Halle. Ihre Geldverlegenheit. Der Onkel eines Kameraden (des dritten Gefährten auf ihrem Wege) zieht sie aus der Verlegenheit. Bischoff war Professor in Aarau und in Hofwyl in den Jahren 1820 und 1821 ... Der Dom [Köln] macht schnelle Fortschritte. Das Schiff löst sich schon ab. Am 14. Oktober 1863 soll alles vollendet sein bis auf die Türme. Welch ein Fortschritt! Was doch der Enthusiasmus der Bürger für ihre Stadt vermag! ... [Die Stadt] hat mich schön zahlen lassen: Dreihundertfünfundfünfzig Francs ohne Beleuchtung. Ich frage mich manchmal, wie ich nur den Mut haben konnte, dieses Konzert zu unternehmen? Das Leben hat

entſchieden ſeinen Wert nur durch das Gute, das es uns erlaubt auszuführen ... Donnerstag, den 29. Oktober: Abreiſe nach Elberfeld ... Probe mit Orcheſter, Chor, Solis. Weder die Rohn aus Mannheim, noch Th. Göbbels ſind angekommen. Die, die es am nötigſten hätten, kommen gewöhnlich als letzte. [Der Dirigent] Schornſtein iſt, wie Liszt ſagt, einer jener „tüchtigen Kapellmeiſter", der die Chöre gut ſingen läßt, und der nach Vorſchrift dirigiert nach der Angabe des Metronoms. Die Muſik von Schumann darf nicht auf dieſe Weiſe dirigiert werden, und man muß genug Geiſtesfreiheit haben, um nicht beſtändig in die Partitur zu ſchauen. Mit dieſen deutſchen Kapellmeiſtern ſingt man nicht frei. Es iſt ſehr ſchwer mit ihnen elegant zu ſein. Hiller iſt ganz anders feinfühlig. Er hat Geſchmack. — Die dazugehörigen Solis troſtlos ... Freitag, den 30. Oktober: Die Simons[106]) ſind voll Aufmerkſamkeit! Der weibliche Charakter in Deutſchland iſt muſtergültig. Die tiefſte Anhänglichkeit an die Familie und die größte Freiheit in der Freundſchaft für Fremde. „Sie" würde dieſelbe ſein, wenn ſie auch unter ganz anderen Bedingungen lebte. Geliebte Seele! Welche Schätze offenbart ſie und wie ſchwer iſt es, ihr auch nur ein Hundertſtel davon zurückzugeben. Neulich kamen wir von einem Spaziergang zurück ... Ich hatte mich verſpätet. Ich war unruhig. Wird „Sie" deine Verſpätung bemerkt haben? Die unausſprechliche Milde auszudrücken, als ſie das Wort: „Guten Abend, Sie kommen ſpät" ſagte. Den Reiz, der in dieſem einzigen Augenblick in dieſer Hand lag, — ſolch ein Glück war mir nie vor einem Dritten begegnet — werde ich nie verſuchen zu beſchreiben. Es würde ihn nur entweihen. In dieſem Augenblick war ſie nur ſie ſelbſt. Sie vergaß ſich für eine Sekunde. Solch' eine einzige Sekunde wiſcht Jahre des Leidens aus. Sie iſt eine erneute Taufe für dieſe ſeit zehn Jahren beſiegelte Gemeinſchaft, die nach Jahren langer, unveränderlicher Treue ſo ſchwer bedroht war. Wollte ſie dieſem Dritten beweiſen, daß auch ſie für Augenblicke eine glückliche Exiſtenz gehabt hatte? Daß ſie ſie jetzt hatte? Einen Augenblick hatte ich gezittert, aber, als ich darüber nachdachte, war jede Furcht verſchwunden. So kommt uns ſogar in der Liebe die Vernunft zu Hilfe ... Die Frauen haben davon vielleicht weniger wie wir, aber ihre außerordentliche Senſibilität, ihr Taktgefühl und ihr Geſchmack laſſen in der Liebe die Wage zu ihren Gunſten ſteigen. Anbetungswürdiges Weſen! Aber jetzt iſt „Sie" weit fort von Elberfeld! Es iſt Zeit dahin zurückzukehren ... Abends Hauptprobe, morgen das Konzert. Nur eine Hauptprobe für „Fauſt", das iſt kühn. Das Orcheſter iſt rauh, die Bläſer kennen kein Piano; die erſten Pulte, ohne den Konzertmeiſter auszunehmen, wollen ſich an gewiſſen, ſehr ſchlecht gewählten Stellen hören laſſen. Sie wollen zeigen, daß ſie es ſind, die mit ihrem Bogen leiten, anſtatt daß ſie ſich damit begnügen, ſie zur rechten Zeit und gemeinſam zurücktreten zu laſſen. Die Chöre, mit wenigen Ausnahmen, gehen gut. Dies iſt am Rhein gewöhnlich ſo. Gute Stimmen und viel Eifer. Die Orgel

macht in der Domſzene einen fabelhaften Eindruck. Sie iſt ein Hauch von oben, der das Ganze inſpiriert ... Sie iſt die Königin der Inſtrumente. Frau Schumann iſt aus Düſſeldorf gekommen ... Konzerte in Frankfurt und Hamburg [mit ihr] verabredet ... Probe für die Soli und Orcheſter. Fräulein X. ſingt „Jene Roſen" wie „Jene Hoſen". Es iſt jämmerlich! Es gibt alſo keinen Geſangslehrer in Elberfeld ... Wenn ich dieſes ganze Elend ſehe, ſo bitte ich (wie früher, obgleich es keinen Zweck hat), daß ich nicht vor der Zeit ſterben möge ... J. Grimm aus München, Tauſch aus Düſſeldorf, Kraus aus Barmen ... Biſchoff aus Köln, Bendemann, Direktor der Düſſeldorfer Galerie und ſeine Frau; die Heimendahls und die Beckeraths aus Crefeld; Kömpel, der Violinſpieler kommt extra aus Würzburg. Warum iſt „Sie" nicht da? „Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort Dir Götterausſpruch ſein. Er liebt Dich! Verſtehſt Du, was das heißt? Er liebt Dich!" ... Im Allgemeinen läßt die Aufführung viel zu wünſchen übrig. Die Aufgabe iſt ſehr ſchwer, ſie verlangt ſichere und erprobte Kräfte. Der zweite Teil macht durch ſeine dramatiſche Handlung am meiſten Eindruck. Der dritte trägt muſikaliſch den Sieg davon. Wenn er ganz vollkommen aufgeführt wird, ſo iſt dieſer Teil unwiderſtehlich. — Jahn wohnt bei den Simons und beim Heimkommen redet man von Goethe und ſeinem Werk. Dieſer Bonner Gelehrte iſt einer der liebenswürdigſten Menſchen, die es gibt. Welch Wiſſen! Welche Beſcheidenheit, welch entzückende Lebenshaltung! ... Um dieſes Werk [Fauſt] gut zu ſingen, muß man die Worte auswendig kennen und ſich ganz von ihrem myſtiſchen Sinn durchdringen laſſen. Dann nur könnte die Muſik dem Publikum zu Hilfe kommen. Aber dieſes Publikum, warum kennt es nicht zuvor das Werk ſeines größten deutſchen Dichters beſſer? In dieſer Beziehung hat Schumann dem Publikum, das ſich mit Literatur beſchäftigt, einen wirklichen Dienſt erwieſen.

Sonntag 2. November: Der Tag, der auf ein Konzert wie jenes war, folgt, zählt nicht mit. Weder der Geiſt noch der Körper ſind zu irgend etwas Ernſthaftem fähig. — Briefe ſchreiben; Spaziergang in den Wäldern. Seit geſtern iſt der Nebel auf das Land gefallen ... Entzückendes Zuſammenleben in dieſer Familie [Simons]. Frau Helene, die verführeriſchſte der drei Schweſtern [Kyllmann], ausgezeichnete Muſikerin, jetzt ſeit November in den Wochen. [Paul Simons] iſt „ein kleiner Fauſt" ... Mit dieſem Tagebuch iſt man nie ganz allein. Es iſt eine Freundin, ein Reiſebegleiter. Man müßte es mit Sorgfalt ſchreiben können, ausführlich. „Sie" würde es vielleicht gern leſen. Immer ſie, ſie überall. Was ſind wir, wenn uns eine Frau nicht gefangen nimmt? Arme Menſchen! Unglückliche Weſen, denen die Begeiſterung fehlt. Man arbeitet mit mehr Ausdauer für ſeine Kinder, mit mehr Feuer für eine Angebetete. — Seitdem „Sie" mich gebeten hat, Geld auf die Seite zu legen, tue ich es. Warum ich es tue, weiß ich nicht; denn ich würde unglücklich ſein, wenn ich leben ſollte, ohne

zu arbeiten, wenn ich Renten für mich allein hätte ... „Sie“ will, daß ich viel arbeite, denn ſie weiß, daß ich ohne die Zwangsarbeit zu viel an ſie denke, daß die Qual und die Sehnſucht an mir nagen ... Oft habe ich mir gewünſcht, arm zu ſein, in ihre Dienſte zu treten. Ich würde ihr Diener, ihr Hausknecht, ihr Hund ſein; ich würde ſie beſchützen, würde ihr dienen. Nichts würde ihr fehlen, und ich würde ſparen, um ihr eine Überraſchung zu bereiten. Aber ich bin beſſeres wie all dies: Ich bin ihr Kapellmeiſter, und [anſtatt wie ſonſt] Prinzen und Prinzeſſinnen, ſchickt „Sie“ mich auf Urlaub! „Bleib ſo lange fort als möglich“, ſagte ſie, „gehe für eine lange Zeit“. Sie weiß, wie ſehr ich unter der Gleichgültigkeit, die „Sie“ umgibt und die ihr aufgezwungen iſt, leide. „Sie“ kennt jede Bewegung meiner Stirn, jeden unregelmäßigen Schlag meines Herzens. Die Stunde des Konzerts naht — lebe wohl! ... Wie muß die menſchliche Natur aufnahmefähig ſein, wenn ſie, jahrelang in einem dunkeln Kontor mit Zahlen und doppelten Buchhaltungsbüchern lebend, eines ſchönen Abends [in Barmen] am 4. November 1862 zwanzig Lieder von Schubert im Fanatismus beklatſchen kann! Entſchieden iſt die „Müllerin“ eine Zauberin. Aber auch der Saal in Barmen iſt im höchſten Grade für Wohlklang geeignet. Das Piano durchdringt den Saal noch mehr wie das Forte. „Mein“ dreimal wiederverlangt, aber umſonſt! Die Nummer 10 iſt noch weit von der Nummer 20! man muß ſeine Kräfte für den „Abſchied“ aufſparen, für das berühmte „Ade“, für den Jäger, für die Eiferſucht. — Welch' ein Empfang, immer von Neuem! Nr. 8, 9, 10 ſind von einer ausgeſuchten Feinfühligkeit, Zartheit des Empfindens. Der Schlußreim: „So muß ich wieder gehn“ wiederholt ſich faſt zum Überdruß, und doch hört man ihn nie genug! „Tränenregen“ ſagt den Sturm voraus. Es ſind die großen Tropfen, die den Touriſten mahnen, einen Unterſchlupf zu ſuchen. Zwiſchen dieſen erſten Anzeichen und dem Sturme ſelbſt iſt einen Augenblick „Pauſe“. Aber ſofort packt uns der Zweifel. Jetzt iſt es die „Pauſe“, die es übernimmt, uns dieſe Ebbe und Flut zu erklären. Das Lied iſt einzig! Die faſt rohen Modulationen zeigen, wie ungeſtüm der Übergang vom Zweifel zur Hoffnung, von der Trunkenheit zur Verzweiflung iſt. Aber was hat denn dabei das „Mein“ zu tun? Nach dieſem Strom von Tränen, nach dieſem Vorläufer des Sturms, wie findet da dieſe Freude, wie dieſe Herausforderung des Frühlings, ja der Sonne, Platz? „Frühling, ſind das alle Deine Blümelein? Sonne, haſt Du keinen hellern Schein?“ Das iſt ein wahres Raſen. — ... Während der „Böſen Farbe“ bedeckt ſich die Stimme leicht, der Glanz kommt nicht wieder. Aber man muß aus dieſen kleinen Zwiſchenfällen Vorteile ziehen. „Trockne Blumen“ können gewinnen, wenn man ſie mit halber Stimme deklamiert. Der Ausdruck am Ende wird durch dieſes Hemmnis um ſo eindringlicher. Es wird eine allzu ſtarke Gemütsbewegung vortäuſchen. Dasſelbe iſt mir eines Tages bei dem Feſt in Düſſeldorf (1859) bei der Orcheſterſzene „Die Ruhe kehrt in

mein Herz zurück" nach der Furienſzene paſſiert. Der Erfolg war verdreifacht durch den niedergeſchlagenen Ausdruck, den die Stimme gezwungener Weiſe nahm . . .

Mittwoch, den 5. November: . . . Abreiſe nach Düſſeldorf . . . Abgeſtiegen bei Bendemann . . . Schlechte Nacht. Aufregung. Überreiztheit. Lange gewacht. Es iſt Zeit nach Frankfurt zu kommen und eine kleine Pauſe zu machen, um die Nerven zu entſpannen. Donnerstag, den 6. November: Das Haus Bendemann. Der Stil. Die Bilder, die Kupferſtiche. Raffaels Loggien. Die Madonna. — Probe . . . Tuſch! Welch Wunder! Das kommt in dieſem kalten Lande nicht oft vor.

Hannover, den 23. November: Ich gehe raſch vom 6. zu dieſem Tage über, doch nicht, ohne das Lied von [Julius] Tauſch „Jetzt weiß ich's" [Op. 6 H. 1 Nr. 1] zu erwähnen . . . Dies Lied, gut geſungen, könnte die Runde durch Deutſchland machen . . . Was ſoll ich jetzt von dem Aufenthalt in Frankfurt ſagen? Auf der einen Seite möchte ich ableugnen, je dort geweſen zu ſein, auf der anderen Seite freue ich mich darüber. Ich habe dort eine Frau gründlich kennen gelernt, die ich für aufrichtig genug hielt, die volle Wahrheit zu ſagen und erſt am letzten Tag, in der letzten Stunde, im Augenblick, wo der Wagen ſie mir für lange entführen ſollte, geſchah es, daß ich, ohne daß ich es wollte, aus ihrem Munde vernahm, was ſie nicht hatte eingeſtehen, nicht ſagen wollen, trotzdem ich ſie auf den Knieen darum angefleht. „Sie ſind wie ein kleiner Strom, der die härteſten Felſen in ſeinem Laufe mitreißt" ſagte ich ihr; „kein Herz widerſteht Ihnen, und die Urſache davon liegt in Ihrem jungfräulichen Ausſehen. Obgleich Sie verheiratet ſind, ſieht man, daß Keiner Sie gefangen hält. Man möchte ſagen, daß Ihr Herz Ihnen noch ganz gehört." — „Nein", antwortete ſie, „es iſt eher der Wunſch, das Bedürfnis, der ganzen Welt zu gefallen, das mich ſo auffallen läßt und ſo anziehend macht." —

Könnt Ihr, die Ihr je geliebt, die Ihr Euer Leben einer Frau gewidmet habt, Euch den niederſchmetternden Eindruck dieſer Worte vorſtellen? Der Blitz zerſtreut nicht raſcher die Nächte und erfüllt uns mit heftigem Schrecken, als dieſe furchtbaren Worte, die dem Munde derjenigen, die man angebetet, entſchlüpften. Es iſt unnütz, zu ſagen, daß der Schwindel den Freund ergreifen mußte, daß er im erſten Augenblick nicht verſteht, daß er das Bewußtſein verliert von dem, was ihn umgibt. So habe ich ſie auch in dieſem Augenblick an den Wagen geleitet; ich ſah ihre Freundin ankommen, ich habe für das Gepäck geſorgt, habe ſie an die Bahn begleitet, wo eine zahlreiche Geſellſchaft ſie erwartete, — ich drückte krampfhaft ihre Hand — und der Blitz hat den Tod nicht verurſacht. So ſchreitet der Held, ſeinem Stern vertrauend, in den Kampf; eine Kugel trifft ihn, er geht noch vorwärts; — ſo beſchleunigt das wilde Tier ſeinen Schritt nach dem Todesſtreich . . .

Und wer ist denn diese Frau, die auf diese Weise in einem Augenblick die Illusion eines Mannes, den sie zärtlich geliebt hat, zerstören darf? Das ist dieselbe Frau, die einen Monat vorher, im Wagen von diesem selben Manne ihre schönen Haare küssen ließ; dieselbe Frau, die ihm erlaubte, ihr leidenschaftlich die Hand zu drücken und sie zu küssen ... Für sie wäre er nach Sibirien gegangen, für sie hätte er jeden Centime gespart; für sie hätte er jede Demütigung erduldet, hätte um das Lob eines Journalisten gebettelt, hätte sich vor einem Fürsten gebeugt. Er hätte darauf verzichtet, sie zu sehen während einem Jahr, während zwei, drei Jahren, wenn es nötig gewesen wäre, um ihrem Willen zu gehorchen ... Ich will mir Dich vorstellen, wie Du damals vor mir standest und bateſt um Liebe, um Zärtlichkeit! Ich will mir den Augenblick vergegenwärtigen, wo ich Dir sagte, ich müsse nun fort! Da weintest Du, weintest bitterlich, was Du vorher nie getan. Ich war bestürzt! Ich will an meine Rückkehr denken, wie Du mir in die Arme flogst, wie wir, erstickt durch Wonne und Schmerz, stumm uns umfangen hielten, wie Du mir angesichts der Natur, im Donner der Gletscher, später mir neue Liebe versprachst und beteuertest; wie ich in Anbetung von Dir Abschied nahm; wie Du mir noch nachreistest; wie ich glaubte, es müsse ewig so bleiben und könne niemals etwas Schöneres geben als Dich lieben! Ewig sollte es dauern. „Yours for ever" schriebst Du am 1. März, „Dear Sir, Yours for ever."

Die Liebe liebt das Wandern,
Gott hat sie so gemacht,
Von Einem zu dem Andern,
Gott hat sie so gemacht.

Oh, daß ein deutscher Dichter auch in der bittersten Ironie dies schreiben konnte! Dies abscheuliche, gotteslästernde Wort! Nein, Gott hat sie nicht so gemacht!

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Und das ist mein Wurm, das ist's was mich früh zu Grabe bringen wird! Das ist's, was mich elend macht! Ich möchte es mit dem Leben sühnen, für Dich sterben, damit Du glücklich würdest, gleich diesen Moment, diese Sekunde! — Frankfurt, den 12. November: ... Wenn ich Frau wäre und hätte mein Herz erst nach der Heirat vergeben (das kann aus verschiedenen Gründen geschehen, besonders [wenn man] mit achtzehn Jahren [geheiratet hat]), weit entfernt

von dem lebend, der nie verlangt hat, daß „der Andere“ ſich von ihr trennen ſolle, ſo würde ich erwarten, daß er ſich nie verheiratete. Wenn eine anſtändige Frau ſich ganz einem Herzensfreund ergibt, ſo will das heißen, daß ſie bei ihrem Manne nicht die Liebe gefunden hat, die ſie erträumt, die ſie das Recht hatte zu erwarten, die Gott in das Herz eines jeden Weſens gepflanzt hat. Der Gatte liebt ſie, wie die Welt nun einmal iſt, um ſeiner ſelbſt willen; aber ſie bedarf Einen, der ſie nur um ihrer ſelbſt willen liebt. Nur die ſelbſtloſe Liebe kann das Leben einer feinfühligen Seele, einer zartfühlenden Natur ausfüllen. Nun wohl. Wenn eine anſtändige Frau ein Herz außerhalb des ehelichen Bündniſſes gewählt hat, wenn ſie dieſe neue Taufe, die in ihren Augen allein die Ehe heiligt, empfangen hat, ſo muß ſie ihr ganzes Herz in dem finden, den ſie mit einer ſo großen, ſo wahren Liebe liebt. Sie muß ſich jedem Augenblick in ihm wiederfinden. Wenn ſie dieſem Manne ein einziges Mal geſagt hat: „Ich gehöre Dir, ich bin ganz Dein“ ſo iſt er gebunden für immer. Denn eine anſtändige Frau opfert die menſchlichen Geſetze nur gegen göttliche Geſetze und wer wird leugnen, daß dieſe Geſetze eine ganz andere Kraft, eine ganz andere Dauer haben als die erſteren. Ja, er iſt gebunden, gebunden fürs Leben, denn ſo lange die Liebe beſteht, ſo lange iſt ſie Ehe, und ohne ſie iſt ſie ein Bruch und alle Geſetze des Weltalls können daran nichts ändern. Dieſe zwei Weſen haben weder einen Prieſter nötig, um ſie zu vereinigen, noch einen Magiſtrat, um ſie zu ſcheiden. So lange er für die geliebte Seele die Achtung und Zärtlichkeit bewahrt hat, ſo lange er ihr beweiſt, daß er immer derſelbe iſt, daß er umſonſt verſucht hat, ſie zu vergeſſen, ſo lange darf er kühn den Kopf heben. Sie darf ein Gefühl des edlen Stolzes haben. „Keine Frau“, wird ſie ſich ſagen, „hat mich aus ſeinem Gedächtnis auslöſchen können; keine wird ihm je die Zärtlichkeit gewähren, die ich ihm gebe, keine wird ihn mit dem ſüßen Namen der Liebe nennen, keine wird nach mir ſeine Frau ſein ... er wird ſein Gelübde halten. Ich war arm, er hat mich reich gemacht. Obgleich Mutter, war mein Herz doch noch jungfräulich. Er ſah, wie es ſich verzehrte; er hat es entwickelt. Ich kannte nur den Namen der Liebe; ich weiß jetzt ihren Urſprung, ihre Vollkraft. Ich ahnte Gott und glaubte an ihn; jetzt weiß ich ihn! Ich kenne ſeine Größe und ſeine Geſetze, ſein Allwiſſen und ſeine Güte! Ich war Sklave, jetzt bin ich frei! ... Er läßt mich nicht aus den Augen. Er beſchützt mich mit ſeiner Liebe, und wenn er es verhindern könnte, daß ich je einen traurigen Gedanken hätte, ſo würde er es, ich weiß nicht um welchen Preis, tun. Unaufhörlich opfert er auf meinem Altar. Seine Gedanken, ſeine Taten, ſein Herz, alles gehört mir. Geſegnet ſei er dafür.“ —

Eine ſolche Frau, eine auserwählte Frau, die durch ein hingebendes Herz gehalten wird ... kann vielleicht bald ihrem Manne zurückgegeben werden. Sie kann ihm noch zahlreiche Kinder ſchenken. Die neue Taufe aber, die ſie erho-

ben und in ihren eigenen Augen veredelt, ſogar vollendet hat, wird ihr neue Kraft geben, ihre Pflichten zu erfüllen ... Aber, ich wiederhole es, wenn ich Frau wäre, möchte ich niemals denjenigen, den ich ſo leidenſchaftlich geliebt, am Arme einer Anderen ſehen, und da wir das Herz der Frau nicht nach unſerem eigenen beurteilen können, füge ich hinzu: Solange ein Mann Glaube hat in die Frau, die er liebt, ſolange das Herz ſeiner Geliebten rein iſt, ſolange es nicht durch dieſen zügelloſen Wunſch zu gefallen, der das Leben ſo vieler Frauen zerbrochen hat, beſchmutzt iſt, ſolange wird er ſich nicht entſchließen können, mit einer anderen vor ihr zu erſcheinen. Ein Schamgefühl wird ihn verhindern, ſie zu verwunden und aus Furcht, ſie auch nur für einen Augenblick erröten zu machen, wird er für immer auf Familie verzichten.
So iſt es, wie der Künſtler, der Dichter, die Liebe verſteht und weit entfernt, ihnen dieſen Glauben zu nehmen, ſie aus ihrem Paradieſe zu verjagen, ſollte man eher verſuchen, ſie für immer darin feſtzuhalten ... Wollt Ihr ihnen ihre Illuſionen fortnehmen, wollt Ihr ſie für immer heilen, ſo ſprecht, ſobald eine Frau ſich ihnen nähert, die Worte, die ihnen das Herz und den Glauben zerreißen: „Das Bedürfnis zu gefallen, reißt mich fort!“ Furchtbare Wirklichkeit! Entweihung der heiligſten Gefühle! Lebe wohl, Poeſie! Liebe, lebe wohl! Lebwohl für immer. —
Hamburg, den 26. November: Wo waren wir denn ſtehen geblieben? Es iſt ja gleichgültig. Alle dieſe Ereigniſſe ſind lächerlich neben der Hauptſache, neben dieſem Thema, auf das nicht mehr zurückzukommen das Beſte iſt. Es zeigt ſich viel Arbeit, um von dieſem traurigen Ereignis abzulenken. Der neue Lebensſtrom nimmt einen ſo intereſſanten Lauf, daß man wenigſtens den Mut und die Kraft haben muß, nicht mehr davon zu reden ... Am 21. November [war das] erſte Philharmoniſche Konzert in Hamburg [geweſen] ... Frau Schumann ſpielte das Konzert ihres Mannes in a-moll. Das Orcheſter iſt roh. Der Kapellmeiſter [Grund][107]) aus Alter nachläſſig. Suiten von Lachner ... Gar zu wenig Göttliches im Stil. Angebot von Avé Lallement [betreffend] die Konzertdirektion. Antwort verſchoben. Am 23. November Konzert am Hofe von Hannover. „Dichterliebe“; Frau Schumann am Klavier. Sonate in F von Beethoven. Die Damen häkeln und ſtricken; in den großen Augenblicken erheben ſie die Köpfe. Der König hält ſeinen Wunſch, „Fauſt“ zu hören, aufrecht ... Am 25. Konzert in Hamburg: „Dichterliebe“. Keinem der entzückenden Stücke fehlt der Erfolg. Einige werden zweimal verlangt. Am 26. Beſuch bei Baron von Merck, öſterreichiſcher Konſul. „Die Hamburger verlangen immer nach einem Papſt, nach jemandem, der ſie beſchäftigt und der ſie leitet. Sie werden der nächſte Papſt ſein!“ Famos! — Beſuch bei Herrn [Präſident] Ernſt Goßler, Mitglied des Komitees der Philharmoniſchen Geſellſchaft; entzückender Mann; fein, wohlerzogen. Normale Stimmung, neuer Saal, Orgel [erbeten]. — „Alles

wird ſich machen, wenn Sie unſer Anerbieten annehmen," ſagte er, „es wird der Muſikkunſt einen neuen Anſtoß geben." Wie ſollte man nicht annehmen mit der Ausſicht auf ſo viel Gutes. Zum Eſſen bei Bielings, eine Bekanntſchaft vom Rigi ... Ein Hamburger Interieur. Gemütlichkeit, Wohlhabenheit, echte Kaufleute; warm und zuvorkommend. Das erſte Glas Wein iſt von einem kleinen Toaſt auf den Gaſt begleitet. Das letzte Glas, ehe man vom Tiſch aufſteht, von dem im Norden gebräuchlichen „Geſegnete Mahlzeit" begleitet. — Meine lieben Freunde! Der Segen liegt in der Mäßigkeit. Ich fürchte ſehr, daß Ihr dieſen Segen etwas zu weit gegriffen habt für Eure Mägen, die im Norden ein wenig zu groß ſind. Und mir iſt eigentlich nach der Mahlzeit ein Dank an denjenigen, der dem Ganzen vorſteht, lieber, als ein Segen von Euch zu mir auf unſere müden Mägen." —

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms:

Hamburg, den 27. November 1862.

Lieber Freund! — Es drängt mich Dir von Deiner Heimat, die vielleicht auch die meine werden ſoll, zu ſchreiben. Wie ſich das alles noch geſtalten wird, kann ich noch nicht berechnen; aber was ich mit Beſtimmtheit ſagen kann, iſt, daß es mir ſehr ſchmerzlich wäre, wenn Du nicht in Hamburg bliebſt. Frau Schumann ſpricht davon, als ob Du vielleicht nicht zurückkehren würdeſt! Es iſt wohl ſehr ſchön in Wien, aber in der Heimat iſt's noch ſchöner, und ich denke mir ein Zuſammenwirken hier recht erquicklich, ſchön und für mich belehrend[108]). Sieh mal an! Grund wird penſioniert, er behält ſeine bisherige Gage. Ich ſoll die ſechs Konzerte dirigieren, aber ich ſoll auch ſingen, und wenn ich ſinge, ſo muß doch einer dabei ſein, der mithilft. Gelegenheit ſollteſt Du genug bekommen, Dich tüchtig im Dirigieren zu üben und dann — — — nun dann, wenn es Dir gefällt, ſo gehe ich meiner Wege und ſuche mir eine andere Stelle. Die M. D. [Muſikdirektoren] ſterben wie andere Leute, und es gibt überall zu erſetzen. Wer ſollte z. B. den „Fauſt" oder „Walpurgisnacht" dirigieren, wenn ich ſinge? Sollte man dem alten Grund den Stab wieder in die Hand geben zu Werken, die er vielleicht nach ſeiner Weiſe einſtudieren würde? Bedenk' es doch! Es wäre wunderſchön. Das Gröbſte übernehme ich gerne und ſtudiere das Werk ein, wenn Dir die vielen Vorproben läſtig werden! Geld iſt allerdings wenig dabei zu verdienen; aber wir wollen ſchon mit Privatkonzerten uns Geld verſchaffen, denn das braucht man auch zum Leben; es iſt ſchrecklich, wie das Metall durch die Finger geht!

Haſt Du dieſer Tage oft an uns gedacht? Sei am 4. Dezember mit uns im Geiſte in Leipzig zum Fauſt und mache, daß Du Ende Februar wieder in der

Heimat bist. In Hannover studiere ich sechs Wochen lang Schumanns Werk ein und Joachim wird wohl dirigieren. Vom 15. Januar bis zum 1. März bin ich mit ihm. Am 6. März soll ich die zweite Orchesterfoiree hier dirigieren und habe meine Wahl getroffen: Symphonie Es-dur von Mozart, Musik zum Ballett: „Die Geschöpfe des Prometheus" von Beethoven, C-dur-Symphonie von Schubert! — Deinen Brief vom 22. Juli[109]) habe ich die ganze Zeit mitgehabt, um das Bild nicht zu vergessen! Hier schicke ich Dir's. Es ist von einem reizenden Mädchen gemacht: Josephine Backofen in Darmstadt [eine Photographin]. Die hat Augen! Schwarz wie Kohlen und so treu (scheinbar), denn sie sind's alle nicht, und ich erkenne jetzt, etwas spät, daß wir doch ganz andere Kerls sind wie dieses schwache Geschlecht! Doch genug! Du bist auf einem Terrain, das ziemlich gefährlich ist und kannst allerlei Erfahrungen machen! Ich wollt', ich könnte Dich vom 5. Dezember bis 15. Januar in Wien besuchen. Ich will an Spina schreiben von wegen der „Schönen Müllerin" und „Winterreise". Vielleicht läßt sich's arrangieren. Nun sei zum Schluß herzlich gegrüßt von Deinem Sänger J. S.

Brahms wandte Hamburg, nicht dem Freunde Stockhausen, den Rücken. So bitter es ihm war, zu sehen, daß die Vaterstadt, der er in Treuen anhing, nicht ihn, sondern den beliebteren Sänger berief, dem Freunde Stockhausen hat er es nicht nachgetragen. Er war darin größer als seine Freunde, denen es sehr schwer fiel, Brahms, den Schaffenden, dem reproduzierenden Künstler gegenüber zurückgesetzt zu sehen. Mit dem Wortspiel: „Grund ist genug da, um ihn abzudanken", das Stockhausen einmal an Avé Lallemant schrieb, sind die Beweggründe des Komitees zur Verabschiedung ihres Dirigenten erklärt: Wilhelm Grund war zweiundsiebzig, und hatte fünfunddreißig Jahre lang die Philharmonischen Konzerte dirigiert. Schon im März 1861 hatte eine Kritik der „Neuen Zeitschrift für Musik" über das 12. Philharmonische Konzert, in dem Frau Schumann Gast gewesen war, folgendes über die in Hamburg herrschenden Musikverhältnisse ausgesprochen: „Dem [Beethoven] Konzert selbst ging Robert Schumanns schwungvolle B-dur-Symphonie voran, die indessen an vielen Stellen hinkte und lahmte und die vor allen Dingen das belebende Element eines energischen Dirigenten total vermissen ließ. Ich kann nicht umhin, hier eine Wahrheit auszusprechen, die, mag sie auch unseren Berichten hiesiger (Hamburger) Referenten, die da immer von Energie und trefflicher Leitung fabeln, geradezu ins Gesicht schlagen, doch einmal ausgesprochen werden muß. Es sei ferne von mir, dem höchst ehrenvollen Herrn Grund irgendwie eine Kränkung zufügen zu wollen, allein hier nur die Interessen der Kunst im Auge habend, kann ich nicht umhin, zu erklären, daß Herr Grund nicht mehr der Mann ist, einem Institut, wie das der Philharmonischen Gesellschaft, vorstehen zu können. Seine

Verdienste um diese Gesellschaft verdienen die vollste Anerkennung und Dank, allein das Alter fordert sein Recht und dies macht sich geltend; ein Dirigentenstab aber erfordert Kraft und Energie, die Herr Grund, selbst beim besten Willen, nicht mehr mitzubringen vermag. Möge er mit Ehren zurücktreten und als Künstler im Interesse der Kunst handeln, seinen Dirigentenstab einem jüngeren, lebensfrischen Talente überlassen."
Man wählte Stockhausen, und traute seiner gewinnenden Persönlichkeit neben der erprobten Musikalität seines Wesens mehr Einfluß auf die Belebung des Hamburger Musiklebens zu, als dem für diesen Posten berufeneren Meister der Instrumentation Brahms. Die kühlen Hamburger wählten das heißere Element, und der rauhere, sich in der Vaterstadt übergangen fühlende Einsame, zog nach dem wärmeren Wien. Stockhausen seinerseits ergriff die „Aufgabe", nicht die „Stelle"; er betrachtete Hamburg als Feld der Ehre, wo er für seine Kunst fechten und streiten konnte. Allen Lauen im Geiste schwur er Fehde, und Avé Lallemant bekam es gar bald zu fühlen: Bequem war der neue Direktor nicht.

Aus dem Tagebuch von Julius Stockhausen:

[Hamburg] 28. November. Musik ... Besuch bei Brahms. Das Herz zog sich zusammen, als ich den Fuß auf die erste Stufe setzte! Er ist nicht da! Diese intelligente, kraftvolle Natur hat seine Vaterstadt verlassen. Er ist in Wien. — Wird Brahms wiederkommen? —
... Im intimen Verkehr haben die Hamburger viel Reiz. Sie sind lebendig, haben Herz. Man kann auf sie zählen, wie auf die Freundschaft eines erprobten Engländers ... Der Hamburger Dialekt ist für Gesang wenig geeignet. Sp und st auf englische Weise ausgesprochen, pfeift sehr in der Musik. — Lewes, Goethe. — 30. November. Abreise nach Hannover ... Verlorener Abend ... „Oeser erklärt mir, daß das Ideal der Schönheit, Einfachheit und Ruhe ist und daraus folgt, daß die Jugend nicht ihr Meister sein kann" (Goethe). Dieser Satz wiegt den ganzen Rest des Tages auf ... Leipzig, den 2. Dezember ... Nach dem Essen Besuch bei Frau Frege. Dieses Heim macht das Herz bluten. Der Professor mit all seinem natürlichen Geist und seinen künstlerischen Instinkten wird in Händen von protestantischen Ultramontanen beunruhigt, was noch schlimmer ist als von katholischen. Er ist halb verrückt ... Er segnet alle Welt mit seinem berühmten Wort: „Der Herr sei mit Euch". Und beim dritten Male antwortet ein Spaßvogel ihm eines Tages: „Herr Professor haben bereits die Güte gehabt" ... Und seine Frau neben ihm. Sie altert sichtlich physisch, aber ihr Geist, ihr Herz bleiben jung ... Sie ist eine Frau von außergewöhnlichem Charakter ... „Gehen Sie nach Hamburg," sagt sie, „werden Sie ein

routinierter Kapellmeiſter." ... Die Probe zum Quartett im Schumannſchen Fauſt geht gut. Die Chöre ſind feſt. Die Solis wundervoll. Frau Milde von Weimar (Gretchen und Sorge), Frau Auguſte Leo von Berlin, ein herrlicher Alt (Dilettantin). Die Stimme des Mephiſto iſt zu ſüß für dieſen eingefleiſchten Teufel. Die Tempi von Reinecke ſind lebhaft, ſelten edel. Im allgemeinen geht alles zu ſchnell. — Mittwoch Generalprobe, Donnerstag Beſuch bei David. Sein Schüler Wilhelmj aus Wiesbaden, aus guter Familie, voll Talent; mehr Mechanismus als Herz ... Frau Milde, zarte krankhafte Natur. Sie hat die Art der Weimarer: Liszt, der Genaſt, der Prinzeſſin Wittgenſtein. Die Milde ganz aus derſelben Schule. Krankhafte Übertreibung. Hyſteriſche Empfindung. Bei Frau Frege; Frau Schumann; ihre Freude, wenn ſie an die Aufführung des Abends denken. „Wenn Sie ſingen, gibt es Augenblicke", ſagt Frau Frege, „wo man wieder ganz glücklich wird, wo man vergißt, in welch drückender Atmoſphäre man lebt. Ich wollte, ich wäre ein achtzehnjähriges Mädchen. Ich würde Ihnen heute abend um den Hals fallen und für alle danken! Da müßten Sie auch gleich mit uns ziehen!" Und glücklich würde derjenige ſein, der eine ſo entzückende Frau heimführen dürfte; ſo künſtleriſch, ſo deutſch durch und durch! und die Muckerei ihres Mannes läßt ſie zuſehends altern, und ſie iſt ſchon tot, obgleich ſie noch lebt; ſie lebt nur in wenigen Augenblicken! —

Goethe! Welche Vorbereitung wäre beſſer für das Konzert wie Lewes. Das iſt ein feines Buch! ... Aber vor allem ſoll man Notizen machen, wenn man Leſſing lieſt. Er iſt der erſte Kritiker Deutſchlands. — Dienstag Abreiſe nach Frankfurt ... Abendgeſellſchaft bei Rothſchilds; Lärm, unanſtändiges Betragen der Vornehmen; die Baronin wagt nicht Schweigen zu gebieten. Herr von Sahr begleitet ſchlecht. Strauß, durch den Lärm außer ſich gebracht, hält ein und ſpielt ſein Stück nicht zu Ende. Er verweigert weiterhin zu ſpielen; ich beruhige ihn; er fängt wieder an, nachdem er durch ein ſtummes Zeichen mit dem Bogen Stille erzielt hat. Das iſt das einzige Mittel mit dieſen Leuten.

Donnerstag morgen, Ankunft in Kolmar. Aufregung beim Anblick der Vogeſen. Dieſer kleine Fleck Erde wird mir immer teuer ſein! Niemals werde ich ihn, und ſei es nur nach Abweſenheit von ein paar Wochen, wiederſehen, ohne eine tiefe Traurigkeit und eine ungezügelte Freude zu empfinden. Das iſt die Schule des Herzens. Ich möchte dieſe glücklichen Jahre zurückrufen können, ſie wieder und wieder erleben! Wieder durch dieſe fieberhaften Gemütsbewegungen durchgehen. „So iſt es die allmächt'ge Liebe, die alles bildet, alles hegt" (O Goethe!) Seſenheim iſt nicht weit von dieſen Gefilden. Wie müſſen Deine Gefühle geweſen ſein, als Du nach zehn Jahren dieſe entzückende Friederike wiederſahſt! Sie weiſt alle Anträge zurück, indem ſie ſagt, das Herz, das einen Goethe geliebt, kann keinen anderen lieben. Wundervolles Kind. Dein Inſtinkt, Dein weibliches Genie verſtanden es, in dieſes große Herz zu dringen

und einige Wochen des Glückes genügten Dir, um Dein Dasein auszufüllen ... Mein Vater wird alt, er hat Schwächeanfälle. Mutter geht es besser wie je, sie hat sich verjüngt! Hegar hat tüchtig an dem Quartett gearbeitet ... Donnerstag Kolmar Vorbereitung für die Matinee vom 28. Dezember. Freitag Jagd; zwei Rehe und ein Fasan. Hegar ist begeistert von der Jagd ...
Januar 1863. Goethe schreibt an seine Mutter „Ich habe einen guten Namen und gute Freunde hinter mir, und so wirst Du die Beruhigung haben zu wissen, daß ich nicht ganz tot bin." 10. Januar Kolmar. Vorbereitung zur ersten Matinee. — 13. Januar ... Man hat letzten Sonntag so gut verstanden [was wir wollten], daß der Erfolg ein vollkommener war[110]), und man muß unseren tapferen Künstlern öffentlich dafür danken ... Für unser Publikum des Oberrheins war die Kammermusik bis vor etwa drei Wochen unbekannt, und durch diese einzige und erste Aufführung haben wir uns von dem Reiz überzeugen können, den diese intime und ernste Musik ausübt. So haben wir es vorausgesehen. Die Wahl des Lokals war dabei nicht gleichgültig und der Saal der „Zwei Schlüssel" war wie geschaffen dafür. Was das Programm dieser Herren betrifft, so war es mustergültig ... Das Publikum, ein wenig zusammengepreßt, ist ganz Ohr, weil nichts es zerstreut, nichts es ablenkt. Weder die Toiletten noch das blendende Licht des Gases. In einem Wort, alles war vollkommene Harmonie und man hörte mit Sammlung, mit einer sichtbaren Freude, diese ernste, logische Auseinandersetzung von Vieren. Aber woher kommen diese vier Fremden? Warum haben sie gerade Kolmar und nicht eine andere Stadt gewählt für ihr Zusammenspiel? Da ist Herr Hegar; der andere aus Lemberg in Polen ist Herr Maszkowski; der dritte aus Sachsen ist Herr Schwiedam. Alle drei sind Schüler des Konservatoriums in Leipzig von Ferdinand David, dem berühmten Violinspieler. Der vierte ist aus dem Haag: Lübeck [Cellist] ... Sie haben in Kolmar eine Flamme entfacht und haben unsere Stadt um die reinsten und edelsten Genüsse bereichert, und nur zu diesem Zweck haben sie Kolmar gewählt. Sie wissen, daß das Elsässer Publikum die zwei Haupteigenschaften besitzt, um der guten Musik zuzuhören und Beifall zu spenden: Das deutsche Gemüt und die französische Lebendigkeit." —

Julius Stockhausen an Eduard Möller, Bremen:

Kolmar, den 20. Januar 1863.

... Bei meiner Ankunft im Elsaß fand ich die Zeit günstig, um dem Publikum zum ersten Male Kammermusik vorzuführen. Die Ärmsten! Sie hatten nie eine solche Musik gehört und haben sich so gefreut, daß ich reichlich für meinen längeren Aufenthalt belohnt bin! Sie sehen, es geht voran mit der Eroberung

des Elſaß; noch einige Jahre und unſer Völklein wird wie andere Deutſche die Meiſter kennen und lieben. Was der König [von Hannover] dazu ſagen mag, weiß ich noch nicht; wenn er aber durch meinen eigenhändigen Brief erfährt, daß ich für Deutſchland ein Stückchen erobere[111]), wird er ſich gewiß freuen! Genug! Am 1. Februar bin ich in Hannover und dann ſoll es mit Stundengeben und Inſtruieren losgehen! ... Ich bin furchtbar fleißig; leſe, ſchreibe wie toll, ſinge, ſpiele ſogar Bratſche, um hie und da in einem Quintett auszuhelfen! Es iſt ein wahrer Jammer mit Bratſchiſten! ... Eine Frau bringe ich noch nicht mit, aber es könnte doch bald geſchehen! — ... Haben Sie gehört, daß ich auf ein Probejahr nach Hamburg ziehe, um dort die ſechs Konzerte zu leiten? ...

Julius Stockhauſen an Fr. Riggenbach-Stehlin, Baſel:

Schwerin, den 16. Februar 1863.

Sie ſtellen viele Fragen an mich! ... Die Hauptfrage iſt die Fauſtfrage. Nun, wir ſind fleißig [in Hannover] ... aber es geht langſam, und vor dem 15. März [es wurde der 21. 3.] wird es ſchwerlich zur Aufführung kommen. Zwei Drittel der Leute können nicht Noten treffen, und ſo muß Takt für Takt einſtudiert werden bis die Unſicheren auch ausgeben. Es iſt doch jammerſchade, daß man die Leute nicht muſikaliſch heranbildet. Kapellmeiſter Scholz, ein trefflicher Muſiker, paukt ihnen in Oktaven ihre Stimmen ein, und ſo ſuchen die Leute nie, und finden noch weniger. Aber Freude haben ſie daran! Sie kommen fleißig und der Chor wird immer größer. Abtrünnige, die zwei Jahre abweſend, laſſen ſich für „Fauſt" wieder aufnehmen. Eifer iſt da und mit Zeit iſt alles möglich ... Es ſollen die allerbeſten Kräfte mitmachen. Fräulein Ulbrich: Gretchen; Frau Coggiati: Sorge; Fräulein Weiß, die talentvollſte von allen[112]): Mater gloriosa und ſonſtige Altſtellen; Dr. Gunz: Ariel, und Bletzacher: Pater profundis und Mephiſto dazu ... Was Kolmar betrifft, ſo ſind wir dort im Fortſchritt. Die vier Quartettmatineen haben den beſſeren Sinn ſehr geweckt und ſo geht es langſam vorwärts ... Sehr intereſſant iſt mir das tiefere Eingehen in muſikaliſche Produktionen, und wenn ich mehr wüßte, mehr Leſſing geleſen hätte, könnte ich vielleicht für das Elſaß Nützliches leiſten. Grüßen Sie recht herzlich unſeren Theodor [Kirchner]. Ich habe ihn unausſprechlich lieb, aber leider kommen wir zu wenig zuſammen.

„Mir ſcheint, als finge ich jetzt erſt zu leben an, als ſei alles Bisherige nur eine Einleitung zum wahren, poſitiven und doch ſo poeſieerfüllten Daſein geweſen“ (Julius Stockhauſen an ſeinen Vater).

DER SÄNGERDIRIGENT IN HAMBURG

(1863—1867)

Die Anſprache, die Julius Stockhauſen an das Orcheſter in Hamburg gelegentlich der erſten Probe zur Vorbereitung der zweiten Symphonieſoiree des Philharmoniſchen Konzertvereins am 16. März 1863 hielt, lautete:
„Wie ich mich freue, nach mehrjähriger Bekanntſchaft Sie von dieſem Pulte begrüßen zu dürfen, können Sie ſich kaum denken! Es war ſchon längſt mein ſehnlichſter Wunſch, mit einem Künſtlerorcheſter ein ſchönes Werk einzuſtudieren. Im Elſaß habe ich wohl mehrfache Verſuche mit Dilettanten und gemiſchtem Orcheſter gemacht, und der Geſchmack für deutſche Muſik verbreitet ſich dort mehr und mehr, aber es geht langſam voran, für mich zu langſam, und ſo habe ich mit wahrer Freude den Antrag des Komitees der Philharmoniſchen Geſellſchaft angenommen, die zweite Symphonieſoiree hier zu dirigieren. Werke habe ich keine aufzuweiſen; ich habe weder Oratorien noch Symphonien geſchrieben, und wenn Sie fragten, was mich Sänger berechtigt, den Dirigentenſtab zu ergreifen, ſtünde ich wahrhaft beſchämt da. Aber, meine Herren, wo ein geſunder Keim iſt, da kann eine Frucht werden, und ich trete vor Ihnen mit der feſten Überzeugung auf, daß an Fleiß, Eifer und Enthuſiasmus für die Sache mir keiner die Palme ſtreitig machen ſoll. Wenn Sie ſo viel Nachſicht für mich haben können, als ich Liebe zum Orcheſter mitbringe, muß unſer Werk gelingen! Möge Schuberts Geiſt über uns ſchweben, und laſſen Sie uns von den göttlichen Längen, wie Schumann ſagt, keine Note ſtreichen. Durch ſchönen, feinen Vortrag ſollen ſie dem Publikum klar und lieb werden!“
Das Programm dieſes Abends ſetzte ſich zuſammen aus: Haydns G-dur-Symphonie unter Leitung des Herrn Grund. — Ballett aus Beethovens Muſik zum „Prometheus“. — Schuberts C-dur-Symphonie unter Leitung des Herrn Julius Stockhauſen.

Julius Stockhausen an Clara Schumann:

Hamburg, den 7. März [1863].

Noch von hier aus will ich Ihnen melden, daß die Symphoniesoiree gestern sehr gut ausgefallen ist und jeder Satz der herrlichen Schubertschen mit Dank und Beifall aufgenommen wurde. Zum Schluß wurde sogar Ihr untertänigster Sänger gerufen und mit Lorbeeren bekränzt.
Wie es zugegangen, daß ich ein Orchester in Deutschland gefunden und zum Dirigenten geworden bin, ist mir noch ein Rätsel, ein Traum, und das Glück verdanke ich doch meistens Ihnen, liebe Freundin, und darum auch meinen eiligsten und wärmsten Dank. Wären Sie nicht nach Guebwiller gekommen, hätten Sie nicht dort mit unserem dürftigen Orchester gespielt, mich dann hier empfohlen als einen, der die Anlagen hat, ich wäre vielleicht heute nicht Konzertdirektor in Hamburg. Und nun habe ich den Wirkungskreis und Joachim in der Nähe, einen Ratgeber, einen lieben Freund, einen großen Künstler einige Stunden von hier! ... Von Brahms weiß man hier seit drei Wochen so viel wie nichts; am Ende kommt er unverhofft zum großen Nationalfest am 18. März. So meinen die Eltern! Ich glaube nicht, daß er sich viel daraus macht. Wie alles hier werden soll, kann man nicht voraussehen; doch etwas wird geschehen: Die Pariser Stimmung bekommen wir zum Winter und damit bessere Blasinstrumente. 2. Fagotte und 2. Flöten stimmen nicht zum übrigen, und es liegt teils an den Instrumenten, teils an der Nachlässigkeit der Musici. Aber was Sie freuen muß, ist zu erfahren, daß das Orchester, welches in der ersten Leseprobe über den Sänger-Dirigenten eigentlich die Achseln zuckte, immer mehr und mehr Zutrauen bekam und schließlich durchs Feuer gegangen wäre. Mehr wie vier Proben wollte ich nicht machen, um sie nicht zu erschrecken, aber Vater Brahms sagte mir, man hätte eigentlich eine fünfte erwartet. Am besten ging das schwere Finale; ich hatte es am genauesten einstudiert; gekürzt wurde nichts, wie bisher in den Stimmen zu sehen war, und das Publikum schien recht dankbar dafür zu sein. „Faust" wird am 21. erst in Hannover gegeben. Ich telegraphiere, wenn es recht fest steht.

Julius Stockhausen an Clara Schumann[113]):

Hannover, den 23. März 1863.

Es war ebenso unmöglich, gestern einen Brief zu schreiben, als eine Viertelstunde mit einem Menschen zu sprechen ... Ich glaube nicht, daß je ein solcher Zusammenfluß von Musikern und Musikliebenden in Hannover gesehen worden ist. Telegraphieren wollten wir, aber da hieß es wohin? Da waren also: Riggenbachs und Kirchner aus der Schweiz, Bischoff aus Köln, Engel und Dietrich aus Olden-

burg, Möller und Töchter aus Bremen, Avé aus Hamburg, Otten, Dr. Hartmann und Herr Schwarz ebendaher, einer aus Bückeburg, einer aus Altenberg, Grimm aus Münſter, Livia Frege aus Leipzig mit Gemahl, kurz, alles was Geld und Sinn für neue, ſchöne Muſik hat, war zugegen ... von Frankfurt aber kein Menſch und der Abt von Braunſchweig war auch nicht gegenwärtig. Livia Frege meinte, nun hat man wieder einmal Muſik gehört und immer gedacht, ſo muß es ſein. Joachim gelang auch jedes Tempo, was bei den Proben nicht immer der Fall war. Er war ganz begeiſtert und gab ſich unglaubliche Mühe. Wenn er, wie man von Mendelsſohn erzählt, mit einem gewiſſen Lächeln, mit einem ſchalkhaften Worte, mit begeiſtertem Auge auf Chor und Orcheſter zu wirken wüßte, er wäre unſer erſter Dirigent, aber ſein Geſicht iſt zu ernſt ſobald er den Stab ergreift, und er läßt die inneren Gefühle auf dem Spiegel der Seele nie gewahr werden. Aber wie ſpielte das Orcheſter gegen Leipzig! Ei, ei, wie man da den Meiſter erkennt, und wie habe ich Anfänger aufgepaßt! ... Das Werk Schumanns vergißt keiner mehr, der zuhörte. Alle waren begeiſtert und vor allem der Chor! Wie funkelten die Mädchenaugen, wie glühten die Herrengeſichter! Sie gaben ſich unbeſchreibliche Mühe, es gut zu machen. Der ganze Hof war zugegen und alle dankten, aber was gibt man dafür! Die eine Hand, die ſich nach Marianus' Arie trotz der königlichen Stille rührte, iſt maßgebender! ...

Aus dem Tagebuch von Julius Stockhauſen:

Am 26. März [1863] Konzert Altona; am 30. März „Paulus" in der Petrikirche ohne Orgel; am 3. April „Messias" in Bremen; am 8. April Konzert in Oldenburg. 15 Piſtolen!!!
Am 9. bei Hof [in Oldenburg]; 25 Piſtolen. — Am 10. „Jane Eyre" [geſpielt von Ellen Franz[114]) in Charlotte Birch-Pfeiffers „Die Waiſe von Lowood"]. — Am 11. Probe für Donna Diana. Am 12. Adieu! Ab nach Bremen, nachts Hannover. Am 13. Probe „Orpheus" Hannover. Wenn man die Traditionen der Muſik von Gluck nicht kennt, muß man wenigſtens zu den Originalpartituren, ſeien es franzöſiſche oder italieniſche, ſeine Zuflucht nehmen. Nach Hamburg. 14. April: Hamburg. Frühling. — Leſſing: „Laokoon" Kapitel 16.

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms:

Hamburg, den 17. April 1863.

Am Konzerttage gewöhnlich beſuche ich Deine lieben Eltern; habe es auch heute getan und fand ſie recht wohl. Aber Menſch! (style Avé) komme bald; denn ſie

ſcheinen wirklich recht traurig über Dein langes Ausbleiben; Dein Mütterchen ſieht gedrückter aus wie je, ich glaube, Deine Schweſter hat auch noch mal ſo viel Kopfweh und der Vater fragt Jeden, ob er kürzlich Briefe bekommen habe. Nun, was mich betrifft, muß ich mich immer ſchämen, wenn man mich um Nachrichten bittet! Warum aber ich Dir nicht geſchrieben habe, vermag ich nicht zu ſagen! Das viele Reiſen, das Partiturleſen, Singen, Dirigieren hat mir auch wenig Zeit gelaſſen und dann haſt Du mich, wie Joachim, „Schneider" getauft, und ich denke, von Schneidern lieſt man nicht gerne Briefe. Nun, ſei dem, wie es will, lieb hab' ich Dich doch und denke viel mehr an Dich, als wenn ich viel ſchreibe; denn das Gewiſſen beißt doch manchmal recht heftig; und ſo nimm mit dem guten Willen und dieſem verſpäteten Lebenszeichen fürlieb. Im Nebenzimmer ſitzen Avé, mein Bruder Franz und J. J.[oachim] ... Heute kam er zur Extra-Probe und ſpielte wie ein Gott das Beethovenſche! Kannſt Du Dir denken, wie mir das Herz poppelte, währenddem ich dirigierte? Nun, er war bis auf einige Stellen ziemlich zufrieden und fand einen weſentlichen Fortſchritt im Zuſammenſpielen des Orcheſters. Komm doch bald, daß ich Dich noch ſehe, ehe ich nach der Schweiz reiſe. Denn ſo lieb mir Hamburg iſt und die Muſik und das Orcheſter insbeſondere, ſo muß man doch wieder Natur kneipen, und das kann man am beſten bei uns am Luzerner See. Unſer Programm lautet heute abend: Preciosa-Ouvertüre, Seneſchall-Arie, Beethovenkonzert. — 2. Abteilung: Arie aus „Fauſt" (Sonnenaufgang), Adagio und Fuge von Bach, und c-moll-Symphonie. Es ſoll Grunds Schwanengeſang ſein; ich fürchte aber, er pfuſcht uns noch dann und wann ins Handwerk, was mir immer wieder Alpdrücken macht. Aber beſſer wird's bald, das ſollſt Du erleben und mitgenießen, wenn Du es nicht verſchmähſt, mit uns zu muſizieren. Am 28. ſinge ich die Müllerlieder ... Am 25. ſinge ich ſie in Oldenburg mit Dietrich und als Declamatrice Fräulein Franz aus Berlin, eine allerliebſte, gebildete junge Dame, die aus Begeiſterung für die Kunſt Schauſpielerin geworden iſt. Sie iſt zwei Jahre beim Theater. Die ganze Woche bin ich in Oldenburg. Wenn Du Zeit haſt, ſo ſchreibe mir zwei Zeilen bei Ritterhof Zum Erbprinzen. Alle grüßen herzlich, ſo auch und inniglichſt Dein treuer Sänger.

Aus dem Tagebuch von Julius Stockhauſen:

18. April: Morgens halb ſechs mit Joachim nach Harburg; per Droſchke nach Bremen. Mittags zwölf Uhr in Oldenburg. Abends Theater. — Ellen Franz. — Aufgeregte Szene zum Schluß. 19. April: Geſtändnis. — „Alſo lieb ich Euch, Geliebte, daß mein Herz es nicht mag wagen" etc. — „Oh nein! ſagen Sie das nicht, Herr Stockhauſen — — —"

20., 21., 22. April: „Was Ihr wollt"; Benefiz von Fräulein Franz; Viola und Cesario; die übrigen Rollen ſchwach. Männerkleider ſchwer zu tragen für Damen. Blumen. — Goethe. — Liebe. — Ohne ſie zu ſprechen nachts abgereiſt; [morgens] 8.45 in Hamburg; Sturm; Elbe; Wellen! —

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:

Hamburg, den 25. April 1863.

Ich habe Dir ſchon lange nicht geſchrieben und hätte es auch nicht gekonnt; denn es gingen mir allerlei Gedanken im Kopfe herum, und bis ein Entſchluß gefaßt iſt, kommt bekanntlich der Geiſt nicht zur Ruhe ... Ich war zum zweiten Male in kurzer Zeit in dem hübſchen, aber toten Neſtchen Oldenburg und zwar nicht der Konzerte wegen, ſondern wegen einem Fräulein aus Berlin, ein Fräulein Ellen Franz, die Tochter des Direktors der dortigen Handelsſchule und Profeſſors der engliſchen Sprache. Sie iſt ſeit einiger Zeit in Oldenburg und iſt ein ſo gebildetes, charmantes Mädchen, daß ſie einem Künſtler gefallen mußte ... Das Fräulein iſt von guter Familie, iſt ladylike durchweg, distinguée sous tous les rapports, ſpricht deutſch, engliſch und franzöſiſch (ihre Mutter iſt eine Engländerin); ſie iſt groß gewachſen und hat, wenn ſie ſpricht, einen ſo intelligenten Blick und Ausdruck, daß alle gerne zuhören. Von welcher Konfeſſion ſie iſt, habe ich nicht gefragt; ob ſie vermögend, ebenſowenig; [die] Tante, bei der ſie wohnt, ſagte, ſie kniee jeden Abend vor dem Schlafengehen vor ihrem Bett nieder: Eine Chriſtin alſo, die an Gott glaubt, und täglich in ihrem Gebete ihren Glauben ſtärkt. Was braucht es mehr? Daß ganz Oldenburg für ſie ſchwärmt, — es iſt nicht groß —, daß die Frau Großherzogin ſelbſt bat, ſie kennen lernen zu wollen, beweiſt, daß ſie eine Dame iſt; daß ſich jeder angezogen fühlt, beweiſt ihr gutes Herz, und ihre Stimme ſagt noch viel mehr. Sie ſingt zwar nicht, aber wenn ſie ſpricht, ſo kommt der Klang von ihrer Seele. Sie ſoll auch ſehr ſchön Klavier ſpielen und wurde als Künſtlerin in Berlin und Weimar ausgebildet, hielt es aber, der Aufregung wegen, nicht aus und entſagte der Muſik. Sie iſt ein Mädchen von Verſtand und Charakter, übereilt ſich nicht und will nichts ohne den Rat der Eltern tun. Sie iſt zweiundzwanzig Jahre alt. Liebes Mütterchen, ich fühle, daß dieſes Mädchen mir endlich die Ruhe geben würde! Ich bin nicht verliebt, ich liebe ſie recht inniglich und ſo Gott will, ſoll ſie mein werden ... Sie hat nicht ja geſagt; ich darf aber die beſte Hoffnung hegen ...

Julius Stockhausen an Joseph Joachim, Hannover:

Hamburg, den 25. April 1863.

Ich könnte Dir, nein, ich hätte Dir gestern ein Briefchen zeigen können, nach welchem Du mit Deinem gewohnten Scharfblick (?) über mein Schicksal hättest urteilen können. Heute nicht mehr! Ich hab's der Mutter geschickt. Kurz, das liebe Fräulein hat mich fortgeschickt, und mich nach Berlin bestellt zu den Eltern. Allein will und kann sie nichts abmachen, wird in dem Billett gesagt. Dort möge sich das Schicksal beider entscheiden. Ich habe sie wenig gesprochen! Sie wollte mich nicht empfangen! Sie schrieb es mir. Sie spielte am Donnerstag in „Was Ihr wollt" die Viola und hatte viel zu lernen; nachts um halb zwölf reiste ich weg: Die Quarantäne hielt ich in ihrer Nähe nicht aus! Welch ein Glück für mich, wenn ich das Mädchen bekäme! Alle Welt hat sie lieb, und auch Talent hat sie genug, um sich Feinde zu machen! Gehört auch dazu! Eben jetzt fing es in Oldenburg an! Wir sprachen davon, und sie sagte: „Wie soll das alles enden?" Und ich: „Wenn Ihnen jemand behilflich wäre?" — „Wieso?" — „Wenn Sie das Theater verließen?" — „Oh?" — (long silence) „Mein Glück ist aber in Ihren Händen!" — „Oh nein! Sagen Sie das nicht, Herr Stockhausen!" (Den Ton vergesse ich nie!) — Doch genug! Am 4. oder 5. Mai reist sie nach Bremen, den 8. oder 9. über Hannover nach Berlin und möchte Dich Quartett spielen hören. „Sie sind wohl mit Joachim sehr befreundet?" — Ich bejahte! — „Seine Braut verläßt die Bühne, nicht wahr?" — „Es scheint so!" (Il ne faut pas effrayer les jeunes artistes enthousiastes de leur art) ... Sie sagte: „Frau Schumanns Spiel erblaßte so sehr neben Joachims in Berlin; er hat eine so intensive Leidenschaft." Ja, ja, dacht' ich. Die hat es richtig auch gepackt! Du kühner Geiger! Packe sie wieder nächstens! Rühre ihr Herz im tiefsten Innern, daß es in Flammen der Liebe aufgehe! Beethoven, der scheint ihr richtiger Mann zu sein! Und ich armer Schlucker bewerbe mich um diese süße Hand und will das Herz mein nennen! Lach' mich nicht aus! Ich werde tollkühn! Und doch — ich glaube jetzt daran! Sie hätte mich sonst nicht fortgeschickt! Dein Sänger.

Aus dem Tagebuch von Julius Stockhausen:

1. Mai: Oldenburg. — Nicht gesehen, nicht gesprochen. Ein Billett. Auf Wiedersehen ... „Wie viel besser ist's über die Freude zu weinen als sich am Weinen zu freuen" („Viel Lärm um nichts"). Beatrice: „Dann kommt die Reue und fällt mit ihren lahmen Beinen in die Pavana immer schwerer und schwerer, bis sie in ihr Grab sinkt[115])."
6. Mai: Konzert. Eichendorffs Zyklus; Pastoralsymphonie ...

Julius Stockhausen an seine Mutter:
(Französisch) Hamburg, den 6. Mai 1863.

Es ist schwer, sich untereinander in Fragen der Religion zu verständigen, wenn man nicht den gleichen Glauben hat, aber ich glaube in dieser Frage, nämlich in der Frage der gemischten Ehen, ist es für unsere innere Ruhe notwendig, daß wir die Frage ganz klarstellen. Entweder hält die katholische Kirche an dem alten Glaubenssatz fest: „Außerhalb der römisch-katholischen Kirche gibt es kein Heil", oder sie schreibt ihn nicht mehr vor. Wenn sie ihn noch vorschreibt, dann will ich lieber morgen öffentlich abschwören, denn ich will keiner Kirchengemeinschaft weder von Menschen noch von Engeln angehören, deren Dogmen derart antichristlich lauten. Wenn aber die katholische Kirche diesen Glaubenssatz nicht mehr aufrecht erhält, wenn sie freimütig anerkennt, daß man auch in einer anderen Konfession seine Seligkeit finden kann, dann ist alles gut, dann sind alle Schwierigkeiten behoben; denn der Himmel ist groß, und es ist unwesentlich, ob man durch die Augsburger oder durch die Römische Pforte hineingelangt, wenn man nur eingelassen wird. — Aber wenn Ihr auch nicht soweit mitgehen könnt, wenn Ihr nur einmal so lieb und gut sein wolltet mir zuzugeben, daß man den Baum nach seinen Früchten beurteilt, dann würdet Ihr nicht mehr danach forschen, was dieser oder jener glaubt, sondern was er tut, welches seine Werke sind, ob es Werke der Finsternis oder des Lichtes sind. Darauf kommt es schließlich doch heraus, liebes Mütterchen. Ist dem nicht also? . . . Also man will [ein Brautpaar gemischter Konfession] nicht in der katholischen Kirche trauen? Nun gut, dann heiraten sie in einem protestantischen Gotteshaus. Man soll vorher versprechen, daß die Kinder katholisch erzogen werden? Aber wenn die Frau, die meistens die Erziehung der Kinder leitet, es vorzieht, daß die Kinder in ihrem Glauben, den sie besser kennt und den sie betätigt, groß werden, dann muß man ihr die Verantwortung dafür überlassen oder, um beide Teile zu befriedigen, warten bis die Kinder das Alter erreicht haben, in dem sie selber ihre Religion wählen. Vorausgesetzt, daß man aufrichtig gegeneinander ist, findet sich immer ein Weg, sich zu verständigen . . . In Fragen der Heirat und der ehelichen Verbindung halte ich mich an diesen Satz: Der Segen der Ehe beruht in der Übereinstimmung der Herzen und darin, daß man Gleiches anstrebt. Einer lebt für den anderen, durch den anderen; sucht euch zu vervollkommnen, damit ihr das gemeinsame Ziel besser erreicht, als wenn ihr jeder diesen Weg allein hättet zurücklegen müssen. Das ist das große Ziel und das Gesetz der Ehe. Wir sind nicht Mann und Weib, um die Erde zu bevölkern, sondern um leichter, herrlicher ans Ziel zu gelangen! Liebe Mutter, ich habe bisher weder über Religion, noch weniger über die Ehe, und am allerwenigsten über Nachkommenschaft mit Ellen Franz gesprochen, aber ich verspreche Dir bei meiner Ehre, daß, wenn sie

keine hohen, ſittlichen und religiöſen Gedanken in der wahrſten Bedeutung des Wortes über dieſe Frage hat, ſie nie meine Frau wird.
Mehr kann ich wirklich nicht ſagen, liebe gute Mutter. Beruhige Dich und behalte lieb Deinen Sohn Julius.

Julius Stockhauſen an Clara Schumann:

Hannover, den 11. Mai 1863.

Ich hätte Ihnen ſchon längſt auf den lieben, langen Brief geantwortet, wartete aber, um Ihnen was recht Liebes und Freudiges zu ſchreiben; es iſt mir dies aber unmöglich, weil ich noch immer in der Ungewißheit lebe. Heute reiſe ich nach Berlin, um mir Gewißheit zu holen. Morgen am 12. Mai ſoll „Sie" dort eintreffen ... Es iſt eine ganze Geſchichte ... Johannes [Brahms] ſah ich noch drei Tage in Hamburg. Er ſcheint deprimiert, iſt kurz mit Avé, man könnte glauben, er ſei pikiert, daß das Komitee nicht an ihn gedacht hat, um die Konzerte zu dirigieren. Die Sache geht mir nah und könnte mir alle Freude verderben! Hat doch früher Brahms ſelbſt mir geſagt, er wäre nicht der Mann, ſich mit den Leuten herumzubalgen, das Orcheſter umzuwandeln; es könne aber der Rechte mit den Muſikern was leiſten. Und jetzt ſcheint er verletzt zu ſein! Wie ſchön, wie viel und wie einträglich könnte man zuſammen muſizieren, große Konzerte und Kammermuſikmatineen mit oder ohne Geſang geben und ſeine Kompoſitionen wirklich ſchön aufführen; denn bisher hat das Orcheſter nur mittelmäßig ſeine Serenaden geſpielt; ich war Zeuge davon! Was denken Sie davon? Liebe Frau Schumann! hat Brahms auf einmal das Direktionstalent bekommen? Früher hatte er es nicht, und die Muſiker erlaubten ſich Bemerkungen uſw. Ein andermal Ausführlicheres. Kommen Sie nach Düſſeldorf? Am 21. Mai bin ich dort.

Aus dem Tagebuch von Julius Stockhauſen:

12. Mai: Brief an Herrn und Frau Franz. Abends kommt Ellen Franz aus Bremen. — 13. Mai: Um 5 Uhr zu Frau Franz. Lange Unterredung. Gott und dgl. — Refus! — 14. Mai: Ein Brief an Herrn Franz. — Engliſche Antwort von Frau Franz. 15. Mai: Letzter Beſuch! Die Mutter: „Sie glaubten wohl, weil meine Tochter beim Theater war, Sie brauchten nur zuzugreifen, die Hand auszuſtrecken?" — „Ich hielt nur meine Hand hin, weil ich glaubte, ich hätte das Glück gefunden." ... Glücklicherweiſe hat ſie ſich nicht gezeigt. Abends nach Hannover ... Schlaf! Süßer, ſüßer Schlaf! — ... „Die Metamorphoſe der Pflanzen":

„Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt."

(In Oldenburg für E. F. in den Blumenkorb gelegt — zu früh!!!)

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Hamburg, den 16. Mai 1863.

Es war ein Traum, ein ſchöner Traum, nichts weiter als ein Traum!... Freut Euch alſo, daß dieſes vollkommene Mädchen, dazu geſchaffen einen Künſtler glücklich zu machen, niemals meine Frau werden wird. Sie iſt Proteſtantin von der poſitiven Richtung, wie ich jetzt weiß, und das hätte genügt, ſie Euch nicht angenehm erſcheinen zu laſſen; denn meine Mutter hat es mir eines Tages geſagt, daß ſie keine Schwiegertochter anderer Konfeſſion als der katholiſchen bei ſich empfangen würde. Genug! Dieſe traurigen Gedanken zu jenen, die mir das Leben düſter und die Zukunft ſo leer ſcheinen laſſen, nagen an meinem Herzen. Die Intoleranz iſt der unchriſtlichſte Fehler von allen, und Ihr ſteckt bis zu einem erheblichen Grade darinnen. Ich bin unglücklich, das erkennen und ausſprechen zu müſſen; aber es iſt ſo. Alſo, laßt uns nicht mehr davon reden, und kommt, wenn Ihr Zeit und Geld habt, nach Düſſeldorf, um mich dort zu treffen. Es wäre eine ausgleichende Freude für mich... Jenny Lind ſingt beſtimmt, und ſie war es, die mich gebeten hat, den „Elias" zu ſingen! Ihr begreift, daß man eine ſolche Gelegenheit, ſich neben ihr hören zu laſſen, nicht ausſchlägt. Die Duette zwiſchen der Witwe und dem Propheten werden diesmal die Hauptſtücke werden! Sie hat wundervolle Momente darin! Liebe Mutter, komme mit den anderen, mich zu tröſten, daß ich mein Junggeſellenleben wieder weiter tragen muß und mit keiner beglückenden und anfeuernden Ausſicht leben ſoll, für andere zu arbeiten! Kommt, kommt, je zahlreicher, deſto größer meine Freude!

Julius Stockhauſen an Frau Reinthaler in Bremen:
Hamburg, den 19. Mai 1863.

...Es iſt nichts aus der ſchönen Liebe geworden und das Mädchen, das vortreffliche, gewiſſenhafte, ſtolze Mädchen wird nie meine Frau werden. Ich habe alles ſelbſt verſchuldet, zu raſch gehandelt, ſie erſchreckt, ſchockiert, förmlich beleidigt durch die unüberlegten Schritte... Der Verluſt iſt gar nicht zu erſetzen. Das Mädchen hat einen ſo feſten Charakter und eine ſo ſüße Stimme,

daß ich gleich in der erſten Zeit von ihr erfüllt war. Sie hätte auf mich einen ſo wohltuenden Einfluß ausgeübt und hätte mich in allem durch Geiſt und Verſtand, Herz und Sinn ſo gefördert, daß ich ein beſſerer Menſch geworden wäre. Es iſt nicht damit geſagt, daß ich ſchlecht bin, aber es fehlt mir eben ſo eine, die mir mit Rat und Tat beiſtände, mit mir fühlte, und mein ganzes Zutrauen war dem Mädchen anheimgefallen; es war, als ob ſich mein Denken und Fühlen in ſie aufgelöſt hatte. Ich erkannte ſie in der erſten Viertelſtunde für echt und recht, wußte auch, daß ſie von vielen Seiten angebetet wurde, daß Herren um ſie anhalten wollten! Daher [meine] Überſtürzung und die Kälte auf ihrer Seite. Dazu kommt noch, daß die Eltern meinen Namen nie gehört hatten und nicht glaubten, daß ich eine Familie ernähren könnte. Was hab' ich nicht alles hören müſſen! — Was nutzt der Ruf und ſchönes Singen, wenn der Ruf nicht einmal bis in die gebildeten Stände dringt! Kurz und gut, nach zehn Jahren der härteſten Prüfung iſt der Sänger wieder zum Kinde geworden und wird es wohl noch lange bleiben ... Hoffnung habe ich keine mehr. Aber gute Freunde, und um ihre Liebe bittet J. Stockhauſen.

Julius Stockhauſen an Ludwig Biſchoff, Köln:

Hannover, den 19. Mai 1863.

Die letzte Zeit war eine ſo aufregende, daß ich nicht zur Beſinnung kam und noch nicht danken konnte für alles Schöne, was Sie über den Sänger-Dirigenten geſchrieben. Nun kommt das Muſikfeſt (24.—26. Mai) und es gilt diesmal nicht bloß ſingen, ſondern auch einer ſtrengen, unbarmherzigen Mutter beweiſen, daß Stockhauſen den erſten Rang behauptet und ſein Name ſo gut iſt, daß ein liebes Mädchen ſich nicht zu ſchämen braucht, ihn zu nehmen. Ich habe wenig Hoffnung, lieber Freund, aber wenn es gut geht, ſo ſollen Sie's erfahren; denn wo meine Stimme nicht hinreicht, da reicht Ihre freundliche Feder hin! Nicht wahr? ... Die Liebe macht mich zum Kind! Verzeihen Sie, daß ich ſo mit der Tür ins Haus fiel; ich bleibe ewig ein großes Kind; ich vergeſſe das Schlechte, nie das Gute, hänge mit großer Liebe an denen, die mich mögen; bin ſogar zutraulicher, als man es ſein ſollte. Das ſchadet aber alles nichts, wenn es nur gut und aufrichtig gemeint iſt.

Alſo, au revoir à bientôt. — So hatte auch das Mädchen geſagt, und als ich zu den Eltern kam, ſperrte man ſie ein. Von revoir war keine Rede mehr. Es iſt eine traurige Geſchichte!

Julius Stockhausen an seine Eltern:
(Französisch) Köln, den 30. Mai 1863.

... Wie unrecht habt Ihr getan, nicht nach Düsseldorf zu kommen! Das Fest war wunderschön! Wenn doch Nachrichten darüber bis nach Berlin gelangten zu Ohren der Eltern Franz! Das ist alles, was ich mir wünsche! Ich habe mich oft gefragt in jenen drei Tagen, was Ansehen und Talent mir nütze? Diejenige, die mein Glück gewesen wäre und die Musik so sehr liebt, war nicht dabei! Bruder Franz wird Euch von den Triumphen und den Beifallsstürmen erzählt haben. Ich für meinen Teil kann nur hinzufügen, daß ich, meiner Ansicht nach, niemals so gut sang, und ich habe Angst, daß es das letzte Mal gewesen sein könnte ...

Julius Stockhausen an Avé Lallemant, Hamburg:
Köln, den 30. Mai 1863.

... Ihr habt alle keine Courage! Die nämlich, dem Publikum gleich im ersten Jahre zu beweisen, daß wir das Höchste wollen. Du sprichst weder von Anschaffung der Blasinstrumente, noch von einem Cello-Solo, noch von einer tüchtigen Geige für Hamburg ... als beratene und abgemachte Sache! Wie soll ich den Winter in Hamburg zubringen ohne musikalische Hilfe? Soll ich die jungen, grünen Kräfte etwa auch heranziehen, wie die Orchestermitglieder? Das wäre hart, und länger als ein Jahr hielt ich es nicht aus! Wo bleiben die Kammermusiksoireen? Wie wird das Beste möglich, wenn nicht das Gute schon vorhanden? ... Das reiche Hamburg stellt nicht einmal seinem Dirigenten-Sänger die Mittel zur Hand, Schönes im Gebiete der vernachlässigten Kammermusik zu leisten! ... Keine Frau, kein Cellist, kein Geiger, keine Chorkonzerte, keine Courage! Liebster Avé! ... Glaube nicht, daß ich aufgeregt schreibe! Nein, ich bin ganz ruhig und gelassen, fühle mich aber jetzt mehr wie je, und bin so dankbar für alles Gute und Schöne, was ich von oben bekommen habe, daß ich es auf eine würdige Weise verwerten möchte ... Das Anschaffen neuer Blasinstrumente geht effektiv alle an, also benützt die Gelegenheit, für das allgemeine Wohl etwas zu tun. Chor und Solisten werden Euch dankbar sein ...

Julius Stockhausen an Avé Lallemant, Hamburg:
Baden-Baden, den 16. Juli 1863.

... Was unseren Friedrich Hegar in Kolmar betrifft, so kann ich Dir ihn mit bestem Gewissen empfehlen. Einen solideren jungen Mann gibt es nicht, und so

feſt im Spiel, daß er nicht herauszubringen iſt. Ein Mann, der ſein Inſtrument durch und durch kennt, feſt im Leipziger Orcheſter ... eingeſpielt worden iſt, und große Fertigkeit im Soloſpiel hat. Er wäre unſer Mann, aber man müßte ihm fürs erſte Jahr vierhundert Taler garantieren. Geht's? — Ohne Kammermuſikkonzerte darf der Winter nicht verſchleichen, lieber Mann, und da Brahms von Hamburg leider Gottes wegzieht, und Kirchner wahrſcheinlich in Zürich bleibt, habe ich Frau Schumann auf die Soireen im November eingeladen. Es iſt doch die edelſte, feinſte Gattung der Muſik und man gewinnt ſie immer lieber und lieber ... Daß [Merck], der tätigſte von allen, hat ſterben müſſen! Das ſind ſchlimme omina, mein lieber Avé! Brahms und Merck verlieren im ſelben Jahre! Wir können uns zuſammennehmen! ... Wärſt Du in Düſſeldorf geweſen! Nun, man wird Dir erzählt haben, wie die „Cäcilien-Ode" gewirkt hat und wie die Lind ſang. Was mich betrifft, mein Beſter, ſo meine ich, es ſei mein Schwanengeſang geweſen. Beſſer werd' ich's nie machen.

„Mir iſt wie der Nachtigall,
Die ſo viel vergeblich ſinget,
Und ihr doch am Ende bringet
Lauter Schmerz ihr ſüßer Schall."[116])

Wir wollen wirken und tätig ſein im allgemeinen und die Muſik im ſchönen Hamburg heben. Wie weit ſeid Ihr mit den Blasinſtrumenten? Vergeſſe nicht die neuen Partituren von Beethovens Werken anzuſchaffen!

Ein andermal ſind es die Pauken, die ihm beim Studium des Schumannſchen „Manfred" Sorge bereiten, und er gibt keine Ruhe, bis Avé Lallemant ſie beim Komitee „herausgewirbelt" hat; oder er wägt das rechte Verhältnis von Geigern zu Bratſchiſten ab, bittet, beizeiten dafür zu ſorgen, daß man notfalls „das Thalia-Fagott requirieren" dürfe, iſt beglückt in dem Gedanken, daß Roſe als Konzertmeiſter in Hamburg bleibt, und ſo fort. Oder er ſchreibt am 1. September 1863 an Avé: „Glauben wollt' ich's nicht, daß Brahms fort ſei, bis ich erfuhr, er ſei in Baden bei Frau Schumann auf der Durchreiſe nach Wien. Nun iſt er fort, wirklich fort, und das ſchmerzt mich ſehr. Ärgeres konnte mir in jeder Beziehung nicht paſſieren! Er iſt doch am Ende unſer einziger bedeutender Mann in Hamburg, und den zu verlieren, iſt hart."[117])

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:

Hamburg, den 22. Oktober 1863.

[In Rückerinnerung an Godesberg und Bonn:] Was für ein entzückendes Fleck-

chen Erde ist es doch! Erinnerst Du Dich der Aussicht auf das Siebengebirge und wie der Drachenfels gleichsam als Wächter der sieben Hügel dasteht? Wie ist das alles wunderbar, und wie glücklich ist man, wenn man das so empfindet wie ich! Die schöne Natur ist jedenfalls dasjenige, was mir am wohlsten tut, und wenn ich der Zeiten in der Schweiz gedenke . . . dann schwindet alles, was mir Unangenehmes begegnet im Nu. Du weißt ja, was für ein glückliches Naturel der Himmel mir beschert hat! Die schlimmen Dinge hinterlassen nur eine geringe Spur in meinem Gedächtnis, während das Schöne und Gute mir immer wieder vor die Augen tritt. Im Grunde bist Du, glaube ich, ähnlich veranlagt, carissima madre, aber ich glaube, Du hast Dir eingeredet, daß es eigentlich anders sein müßte, und nun nimmst Du oft die Dinge von der dunklen, statt von der lichten Seite . . . Mein liebes Mütterchen, jetzt schau fein munter aus und sei lustig und behalte lieb Deinen Julius. Er meint es immer gut, wenn er es auch falsch ausdrückt und namentlich . . ., seitdem seine Religion sich vereinfacht und konzentriert hat. Viele Glaubensartikel zerstören den Glauben. Einer ist genug! — Und daran merke ich es gerade, daß ich auf dem richtigen Wege bin, weil mir meine Lieben immer lieber werden und alles Schöne und Gute dazu, und Gott, Natur und meine schöne Kunst! — Amen! [Fährt französisch fort:] Nun will ich Dir sagen, meine liebe Mutter, daß die Wiege der Familie Stockhausen bestimmt das Siebengebirge, der Rhein und Köln ist, und daß, wenn auch Preußen jetzt in einem traurigen Zustand ist, es doch unmittelbar davorsteht, eine bessere Rolle zu spielen . . . Wo man sich glücklich fühlt, da ist die Heimat, und habe ich mich nicht immer wohl gefühlt in Deutschland? Wo liebt man meine Kunst, mein Fach mehr, all das, was mich unablässig beschäftigt? Wo ehrt man sie mehr? In Frankreich gewiß nicht, wo man entweder als Komödiant oder als Original gilt, wo man als exzentrischer Mensch, als „Trunkener" betrachtet wird, solange man zum Theater gehört oder leidenschaftlich für Musik eintritt! Wie oft habe ich nicht von meinen guten Freunden hören müssen: „Ach, der ist ein bißchen verrückt!" . . . Als man in Hamburg sah, daß da ein Mann war, der allerorts als Sänger Erfolge gehabt, hat man ihn mit offenen Armen aufgenommen. Jetzt schon zählt die Akademie, die sich im Frühjahr mit zweiunddreißig Mitgliedern auflösen wollte, zweiundneunzig Mitglieder . . . Aber, was Dir noch mehr Freude machen wird, ist, daß das Orchester, das dem Sänger-Dirigenten zuerst feindselig gegenüberstand, lenksam und eifrig geworden ist. Sie haben gemerkt, daß ich nicht aus Eitelkeit nach Hamburg gekommen bin, sondern um der Sache zu dienen, und sie haben begriffen, daß durch gewissenhaftes Studium ihre Leistungen mit zu den besten in Deutschland gehören werden . . .

Julius Stockhausen an Clara Schumann:

[Hamburg] 23. Oktober [1863].

... Bitte, bitte, betiteln Sie mich nicht auf Ihren Briefen! Ist Ihnen mein Name allein nicht mehr gut genug? Nein, Sie wollen mich nur stolz machen auf meine neue Würde, aber das geschieht nicht. O wie wenig kann ich! Wie unendlich viel gibt's zu lernen! Es ist schrecklich! Ich bin aber auch fleißig, gehe wenig aus, und begrabe mich in Partituren, Quartette, Bratschen etc.! — Nun hab' ich in drei Proben die Symphonie C-dur vom geliebten Meister ungefähr ins Reine gebracht. Bis dahin hatte ich kein Metronom zur Hand genommen, entschloß mich endlich, einen zu konsultieren und — o Schreck! — Welche Tempi! Sind die Bezeichnungen recht? Es geht ja alles furchtbar rasch! Hat Schumann ein unrichtiges Metronom gehabt? Bitte erklären Sie mir das. Ich studiere nicht weiter bis ich Ihre Ansicht darüber habe. Scherzo und Finale der genannten Symphonie sind ja unmöglich mit deutschen Kräften. In Paris à la bonne heure, aber hier im Norden? Wie machte es damals Eckert in Wien? Gestern haben wir den ersten Satz der „Eroica" vorgenommen. O, daß die Leute doch alle vergessen könnten, was sie bisher gespielt! Es ging mit Schumann leichter, weil sie's wenig gespielt hatten. Aber willig und warm werden sie jetzt und sehen, daß es der Sache gilt. Auch in die Akademie ist ein besserer Geist gekommen. Statt drei Tenöre, die es im März waren, sind neunzehn da. Wir studieren Schumannsche Lieder für gemischten Chor. Bachs Kantate steht ziemlich fest. — Kurz, es geht und soll noch besser werden!

Clara Schumann an Julius Stockhausen, Hamburg:

Frankfurt a. M., den 27. Oktober 1863.

... Mit den Symphonietempi beunruhigen Sie sich ebenso wenig als ich, wenn Sie sie dirigieren. Ein Musiker wie Sie wird nie einen Mißgriff machen. Leider sind die Metronome verschieden, — ich habe neulich diese Symphonie mit dem Härtelschen Metronom verglichen und die Tempi durchaus nicht zu rasch gefunden, sondern ganz so wie mein Mann sie einstudierte. Das Scherzo z. B. nahm er sehr mäßig, damit alles deutlich herauskomme. Ich hoffe, ich höre die letzte Probe und sollte mir ein Tempo auffallen, so erlaube ich mir, mit einer leisen Kopfbewegung darauf aufmerksam zu machen! ...

Julius Stockhausen an seinen Vater:

Hamburg, den 1. November 1863.

Hast Du denn gar keine Lust mehr, Briefe zu schreiben? ... Ich weiß, daß Du viel Beschäftigung zur Zeit der Weinlese im Elsaß hast, weiß auch, daß Du durch den Tod Deiner letzten Schwester viel Kummer, viel Schmerz empfunden, aber ... teilweise, um sich zu erfrischen, teilweise, um sich an das Leben, was man doch hat, enger anzuschließen, müßtest Du Deine Gedanken austauschen wollen und hören, wie es Deinen Söhnen im fremden Heimatlande geht! Von elf Kindern bist Du nun der einzige über geblieben! Wie mußt Du dankbar zu Gott sein, daß er Dir so viel Kraft und Verstand gegeben, Deinen Lebenswandel regelmäßig, ich möchte sagen, regelrecht zu gehen! Es ist wahrlich ein großes Glück, so lange die schöne Sonne, die schöne Luft, alles Gute und Schöne hienieden zu genießen und immer dabei gesund zu bleiben und munter! Und bleiben Dir nicht sechs große erwachsene Kinder? Haben die sechs Dich nicht von Herzen lieb? Und wenn auch die Ansichten des Vaters nicht immer mit den jüngeren Kräften übereinstimmen, halten diese nicht doppelt fest an ihrer Liebe zu den Eltern, damit sie ihnen ja gut bleiben mögen? Man fühlt es immer mehr und tiefer, wie die Liebe der Eltern not tut, wie man sie nicht entbehren kann, wie man verarmt dastehen würde, wenn sie einem entzogen werden sollte. Also stehst Du noch lange nicht alleine da. Du hast eine liebe, gute Frau und sechs junge, kräftige Bäume um Dich herum; denn ob in Wien oder Hamburg, Zürich oder Besançon, die Liebe Deiner Kinder bleibt Dir gesichert, und wir wollen alle unser Möglichstes tun, um so oft es die Umstände erlauben, Familienfeste mit Dir zu feiern ...

Was nun meine Tätigkeit in Hamburg betrifft, so kann ich sie nur als eine sehr wirksame bezeichnen. Es bekommt alles mehr Leben! Orchester und Akademie sind geweckt und spielen und singen viel gewissenhafter, viel künstlerischer; auch haben die ... Konzerte von Herrn Otten aufgehört, und das ist mir doppelt lieb für die Sache; denn von nun an ... dirigiert kein andrer mehr mein Orchester, und Du solltest jetzt hören, wie die „Eroica" fein, präzis und feurig gespielt wird. Daß ich meine Zeit und Kraft nur an meine Hauptpflichten verwende, wirst Du wohl glauben; die vier wöchentlichen Gesangs- und Orchesterproben strengen mich auch dadurch so an, daß ich keine Plaudereien, keine Diners, überhaupt die Gesellschaft fremder Menschen nicht ertragen kann. Im Hause Lallemant, bei Böhls, bei der Familie Baetke, bei Bielings und Trauns, beide Rigi-Bekannte, bei Mme. Goldschmidt, bei Grund, Cohn u. a. m. kann ich täglich ein Roastbeef und einen freundlichen Empfang finden, und das ist die wahre Geselligkeit. Mehr brauche ich nicht, mehr darf ich nicht tun. Meine Stellung ist eine unabhängige; das Geschäftliche bestellt das Komitee; von In-

trigen hab' ich mein Lebtag nichts verſtanden, den Hof brauch' ich keinem Menſchen zu machen und laſſe mir ihn von anderen noch viel weniger machen; ſo bleibt ein guter Teil des Tages zum Studium und an Partituren fehlt es nicht, die ich noch kennen lernen muß! Ich bin vom Klima ſo angegriffen geweſen, daß ich meine Zuflucht zur Homöopathie wieder nehmen mußte und ſeit vierzehn Tagen habe ich weder einen Tropfen Tee noch Kaffee, noch Wein, noch Bier gekoſtet, und ſeit der Zeit iſt auch jede Spur von Kopfweh gewichen! Mir kommt die Welt ganz anders vor und die Noten der Partituren namentlich viel deutlicher! Ich ſtehe ſehr früh auf, ſchreibe von ſechs bis acht meine Briefe, gehe dann ſpazieren bis neun Uhr, empfange Beſuche, nachdem ich zwei Stunden gearbeitet habe, (geſungen, Klavier geſpielt, Partituren geleſen) und nehme ein kleines Gabelfrühſtück. Dann geht's wieder weiter mit der Arbeit bis gegen vier, und um halb fünf wird geſpeiſt. Abends leſe ich oder beſuche einige Freunde, gehe ins Theater ... oder ſpiele Bratſche, übe ein Quartett ein uſw. So kann man es im Norden aushalten, und ſonſt ginge es auch nicht; denn amüſieren kann man ſich nur da, wo die Luft milde und warm iſt, und hier muß man ſich in den Häuſern amüſieren, in Italien auf der Straße ...
Vorgeſtern hat unſer junges Hamburger Quartett ſein Debut gemacht und Emil Hegar[118]) hat ſich ausgezeichnet. Er wird im zweiten Philharmoniſchen Konzert ſpielen ... Hegar iſt glückſelig hier zu ſein; er kannte von Leipzig aus il primo violino Rose und hat ſich mit den anderen bald gefunden. Es ſind blutjunge Kerls, aber ſie ſpielen prächtig zuſammen. Ganz rührend iſt ihr Zutrauen zu mir. Ich muß immer dabei ſein, wenn ſie üben ... Es iſt eine Freude an dieſem jungen Teig etwas Gutes zu kneten! Sie ſind alle willig und gelehrig ...

Julius Stockhauſen an ſeinen Vater:

Hamburg, den 16. November 1863.

... Es haben ſeither wieder eine Soiree und eine Matinee ſtattgefunden und beide ſind, gottlob, ſehr gut ausgefallen; beſſer wie die erſte, ſo daß wir auch etwas Einnahme haben. Auch unſer erſtes Philharmoniſches Konzert iſt vorüber und darüber allein wäre ſchon ein Brief zu ſchreiben. Es kamen zur Aufführung: Ouvertüre zu Leonore Nr. 1 von Beethoven; Arie aus „Dame blanche" (Dr. Gunz) von Boieldieu; Klavierkonzert g-moll (Frau Schumann) von Mendelsſohn; Lieder von Schubert, Schumann und Mendelsſohn (Dr. Gunz); Variationen über ein Thema der Symphonia eroica (Frau Schumann) von Beethoven; Symphonie Nr. 2 in C-dur von Schumann.
Ich glaube, Dir geſchrieben zu haben, daß das Komitee acht Vorproben zu den Winterkonzerten bewilligt hatte. Die Muſiker haben das Opfer zu ſchätzen ge-

wußt und ſind ſehr pünktlich und fleißig geweſen. Wir haben drei Vorproben für Schumanns Symphonie gehabt, vier für die Eroica und eine für die Leonoren-Ouvertüre Nr. 1, vielleicht die ſchwerſte der vier, zu dieſer einzigen Oper komponiert ... Mendelsſohn kam auf den glücklichen Gedanken, die vier Ouvertüren in einem Konzert aufzuführen, etwa anſtatt einer Symphonie, und der Verſuch war ein ſehr glücklicher! Die erſte iſt ein großer Liebling vor mir. ... Es iſt etwas Unausſprechliches, Unnachahmliches! Zwei Stunden Studium waren nicht genug für die eine Ouvertüre. Sie iſt ſo ſchwer, daß wir ſie in zwei Proben wiederholen mußten und ſie in der Hauptprobe auf Verlangen der Muſiker ſelbſt zweimal ſpielten. Sie fühlten, es fehle nur wenig, um ſie vollkommen aufzuführen, und das wollten ſie erreichen. Es gelang ihnen aber auch ganz und gar! Du ſiehſt aus dieſem einzigen factum, daß ich meine ſechzig Muſiker für mich gewonnen habe. Manchmal wollten ſie ungeduldig werden, namentlich beim Einſtudieren der „Eroica", die ſie doch ſo oft geſpielt hatten, wie ſie ſagten. Ja, du lieber Gott, aber wie? Zum Glück haben wir die neuen Stimmen aus Leipzig und die neue Partitur! Da iſt alles ſo genau von Beethoven ſelbſt angemerkt, daß es nicht möglich war ſich zu widerſetzen. Sie mußten ſchließlich zugeben, daß ſie die Symphonie jetzt erſt genau kennen lernten ... Frau Schumann war in der Hauptprobe, und als ſie nach dem erſten Allegro [der Schumannſchen Symphonie] die Tränen abwiſchte, hätteſt Du meine Muſiker ſehen ſollen! Wie ihre Geſichter ſtrahlten! Nun, dachten alle, mag das Publikum die Symphonie verſtehen und applaudieren oder nicht, die Tränen der Witwe ſind uns reichlicher Lohn! Und kurz und gut, Frau Schumann ſagte, ſie habe die ſo ſchwere, komplizierte Symphonie nie ſo gehört, nie ſo fein, ſo warm, ſo präzis. Und das iſt um ſo erfreulicher, als wir keine ausgezeichneten Kräfte haben. Unſere Bläſer, namentlich die beiden Fagotte, ſind meiſt ſchwach, ein Beweis, daß es auf das Proben und Einſtudieren ankommt. Ein begeiſterter Dirigent und ein geduldiges Orcheſter können gar viel zuſtande bringen, aber die Muſiker müſſen die Liebe zur Sache mitbringen. „So wie in Paris", ſagte ich oft dem Orcheſter, „müſſen Ihre Orcheſterleiſtungen die Hauptſache werden!" ... Von der Singakademie kann ich Dir berichten, daß die Zahl immer wächſt ... Im Sopran zählen wir ſchon vierundſechzig Damen, im Alt vierzig, Tenöre zwanzig, Bäſſe dreißig. Man ſieht es den Herrſchaften an, jeder Montagabend iſt für ſie ein kleines Muſikfeſt.

Unſere geſtrige Matinee für Kammermuſik war prächtig. Zuerſt kam ein Quartett von Mozart (Es-dur), dann ſang ich „Adelaide"; Sextett von Brahms; Geiſtliche Lieder von Schubert ... Ich mußte noch ein Lied von Beethoven zugeben: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre". Ich hatte es nie geſungen, aber es gelang ganz gut. Die kalten Hamburger wurden ordentlich warm. Als aber Frau Schumann erſchien, die gar nicht annonciert war, weil ſie ſelbſt übermorgen

Konzert gibt, da waren die Leute wie aus dem Häuschen. Sie ſpielte mit Roſe, Beer und Hegar das Quartett von Schumann. Ja, das war ein ſchöner Sonntag, und ein Herr kam auf mich zu und ſagte: „Ich bin heute zwar nicht in der Predigt geweſen, aber ich bezweifle, daß der Herr Paſtor mich ſo erbaut hätte wie die ſchöne Muſik". Unſere herrliche Kunſt iſt zu großen Wundern berufen . . .

Frau Schumann ihrerſeits berichtete über ihre Hamburger Konzerteindrücke an Brahms am 25. November 1863[119]):
„Stockhauſens Stellung iſt nicht eben ſonſt beneidenswert bei ſolch geringer Anerkennung wie in Hamburg. Für ſchöne Orcheſterleiſtungen iſt das Publikum dort noch lange nicht reif — ich denke vielleicht kommt's noch. Es waren wirklich wunderſchöne Aufführungen, die der Leonorenouvertüre und Roberts C-dur-Symphonie. Letztere hatte ich ſo fein nie gehört, und hatte ich etwas auszuſetzen, ſo war es eine Unruhe, die ſich durch das Ganze zog; ſowohl das Orcheſter, wie auch der Dirigent waren etwas befangen, was auch natürlich. Ich denke, das verliert ſich mit der Zeit. Stockhauſen wird bald auch die meiſterliche Ruhe im Dirigieren behaupten. Ich konnte es doch jetzt wieder recht ſehen, welch ſchweren Stand Du als Hamburger und ſo junger Mann dort gehabt hätteſt. Der Ärger hätte wohl bald Deine Flügel geſenkt. Wie anders mag das in Wien ſein."

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Hamburg, den 5. Dezember 1863.

. . . Grund werden wir nur noch ſehr ſelten in Anſpruch nehmen . . . denn Maszkowski wünſcht nichts ſehnlicher als ſich im Dirigieren zu üben, und ich glaube, er hat wirklich Talent zum Kapellmeiſter . . . Als Hilfe für die Akademie werde ich einen ganz jungen und als Muſiker noch ſtärker begabten Künſtler namens Rudorff[120]) erhalten . . . Er iſt ein reizender Menſch, unabhängig durch ſein Vermögen, der uns behilflich ſein wird dadurch, daß er ſich im Dirigieren üben möchte. Es iſt keine geringe Ehre für uns, daß dieſe Jugend hierherzieht, und ich meinerſeits kann ruhiger abweſend ſein, wenn ich weiß, alles geht indeſſen weiter wie es ſoll . . . Was den jungen Geiger Wilhelmj aus Wiesbaden, den Schüler Davids betrifft, ſo iſt er ein über das gewöhnliche Maß hinausgehendes Talent. Das iſt eine Veranlagung für ſich. Was andere nach ſechs Wochen ſpielen können, kann er nach zwei Stunden; zudem hat ſeine Geige den ſchönſten Ton, den ich bisher gehört habe. Er iſt kein ſolcher Künſtler wie Joachim, aber er hat eine ungewöhnliche, bemerkenswerte Virtuoſennatur . . .

Julius Stockhausen an Ludwig Bischoff, Köln:

Dresden, den 14. Dezember 1863.

Was ich ahnte, was ich so sehr hoffte, ist in Erfüllung gegangen. Man kann nämlich hundert und noch mehr Sängern und Sängerinnen die allgemeinen unentbehrlichen Grundsätze nach und nach beibringen, und ich glaube, in wenigen Jahren, wenn das Klima mich nicht forttreibt, wird in Hamburg allgemein hübsch gesungen werden. Es ist erfreulich zu hören, wie nach einigen Atemübungen z. B. die Einsätze bestimmter und kräftiger werden. Sie wissen, daß die Dirigenten ihre liebe Not haben. Es kommt eben wesentlich daher, daß die Herren und Damen im Augenblick, wo sie schon singen sollten, erst Luft schöpfen. Wie viel sicherer auch klingen die tiefen Töne, wenn sechzig Soprane, vierzig Altstimmen gelernt haben, daß jede weibliche Stimme mehrere Brusttöne besitzt. Einen Einsatz auf dem mi¹ hört man selten im Chor, weil alle Soprane, ja die Altsängerinnen mit falsetto anstimmen. Das ist aber verkehrt, und ich habe gleich in den ersten Tagen eine lange Abhandlung darüber gehalten. Und nun das Binden der Töne, das Vokalisieren und gar die Aussprache! Es läßt sich sehr viel in einem Winter lehren, und ich merke jetzt schon nach zwei Monaten einen großen Fortschritt ... Auch für Kammermusik ist etwas geschehen, aber zu früh. Die drei Soireen waren nicht sehr besucht; die dritte aber ließ in der Folge auf mehr Teilnahme schließen.

Und nun ist Pause. Zu Weihnachten sind alle Probe- und Konzertsäle besetzt mit Christbäumen. Am 12. Januar aber gibt die Singakademie ihr erstes Konzert: Kantate von Bach, Chorfantasie und 3. Abteilung von Schumanns „Faust".

Julius Stockhausen an seine Mutter:

Hamburg, den 20. Januar 1864.

Es wird Dich gewiß freuen zu hören, daß unser Akademiekonzert glücklich abgelaufen ist ... Frau Schumann, die sich für die Chorfantasie angeboten hatte, ... hat uns wirklich wieder beglückt. Den Anfang des Konzertes bildete eine schöne Kantate von Bach, dem Vater der deutschen Musik: „Wachet auf, ruft uns die Stimme". Es ist dieselbe, aus der wir so oft einen figurierten Choral in Kolmar sangen mit Bratschen und Violinen unisono ... Adèle wird sich gewiß entsinnen; denn in Paris schon übten wir sie ein ... Auf diesen würdigen Anfang kam die Chorfantasie von Beethoven, die ganz vortrefflich ging, und förmlich zündete. Der Chor tritt am Ende erst ein, aber mit solcher Kraft, mit solch' freudigem Eifer, daß nichts und niemand wiederstehen kann. Der dritte Teil aus Schumanns „Faust" bildete den Schluß. Vom ersten Chor an ist man die

Erde los und ſchwebt in höheren Regionen. Du hätteſt Freude gehabt mitzuſchweben, bis man ganz oben zu der Maria gelangt. Es iſt die ſchönſte Poeſie der Religion, die ich kenne ... Frau Schumann war ſehr enchantiert und ſagte, ſeit 1849, wo ihr Mann das Werk in Dresden aufführte, hätte ſie den dritten Teil nie mehr ſo ſchön gehört. Ja, ja, es iſt eine ſchöne Miſſion, ſo einer materiellen Stadt wie Hamburg, reine, edle Genüſſe zu bereiten, und ich danke Gott, ſo viel Kraft bekommen zu haben. Denke Dir, daß ich alle Proben geleitet, alles ſelbſt einſtudiert und den jungen Rudorff als Dirigent für „Fauſt" eingeübt habe und ſchließlich [die Fauſtpartie] geſungen, als ob nichts paſſiert wäre. Ja, ja die Mäßigkeit! Was kann man damit leiſten! Aber noch eins muß ich Dir erzählen! Die Damen meiner Akademie haben mir bei der Hauptprobe einen prächtigen Stab von Elfenbein und Gold überreichen laſſen, mit der Bitte, ihn in Hamburg abzunützen. Gerne ... ſie ſind jetzt ſo für die Sache begeiſtert, daß ſie mit mir durchs Feuer gehen würden. Hoffentlich findet ſich bald eine, die auch nach Kolmar, Luzern, Rigi, Pilatus mitgeht! ...

In einem Brief von Clara Schumann an Brahms vom 20. Januar 1864 heißt es über dieſes Konzert[121]): „Das muſikaliſche Leben hat nun allerdings einen großen Aufſchwung genommen durch Stockhauſens unermüdliches Arbeiten; denn harte Arbeit hat er, namentlich mit dem Chor, wobei es nicht den Damen, aber den Herren ſehr an Stimme und gutem Willen (d. h. was den Beſuch der Proben betrifft) gebricht. Deine Sache wäre ein ſolches Einſtudieren nicht, wohl kaum irgend eines ſchaffenden Künſtlers, Mendelsſohn ausgenommen. Schön war es aber geſtern, und Du möchteſt wohl bei der Schlußſzene aus „Fauſt" einige Wonne empfunden haben; denn es war, was Chor und Orcheſter betraf, ſo vollendet, wie ich es nur je gehört! Die Soli waren von Dilettanten, dafür ganz gut, Stockhauſen ſang aber göttlich ſchön, ſo durchgeiſtigt jedes Wort und jeder Ton, daß mich's immer durchſchauerte. Ich dachte recht Deiner, und wie ich es Dir zu hören wünſchte.

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:
(Franzöſiſch) Hamburg, den 30. Januar 1864.

... Nach den Anſtrengungen in Hamburg habe ich mir fünf Tage Urlaub genommen, um mein ſchon im Frühjahr der Großherzogin [von Oldenburg] gegebenes Verſprechen zu halten und ihr die „Schöne Müllerin" vorzuſingen. Meine „große Ungerechte" [Ellen Franz] iſt auch eingeladen; ſie wird den Prolog und die nicht komponierten Liedertexte ſprechen. Sie bleibt ſich immer gleich. Sie iſt ein von der Welt verwöhntes Kind. Alles liegt ihr zu Füßen; die

Verehrung eines Einzelnen ſchien ihr zu gering... Noch nie war hier eine Schauſpielerin bei Hofe geladen, aber ihr Ruf iſt ſo vorzüglich, daß die Großherzogin nicht einen Augenblick gezögert hat, ſie aufzufordern. Was mich betrifft, ſo iſt es aus und vorbei...
Ich habe im ſchönſten Sonnenſchein bei vierzehn Grad Kälte Schlittſchuhlaufen gelernt... und habe meine alten Muskeln wieder gelenkig gemacht...

Jene fünf Tage in Oldenburg vom 20. bis 24. Januar waren ein letztes Ritardando, ein Nocheinmalhinhorchen auf ſie, auf ihn ſelber, ob es wirklich „aus und vorbei" ſei, — dann trieb es ihn in einem ſtürmiſchen Finale zum Entſchluß.
Schlittſchuhlaufen bei vierzehn Grad Kälte? Wer glaubt es dem vorſichtigen Sänger, daß es nur um der alten Muskeln willen geſchah? Nein, Amor im Reigen der ſchönen jungen Hamburgerinnen lockte ihn hinaus auf die zugefrorene Alſter! Dort warteten die Dunklen und die Blonden ſeines Akademiechores, ob „S-tockhauſen" heute wohl käme? Der ſtattliche Schwarzhaarige mit dem Feuerblick, — wie raſch fand man ihn auf der Bahn heraus! Was hatte man doch geſtern abend geprobt? „Er überragt uns ſchon, an mächt'gen Gliedern!" Ja, das tat er, „der Herrlichſte von allen," er, ihr „Fauſt"! Hier auf dem Eiſe aber regierte nicht ſein Elfenbeinſtab, ſondern hier gaben Sopraniſtinnen und Altiſtinnen ihrem heiß umſchwärmten „Akademie-Wrangel" den Takt an! Mit wem würde er heute laufen? Es war eine übermütige Wonne für die Schar, daß er noch der leitenden Hand bedurfte, um ſich aufs Eis zu wagen, und eine jede von ihnen war nur allzu gern bereit, ſich auf die glitzernde Fläche mit ihm zu begeben.
Etwas ſchüchterner als die erregt durcheinander kichernde Geſellſchaft der vornehmen Hamburgerinnen verhielt ſich die Schweſter der Mme. Meyer, Clara Toberentz, die erſt kürzlich aus dem verwaiſten Elternhaus in Berlin zu ihrer in Hamburg verheirateten Schweſter gezogen, und ganz in deren lebensfrohen Kreis aufgenommen worden war.
Ihr Schwager, Adolph Meyer[122]), war Inhaber der durch ſeinen Vater begründeten und zu großem Anſehen gelangten Stockfabrik H. C. Meyer jun. in Hamburg. Seine eigentliche Neigung gehörte den Naturwiſſenſchaften. Gleich bedeutend als Großkaufmann in Elfenbein und Gummi wie als ſtiller Gelehrter, war ſein Heim für weite Kreiſe ein bedeutender Anziehungspunkt, beſonders reizvoll durch die faszinierende Perſönlichkeit ſeiner Frau, die, mit ungewöhnlicher Intelligenz begabt, eine bemerkenswerte Rolle im damaligen Hamburg ſpielte.
Sie war die 1833 geborene älteſte Tochter des Peitſchenfabrikanten Chriſtian Friedrich Guſtav Toberentz, der die von ſeinem Vater übernommene Fabrik in Berlin nach der Heiligegeiſtſtraße verlegte, da die alten Fabrikräume in der Fi-

ſcherſtraße nicht mehr dem größeren Betrieb von damals dreißig Arbeitern genügten. Hier in der zweiten Etage des Vorderhauſes lagen die Wohnräume, die Toberentz ſen. und jun. zunächſt gemeinſam bewohnten, und wohin der junge Toberentz 1832 ſeine Frau Mathilde geb. Avianus heimführte, die ihm ſieben Kinder beſcherte. Clara Toberentz, geboren am 9. Februar 1842, war das zweitjüngſte Kind. Im ſchönen elterlichen Hauſe, Bendlerſtraße 7, wohin man 1859 gezogen war, hatte ſie die letzten Jahre in der Pflege des erkrankten Vaters verbracht; nach dem plötzlichen ſchweren Verluſt der Mutter und dem erlöſenden Tode des Vaters — beide ſtarben innerhalb eines Monates — war ſie ſeit dem Herbſt 1863 zu ihren Hamburger Geſchwiſtern übergeſiedelt, denen ſie ſich in innigſter Liebe zugetan fühlte. Eine ganz beſondere Freundſchaft empfand ſie zeitlebens für den Schwager Adolf. Er lebte ihr mit ſeinem ſtillen Wirken die Fortſetzung deſſen vor, was ſie, wenn auch in anderer Weiſe, bisher im Elternhaus an vorbildlichem Leben in ſich aufgenommen hatte. Beide, Vater und Mutter, waren gütige, hochgebildete Menſchen geweſen, denen nicht nur etwa der Kampf um das Beſtehen, Blühen und Wachſen ihrer Fabrik, ſondern vor allem die Erziehung ihrer fünf Töchter und zwei Söhne am Herzen lag. Die Kinder erlebten im Elternhaus noch das patriarchaliſche Einvernehmen zwiſchen Fabrikherrn und Arbeitern: Am St. Martinstag briet Mutter Toberentz für ſämtliche Arbeiter der Firma nebſt ihren Frauen Gänſebraten „zum Satteſſen". Es wurde in der Fabrik für alle gedeckt, die Kinder halfen die Speiſen auf den Tiſch auftragen, an dem Herr und Untergebene es ſich beim Glas Wein wohl ſein ließen. Mutter Toberentz beſuchte auch die Familien der Arbeiter in ihren Wohnungen und half mit Leinwand aus, wo es nicht reichen wollte. Jeden Herbſt kam ein Schneider mit ſeinem Geſellen und nähte aus dem aus England in Ballen bezogenen Wollſtoff Anzüge für die Toberentzſchen Buben und neue Kleider für die Töchter. Es konnte aber auch vorkommen, daß den Mädchen die Frage vorgelegt wurde, ob ſie in dieſem Winter auf neue Kleider verzichten wollten: Der Hauslehrer benötige neue Oberhemden, und für beides reiche es nicht. „Selbſtverſtändlich verzichteten wir! Ich glaube, wir waren damals laſterhaft gut!" erzählte mir in hohem Alter lachend eine der damals zu kurz Gekommenen.

Die Eltern waren beide mit ihrer Zeit fortſchreitende Perſönlichkeiten, ſei es nun, daß Mutter Toberentz eine der erſten war, die ihre Kinder in den ſoeben gegründeten Fröbelſchen Kindergarten ſchickte, ſei es, daß ſie darauf beſtand, daß jede ihrer Töchter einen Beruf ergriff, oder daß man in Fragen der Geſundheitspflege ſich zu tatkräftigen Anhängern des Kaltwaſſerheilverfahrens bekannte, oder daß man ſich in religiöſen Fragen bei den fortgeſchrittenſten Paſtoren oder Philoſophen Rat holte. Zwei Erziehungsfaktoren jenes Berliner Bürgerhauſes aber unterlagen nicht dem Wandel moderner Zeitſtrömung: Das eine war „Toberentz Nr. 2", ein vortreffliches Rohrſtöckchen eigenen Fabrikates, das den Knaben

frühzeitig Respekt vor Toberentzscher Ware übermittelte! Der andere Verbündete der Eltern bei der Erziehung war Friedrich von Schiller. Mit ihm, ich möchte sagen durch ihn, ist Clara Toberentz „groß" geworden. Als sie der elterlichen Autorität, soweit das damals möglich, entwachsen war und auf dem Berliner Lehrerinnenseminar ihr Examen machte, wählte sie sich aus eigenster Vorliebe Schiller zum Bildner ihres Ichs. Durch ihn gelangte sie auf dem Umweg über die griechische Mythologie zur darstellenden Kunst. Griechentum, und alles, was damit verknüpft sein kann, ward lebendiger Besitz in ihr. Die Prosaschriften über die dramatische Kunst verhalfen ihr dazu, in frühen Jahren ihre Kritik künstlerischen Ereignissen gegenüber zu schärfen. Eindrücke, die sie durch den Besuch Berliner Theater empfing, gehörten zu ihren stärksten Jugenderinnerungen. Wenn auch nicht künstlerisch talentiert, so verhalf feiner Fraueninstinkt ihr dazu, das wahre Kunstwerk zu erkennen und allen anderen gegenüber hochzustellen. So vorbereitet erlebte sie im Winter 1863/64 den Gesang von Stockhausen. In ihm fand sie das Idealbild eines Künstlers, gekennzeichnet durch die Einfachheit und ruhige Sicherheit, die sich in seiner Leistung verkörperte. Die Proben zum dritten Teil der Schumannschen Faustmusik in der Akademie, an denen sie, im Alt mitsingend, teilnahm, deckten ihr die umfassende Bildung dieses Künstlers auf, — sein Menschentum. Aufgelockert für alles Schöne und Große in der Kunst, von einem heiligen Streben nach Vervollkommnung des inneren Lebens beseelt, ohne die das Leben arm und flach war, fühlte sie bei den zum Erlebnis gestalteten gesungenen Worten seiner Faustpartie, daß hier eine ganze Persönlichkeit, daß hier auch ihr Ideal edler Männlichkeit vor ihr stand.
Was bedeuteten ihr neben diesen Stunden größter Erkenntnisse die wenigen Privatgesangsstunden, um die ihre Freundinnen sie so glühend beneideten! Ihre künstlerische Unfertigkeit ließen sie gar bald einsehen, daß die wahren Feierstunden, in denen sie mehr von ihm erfuhr, diejenigen waren, wenn er sein ganzes Ich hingab im Gesang, in den Proben und in den Konzertabenden. „Singen? — nein! Heiraten? — ja!" war bald auch sein einstweilen noch wohlbehütetes Urteil über Clara Toberentz. Zunächst dienten ihm die Stunden zur Befestigung seines Glaubens an sie, zur vorsichtigen Prüfung, ob dies schlichte Mädchen mit dem festen Sinn die Seine werden wolle und solle. Und als dann einmal eine Gesangstunde im Meyerschen Hause gar so stumm verlief, so ganz ohne daß ein Laut oder Klang durch das große Treppenhaus drang, da schickte die um den Schützling Clara und um ihre eigene Neugier sehr besorgte Hausdame doch einmal die junge Charitas Dietrich[123]), die im Meyerschen Hause Aufnahme gefunden hatte, die Treppen hinunter in den Salon, wo der Flügel stand, um ein ganz bestimmtes Buch für sie dort zu holen ... Und die Kleine lief nur allzu geschäftig hinab, und konnte, nachdem zwei Menschen, bestürzt durch den Überfall, ihr Geheimnis verraten wußten, staunenswerte Dinge von dem Ge-

ſangslehrer Stockhauſen und ſeiner Schülerin der harrenden Hausdame vermelden.
Zunächſt blieb es noch ein Geheimnis, was da am 8. März geſchehen war; denn Adolf Meyer mußte ſich zunächſt einmal, „als der nächſte dortau", erkundigen, was es denn für eine Bewandtnis mit dem Herrn Muſikdirektor habe, von dem die Fama ſchon ſo manches Intereſſante gemunkelt hatte. Ganz Hamburg wartete ja nur ſozuſagen darauf, welche der Schönen er wählen würde, und die Spannung im Konzertſaal am 11. März im Philharmoniſchen Konzert war übergroß, als er, wie in geheimer Huldigung, drei ſeiner herrlichſten Lieder aus „Myrthen" von Schumann ſang: „Du biſt wie eine Blume", „Widmung" und „Der Nußbaum". Was aber gab er zu, als der Beifall nicht enden wollte? Was bedeutete das:

Über'n Garten durch die Lüfte
Hör' ich Wandervögel ziehn.
Das bedeutet Frühlingsdüfte,
Unten fängt's ſchon an zu blühn.

Jauchzen möcht' ich, möchte weinen,
Iſt's mir doch, als könnt's nicht ſein,
Alte Wunder wieder ſcheinen
Mit dem Mondesglanz herein.

Und der Mond, die Sterne ſagen's,
Und im Traume rauſcht's der Hain
Und die Nachtigallen ſchlagen's:
„Sie iſt Deine, ſie iſt Dein!"

Eine alte ehrwürdige Hamburgerin, Mutter von vier Töchterlein, die neben der zitternden Clara Toberentz ſaß, und, wohl etwas ärgerlich ob allzu reichlichen Überlaufens zweier ſeliger Augen, flüſterte ihr auf derb Hamburger Platt zu: „Du dumme Deern, nu glöw man blot nich, dat hei dat för Di ſingt!"

Nur ein Bruchſtück des Briefes, mit dem Julius ſeine Verlobung den Eltern in Kolmar meldete, iſt erhalten geblieben; darin heißt es: „Ich bitte Euch inſtändig, liebt mich wegen meiner Wahl nicht weniger, und laßt uns mit einigen Worten wiſſen, daß wenn Ihr auch nicht zufrieden, ſo doch wenigſtens einverſtanden ſeid. Wenn Ihr Clara kenntet, würdet Ihr nicht einen Augenblick zögern, Eure Zuſtimmung zu geben ... Dear Mama, she is quite a lady and a sweet dear girl and soft ..."

Der erſte Brief, den Clara Toberentz an die Eltern ihres Julius am 12. März 1864 richtete, lautet:

Ich komme zu Ihnen, Herr Stockhauſen und auch zu Ihnen, verehrte Frau, als eine Bittende und fühle die Bedeutung dieſes Wortes in ſeiner ganzen Schwere. Das Recht zu bitten hat man eigentlich nur bei denen, die einem durch Liebe und Freundſchaft verbunden ſind; Sie aber kennen mich nicht, und ſo nehme ich Ihren lieben Julius an der Hand und laſſe den meinen Fürſprecher bei Ihnen ſein. Wir haben uns lieb und ſind unendlich glücklich in dem Gedanken einander anzugehören; doch eins fehlt und breitet über unſer Glück einen Schleier aus — Ihre Zuſtimmung. Kaum iſt es möglich, Sie darum zu bitten, bis Sie mich kennen gelernt und das Vertrauen zu mir erlangt haben, daß ich ihn auch wirklich glücklich zu machen imſtande bin. Anfangs glaubte ich es ſelbſt nicht; denn, fühle ich auch die größte Liebe für ihn, ſo erſchien er doch ſo groß, ſo edel vor meiner Seele, daß ich mich nicht für fähig hielt, ſeinen gerechten Anforderungen genügen zu können. Er aber gewann mich lieb — warum? Ich weiß es nicht, und nun ſind wir verlobt. Oh übertragen Sie ein wenig von der Liebe, die Sie für Ihren Sohn im Herzen tragen, auch auf mich, nehmen Sie mich als Ihre Tochter an. Die Eltern habe ich beide im letzten Jahr verloren, ſeien Sie mir Vater und Mutter und laſſen Sie mich bei Ihnen einen Ort finden, wo ich kindliche Pflichten erfüllen, wo ich kindliche Rechte genießen kann!
Eines wird mir unendlich ſchwer Ihnen zu ſagen, weil ich weiß, daß ich Ihnen damit einen großen Schmerz bereite; doch laſſen Sie mich offen vom erſten Augenblick an ſein, da ich Ihnen entgegentrete. Meine Eltern waren Proteſtanten und haben uns Kinder in demſelben Glauben erzogen; außerdem aber lehrten ſie uns noch, das Heil der Seele nicht an den engen Kreis gleicher äußerlicher Religionsverrichtungen zu knüpfen; ſie lehrten uns vielmehr die religiöſen Gefühle unter jeder Geſtalt erkennen und achten zu lernen. Wenn wir als Kinder unverſtändig und ſchnell über Leute, die einer anderen Richtung angehörten, urteilten, ſo ließen ſie uns unſere Übereilung dadurch einſehen, daß ſie uns ihr tüchtiges Streben nach dem Höchſten klar machten. So ſind wir groß geworden, nicht in dem eigentlich ſtreng proteſtantiſchen Ritus, wohl aber mit einem feſten, nimmer endenden Ringen nach Vervollkommnung unſerer ſelbſt. Die Eltern ſelbſt haben bis zum letzten Augenblick an ſich gearbeitet und als ſie ſtarben, war die Trauer aller derer, die ſie viel oder wenig gekannt, eine große, denn alle hatten zwei treue Ratgeber und Freunde verloren. Und hatten ſie auch nicht feſtgehangen an einem feſt beſtimmten Glaubensſatz, ihr ganzes Leben war der beſte Beweis eines tief religiöſen Gefühls, das alle ihre Schritte leitete. Dieſes Gefühl in uns Kindern wachzurufen, auf uns zu übertragen, war der Eltern größtes Beſtreben, und teilweiſe wenigſtens iſt ihnen dies gelungen: Sie haben in

uns das Streben danach erzeugt, und an der Erreichung arbeiten wir. Bin ich nun auch keine Katholikin, so lebt doch in mir der größte Wunsch, ein den höchsten Anforderungen genügendes Leben zu führen und — weiter verlangt ja auch Ihr Glaube nichts. Oh so seien Sie nachsichtig mit mir, lassen Sie sich an meinem Wunsch, ein guter Mensch zu werden, genügen! Verzeihen Sie, daß ich es wage, Ihnen so offen zu begegnen, aber Offenheit und Vertrauen schienen mir das einzig Richtige in dem Verhältnis, was sich von nun an zwischen uns gestalten soll.
Hoffentlich liegt die Zeit, in der ich Ihnen persönlich entgegentreten kann, nicht mehr zu fern, bis dahin aber schenken Sie mir ein wenig unverdiente Liebe aus Liebe zu Ihrem Julius. Seien Sie fest überzeugt, daß ich alles tun werde, was in meinen Kräften steht, Ihnen eine gute Tochter und Ihrem Sohn eine treue Gefährtin durchs Leben zu sein.

Margarethe Stockhausen an ihren Sohn Julius:
(Französisch) Kolmar, den 15. März 1864.

Mit großer Bewegung haben wir die Nachricht Deiner unerwarteten Verlobung vernommen, und ich verstehe alles, was Dich in diesem entscheidenden Moment bewegt; deshalb wollen wir Dich auch nicht lange hinhalten.
Der Brief des jungen Mädchens macht uns einen soliden und freimütigen Eindruck und ihre Ansichten sind unserer Religion gegenüber wenigstens nicht feindlicher Art. Ihr werdet Eure Ehe in der katholischen Kirche einsegnen lassen, und ich wage zu hoffen, daß alle damit verbundenen seelischen Erregungen und die ernste Zeremonie in Deinem Herzen den Glauben Deiner Kindheit wieder wachrufen wird. Ebenso wirst Du darauf halten, daß Kinder Eures Bundes in unserer Kirche getauft werden. Das bestätigt zu hören, wird eine große Erleichterung für uns sein. Bedenkt wohl, daß es kein wahrhaftiges Glück gibt, das nicht auf der Grundlage der Religion, in welcher alle Tugenden umschlossen sind, gegründet ist.
Was die für die Heirat notwendigen Papiere betrifft, so bin ich etwas in Unruhe darüber; denn man verweigerte Vater damals das Bürgerrecht, weil er Köln zwanzig bis dreißig Jahre zuvor verlassen hatte. Auch hat keiner von Euch der Militärpflicht genügt. Möglicherweise ist es für Dich und Heinrich von Vorteil, daß Ihr vor der [französischen] Naturalisation geboren seid.
Dein Vater hat Dir noch nicht geschrieben. Man sieht es ihm an, daß er so bewegt ist, daß er sich kaum fassen kann, und seine Gedanken sind noch zu erregt, als daß er Dir ruhig schreiben könnte. Sage Deiner lieben Braut, daß seine Auffassung sich mit der meinigen deckt, und daß er ihr erst in einigen Tagen schrei-

ben wird. Es wird Dir nicht ſchwer fallen, ſie an unſerer Statt recht herzlich zu küſſen. Ich bin auch noch ſo durcheinander, daß ich ſchnell dieſen Brief beende, den Du mit Ungeduld erwarteſt.
Wir ſtehen in der Zeit der Zurückgezogenheit und des Gebetes [Karwoche], und Du kannſt wohl verſtehen, daß Du in ihnen keinen geringen Raum einnimmſt. Wolle Gott ſie gnädig erhören! Das iſt der Wunſch Deiner Dich liebenden Mutter.

Am gleichen Tage ſchreibt ſie an Clara Toberentz:

Mein liebes Kind! Dieſe drei Worte ſagen Dir, daß der Bann gebrochen iſt, und daß wir keine Einwendungen erheben gegen Eure Verbindung, in der Ihr Euer Glück zu finden hofft. Ich nehme an, daß Jules Dir offen von der Einfachheit ſeiner Familie erzählt hat, in der Ihr wohl auch werdet leben müſſen. Mein Sohn hat immer viel zu ſehr als Künſtler gelebt, als daß er für die Zukunft vorgeſorgt hätte, und er hat immer freimütiger an andere als an ſich ſelbſt gedacht. Es iſt gut, wenn man durch die Liebe nicht blind wird und ernſtlich alle Umſtände bedenkt, damit man ſpäter keine peinlichen Überraſchungen erlebt. Wir beten zu Gott, daß er Dich erleuchten möge, und daß er Dich für alles ſtärke.
Ich ſage Dir ebenſo offen, daß wir als Katholiken immer gehofft haben, unſere Söhne würden katholiſche Frauen wählen, gleichkonfeſſionell mit ihnen; eine Bedingung, die uns ſo weſentlich dünkt für diejenige, der die erſte Erziehung der zu erwartenden Kinder obliegt. Wir zweifeln nicht daran, daß die Grundſätze, die Du in Deinem ehrenwerten Elternhauſe für das Leben mitbekommen haſt, gute Früchte tragen, und das Glück unſeres lieben Julius begründen werden. Jules ſeinerſeits wird alles tun, um Dein Glück zu befeſtigen! Entſchuldige, daß ich in meinem erſten Brief alle dieſe ſchwierigen Punkte berühre, aber, da Du durch Jules unſere religiöſen Anſchauungen kennſt, wird es Dich nicht erſtaunen, daß dieſe Fragen uns am meiſten am Herzen liegen. Wir bedauern lebhaft, daß unſer Alter und die große Entfernung uns daran hindern, der Hochzeit beizuwohnen. Wir hoffen, daß wir bald nach der Hochzeit die Freude haben werden, Euch für eine Zeit bei uns zu ſehen.
In dieſer Hoffnung ſchließe ich und umarme Dich, mein liebes Kind! Sei meiner wahrhaftigen Zuneigung verſichert.

Julius Stockhauſen an Clara Schumann, Petersburg:

Hamburg, den 14. März 1864.

In great haste.
Clara, — ja Clara heißt die Auserwählte! Clara Toberentz aus Berlin. Kennen

Sie ſie, liebe Frau Schumann? Hier weiß noch niemand unſer Glück, übermorgen erſt wird es bekannt, aber Sie ſollen im Norden ſobald wie möglich erfahren, wie glücklich der Hamburger Muſikdirektor iſt, den Port erreicht zu haben. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan.“ Und wahrlich, ein echt weibliches, heiteres Weſen iſt meine Clara! Ein Goldherz! Sehr bald nach dem erſten Philharmoniſchen Konzert am 4. November ... meldeten ſich zwei Damen ... Es war die Sprechſtunde ... Streng konnte ich nicht ſein, ſo mild und ladylike war das gute Mädchen, und ſie wurde auch gleich in die Akademie aufgenommen. Seit der Zeit hat ſie immer im Alt denſelben Platz behauptet, unten am Flügel geſtützt, als hätte ſie auch am Klavier Anteil. Liebe Freundin! Ich hätte nie gedacht, daß der ruhige Beſitz eines reinen Mädchenherzens ſolche Befriedigung geben könnte! Ich bin überglücklich. Was ich nicht habe, das hat meine Clara in reichem Maße: Die Milde, die Sanftmut, die gleichmäßige Stimmung, und darum ſage ich, ſie ſei geſchaffen, um mich zu ergänzen. Doch ich bin nicht ſo eitel zu denken, daß der liebe Gott ſie mir bei der Hand herbeigeſchafft hätte. Nein, die „Winterreiſe“, ein unvorſichtiges Wort ihrerſeits, hat uns ſo bald zuſammengebracht, und nun wird ihr zu Ehren die „Winterreiſe“ am 31. März wirklich geſungen! Es iſt eine Geſchichte, die mündlich beſſer klingt als ſchriftlich ... Ja die Welt iſt doch ſchön! Es gibt viel Gutes darin. Und über alles ſchön ſind Liebe und Freundſchaft! Die genieße ich jetzt in vollen Maßen ...

Joſeph Joachim an Julius Stockhauſen, Hamburg:

[Hannover], den 15. März 1864.

Herzinnigen Glückwunſch von uns beiden zu Deiner Verlobung! Ich weiß, welch' Glück es iſt, am eigenen Herd ſeine Gedanken als Menſch und Künſtler zu konzentrieren, zumal wenn man die Ruheloſigkeit eines Konzerte gebenden Künſtlers kennen gelernt hat und gönne Dir von Grund der Seele, jemand gefunden zu haben, deren ſchöne Nähe Dir echten Frieden bringt. Hätte ich doch auf der Fahrt zu Ottens eine Ahnung gehabt, warum ich die ſchönen Blumen durchaus ſehen ſollte, die Sehnſucht aus dem Winter Deiner Einſamkeit nach dem Sommer Deiner Empfindungen raten können! Dann wüßt' ich jetzt, wie Deine Braut ausſieht; nun muß ich mich auf einen baldigen Beſuch in Hamburg vertröſten ... Grüße alle Freunde und empfehle mich angelegentlichſt derjenigen, deren Freundſchaft würdig empfunden zu werden ich von Herzen wünſchte!

Clara Schumann an Julius Stockhausen, Hamburg:

Petersburg, den 17./29. März 1864.

... Ich bin recht ernstlich unwohl gewesen und recht lange! Doch heute geht es mir, Gott sei Dank, etwas besser, und so muß mein erster Brief an Sie Ihnen meine herzliche große Freude über Ihr Glück aussprechen. Das Glück, das Sie so lange gesucht, das höchste auf Erden! Unsere Überraschung war groß, wie Sie sich denken können, Marie sprang hoch in die Höhe und rief, indem sie in die Hände klatschte: „Wie herrlich, nun hat er es doch endlich erreicht, was er sich so lange gewünscht!" Sie grüßt Sie sehr, und wir beide Ihre liebe Braut, meine Namensschwester. Wie freue ich mich, sie kennen zu lernen; denn sie muß, Ihren Worten nach, ein liebes Wesen sein. Nun ist Ihre Verlobung doch veröffentlicht? Und wann führen Sie sie heim? ... Könnte ich doch nun bald von Ihnen selbst alles hören! ...

Von mir kann ich Ihnen soweit Gutes sagen. Ich bin überall, wohin ich kam, enthusiastisch aufgenommen worden und hier ganz besonders. Ich habe hier im Conservatoire-Concert (d. h. Konzert der musikalischen Gesellschaft) Roberts Konzert mit enormem Beifall gespielt, dann drei Kammermusikmatineen gegeben und dann ein großes Konzert im Theater, das für die diesjährigen schlimmen pekuniären Verhältnisse hier sehr günstig ausgefallen. Ich hatte trotz der enormen Kosten von siebenhundert Rubel noch achthundert übrig. Ende dieser Woche spiele ich bei der Kaiserin, gebe nächste Woche noch eine Soiree und gehe dann wohl nach Moskau auf vierzehn Tage. Ich bin also zufrieden mit dem Resultat meiner Reise bis jetzt, habe aber auch kleine Ansprüche mitgebracht. Mit Kapitalien sammeln ist für Instrumentalisten nichts zu machen ... Eine große Annehmlichkeit ist mir geworden dadurch, daß die Großfürstin Helene mich aufgefordert hat, in ihrem Palais zu wohnen, was ich bereits seit drei Wochen tue ... Sie müssen aber durchaus bald hierher, nächsten Winter; man wird Sie gewiß so aufnehmen, wie Sie es nur wünschen können. Es ist eben eine ganz andere Sache hier als in England. Sie finden außerordentliche Empfänglichkeit, ein natürliches Verständnis, was aus der wirklich musikalischen Organisation der Menschen entspringt, und mit Schubert und Schumann (man kennt von meinem Mann nur drei bis vier Lieder, Sie ahnen welche!) würden Sie alles tun. Man liebt Roberts Kompositionen außerordentlich und verlangt immer nur diese ... Sie sehen, man ist hier nicht wie unter Hottentotten! Und das Klima! Ich glaube nicht, daß es Ihnen nachteilig sein würde, denn es ist nicht feucht ... auch gar nicht streng kalt, und die Heizung viel besser als bei uns; die Temperatur immer in allen Zimmern gleich ...

Von Rubinstein muß ich Ihnen doch sagen, daß er sich prächtig gegen mich zeigt, mir nützlich ist wo er kann, überhaupt ein vortrefflicher Charakter.

Johannes Brahms an Julius Stockhausen, Hamburg:

[Wien, zwischen Mitte März und Mai 1864]

Lieber Freund! Glaube nicht, daß mein Glückwunsch sich bis jetzt verspätet! Ich sandte ihn lange! Bevor Du noch schriebst! Nur diese schriftliche Bestätigung kommt freilich etwas spät, verzeih's!

Da es nun nicht lange mehr währen kann, daß ich mündlich fortfahren und meinen Wunsch in Teile zerlegen und Dir in lieblichsten Redeformen präsentieren kann, so will ich derweil es genug sein lassen und mich nicht vertiefen in Gedanken an ein Glück, das wohl schwerlich je meine Einsamkeit unterbrechen wird. Du kennst meine Gedanken, gerade über die Ehe, und weißt, daß ich mit ernstestem Sinn Dir Glück wünsche und es von diesem Schritt erwarte.

Auch über das Musikfest erfahre ich nicht zuerst aus Deinem Brief. Dagegen ist natürlich die Aufforderung an mich was Neues. Es wird nun nicht gut etwas danach kommen können und daher ist's wohl das Beste, ich danke gleich mit: Nein.

Wollt Ihr von einem Komponisten die Mitwirkung und vollends von einem, der wie ich, sich garnicht sonderlich würdig vorkommt, auf einem Musikfest zu prangen — so tut Ihr wohl ein andermal gut, rechtzeitig zu kommen, daß er sich dazu gehörig putzen kann[124]). Auf seine schnelle Bereitschaft kann man so wenig rechnen, wie er auf die der Kopisten und was er sonst braucht.

Was nun die von Dir aufgeführten Sachen angeht, so sind sie Dir wohl flüchtig in die Feder gekommen.

Am dritten Tag mit der Neunten würde doch wohl meine Sinfonie nicht passen? Abgesehen jedoch von dem einstweilen noch etwas dekolletierten Zustande besagter Sinfonie, paßt nicht jede Sinfonie auf ein Musikfest, und so sonderlich diese nicht.

Wenn Ihr an drei Tagen große Werke für gemischten Chor macht, paßt auch wohl mein Rinaldo für Männerchor nicht recht, oder vielmehr durchaus nicht? u. s. w. Kurz, da ich gar nicht so stattliche Figur mache, daß ich im Negligee kommen könnte, so will ich mich einstweilen für die Ehre bedanken.

Ich schreibe weitläufig, damit Du siehst, daß mir Dein Antrag nicht gleichgültig ist. Wann ich nun überhaupt nach Hamburg komme, weiß ich leider gar nicht. Fürs erste sitze ich noch fest, und da der Frühling so lang auf sich warten läßt, so wird's noch später; ich muß durchaus diesmal hier die Berge und Wälder grün sehen. Empfiehl mich Deiner Braut so freundlich Du kannst.

Mehr Grüße und Glückwünsche, als ich Karten zu besorgen hatte, habe ich Dir zu schicken! Immer wird noch versichert, Du kämst.

Also leb' wohl und glücklich, und hoffentlich sehe ich Dich in Hamburg.

Dein Johannes Brahms.

Clara Toberentz an Julius Stockhausen:

Hamburg, den 31. März 1864.

Ich wollte, mein beſter Schatz, ich könnte ganz ſtill bei Dir ſitzen und Deine Hand halten, es iſt mir ſo ein beſeligendes Gefühl, wenn ich mit Dir bin; ſprechen und anſtrengen ſollteſt Du Dich gar nicht, nur um Dich ſein, iſt mein Wunſch! Noch iſt's nicht zwei Stunden her, daß ich von Dir ging, und ſchon deucht es mir eine Ewigkeit. O liebſter Mann, wenn Du dieſe Zeilen lieſt, dann iſt das Konzert vorüber und Du biſt allein auf Deinem Zimmer; zur Geſellſchaft ſchicke ich Dir ein paar freundliche Blumen nach Deiner kalten „Winterreiſe", und wenn Du ſie anſiehſt, ſo denk' an mich, und dann küſſe ſie und wähne, ich ſei es; bei Dir bin ich doch ... Gute Nacht, mein liebſter Schatz! Lege Dich bald nieder und ruhe aus, und wenn Du morgen früh wieder friſch genug biſt, dann komme zu mir; was Neues, Wichtiges habe ich Dir nicht zu ſagen, nur wieder, daß ich Dich unendlich lieb habe. Liebſter, bisweilen überfällt mich eine Angſt, daß Du mich zu einfach finden könnteſt, daß ich Deinen gerechten Anſprüchen nicht genügen kann; ich bin nicht viel in der Welt umher geweſen, habe nicht viele Menſchen kennen gelernt und kann nicht geiſtreiche Geſpräche führen, ich kann nur Dich grenzenlos lieb haben, und iſt dies Dir genug? Wenn Du bei mir biſt, dann kommen ſolche Gedanken nicht, aber allein, wenn ich mich mit anderen vergleiche, dann meine ich, Du verdienteſt eine Würdigere. Erziehe mich, ziehe mich zu Dir empor und was in meinen Kräften ſteht, das weißt Du, will ich leiſten.

Etwa am 8. April 1864 ſchreibt ſie ihm nach Berlin, wo er konzertierte:

... Du biſt mir böſe, daß ich Dir nicht ... geſchrieben und fürchteſt, „aus den Augen, aus dem Sinn!" — Soll ich Dir ſagen, warum ich es nicht getan? Es war Scheu, an Dich zu ſchreiben. Ich bin ſtets ſo mit meinem Briefſchreiben geneckt worden, daß ich nicht den Mut hatte; ich war bang, Du könnteſt über meine Ungeſchicklichkeit lächeln ... Mein Schweigen war nicht Nachläſſigkeit; mit der Zeit werde ich mich wohl daran gewöhnen, einen flüſſigen Stil zu ſchreiben, ſo daß es keine Qual iſt ihn zu leſen ... Wenn Du zurückkommſt, dann mußt Du mir einmal ausführlich von Deiner Jugend, von Deinem ganzen Entwicklungsgang erzählen; denn ein Mann, der in ſich ſo fertig iſt wie Du, muß viel erlebt haben, ehe er bis dahin gekommen. Du biſt mir noch in vielen Beziehungen ein Buch mit ſieben Siegeln, davor ich ruhig ſitze und nehme, was mir freiwillig geboten wird, es aber nicht anzurühren wage. Ich habe Geduld und meine, es wird ſicher die Zeit kommen, wo ich Dich durch und durch kenne und verſtehe. Dann kann ich Dir auch alles werden und ſein, Deine Freundin, Deine Vertraute, die Dir getreulich Leid und Freud tragen hilft ...

Theodor Kirchner an Julius Stockhausen, Hamburg:

Zürich, den 10. Mai 1864.

Glücklicher Mensch! — Schon längst habe ich Dir sagen wollen, wie mich's gefreut hat, daß Du ein Herz gefunden hast, „so schön wie das Deine" sagt Heine und jetzt, nachdem ich das Bild gesehen, glaub' ich fast, es sei noch schöner! Nun, ich gönne Dir wie wenigen dieses Glück und wünsche nur, daß Du Deinen einsamen Freunden nicht ganz untreu wirst. Wie gern käme ich zu Deiner Hochzeit! Und vielleicht komme ich auch — trotz Vernunft und trotz alledem... Was hat Brahms den Sommer über wohl vor? Käme er hierher, so ist er eingeladen, bei Wesendoncks zu wohnen, ganz ungeniert...

Amalie Joachim an Julius Stockhausen, Hamburg:

Hannover, den 11. Mai 1864.

Schon längst wollte ich Ihnen in ein paar Zeilen sagen, wie sehr ich mich über Ihr Glück freue und wie herzlichen Anteil ich nehme; aber ich muß sprechen wie alle Frauen: „Ich bin nicht dazu gekommen". Sie zweifeln deshalb wohl nicht an meiner innigen Teilnahme, das weiß ich! Grüßen Sie Ihre liebe Clara recht herzlich von mir, und sagen Sie ihr, daß ich mich sehr freue, sie zu sehen; machen Sie es nur recht bald möglich, sie hierher zu bringen. — Ob sie uns recht sein wird? Lieber Gott, wenn Ihr Euch so recht von Herzen lieb habt, freuen wir alle uns darüber und ihrem Bilde nach zu schließen muß sie so sein wie sie für Sie gerade paßt. Ist sie nicht sanft und ernst? Ich habe viel aus diesem Blick gelesen und freue mich, sie selbst zu sehen.
Daß Sie den 10. Juni gewählt, ist auch recht und schön; es war unser Hochzeitstag[125]). — —
Mein Jo reist Sonnabend zum Musikfest [nach Aachen]; er freut sich sehr, daß Sie auch kommen. Geht Ihre Clara mit? Ich muß mich auf lange Trennung vorbereiten. Jo geht nach England und bleibt wohl an sieben Wochen aus. Sein Konzert [in G-dur] ist sehr schön geworden, doch will er es nicht spielen, da es mehrere Proben erfordert, um ganz zu wirken; er spielt das ungarische. Glauben Sie wirklich, daß Sie nun aufhören Vagabund zu sein? Ich nicht! Ich meine, ein echter Künstler (und nun gar ein Sänger) bleibt immer ein bißchen Vagabund und wird trotz Bürgereid und allem möglichen nie mit den Füßen in die Erde wachsen, gelt, Sie fühlen's auch so? Ihre Clara wird sich doch nicht entsetzen vor mir? Ich meine ja auch ein schönes Vagabundieren, so ernst und lustig, wie's im Eichendorff zu finden!

In den wenigen Monaten zwiſchen Verlobung und Hochzeit, die voller Kämpfe mit den Kolmarern verlaufen waren, haben Julius und Clara viel Gutes von dem Schwager Adolf und von ſeiner Frau erfahren. Die wegen ungeſtörten Muſizierens nicht leicht zu löſende Wohnungsfrage entſchied Adolf Meyer durch Kauf eines Häuschens in der Gurlittſtraße und überließ es dem jungen Paar gegen einen Mietſatz, der ihren Einnahmen entſprach. Wie man ſich einzurichten gedachte, geht aus einer Briefſtelle an ſeine Eltern hervor: „Meyer iſt von einer unvergleichlichen Güte, er liebt Clara wie ein Vater. Er hat ihr zur Hochzeit fünftauſend Taler geſchenkt und wollte alles, was zu einem Hausſtand gehört, für dieſe Summe ſelbſt auswählen. Wir ſind aber übereingekommen, daß wir für zweitauſend Taler dieſes Geldes die Möbel ſelbſt arbeiten laſſen wollen, und daß Clara ſich die Wäſche ſelbſt ausſuchen ſoll ... Pigelhein fertigt die Möbel extra für das Haus paſſend an; Wäſche und Geſchirr kommen aus Berlin. Ich habe geholfen es auszuſuchen und habe darum gebeten, daß man nur weißes Geſchirr wähle. Ich habe weder Gold noch Farbe daran geſtattet. Weiß iſt alles, was ein Muſikdirektor braucht. Neue ſolide Möbel, das beſte an Wäſche muß ſein, aber kein Luxus bei Tiſch. Luxus in der Solidität der Arbeit, in der Haltbarkeit, nicht im Äußeren: ich haſſe das ... Man iſt im Begriff, mir das Bürgerrecht zu erteilen; ſobald es dem Senat vorliegt, können wir heiraten[126]).“

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Wien:

Hamburg, den 31. Mai 1864.

Es beunruhigt mich, daß Du nicht da biſt, lieber Brahms! Bleibſt Du ganz aus? Willſt Du mir nicht die Freude machen, bei der Hochzeit zu ſein? Oder kommſt Du mit [meinem] Bruder Heinrich [aus Wien], der bald kommen ſoll? Kurz, ſchreibe zwei Zeilen und mache es möglich. Am 8. [Juni] iſt der Polterabend, ein Feſt, wovor mir eigentlich graut unter den jetzigen Umſtänden. Meine Eltern ſind und bleiben unverbeſſerlich in religiöſen Dingen. Meine Braut und ich wollen kein Verſprechen für die Zukunft abgeben, und da will der katholiſche Herr Pfarrer nicht trauen. Denke Dir den Zorn der Eltern! Ich muß morgen früh, zehn Tage vor der Hochzeit, nach Kolmar, um die Sache zu beſprechen. Meine Schweſter, an die ich mich gewandt hatte, hat nicht den Mut gehabt es anzuzeigen. Nun bleibt kein anderes Mittel, als ſelbſt reden. Kannſt Du Dir denken, wie mir zu Mut iſt? Eine freiſinnige Braut, orthodoxe Eltern, wir beide feſt wie Eiſen, ſie auch, was ſoll draus werden? Komme und erfreue uns beide durch Deine Gegenwart. Der Polterabend wird uns wenig Freude machen, der Freunde Gegenwart aber wäre eine prächtige Entſchädigung für dieſe trübe Zeit. Komm' und behalte mich lieb.

Julius Stockhausen und seine Braut
Hamburg 1864

Franz, Henri und Julius Stockhausen

Clara an Julius nach Kolmar:

Hamburg, den 2. Juni 1864.

... Könnte ich nur einen Augenblick Dein liebes Geſicht ſehen, um zu wiſſen, wie es ſteht. Meine Gedanken verlaſſen Dich keinen Augenblick, und ich ſehe Dich bald mit den Eltern, bald mit Franz ... Helfen kann ich Dir nicht, tröſten Dich auch nicht ... Du haſt einen ſchweren Tag vor Dir, und ich wünſchte Dir Engelszungen, um die Eltern weich und nachſichtig ſtimmen zu können. Was aber auch kommen mag, mein Liebſter, laß es Dich nicht zu tief niederbeugen. Du haſt das Bewußtſein, nach Deiner beſten Überzeugung mit der größten Rückſicht auf die Eltern zu handeln; mehr kannſt Du nicht, und dieſes Bewußtſein ſollte Dir Kraft geben, den Unwillen der Eltern zu ertragen. Wenn ſie Dir und mir jetzt auch noch ſo ſehr zürnen, iſt die Hochzeit vorüber und eine Zeit vergangen, dann werden ſie ſich ruhiger in das Unabänderliche finden; ſo lange es nicht geſchehen, haben ſie Hoffnung und werden mit aller Kraft dagegen angehen ...

Julius auf der Reiſe nach Kolmar an Clara:

Straßburg, den 2. Juni 1864.

... Ängſtige Dich nicht! Friſch und munter wie ich bin, werde ich meine Sache in aller Ruhe verfechten. Wir wollen ſehen, ob ſie den Mut haben zu ſagen, daß meine beſten Freunde und meine beſte Freundin einen Glauben haben, der nicht ſelig machen kann. Und im Grunde genommen ſchlagen ſie ſich ja ſelbſt, ſobald ſie die Verbindung mit einer Nichtkatholiſchen geſtatten ... Aber die Hauptſache iſt Ruhe, und ich habe alles reiflich überlegt, ſo daß ich ohne Aufregung reden werde. Und tut nicht die Liebe das ihrige? Die Liebe zu ihnen, die Liebe zu Dir? Neu ſind ihnen meine Anſichten nicht, ſie kennen ſie längſt. Sie werden doch nicht glauben, daß meine Verlobung mich zu einem ſentimentalen Glauben zurückgeführt hätte? Wir ſind über dieſe Jahre weg und ſind uns eines tiefen, inneren Glaubens bewußt ... Marie Meyer [Claras Schweſter] iſt im Irrtum, wenn ſie ſagt, wir haben nichts, um das frühere zu erſetzen. In der Form — möglich! Welche Form aber ſoll das Gefühl der Dankbarkeit annehmen? Können wir noch anders, ſollen wir anders beten als indem wir ſagen: „Ich danke Dir für das Schöne, Gute, Große!“ Das Gebet iſt kurz, wir wiederholen es um ſo öfter. Und ſo danke ich Gott, daß er ſolch ein Mädchen für mich hat wachſen laſſen, wie meine Clara. Werde alſo ſtark mit mir im neuen Glauben und immer wahrer und treuer ... Streife immer mehr die Form ab und kehre Dich an das Innere! Begegne mir nie mehr mit einer Redensart, wie Du es zuweilen noch tuſt,

als müßteſt Du was ſagen. Du mußt nicht. Ein Blick, ein Händedruck iſt mehr wert als Worte. Und wenn ich unnütz rede, ſage mir's, wie ich es Dir offen ſage, meine Gute, Liebliche, und ſo adieu! . . .

Dieſem Brief folgte zwei Tage ſpäter ein Telegramm, das als Ergebnis der mündlichen Ausſprache mit ſeinen Eltern der Braut meldete: „Proteſtantiſche Trauung ohne Verpflichtungen. Kirchner bereits Hamburg. Orgel, Geſang, Nikolaikirche am ſchönſten."

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Hamburg:
[Wien, den 8. Juni 1864].

Lieber Freund! — Meine beſten Wünſche ſollen doch nicht fehlen, kann ich denn nun einmal Dein ſchönes Feſt nicht mitfeiern.
Doch, heute iſt ja nur der erſte Tag desſelben; Du kriegſt nur einen Vorgeſchmack — — ſoll's doch das ganze Leben lang währen! Mögen Dir die Pfaffen denn nicht die erſten Tage verbittern; mir ſcheint, ſie haben durch ihr Benehmen jetzt am beſten dafür geſorgt, daß Ihr künftig Ruhe vor ihnen habt.
Bei Deinen Eltern wird dann auch hoffentlich die Kindesliebe die Gedanken vorwärts in unſer ganz anſtändiges Jahrhundert gebracht haben.
Weshalb ich nun aber fehle?
Ich habe gerade der Tage meine Stellung aufgegeben[127])! Mit Schmerzen nach langem Hin- und Herüberlegen.
Nun ſiehſt Du aber vor allem ein, daß ich nicht gleich davonlaufen kann, ſondern meinem Komitee Zeit geben muß zu reden und wieder zu reden.
Und leider tun ſie das gründlich und laſſen mich nicht los. Alles mögliche wird angeboten und verſucht.
Ich habe jedoch vor allem zu bedenken, wie ſich eine ſolche öffentliche Tätigkeit mit meinen ſonſtigen Abſichten verträgt. Und da iſt nun die Akademie ein Inſtitut, dem nur geholfen werden könnte durch eine höchſt rührige Tätigkeit, eine nach außen gewendete, zerſtreuende und mir gar nichts nütze.
Das hat mir lange zu denken gegeben, doch ſehe ich nichts beſſeres und laſſe es. Schwer wird mir's!
Jetzt, wo Dein Feſt nicht ein beſonderer Magnet, wird mir's gar nicht leicht, ſo viele Meilen nach Norden zu gehen, es hätte ja Zeit!
Doch die Mutter!
Ich werde vermutlich doch nächſtens von dort Dir nachſehen.
So denn nochmals den herzlichſten Glückwunſch, empfiehl mich Deiner ſanften Herrin und vergiß nicht alles und alle bei ihr. Dein Johs. Brahms.

Begreiflich, daß die Freunde dem Brautpaar ein Feſt voller Poeſie bereiteten, auf welchem ſich all ihre Mitfreude, all ihr Dank gegen das, was Stockhauſen ihnen als Menſch, Freund und Spender edelſter Muſik geworden war, auswirkte. Ein Schatten blieb das Fernſein der Eltern aus Kolmar und nicht nur das äußere Fernſein; das innere war ſchwerer für dieſen Sohn zu ertragen, der bei der Hochzeitsfeier nur ſeinen Bruder Franz neben ſich hatte. Julius und Clara hatten getan, was ſie konnten, und nur Unduldſamkeit hatte die katholiſche Trauung durch das an ſie gebundene Gelöbnis, das ſie nicht abgeben konnten, unmöglich gemacht. Als das Paar am 10. Juni in die proteſtantiſche Nikolaikirche eintrat, durchbrauſte „Freude! Schöner Götterfunken!" das Heiligtum, ſo froh und ſo gewaltig, wie nur ein Kirchner es der Orgel entlocken konnte. Ein Chor ſang ihnen eine Kompoſition von Hauptmann: „Ich und mein Haus wir ſind bereit" [op. 33], dann hielt Paſtor Guſtav Baur die Traurede[128]). Er hat ſich ſpäter dahin geäußert, daß Beider Ausdruck und Haltung ſo ſtark auf ihn gewirkt habe, daß er ſein wohl zurechtgelegtes Konzept verworfen, und in freier Rede geſagt habe, was die Stunde gebot. Nie zuvor habe er auf einem Antlitz ein ſolches Spiel von Empfindung und Erſchütterung wahrgenommen, wie auf dem des achtunddreißigjährigen Mannes vor ihm, der durchdrungen war von ſeinem Glauben: „Brüder, über'm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen!", und der die eine Seele auf dem Erdenrund heute ſein eigen nannte, die ihn mehr als alle anderen beglückte.

Julius Stockhauſen an Avé Lallemant, Hamburg:

Rigi-Kaltbad, den 15. Auguſt 1864.

Wir führen hier ein Götterleben, und darum ſchreiben wir nicht. Im Olymp hat man ganz anderes zu tun, als die Feder in Tinte zu tauchen. Ambroſia iſt die Luft, Nektar das köſtliche Kaltbadwaſſer und dazu die herrliche Ausſicht auf Glarner-, Urner-, Unterwaldner- und Berner Berge! Es iſt hier ein Paradies ohne Strafen! Zwar war es in den letzten Tagen etwas ſehr kalt, Schnee lag auf den Dächern und die Berge waren tief herunter verzuckert, aber das ſchadet nichts; es dauert ja nicht lange. Auch geht es meiner lieben Clara recht gut. Die dreijährige Bleichſucht weicht, und ich hoffe ſie bis Mitte September ſoweit zu bringen, daß ich Ehre von der Kur in der Schweiz bei meinen Mitbürgern einziehe. ... Du kannſt Dir denken, welche Freude es für mich iſt, ſie ſo aufblühen zu ſehen, und ihren Humor verliert ſie nie, auch in der ärgſten Kälte nicht ... Von den Eltern iſt nichts Erfreuliches zu berichten. Die Pfaffen haben ihnen beweiſen wollen, eine proteſtantiſche Ehe ſei für einen Katholiken keine Ehe. Dem Haus-

freund habe ich die Meinung deutſch, wenn auch auf franzöſiſch, geſagt. Gegen Clara aber ſind ſie alle ſo herzlich, daß man Freude haben muß. Nur ich werde wie ein Apoſtat behandelt. Vater iſt ein Fanatiker geworden. Sie glauben jetzt, meine Seele ſei verloren, und ich fühle, wie ſie immer mehr Licht bekommt, wie ſie immer deutlicher das Schöne und Gute durch meine Liebliche ahnt ... Am 28. Juli haben wir das Elſaß verlaſſen. Acht Tage waren wir in Zürich und ſehr viel mit Kirchner und [Bruder] Emil zuſammen. Seit dem 6. Auguſt ſind wir hier oben[129]). Die Eltern ſollen von morgen ab in unſerer Nähe, im Klöſterli wohnen. Ich reiſe Mittwoch auf acht Tage nach Antwerpen. Ich bekomme zweitauſend Francs für ein Konzert; als Ehemann darf ich nicht nein ſagen ...

Julius an Clara Stockhauſen, Rigi-Kaltbad:

Paris, den 20. Auguſt 1864.

Schon zwei Meilen vor Paris errät man, wie heiß, wie ſtaubig, wie lärmend die Hauptſtadt ſein muß; denn überall ſind die Dörfer, auch die kleinſten, mit Landhäuſern umgeben. Da ruht man des Abends aus von dem trouble, von der agitation, und es tut einem wohl, zu denken, daß jede Familie einmal im Jahr zuſammen und allein wohnt! Hier aber, in dem Zentrum aller Leidenſchaften, aller Laſter, und gewiß auch aller Tugenden, kommt man nicht zur Ruh'. Es ergreift einen ſehr bald ein Fieber, ein Freudenfieber, wie man es nirgends empfindet. Es geht alles ſo flink, ſo behende, ſo raſch, daß man in einer Minute zehnerlei zu ſehen bekommt, und wie ſchön iſt nun Paris geworden! Daß ich Dich nicht hier habe, beklage ich jede Stunde! Welche Freude hätteſt Du! Wie würden Deine Augen ſich öffnen ... Bei jedem Gewölbe, bei jeder ſchönen Frucht, beim Traubeneſſen, bei den roten Wangen der Pfirſiche, überall muß ich Deiner gedenken! Liebſter Schatz, was ſoll ich Dir ſagen und erzählen? Daß ich Dich lieb habe, das iſt alles, was notwendig iſt, das übrige weiß ich doch nur halb, jenes aber ganz und gar. Wenn ich viel Schönes geſehen hätte, ich könnte viel erzählen, aber Zeit war heute nicht für die Bilder. Morgen, ehe ich nach Brüſſel reiſe! ...

Clara an Julius Stockhauſen, Paris:

Rigi-Kaltbad, den 20. Auguſt 1864.

Wenn ich ſolche Briefe ... von Dir leſe, mein liebſter, beſter Julius, dann rührt es mich jedesmal zu Tränen ... Du haſt mich ſo ſehr lieb, und das macht mich unausſprechlich glücklich; ich hätte es ja nie für möglich gehalten, daß es mir

noch ſo im Leben ergehen würde; ich habe ſo lange nach ſolcher Liebe, wie Du ſie mir gibſt, gedurſtet, daß ich Dir nicht ſagen kann, wie jedes Deiner Worte mir wohltut ... Ich bin ein törichtes Kind, und hätte ich mehr Selbſtvertrauen, gewiß würde ich's nie fragen, ob Du mich noch lieb haſt! Du haſt Sehnſucht nach mir, und ich? Ich bin nur ein halbes Weſen, ſeitdem Du fort biſt ... Ach weißt Du, geh' nicht zu oft fort, nimm mich immer mit wenn's irgend geht, es iſt gar zu einſam ... Später, wenn einmal ein Drittes da iſt, das ich hegen und pflegen kann, wird's mir möglicherweiſe leichter ſein, die Trennung zu ertragen, aber noch nicht ... Deine guten alten [Eltern] ſind trotz Regen ganz munter und vergnügt, und die Mama ſchließt ſich ganz leicht an; ... [Moritz] Lazarus geht leider morgen; ich war ſo gern in ſeiner Geſellſchaft, ſie machte ſolchen wohltätigen Eindruck ... Es liegt ſolche Harmonie in dem Geſicht, ein großes Wohlwollen, das übt einen angenehmen Einfluß aus. Nun geht er fort und wir werden mit Frau Schumann zurückbleiben ... Heute mittag hat Frau Schumann geſpielt und ganz wundervoll. Sie und Friedchen [Wagner] ſpielten zuerſt die Sommernachtsouvertüre; herrlich iſt die Muſik, und dabei tauchten ſo ſchöne Erinnerungen an einen Konzertabend auf, und wie Du danach zu uns kamſt und mich fragteſt, warum ich Dich gar nicht angeſehen. Erinnerſt Du Dich? Oh, es waren ſelige Tage, die unvergeßlich meinem Herzen eingeſchrieben ſtehen ... Danach ein „Nachtſtück" von ihrem Mann, das war wie neulich die Mondnacht, als wir von Scheideck kamen, lauter Duft und Traum. Mit einer Romanze von Schumann und zwei Liedern ohne Worte ſchloß ſie ... Die Mama war auch dabei ganz entzückt und ergriffen; die gute Alte, ſie hat ſo lange nichts gehört, daß ſie es doppelt erregen mußte ...

Julius an Clara Stockhauſen, Rigi-Kaltbad:

Antwerpen, den 23. Auguſt 1864.

Wir haben heute ſchon den 23. Auguſt, mein gutes Schätzchen, meine liebe Frau, mein liebes Mütterchen! Die Zeit verfliegt doch raſcher als ich mir's gedacht hätte; denn Du weißt, welchen Reſpekt ich vor dieſer Reiſe hatte ... Als ich Sonntag geſchrieben hatte, wollte ich [in Paris] noch unſeren alten Freund und Arzt [Louis] Mandl ſprechen. Ich traf ihn auch zu Hauſe in ſeinem Schlafrock an einem Werk über die Diätetik des Kehlkopfes und des Sängers im allgemeinen[130]). Er hat durch den Kehlkopfſpiegel ſchon ſo viele intereſſante Krankheiten beobachtet und teilweiſe geheilt, daß er den Künſtlern auch mal plaisir machen will und ihnen zeigen, was denn alles mit Stimmbändern, Arythenoiden und dergleichen paſſieren kann. Er war ſehr erfreut mich zu ſehen, und mein Beſuch ſchien ihm ganz à propos zu kommen; denn er hatte einigen Zweifel über

Anſatz der Stimme, über den Anſchlag der Töne und die verſchiedenen Klanggepräge, ſo daß ich ihm alles explizieren mußte. So gerieten wir ins Feuer der Unterhaltung über ein vollkommenes Thema, und es wurde zu ſpät zur Abreiſe! ... Ich entſchloß mich auf der Stelle, und wir dinierten zuſammen aux Champs Elysées im Reſtaurant du Moulin rouge. Fein, fein, ſage ich Dir, mein Schatz! Er beſtellte und er verſteht's; denn er iſt ein Feinſchmecker und trinkt keinen Wein ... Wir fanden aber beide, es fehle eine dritte ... Abends um neun Uhr mußte ich mit dem alten buckligen Freund in ſeine originelle Studierſtube zurück, und er zeigte mir die Zeichnungen zu ſeinem Werk: Der Kehlkopf in all ſeinen Krankheitsſtadien. Schrecklich! abſcheulich! Ich eilte ans Klavier und ſang ihm was vor. Er ſagte: „Ihre Stimme iſt viel männlicher geworden, man merkt, daß Sie Ehemann geworden ſind. Sie haben ſo was Papa-artiges in Ihrem Ton!" — Ich dachte: Da iſt wieder der „Messias" daran ſchuld, — der Händelſche nämlich; denn von der Zeit datiert ſich die Umgeſtaltung meines Organs, — und begnügte mich zu ſagen, es ſei eben der „kleine Messias" daran ſchuld, und ich lachte innerlich ſo, daß man's wohl auch äußerlich ein bischen merkte. Ach, mein Schätzchen, Du kommſt mir jetzt wie eine Heilige vor, die alles in ſich trägt, was mir fehlt, und bei der ich alles Mangelnde finde. Du biſt auch ein Born, ein ſeligmachender, und an Dich bloß zu denken, erfüllt mich mit heiligen Gefühlen. Wäre ich ein Künſtler, wenn ich Dich nicht lieber hätte wie andere Menſchen und auf eine andere Weiſe? Was hätteſt Du von mir, wenn ich Dich nicht heiliger, poetiſcher liebte? Die Kunſt kennſt Du noch zu wenig, um darin einen Erſatz zu finden. Reichtum hab' ich keinen, im Gegenteil, ich muß Dich bitten, das Einſchränken zu lernen. Nur meine unbegrenzte Liebe kann ich Dir geben, täglich beweiſen, mein liebes Weib, und das hoffe ich, nie zu unterlaſſen.

Dieſe Trennung während der Hochzeitsreiſe war die erſte der beiden Gatten. Sie war nur kurz, und nur ein gelinder Vorgeſchmack deſſen, was ſie in dieſer Beziehung noch durchzumachen hatten. Und zwar ſchon gleich von Hamburg aus ſetzte das Reiſen ein; denn eine Tätigkeit war ihm nicht mehr genug. Angefangen hat jener Widerſtreit um die Vorherrſchaft der drei großen Fähigkeiten in ihm, des Singens, Dirigierens und Lehrens ſchon in Paris bei Gründung jenes „Bachvereins": Was er in der Partitur las, wollte er hören; was der Chor leiſtete, ſollte geſanglich hervorragend ſein; alſo bildete er den Chor, und jede Probe wurde gleichzeitig auch eine Geſangsſtunde. Rückblickend auf ſein Künſtlerleben muß man ſagen, daß es eine beſondere Gnade bedeutete, daß in Hamburg jede der drei großen Linien in ihm zur Auswirkung gelangen konnte. Die Programme jener Tage zeugen von eigenen Konzerten ſowohl als auch von ſeinen Verdienſten um die Aufführung von Chorwerken in der Singakademie und von Orcheſterwerken in den Philharmoniſchen Konzerten; in beiden Vereinen

trat er ſowohl als Dirigent wie als Soliſt auf, und in mehreren Konzerten vereinigte er beide Tätigkeiten innerhalb eines Abends. Neben ſeinen Hamburger Aufgaben aber gab es auswärtige Engagements, die er nicht alle ausſchlagen konnte und durfte.
Mitten in der Vorbereitung auf die rege Winterarbeit in Hamburg erhielt er einen Ruf, den abzulehnen ihm nicht leicht gefallen ſein mag. Richard Wagner, mit der Gründung einer Ausbildungsſtätte für Bühnenkünſtler beſchäftigt, wollte Stockhauſen nach München ziehen[131]); ein Beweis dafür, daß er in Stockhauſen den für ſeine Zwecke geſuchten Meiſter des Wortes im Geſang erkannt haben mußte, und daß er das Maßvoll-Schöne, wie es Stockhauſens Vortrag verkörperte, auch für die Wiedergabe ſeiner Partieen für vorbildlich hielt. Stockhauſen mußte ablehnen, da er in Hamburg einen feſten Wirkungskreis beſaß, den er mit einer eigenen Singſchule noch zu vergrößern trachtete.

Richard Wagner an Stockhauſen, Hamburg:

Starnberg bei München, den 27. September 1864.

Geehrter Herr! In Kürze, doch mit großer Beſtimmtheit, richte ich die Frage an Sie, ob Sie geneigt wären, nach München überzuſiedeln, ſobald Ihnen für Ihre Wirkſamkeit als Lehrer und Leiter unſerer Sänger eine vollkommen Ihren Wünſchen entſprechende Stellung, ſowie genügend Beſoldung angeboten würde?
Die Wichtigkeit, die ich der von mir gedachten Wirkſamkeit und Stellung beilege, können Sie kaum hoch genug ermeſſen; ich betrachte die Möglichkeit, gerade Sie hierfür zu gewinnen, geradeswegs als die Grundlage für alles, was ich je zu hoffen wage und zu verwirklichen beabſichtige.
Ihre Stellung würde eine gänzlich neu zu ſchaffende, mit keiner der vorhandenen zu konfundierende ſein. Hierüber und über die Abſicht, Sie vollkommen zu befriedigen, dürften Sie in keinem Zweifel ſein. Einzig fragt es ſich daher — — haben Sie überhaupt Luſt, ſolch eine Stellung einzunehmen? Und würden Sie ſich entſchließen können, Hamburg mit München zu vertauſchen?
Seit Jahren war es mein Wunſch, irgendwo in die Lage zu kommen, dies mein Anliegen Ihnen eröffnen zu können. Ich bin glücklich, durch einen für das Edelſte begeiſterten jungen König jetzt dieſen Boden gewonnen zu haben.
Auf geneigte Antwort harrend[132]), empfehle ich mich Ihnen hochachtungsvollſt als Ihr ergebener Richard Wagner.

Die Jungvermählten ſchreiben häufig nach Kolmar; ſie hoffen, daß die Nachrichten über ihr miteinander Beglücktſein die Eltern allmählich über den Schritt des Sohnes beruhigen werden und eine bis ans Ende währende Kindesliebe iſt

ihnen trotz mancher noch entſtehender Meinungsverſchiedenheiten von ihm bewahrt worden. Als höchſtes Lob ſeiner Clara weiß der Sohn nichts Beſſeres zu ſagen als: „Clara hat in ihrer Sorgfalt um mich geradezu etwas Mütterliches. Sie hat das gleiche Talent wie Du, alles anzuordnen, ohne daß ich's merke, und dieſe ſtille Emſigkeit iſt's gerade, die ich ſo liebe." Von einer kurzen Abweſenheit aus ſeiner Häuslichkeit ſchreibt er an die Mutter: „Es kommt mir vor, als ſeien es ſchon acht Tage her, ſeit ich mein home verlaſſen habe. Wie wohltuend für einen Künſtler, der ſo lange Jahre die Welt durchzogen hat, ſich mit ſeiner kleinen Frau in einem kleinen Häuschen geborgen zu fühlen."
Das Glück über die eigene Häuslichkeit ſpiegelt ſich in einem Brief von Clara an ihre Schwiegermutter nach der Rückkehr von der Hochzeitsreiſe: „Mein Verſprechen zu ſchreiben, habe ich bisher ſchlecht erfüllt, aber unſere Reiſe hat ſich ſo ganz anders als wir dachten, geſtaltet. Die Sehnſucht nach Haus ließ uns nirgends recht ruhig, und ſo ſind wir denn ſchon früher als wir es vorhatten, friſch und munter angekommen. Und wie ſchön haben wir alles gefunden! Oh Mama, Sie würden ſich ganz gemütlich hier fühlen; es iſt alles ſo heimlich, gar nichts Fremdes in den neuen Sachen, und es iſt alles ſo recht nach Julius' Geſchmack; wir ſind unendlich glücklich in unſerem kleinen Häuschen ... Sehr ruhig waren die erſten Tage noch nicht ... Es iſt ein Vergnügen, vom Boden zum Keller zu gehen; alles gut und neu, und dazu die frohe Ausſicht, eine glückliche Zukunft darin zu verleben. Liebſte Mama, einmal müſſen Sie uns die Freude machen, uns hier zu ſehen, und ein paar Wochen mit uns zu verleben ... und wollte ich mich ſehr bemühen, Ihnen die Liebe, die Sie und der Papa mir bewieſen, hier wieder zu erzeigen; das kann man doch am beſten im eigenen Haus im täglichen Leben. Und wie unendlich glücklich würden Sie Julius dadurch machen, dem doch bei allem immer ſeine Eltern und Geſchwiſtern fehlen, der ohne ſie kein vollkommenes Glück kennt ...

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Braunſchweig, den 28. Oktober 1864.

... [In Hannover] ſah ich Scholz und Frau. Dann ging ich zu Riechers mit der Geige (ein Dienſtmann neben mir her, um mir einen „air Joachim" zu geben) ... Und endlich zu Joachims, die eben bei der Knutſchſtunde waren nach Tiſch, gerade wie wir. Sie ſprang mir entgegen bis zur Tür, um meine Vermutung zu verſcheuchen, aber umſonſt; denn ſein Haar war zerzauſt, und ſeine Wangen glühten von Ursis Küſſen, und dennoch war ich willkommen geheißen. Baby [Johannes] kam bald vom Spaziergang und Jo wollte durchaus haben, er ſolle die Augen aufreißen; denn er ſei erſt ſchön, wenn er ſie weit aufhabe, aber

Baby war ſchlaftrunken und Jo wollte durchaus die Augen ſehen und meinte, er ſei jetzt gewiß hungrig und müſſe wach werden, um ſeinen Brei zu eſſen; es war zum totlachen, wie ſie beide mit dem Baby umgingen. Baby gähnte auch über die Zudringlichkeit des Vaters, und da ſteckte ihm Joachim ſeine Naſe in den Mund, daß der Kleine kaum mehr Atem holen konnte und endlich ſchrie. „Es wird ein ausgezeichneter Baritoniſt", ſagte Ursi, „er muß, Stockhauſen, er muß! wie Sie!" Ich riß ſie vom Kinde fort, ſonſt lebte es vielleicht nicht mehr! — Endlich kam ich zu Tiſch ins Hotel! ... Das Eſſen ſchmeckte fein, namentlich die Krammetsvögel und die Heringskartoffeln, ein Gericht, das gegen Heiſerkeit ſchützt und an einem Sängertiſch oft vorkommen ſollte! ...

Kaum hier angekommen, packte mich der liebe Mann Rudorff ... und fort ſind wir zu Steinway, dem vortrefflichen Flügelfabrikanten aus New York, der hier ſein Depot hat. Und da ſetzt ſich mein Rudorff hin und begleitet die Müllerin bis Nr. 11 auswendig. Ich konnte nicht mehr! „Genug", rief ich, „genug!" und morgen will er's auch auswendig ſpielen! Glücklicher Menſch! Wir gerieten ins Feuer und muſizierten wie mir's ſeit Baden nicht mehr geſchehen, ich meine ſeit Zürich; denn [der Beſuch bei] Theodor [Kirchner] kam nach der Schumann. Frau Clara, Brahms, Kirchner, Rudorff und Meiſter Liszt, die können's und der letzte am ſchönſten, am herrlichſten von allen, weil er nicht wartet, bis man ihn fortreißt, er reißt zuerſt und mit muß man, wenn man Muskeln und Blut hat. So ging's in Weimar bei Hofe. Da war nämlich kein Orcheſter, und ich ſollte die Sénéchal-Arie ſingen. Probiert hatten wir nicht, aber Franz griff in die Saiten und es klang, als wären zwölf Geigen, ſechs Kontrabäſſe im Saal. Und wie er dann „An die Leyer" begleitete, und „Erlkönig"! Liebchen, Liebchen, das war ein herrlicher Abend! Schade, daß Du nicht bei mir warſt. Aber 1856 liegt weit hinter uns, und 1864 iſt weit ſchöner! ...

Aus Briefen von Julius Stockhauſen an Ernſt Rudorff, Berlin:

Hamburg, den 21. November [1864].

Es iſt eine wahre Freude für mich, einen Brief aus Lauenſtein [Rudorffs Gut] zu bekommen und eine noch größere Ihnen zu ſchreiben. Auch hätte ich umgehend geantwortet, wenn nicht die Proben zum erſten Konzert meine Zeit ſehr in Anſpruch genommen hätten. Aber daß ich es gleich ſage: Ich möchte Sie lieber Freund nennen als Herr, und Sie müſſen mir im nächſten Brief ſagen, ob es auch Ihr Wunſch iſt. Wenn auch ſehr viel älter als Sie, hoffe ich, daß wir ſehr gute Freunde werden und uns immer, wenn auch nur brieflich, näherkommen werden.

Wollen Sie das auch? Daß Sie mir recht gut ſind, habe ich aus Ihrer großen Güte geſehen, aber ob Sie mich ſo recht lieb haben, wie ich Sie lieb habe, möcht' ich noch wiſſen. Faſſen wir doch beide, wenn auch nicht auf dieſelbe Weiſe, Leben und Kunſt recht ernſt auf; wie ſollten wir nicht bald näher bekannt werden? Doch das iſt noch kein triftiger Grund, und es iſt wohl mit der Freundſchaft ein klein wenig wie mit der Liebe: Sie beruht auf gegenſeitiger Sympathie und als der Ältere mußte ich Ihnen denn heute ſagen, daß ich mir in meinen alten Tagen gerne ſo einen jungen Freund wünſchte wie Sie! . . . Kennen Sie die „Ali-Baba"-Ouvertüre von il maestro Cherubini? Ein drolliges Stück! Ganz für die Räubergeſchichte gemacht. Sie ſchien mir auch wie für die Hamburger komponiert, aber die Leutchen ſahen es als einen ſchlechten Witz an und ſchwiegen, bis auf einige — Kenner!

Hamburg, den 11. Dezember 1864.

. . . Daß der junge Pole [Maszkowski] ein ausgemachter Dirigent iſt, haben wir jüngſt wieder geſehen. Die Tietjens wurde zum Philharmoniſchen Konzert [am 2. Dezember] heiſer, ich mußte einſpringen, eine Arie [aus „Oedipus auf Colonos" von Sacchini] ohne Probe mit Orcheſter ſingen, und Maszkowski dirigierte das E-dur-Konzert [von Beethoven, von Clara Schumann geſpielt] auch ohne Probe. Es tat mir für Roſe leid, jedoch hatte er im erſten Konzert [am 18. November] dirigiert, und war ſomit die Reihe an Maszkowski. Es ging prächtig und Frau Schumann ſagte auch: „Der iſt ein geborener Dirigent." Will er alſo vernünftig ſein, ſo hat er ein ſchönes Feld vor ſich. Aber Pole und — vernünftig? . . .

Hamburg, den 11. Februar 1865.

. . . Es iſt beſchloſſen worden, die „Johannispaſſion" in der Karwoche zu geben. Wir ſind ſchon ziemlich weit im Studium des herrlichen Werkes vorangekommen und möchten es ſo ſchön, ſo großartig wie möglich aufführen. Es iſt mir aufgefallen, daß zwei ſehr verſchiedene Elemente in den Paſſionen ſich gegenüberſtehen: Das Aktive und das Betrachtende. Unſere Akademie ſoll den aktiven Teil übernehmen, zwei andere Vereine die Choräle ſingen. Kirchner hat für die Orgel zugeſagt, und da zwei herrliche Baßarien auch geſungen werden müſſen und nicht ſo heruntergeleiert, habe ich den unverſchämten Wunſch ſelbſt zu ſingen. Verzeihen Sie mir dieſe Äußerung. Geſtern hörte ich unſeren Baſſiſten Adolf Schulze in der „Schöpfung" ſingen und es klang ſo langweilig, daß ich mir feſt vornahm, ihn womöglich nicht in der Paſſion zu gebrauchen. Mit Liebe, mit Paſſion muß man Bach ſingen, mit dem Glauben an ihn und die Kunſt, und

den haben die meiſten nicht. Sie aber, lieber Freund, haben ihn und ſo komme ich mit der Frage, ob Sie von nun an die „Paſſion“ einſtudieren wollen und bis zum Frühjahr hier bleiben können? Das Konzert findet am 10. April ſtatt. Ende April wollen wir „Elias“ aufführen, der Ihnen auch zukäme. Ihre Ruhe mit dem herrlichen, muſikaliſchen Talente verbunden, ſind mir eine Bürgſchaft, die ich bei Maszkowski für größere Werke nicht habe; Sie würden mir eine große Freude machen, wenn Sie auf den Vorſchlag eingingen ...

Bald zog Stockhauſen auch ſeinen Bruder Franz nach Hamburg[133]) und übertrug ihm an der von ihm geleiteten Muſikſchule das Lehrfach für Klavier. Franz Stockhauſen hatte ſeine muſikaliſche Ausbildung auf dem Leipziger Konſervatorium bei Moſcheles, Hauptmann und Davidoff beendet.

Tagebucheintragung von Julius Stockhauſen am 19. März 1865:

„Freue Dich, erlöſte Schar,
Denn es iſt uns ein Kind geboren!“
Franz Joſef Emanuel[134]).

Ein unbeſchreibliches Glück und ungetrübt. Wäre es nicht noch größer, wenn der Mann Zeuge des weiblichen Schmerzes wäre? Und welch' eine Lehre für ihn. Schämt Euch, Ihr Männer, daß Ihr dem Weibe ſo wenig nachſeht. Grau und weiß von Haaren kann eine über den Schmerzen in einer Nacht werden, und Ihr Männer könnt es vergeſſen? — „Wir waren nicht zugegen“. Nur ſo iſt's erklärlich. —

Julius Stockhauſen an ſeine Eltern:
(Franzöſiſch) Hamburg, den 20. März 1865.

... Seit vierzehn Tagen machte ich mich darauf gefaßt, daß im Augenblick, da ich das Haus verlaſſen würde, Clara niederkommen würde, und richtig, ſo iſt es gekommen. Freitag nachmittag reiſte ich nach Schwerin ab ... Während ich Sonnabend abend „Non piu andrai“ ſang, litt ſie die erſten Schmerzen. Stellt Euch alſo meine Überraſchung vor, als ich Sonntag abend auf dem Bahnhof mit der Nachricht beglückt wurde, ein Sohn erwarte mich zu Hauſe! ... Clara hatte verboten, mir zu telegraphieren, um mir keine aufregende Rückreiſe zu bereiten ... Ich gebe mich völlig dem Glücksbewußtſein hin, einen Sohn zu haben! Ein Ziel meines Lebens iſt erreicht! Ein neuer Anſporn zur Arbeit iſt da! Nun

weiß man, für wen man arbeitet, für wen man ſpart, und dieſer Zweck kann die Kräfte nur neu beleben, wenn ſie je nachlaſſen ſollten. Das Kind iſt gut gebaut, kräftig, kurzbeinig, groß und dick; ſchwarze Haare, blaue Augen, ſpitze Fingerchen, ſtarke Stimme, guter Magen. Was ſeine Geſinnung anbelangt, ſo werden Zeit und Erfahrung, Aufrichtigkeit des Herzens und unbeirrbare Neigung zum Guten ihr Teil tun. Freut Euch mit Euren Kindern, die Euch von Herzen umarmen ...

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Bremen, den 13. April 1865.

[Kirchner und ich] ſind bei Reinthaler abgeſtiegen ... Wir haben jeder ein Schlafkämmerlein und zwiſchen uns beiden eine Wohnſtube mit Ausſicht auf die Weſer. Sie ſieht jetzt wie ein wahrer See aus, ſo hoch iſt das Waſſer geworden, und die Sonne ſpiegelt ſich luſtig darin und die große Mühle ſieht müßig zu, weil es windſtill iſt. Ein wunderbares Gefühl erwacht in mir bei dieſem Frühlingswetter! Der Winter dauerte ſo lang, daß ich glaubte krank zu werden, und nun die Überzeugung „Es iſt nichts als der Winter, der Winter kalt und wild". Ich bin auch wieder wohler und kann ſingen wie ein Vogel und habe Mut und Luſt zu allem, was ich noch vollbringen ſoll, bevor uns der Juli nach Süden jagt. Liebes Mütterchen, mein heller Augapfel, mein ſchönſtes Lied! Auch Dich habe ich doppelt lieb, wenn ich recht arbeiten kann, weil ich denke, Du wirſt mit mir und mit meiner Ausdauer zufrieden ſein. Aber eines muß ich Dir melden. Die Johannispaſſion iſt weit genialer, charakteriſtiſcher als die Matthäuspaſſion, ſo großartig auch der Anfang derſelben klingt, und daran iſt der Frühling nicht ſchuld, ſondern der Sommer: Bach-Sommer! Sein reifes Alter! Sie muß ſpäter entſtanden ſein! Und nun ade, der Wagen will uns von der ſonnigen Stube in die dunkle Kirche bringen. Wenn es da keine Bachmuſik gäbe, ſie kriegten mich heute nicht hinein ...

An Stockhauſen, Kirchner und [Emil] Hegar
(geſchrieben auf Bitte und im Namen vieler Zuhörerinnen Kiels nach dem Konzert am 19. Mai 1865 von Klaus Groth)

Sind das die Nachtigallen?
Iſt das der Droſſelſchlag?
Klingt's aus den Buchenhallen
Und Echo hallt es nach?

Hört man die Wogen rauſchen
Und Antwort aus dem Hain? —
Nymphen und Vögel lauſchen
Den Zaubermelodei'n! —

Wir kennen unſern Norden
Nicht wieder dieſen Mai!
Die Welt iſt jünger worden,
Und alles Zauberei!
Sah je ein Kind die Sonne
Wie wir in dieſem Jahr?
Ach, Frühlingsluſt und Wonne
Sie werden wieder wahr!
Die Erde prangt in Schöne,
In Laub- und Blumenpracht;
Noch nie gehörte Töne
Kommen mir über Nacht!
Ein Meiſter ruht begraben,
Fern, längſt in dunkler Gruft;
An ſeinen Klängen laben
Sich Geiſter in der Luft.
Süßer wie Nachtigallen,
Tiefer wie Droſſelſchlag,
In Hütten und in Hallen
Rufen ſie Seelen wach.
Die er geweiht, die Sänger,
Die wandern nun umher —
Dann weilt der Frühling länger —
Dann klingen Wald und Meer —
Dann wird im Menſchenherzen
Das Beſte zu Geſang,
Die Freuden all und Schmerzen
Zu lauter ſüßem Klang.
Doch ſchüttelt das Gefieder
Die luft'ge Sängerſchar,
Hin ziehn ſie — ihre Lieder
Nur weilen noch wunderbar!
Oft noch wie Orgelbrauſen,
Flöten- und Celloklang
Beten, Weinen und Grauſen
Ertönt's dem Ohr im Geſang!
Oft ſteigt das Herz noch ſelig
Von ſchöner Glut berauſcht:
Es iſt der Gruß, den fröhlich
Geiſt mit dem Geiſte tauſcht. —
Die Zaubermacht des Schönen
Führt klingend Ihr umher;
Habt Dank! Mit Euren Tönen
Verhallt es nimmermehr.

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms:

Hamburg, den 30. Mai 1865.

Deine Muſik, Deine Bücher ſind gut verſorgt, mein lieber Brahms, und das wollte ich Dir noch vor der Abreiſe melden[135]). Dein Schrank war etwas wackelig, und wir fürchteten uns, die Bücher hinein zu kramen. Da beſchloß Frau Clärchen, ihn unſerem guten Tiſchlermeiſter zu ſchicken, und der reparierte ihn ſo ſchön, daß er wieder wie neu iſt. Denke Dir, kleine Bewohner, genannt Wanzen, hatten ſich ſchon einheimiſch gemacht. Er hat alles geſäubert und neu angeſtrichen inwendig, von außen etwas poliert; er ſieht prächtig aus mit den ſchönen Büchern. Mann! was haſt Du für prächtige Sachen! Einen ganzen Abend haben wir eingeräumt. Die alte Sophie (früher Mendelsſohns Köchin) ſtäubte die Bücher ab, Clara ſuchte die paſſenden Plätzchen für die Bücher, und Kirchner und ich für die Muſik. Wie es halb elf wurde, waren wir müde, aber wir hatten wirklichen Genuß gehabt und freuen uns auf Auguſt und September, um zu leſen, was uns paßt; denn das mußt Du ſchon zugeben! Haſt Du einen Katalog?

Morgen fahren wir nach Köln [zum Niederrheiniſchen Muſikfeſt]. Wir treffen uns wohl dort. Meine Frau nimmt den kleinen Emanuel mit! Es wird ein bewegtes Leben werden. Mich perſönlich würde es ſehr beruhigen, wenn Du da wärſt, denn ich will zwei Deiner herrlichen Lieder aus Magelone (Nr. 1 und 2 im zweiten Heft) ſingen. Verzeih', wenn ich den Wunſch ausſpreche, vor dem Konzert am dritten Tag ſie mit Dir durchzugehen; aber beſſer iſt es immer, der Komponiſt iſt dabei. Tu es doch! Komm! Wir würden uns beide ſehr, ſehr freuen. Das große Lied Nr. 3 im erſten Heft behalte ich für ein da capo in petto. Drei zu ſingen ſchien mir nicht praktiſch; alſo zürne nicht, wenn ich ſchlecht gewählt habe. „Sind es Schmerzen" macht ſich ebenſo gut als drittes, verlangtes Lied. Mich begeiſtern ſie alle drei und ich glaube, Du kannſt auf eine ziemliche Wiedergabe rechnen, aber Du müßteſt eben dabei ſein! Komme! Kirchner läßt fragen, ob Du nach Baſel zur Matthäuspaſſion kommſt? Er will Dich ſonſt in Karlsruhe aufſuchen auf der Durchreiſe. Schreibe! Gib uns Antwort nach Köln bei Wendelſtadt. Auf Wiederſehen und bringe Levy mit.

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Köln:

Baden-Baden [vor dem 4.] Juni 1865.

Obwohl Dein Brief mich auch jetzt noch ſo ſchwankend wie nur möglich macht, werde ich doch wohl nicht nach Köln kommen.

Kämſt Du über Baden, ſo könnteſt Du Dich durch einen Einblick in meine Kaſſe und in Hamburger und andere Rechnungen leicht überzeugen, warum leider nicht.

Daß Du dort die „Magelone" ſingſt, iſt mir wirklich eine ganz außerordentliche Freude, auch, daß ich mir Kirchner dazu am Klavier denke. Und laßt Ihr's bei der Zugabe (die trotz allem unzweifelhaft verlangt wird), ſo habe ich auch gar nichts gegen die Wahl.

Ich mache nicht gern Pakete und mir fehlt hier eine gute Freundin, ſonſt hätteſt Du natürlich die Lieder von mir bekommen. Da ſie übrigens ſo freundlich aufgenommen ſind, ſo werden Deinem Namen noch einige Hefte „Magelone" zugeſchrieben!

Machſt Du nicht mit Kirchner auf der Reiſe nach Baſel einen Abſtecher über hier? Oder können wir uns in Karlsruhe ein Rendezvous geben?

Ich hätte doch viel zu plaudern, viel zu danken für die freundliche Aufnahme meiner Bücher und große Begier, Kirchner zu ſehen.

Rieter kommt den Brief zu holen.

Herzlichen Gruß für Dich, die Frau und Kirchner, auch ſonſt, wer ihn haben will. Jedenfalls ſehen wir uns den Sommer. Dein J. B.

Im Programmbuch jenes 42. Niederrheinischen Musikfestes findet man in dem Verzeichnis der Mitwirkenden bei den Chorsängern im Baß einen Herrn „Nietsche aus Bonn", dem nur das entscheidende „z" hinter dem „t" fehlt, um ihn zu dem gleich ganz anders dreinblickenden „stud. phil. Friedrich Nietzsche" zu stempeln, als welcher er seiner Schwester Elisabeth ausführlich von diesem Musikfest erzählt hat[136]). Es heißt darin: „Als Staegemann und Julius Stockhausen, „der König aller Bässe", ihr berühmtes Heldenduett sangen, brach ein unerhörter Sturm des Jubels aus, achtfache Bravos, Tusche der Trompeten, Dacapogeheul, sämtliche dreihundert Damen schleuderten ihre dreihundert Buketts den Sängern ins Gesicht, sie waren im eigentlichsten Sinne von einer Blumenwolke umhüllt. Die Szene wiederholte sich, als das Duett da capo gesungen war."
Was Stockhausen von jenem Musikfest auszusagen hatte, schrieb er am 26. Juni an Avé Lallemant aus Boeningen bei Interlaken, wo er mit den Seinen ruhige Erholungswochen genoß: „Das Musikfest in Köln war keines der Erfreulichen. Es ging nichts schlecht, aber fast alles flau . . . „Faust" ging miserabel, hingegen wurde die Symphonie von Hiller fleißig einstudiert und ging gut. Die Lieder von Brahms schlugen genügend durch, um die Leute aufmerksam auf die „Magelonenlieder" zu machen, mehr wollte ich nicht!"

Julius Stockhausen an Johannes Brahms:

Hamburg, den 30. September [1865].

Lieber Freund! — Avé und ich haben lange hin und her debattiert über Deine Anfrage hier zu spielen, und endlich beschlossen, vorläufig keine Anfrage beim Komitee zu tun. Wir finden vor allem, daß Du als Komponist nicht genug Freiheit in einem Philharmonischen Programm hättest. Wenn Du wieder in Hamburg auftrittst, meinen Avé und Dein untertänigster Sänger, mußt Du auch als Komponist gelten und ein Werk von Dir dirigieren, und muß vielleicht ein Gesangstück für Chor aufgeführt werden und Lieder gesungen, und das kannst Du nicht alles im Abonnementskonzert. Mit einem Wort, wenn Johannes Brahms in seiner Vaterstadt spielen will, so müßte er ein eigenes Konzert geben und z. B. Serenade in D, Psalm und Lieder von sich aufführen lassen. Nun sage uns, wann Du gesonnen wärst zu kommen, daß ich beizeiten den Chor einstudieren kann, auch eine Vorprobe mit dem Orchester halte. Mir im besonderen erweisest Du eine Gefälligkeit, wenn Du auf den Vorschlag eingehst. Ich hatte die Hoffnung, unsere Herren würden auf meinen Vorschlag eingehen, zehn Abonnementskonzerte zu geben; sie sind aber zu ängstlich und bleiben bei sechs[137]). Solch eine Gelegenheit, dem Publikum etwas Echtes zu bieten und unseren Herren zu zeigen, daß

man mehr wie ſechsmal die Abonnenten in den Saal locken kann, möchte ich mir nicht entgehen laſſen. 1. Deine Serenade. 2. ein Chor, 3. das Tripelkonzert von Bach, 4. Lieder, Klaviervorträge und eine kurze Symphonie (A-dur von Mendelsſohn oder B-dur von Gade) wäre, glaub' ich, ein paſſendes Programm, und ich bitte Dich, mir ſehr bald Antwort zu geben, damit ich mich freuen darf, wenn Du willſt und wir andere Schritte tun, wenn Du nicht willſt. Eine Kammermuſikſoiree läßt ſich dieſen Winter nicht gut einrichten, ſonſt wären Dir die hieſigen Kräfte gewiß zu Gebote geweſen, aber wir haben die Kräfte nicht. Roſe iſt in Amerika, man weiß nicht, ob er zurückkehren wird. [Emil] Hegar iſt mit tauſend Gulden Fixum nach Rotterdam berufen ... Und noch eins: Wenn ich Franco-Germane gefehlt habe, in der Form gefehlt, ſo ſei mir nicht böſe: ich will gerne noch ein mea culpa ausſtoßen. Im Grunde meint es keiner beſſer wie ich, und ich möchte, Frau Schumann, Joachim und Du, Ihr meintet's ſo gut mit mir. Aber es kann nun einmal nicht ſein, und darum bleibe ich der wilde Franzoſe J. Stockhauſen. Frau und Sohn grüßen laut und herzlich.

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Hamburg:
[Vermutlich Oktober 1865.]

Ich bin Dir und Avé wirklich zu herzlichem Dank verpflichtet, daß Ihr ſo eingehend und weitläufig mein etwaiges Kommen nach Hamburg durchgeſprochen habt und Euch ſo lebhaft dafür intereſſiert.
Nur eins vergeßt Ihr, daß ich gar nicht daran denke mit einem Geldbeutel, der ohnedies an der Schwindſucht ohn' Aufhören leidet, Experimente zu machen. Und Konzertgeben iſt Experimentieren, Konzert mit Orcheſter iſt aber ſchon mehr Attentat auf beſagten Geldbeutel.
Ich muß leider immer mühſam die Hamburger Nachrichten nachſehen, will ich irgend Neues aus der Vaterſtadt erfahren, und Avé namentlich könnte doch Zeit haben, einen beſſer damit zu verſorgen.
Wie gern hörte ich vor allem von Grädener! Grüße ihn herzlichſt. Ich denke, es geht ihm jedenfalls gut dort und das friſche Bad in Hamburger Grobheit wird ihm wohl fürs erſte wohltun nach der Wiener lauwarmen Freund- und Höflichkeit.
Was fangt Ihr denn mit Violine und Cello an? Iſt Böie nicht für den engeren Anſchluß an Preußiſche und Hamburgiſche Herrſchaft in militäriſchen und muſikaliſchen Dingen?
Ich gehe nächſtens in die Schweiz, das Wetter iſt ſo herrlich, als wäre der Regen abgeſchafft und ſollte der Winter zur Mythe werden.
Grüße Deine Frau beſtens, auch Avé, Grädener und wen Du ſonſt willſt.

Heinrich Henkel

Matthäus Nagiller

Friedrich Hegar

Ernst Rudorff

Darf ich Dich bitten, inliegenden Brief in den Kaſten zu werfen?
Ein Quintett von ſiebenundſechzig Seiten wartet auf Korrektur [op. 34], alſo in einiger Eile und aller Freundſchaft Dein Joh. Brahms.

Als man Stockhauſens Selbſtändigkeit in der Zuſammenſetzung der Programme antaſtete und im Komitee der Philharmoniſchen Konzerte nicht auf ſeinen begründeten Vorſchlag, zehn ſtatt ſechs Konzertabende zu veranſtalten, einging, gab es den erſten Ärger, den er auf eine Konzertreiſe nach Holland mitnahm. In Amſterdam, Den Haag und Rotterdam wiederholten ſich für ihn die ſchon in früheren Jahren erlebten Erfolge.

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Amſterdam, den 16. Dezember 1865.

Die Strafe für meine Aufregung, für meinen Zorn ... iſt ſo groß (nämlich von Dir ſo lange getrennt zu ſein), daß ich Dich bitten muß, nicht mehr davon zu ſprechen oder zu ſchreiben ... Hätte mein Rücktritt nicht zur Folge, daß ich Dich oft verlaſſen müßte, oft allein von Stadt zu Stadt mit einem Bündelchen Noten unterm Arm zöge? Ach Liebſte, ich will lieber vieles ertragen von den hochmütigen Dilettanten, und geduldig, als ſo zu leben wie jetzt. Ich bin doch nur ein halber Menſch ohne Dich und Bubi und komme mir ganz verarmt vor. Ich werde alſo Dr. Goßler ſchreiben, [ich] ... bäte zu Oſtern um meine Entlaſſung, wenn nämlich das Komitee mir die Freiheit nicht einräumen könne, eines Komponiſten, eines Meiſters Geburtstag zu feiern, ohne um eine Konvokation zu bitten und zu warten, bis ſieben Mitglieder die Zeit fänden, zuſammenzukommen ... Geſtern hatte ich große Freude an Verhulst. Er ſtudierte alles prächtig ein, geiſtig, und ſo recht wie Mendelsſohn es getan haben würde. Auch er dirigiert zuweilen nicht und läßt die Bande laufen. Er ſprach über die guten Dirigenten Deutſchlands, und ich bat ihn mir einige zu nennen. Zuerſt fiel uns Rietz in Leipzig ein, jetzt Dresden. Dann Hiller. Von dem ſagte er, das Zigeunerleben mit Mme. Hiller habe ihn verdorben. „Verlieren Sie lieber Ihre Stimme als eine gute Frau“ ſagte er ... Wir wollen Frau und Stimme behalten, dacht' ich ...

Lyvia Frege an Julius Stockhauſen, Hamburg:

Leipzig, den 13. Januar 1866.

Ihr prächtiger friſcher Brief war mir eine herrliche Neujahrsfreude. Beſten, herz-

lichen Dank dafür, daß Sie mir einmal wieder ein ſichtbares Zeichen Ihres Gedenkens gegeben haben. Ab und zu hörte ich wohl von Ihnen, allein alles derartige genügt nicht, und nun weiß ich wieder ein Stückchen Leben von Ihnen und vergegenwärtige mir Ihr Wirken und Schaffen in der Welt. Wie freue ich mich von ganzem Herzen, daß Ihnen das häusliche Leben zuſagt und Sie beglückt ſind. Wie oft ſagte ich das früher bei Ihrem unſteten Leben, daß Gott Ihnen ja ſo viel gegeben habe, ein mehr innerliches geſammeltes Leben zu führen und wie verſtehe ich, daß Sie ſich glücklich, befriedigt befinden. Möge denn alles, was Sie glücklich macht, ungetrübt und immer neu ſich vermehrend um Sie ſein und alles Ernſte und Schwere, was das Leben zuweilen bringt, von Ihnen ewig entfernt bleiben! Daß Sie an Ihren Schülern Freude haben, iſt ja ganz herrlich, da gibt es Hoffnung, daß wir wieder gute Künſtler bekommen. Gerade was Stimmen anbelangt, hat Deutſchland gewiß manches auf dem Gewiſſen durch den Mangel guter Schulen und Lehrer. Bei uns hier geht die Muſik den gewöhnlichen Gang. Mitunter eine gute Leiſtung, wie z. B. neulich der „Manfred" von Schumann. Sonſt nichts, was die Herzen ſchneller ſchlagen ließe oder ſchlafloſe Nächte machte. David bleibt am munterſten, Hauptmann kränkelt. Moſcheles läßt ſich in den Damenkreiſen ſeiner Frau feiern ... Neulich kam Hiller und als er auf meinem Flügel ſpielte, überkam mich doch die alte Wärme, er ſpielt eben doch mir viel zuſagender als die jetzigen Künſtler. Seit langer Zeit tat es mir einmal wieder weh, daß ich mir kein Lied mehr akkompagnieren laſſen konnte! Sonſt entwöhne ich mich mit Gemütsruhe der Muſik ...

Julius an Clara Stockhauſen, Berlin:

Petersburg, den 26. Februar 1866.

Womit fang' ich an, mein Clärchen? Ich denke mit einem Liebesgruß und Sehnſuchtskuß. Nimm ihn! Und ſo ſehr ich Dich bei mir wünſche, füg' ich hinzu, ſo ſehr freu' ich mich, Dich in Berlin bei den Schweſtern mit dem Bubeli zu wiſſen. ... Von Eydtkuhnen an wird man wie in Frankreich in einen fünfſitzigen Wagen eingeſperrt; Türe und Ofen nehmen die drei üblichen Plätze ein und ſo fährt man nach Petersburg ... Das iſt unerlaubt, Menſchen während fünfundzwanzig Stunden ſo einzuſperren. Und dieſe Langſamkeit! ... Was bleibt da übrig als redlich Tſchai trinken mit all den Aſiaten ... Am 24. Februar (anniversaire de la Révolution de 1848) kam ich an und wurde von dem großen Homilius und zwei anderen Herren des Komitees empfangen ... Meine Wohnung gefällt mir ganz gut. Das Haus liegt an der Perſpektive Newsky, die Zimmer ſind räumlich, groß, luftig und warm ... Auch ein Flügel ſteht da ... Geſtern war Probe zu Félicien Davids „Wüſte" ... Dort traf ich Rubinſtein.

Kaum saß ich neben ihm, so fing er vom Konservatorium an[138]). Er lebt nur für das Institut. Er bekommt alles in allem dreitausend Rubel ... Für Petersburg scheint mir das doch ein kleiner Lohn, wenn man das Reisen ganz aufgibt. Um fünf Uhr war ich bei ihm zu Tisch ... Seine Frau ist allerliebst ... Nach Tisch saßen wir im Dunkeln, nur ein Holzkaminfeuer warf flackerndes Licht ins Zimmer. Bald sprang ich ans Klavier, bald er, dann begleitete er mir seine Lieder, und immer fing er wieder vom Konservatorium an und fragte viel über Gesang ... Später kamen Servais, Davidoff, beide berühmte Cellisten. Dann Laub, der Violinspieler ... Gegen neun Uhr kamen Homilius und viele andere, lauter lustige, freundliche Leute. Auch die Nissen-Salomon, eine der besten Schülerinnen von Garcia, jetzt Lehrerin am Konservatorium. Sie wollte mich durchaus hören und war empört, daß ich im Dunkeln gesungen hätte und vor so vielen Sonnen nicht singen wollte. Sie machte einen Kniefall, aber ich blieb standhaft ... Ich verabredete eine Probe mit ihr ... Sie singt die Witwe im „Elias" ... „Und gesehen hast Du noch nichts?" ... Nein noch nichts! Nur die Kasanische Kirche von außen und die Eremitage von außen, und die Paläste von außen, vom Schlitten aus, im Pelz eingewickelt, den Wind um die Ohren sausend und bei zwölf Grad Kälte ... Ade, ade!

Clara an Julius Stockhausen, Petersburg:

Berlin, den 28. Februar 1866.

... Wie geht es mit der Stimme? Die zwei Tage Ruhe haben ihr gewiß wohl getan, und Du wirst die schönen, liebenswürdigen Russinnen entzücken und hinreißen. Ja, ich möchte ihnen zurufen, habt ihn recht lieb, tragt ihn auf Händen; denn er verdient es und in noch weit höherem Maße als ihr glaubt. Ja, geliebter Mann, auf Händen tragen möcht' ich Dich, Dir jedes Hindernis ebnen können, Dir das Leben so freundlich als möglich gestalten; denn Du verdienst ein Leben voller Sonnenschein und Glück, Du bereitest es anderen, und ich möchte, daß der Abglanz dessen auf Dich zurückfiele ...

Julius an Clara Stockhausen, Berlin:

Petersburg, den 28. Februar 1866.

Die Tage schleichen langsam und langweilig vorbei, und Dein Alter ist mehr bei Euch als hier. Von Petersburg hab ich noch nichts gehabt. Sich hinauswagen bei Schnee und Kälte, bevor man öffentlich gesungen hat, wäre ja Wahnsinn. So bleibe ich bis ein Uhr zu Hause und musiziere. Das geht. Aber dann! Kein

Menſch auf der Straße verſteht ein Wort deutſch oder franzöſiſch ... Es iſt das erſte Mal, daß ich mir ſo verlaſſen vorkomme, weil ich eben mit den Menſchen nicht ſprechen kann, und nun begreife ich, warum Franzoſen im allgemeinen über England und Deutſchland ſchimpfen. Sie kennen die Sprachen nicht, und das verſtimmt unglaublich. Und dann noch eins: Am Tage ſind die Menſchen alle ſehr beſchäftigt und haben für mich keine Zeit. Am Abend erſt geht die Freude an ... aber das ermüdet mich ... Davon haben die Menſchen hier keinen Begriff. Sie ſchlafen morgens bis neun oder zehn Uhr, wie in Paris. Ich entſchuldige mich mit meiner Stimme, und das iſt auch der wahre Grund; denn als Muſikdirektor oder ſelbſt als Inſtrumentaliſt würde ich eher wachen und lachen, als Cantatore geht's nicht ... Die Wenigen, die mich gehört haben, ſind ſo ſehr mit Deinem Alten zufrieden, daß ſie Gott weiß was in die Welt poſaunen, und da ich als Sänger und nur als ſolcher auftrete und der Hauptträger des Oratoriums bin, macht es mich förmlich ängſtlich. Aber Freude, große Freude macht es mir doch, meinem guten alten Lehrer Garcia ſo viel Ehre zu machen. Und die Schule, den Vortrag weiß hier am beſten ſeine Schülerin, die Nissen, zu würdigen ... Du glaubſt übrigens nicht, was ſolches Publikum, wie das ruſſiſche, für einen wohltuenden Einfluß ausübt. Vor vielen hab' ich nicht geſungen; wie die Maſſe ſich benimmt, weiß ich nicht, aber fünf oder ſechs Menſchen ſind wärmer in ihrem Ausdruck, als fünfzig, ſechzig Deutſche. Die geringſte Nuance, die ſubtilſte Feinheit wiſſen ſie zu ſchätzen; es berührt ſie angenehm, ſie haben feine Nerven dafür und ſagen es mit Dank. Applaudieren tut man nicht im Salon oder ſehr wenig, aber ſie ſtecken die Köpfe zuſammen und kichern und die Augen verraten, was die Zunge einem Fremden gegenüber nicht verrät. Geſtern fand ich auf einem Schlitten den Weg ins Konſervatorium zu Rubinſtein. Das war mir eine lehrreiche, wohltuende Stunde. Liebe Frau Gemahlin! Ich bin nicht der einzige, der für ſeine Sache lebt und webt und ſich aufreibt; das tut Anton auch. Klavierunterricht gibt er keinen, auch am Konſervatorium nicht, aber er iſt den ganzen Tag in den Klaſſen und übernimmt das Muſikaliſche. Er hört nicht nur zu, er läßt ſich Sonaten vorleſen, vorſpielen, ſtudiert ein, auch Quartette, Trios, mit einem Wort Ensemblemuſik. Das ganze Inſtitut iſt großartig angelegt. Das Budget beträgt 24 000 Rubel jährlich. Die Großfürſtin Helene[139]) hat zuerſt Geld hergegeben, dann Privatleute; jetzt haben ſie zweihundertfünfzig Schüler zu hundert Rubel, alſo 25 000 Rubel Einnahme. Männer wie Davidoff, Dreyſchock, Leſchetitzki, Wieniawsky ſind Lehrer und Rubinſtein die Seele vom Ganzen. Ich hätte ihn vor ſeinen Schülern geſtern umarmen mögen, den lieben Mann. Rührend iſt ſolche Aufopferung von ſolchem Künſtler. Da ſtand er neben der Spielerin, hinter ihm der Violoncellſchüler; beide laſen vom Blatt Variationen von Mendelsſohn. Der junge Mann, teils eingeſchüchtert, teils noch unwiſſend, konnte nicht immer den Fingerſatz finden und ſtockte und

bockte. Aber immer kam Rubinſtein wieder und erklärte ihm, wie er es am leichteſten machen würde, und ging dann auf den Vortrag über und ſang und pfiff und ſpielte es ihm auf dem Klavier vor. Alle vierzehn Tage muſizieren einige Zöglinge bei der Großfürſtin Helene. Auch die Prüfungen finden bei ihr am Ende des Jahres ſtatt, und Anton meint, ſie müßten das nächſte Mal ausgezeichnet werden. Sie müſſen! ſagt er mit ſeinem aſiatiſchen, bequemen Ausdruck! Er und Wieniawsky werden in meiner Matinee am Sonntag ſpielen; das wird ein hübſches Programm: 1. Trio von Beethoven; 2. „Liederkreis" (Eichendorff) von Schumann; 3. Klavierſolo; 4. „Die Schöne Müllerin". Einen Tag habe ich ſchon zugeben müſſen; Rubinſtein gibt ſein Konzert am Freitag, den 9., ich werde ihm ſingen, das geht nicht anders.
Ich bin ſo weit, ſo weit von Euch, Ihr Lieben! Das Auge wird trübe . . .

Julius an Clara Stockhauſen, Berlin:

Petersburg, den 4. März 1866.

. . . An Clara zuerſt, ruft es mächtig und alles andere vergeſſend, fliegen meine Gedanken zu Dir, meine Teure! Dann überläuft's mich wie ſüßes Heimweh und ich trete ans Klavier und ſinge: „Es weiß und rät es doch keiner, wie mir ſo wohl iſt, ſo wohl." So wohl und ſo weh! . . . Die Reiſe nach Rußland zeigt mir deutlich, wie glücklich wir in Deutſchland ſind, wieviel weiter wir ſind, wie viel reiner, edler die Zwecke, und ſo lern' ich manches ertragen! Schon durch den einzigen Umſtand, daß alle Konzerte ſich auf die Faſten konzentrieren müſſen, macht anſtändige Muſik, ſchönes Muſizieren unmöglich. Denke Dir, daß der große Künſtler Rubinſtein ſich herabläßt, alle Virtuoſenkonzerte zu dirigieren! . . . Und was wird da für Muſik gemacht, und wie mangelhaft gehen die Orcheſterſtücke! Eine Probe macht man, zu mehr iſt nicht Zeit. Glaubſt Du, daß Dein Stöckchen das aushielte? Nun und nimmermehr! Auch werde ich, bevor ſich das Muſizieren nicht ändert, um keinen Preis hier bleiben. Deutſchland braucht auch einen Geſanglehrer und Hamburg einen Dirigenten, der es gut und ehrlich meint, und kein Handwerk mit der Kunſt treibt. Hier müßt' ich mit den Wölfen heulen, wie es leider Rubinſtein auch tun muß. Er ſagt mir ſelbſt, daß in ſeinen Abonnementskonzerten die Chöre ſpottſchlecht ſind, und was die anderen Akademien betrifft, ſo muß es mit den Dirigenten ſchlecht beſtellt ſein; denn Dienstag werde ich die Probe der IX. Symphonie am Klavier halten. Rubinſtein dirigiert zwar das herrliche Werk am Donnerstag, aber er hat nicht Zeit, es einzuſtudieren und will ſich auf andere nicht verlaſſen! Was ſind das für Zuſtände! . . . Die Matinee iſt über alle Erwartungen gut ausgefallen . . . Die Eichendorffſchen Lieder machten ſchon die größte Freude, Schubert aber noch weit mehr. Wie ſchön begleitete

auch Rubinſtein! . . . Morgen werde ich endlich mehrere Kirchen ſehen und heute die Eremitage. Abends iſt Muſik bei der Großfürſtin [Helene] . . .

Wie drei Jahre zuvor, ſo ſtand er am 20. Mai 1866 in Düſſeldorf bei dem Niederrheiniſchen Muſikfeſt wiederum neben Jenny Lind und zwar diesmal im „Messias". Er berichtete ſeiner Frau darüber: „Der „Messias" ging geſtern geſund vonſtatten und Dein Alter hat wieder den Leuten Freude gemacht . . . Die himmliſche Fantaſie iſt's, wie Lazarus ſagt, die uns wirklich augenblicklich in eine andere Welt verſetzt, und ich glaubte auch wirklich bei den Worten: ‚Er ſieht ein großes Licht!' den Konzertſaal doppelt erleuchtet zu ſehen!" — An ſeine Eltern hatte er einmal geſchrieben: „Es iſt ſehr falſch, von mir zu glauben, daß man, um dies oder jenes Empfinden gut ausdrücken zu können, man dieſe oder jene Sache erlebt haben müſſe! Man muß Fantaſie haben! Man wird durch dieſe Fähigkeit in den Stand geſetzt, ſich eine Magdalena, einen Elias, eine Dalila, Samſon oder Belsazar oder irgend ſonſt wen vorzuſtellen; man wäre ſchlimm daran, ſollte man erſt all das Unglück durchmachen, all dieſe Ekſtaſen erleben müſſen, die dieſe großen Geſtalten der Geſchichte durchgemacht haben, ehe man gut ſingen könnte. Die Fantaſie, dieſer göttliche Funken, iſt es, deſſen wir bedürfen!"
Dieſe Ausſagen von ihm ſelber werden ergänzt durch das, was einmal ein Zuhörer über Stockhauſens fantaſieerfüllten Vortrag von Schuberts „Doppelgänger" berichtete: Der Geſang Stockhauſens habe ihn gezwungen, ſich umzudrehen und nach der entgegengeſetzten Wand des Konzertſaales zu blicken —, ſo durchdrungen ſei er davon geweſen, daß der Sänger ſeinen eigenen Doppelgänger dort hinten erblickt habe.
Nur wenige Tage, und faſt das gleiche Soliſtenensemble ſang den „Messias" in der Michaeliskirche im Eröffnungskonzert des Muſikfeſtes in Hamburg (29., 31. Mai und 1. Juni 1866), wie in Düſſeldorf, ſo auch hier unter Leitung von Otto Goldſchmidt, dem Gatten Jenny Linds.
Dieſe hatte auf die Bitte Stockhauſens bei dem Hamburger Muſikfeſt mitzuwirken, am 19. Februar aus Cannes geantwortet:

Geehrter Herr Stockhauſen! Wahrſcheinlich ſollte ich „Herr Direktor" ſchreiben, aber „Stockhauſen" gefällt mir beſſer — und klingt mir beſſer — je vous demande pardon! Alſo, — lieber Herr Stockhauſen — ſoll ich wieder als Sängerin vors Publikum treten — ich, die nicht weiß, ob ich noch einen Ton in der Kehle zu meiner Verfügung habe! Das die guten Hamburger mich noch zu hören wünſchen, ſchmeichelt mir ganz beſonders und macht mir allerdings große Freude, und mehr als gerne möchte ich dieſem gütigen Wunſche folgen, zumal, da Sie da ſind und mitwirken wollen; allein ſicher bin ich keineswegs auf meiner

Kehle. Ich bin zwar beſſer, das glaube ich, kann aber durchaus nicht viel unternehmen. In Düſſeldorf habe ich verſprochen, einen Teil des erſten Soprans zu ſingen und müſſen Sie eine zweite 1te Sopraniſtin engagieren. Jetzt wiſſen Sie doch wohl, daß Sie dort auch ſingen?? ... Ich ſende heute Ihren freundlichen Brief an meinen Mann. Ohne ihn kann ich ohnedem nicht das Geringſte bejahen oder beſtimmen. Er iſt meine rechte Hand — iſt der Klügſte von uns beiden — weiß viel mehr als ich ſelbſt, was ich tun oder laſſen ſoll, daher lege ich die Sache in ſeine treuen Hände. Daß er ſehr gerne ſo etwas in Hamburg mitmachen möchte, nehme ich für ganz beſtimmt an; und wie ich ſagte: Mehr als gerne ging ich noch einmal nach meinem alten Hamburg; ſo auf meiner (ſic) Willen ſoll es nicht ſcheitern, aber das Können iſt etwas anderes. Indeſſen, ich glaube, ich könnte die drei Arien im „Messias" und auch die Caecilien-Ode unternehmen! —

In Düſſeldorf ſehen wir uns wieder, lieber Herr Stockhauſen, mit einem ſolchen Künſtler, wie Sie ſind, ſingt es ſich ſchon leicht! ... Hier iſt es lauter Frühling und Sommer, ein Regentag in elf Wochen. Sonne — Berge — Himmel — Mond — Blumen — Luft — Sterne — wie ſchwerlich irgend eine Feder beſchreiben könnte, auch Byrons nicht ...

Julius Stockhauſen an Ludwig Biſchoff, Köln:

Hamburg, den 6. Juni 1866.

Das Feſt iſt nun vorüber und alle ſcheinen zufrieden. Sehr geſellig war es nicht, für die Fremden wurde wenig getan, für die Muſiker garnichts; wir haben eben ſeit 1841 kein Muſikfeſt gehabt und in allem muß man Praxis haben. Ein andermal wird wohl für eine freundlichere Aufnahme der Gäſte geſorgt. Nur eins ſteht feſt, es wurde feſtlich muſiziert. Chor und Orcheſter wirkten vortrefflich und mit dem nötigen Ernſt. Das Publikum fühlte auch, daß Muſik die Hauptſache war. Von Maitrank war ſehr wenig die Rede, Unterhaltung im Freien geſtattet nur ſelten der Norden. Man muß ſich diesmal mit dem künſtleriſchen Eindruck begnügen. Und noch eins hat uns das Muſikfeſt gezeigt. Wenn ich auch ſelber Ihnen referiere, ſo muß ich geſtehen, daß ich die Chöre des „Messias" nie ſo gehört habe. Ein Sänger iſt alſo zur Leitung der Geſangskräfte nicht übel, und Sie können gewiß einen Wink unſeren jungen angehenden Chordirigenten geben. Mögen Sie in den Konſervatorien ſich des Geſanges etwas mehr annehmen, des techniſchen Teils namentlich, lernen um lehren zu können, wenn ſie ihren Geſang- oder Caecilienverein leiten. Das zeitige, richtige Atmen, der feſte, richtige Anſatz ſind auch muſikaliſch wichtig, indem nur geſchulte Chöre präziſe anſchlagen können. Joachim und Goldſchmidt, ſowie die Lind ſelbſt ſpra-

chen ſich öffentlich ſo anerkennend aus, daß ich mich für den Chor herzlich gefreut habe. Ich, als techniſcher Schulmeiſter, wußte es im voraus und hatte es nicht anders erwartet; nebenbei ſind ja nur Lumpen beſcheiden, und ſo ſah ich mit dem größten Vergnügen den Leiſtungen entgegen. Nur in der Neunten Symphonie merkte man, daß viele neue Kräfte unſerer Akademie zugezogen worden waren ...

In einem Bericht der „Niederrheiniſchen Muſikzeitung" über das Hamburger Muſikfeſt wurde Stockhauſens Auffaſſung einiger Tempi der IX. Symphonie von einem Berichterſtatter angegriffen und beſprochen. Biſchoff wollte ihm Gelegenheit geben, ſich zu den Auslaſſungen des Herrn „F" zu äußern; er aber antwortete ihm am 23. Juni 1866:
Ich habe nichts auf den Hamburger Bericht zu erwidern. Es waren hier Muſiker genug vom Auslande, die darauf antworten würden, wenn es not täte. Aber was ſo ein Korreſpondent ... ſchreibt, das iſt Kennern, Fachleuten ganz einerlei. Die großartigſte Unwahrheit iſt, daß die Michaeliskirche plötzlich viertauſend Menſchen faſſen ſoll! Wir kennen all' dieſe Berichterſtatter; ſie ſind uns alle beſonders gewogen. Was das Rezitativ [in der IX. Symphonie] betrifft, ſo werde ich wohl noch im Leben Gelegenheit haben, es Ihnen vorzumuſizieren. Aber eine Antwort auf ſolchen Blödſinn ... kann ich nicht geben und ſchreibe überhaupt nicht über Muſik, ſolange ich ausübender Künſtler bin. Es iſt beides ſchwer zu vereinigen ...

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Rigi-Kaltbad, den 16. Juli 1866.

Ich ſchrieb vor acht Tagen, ich müßte Rigiluft haben, um wieder Freude am Leben zu haben, und habe Dir dadurch wahrſcheinlich Kummer gemacht. Doch Du kennſt mich: Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt; waren die Nachrichten nicht erfreulich, ſo ſind es die heutigen. Ich bin wieder der Alte, der vorjährige, der kräftige Bergſteiger von früher ... Hier iſt alles prächtig geworden; ſchlichte Menſchen findet man kaum, lauter Millionäre und unter ihnen zwei junge Amerikanerinnen, sans crinoline, wie ſie eben gewachſen ſind, und ſehr graziös und luſtig die eine und ſchmachtend die andere ... In einigen Jahren wird ganz Paris auf Rigi-Kaltbad leben. Auch Levi, der Kapellmeiſter in Karlsruhe, iſt hier und Koning, der Konzertmeiſter aus Mannheim ... Ich kam mir in der letzten Zeit wie ein krankes Kind vor, das ſich von der Mutter pflegen läßt. Jetzt haſt Du wieder den feurigen Liebhaber, der Dich hoffentlich bald wieder an ſein Herz drücken wird ...

Nach zehn Tagen war er daheim und ward diesmal Zeuge von Schmerz und Jubel bei der Geburt ſeines zweiten Kindes, das bei der Taufe den Namen Margarethe[140]) erhielt. Den ihm teuerſten Namen ſollte das erſte kleine Mädchen tragen, auf daß er ihn immer verkörpert vor ſich habe, den Mutternamen!

Julius Stockhauſen an Heinrich Henkel, Frankfurt a. M.:
Hamburg, den 11. Auguſt 1866.

Haben Sie jetzt Ruhe und können Sie mir ausführlich erzählen, wie es Ihnen geht? Wie oft hab' ich an Sie und an Ihre gute Frau gedacht, an all' das Unbehagliche, Aufregende der letzten Zeit! Es muß für Musici, für Künſtler in Frankfurt ganz unerträglich geweſen ſein; denn einmal mögen wir den Lärm nicht, und zum andern ſind wir menſchlich geſinnte Leute und Idealiſten, die ſich die Dinge träumen, wie ſie nicht ſind und ſie wünſchen, wie ſie ſie träumen, und daher keine Gewaltſamkeit, keinen Krieg wollen. Aber nun haben wir geſehen, wie es mit all unſerer Bildung ſtockt! Ohne fürchterliches Blutvergießen ſoll Deutſchland nicht einig werden! Deutſchland, das Land der Bildung, der großen Ideen, das Land der Künſtler, das Land, das geiſtige Schätze für Jahrhunderte beſitzt, das Land der Zukunft! O ſchönes, elendes Deutſchland! Es war für uns Künſtler zu viel Aufregung, und ich habe oft gefürchtet, es möchte Ihnen und allen Kollegen ſchlecht bekommen ſein.
Von hier kann ich hingegen Erfreuliches melden. Meine Frau hat mich am 7. mit einem Töchterlein beſchenkt, geſund und kräftig; diesmal ein Toberentzchen, kein Stockhäuschen. Es ging alles gut und raſch. Ich ſpeiſte um vier Uhr zu Mittag, nachdem ich die Wartefrau und Hebamme geholt hatte. Zum Deſſert war das Mägdelein da, aber es ſchmeckte mir ſchon eine Weile nicht mehr. Mit ſolchen Empfindungen hatte ich doch nie zuvor geſpeiſt, und ich begreife nicht, wie Mozart zu der Stunde komponieren konnte. Aber was wir können und was die Mozarts können, das iſt eben zweierlei! . . .

Clara Stockhauſen an Margarethe Stockhauſen, Kolmar:
Hamburg, den 2. Februar 1867.

. . . Unſere Gedanken waren durch Zukunftspläne ſo ſehr beſchäftigt, daß alles andere in den Hintergrund trat. Julius iſt durch ſeine Stellung ſo außerordentlich gebunden, ſo angeſtrengt, daß er wenig oder gar nicht mehr ſingen kann, und der Verdienſt iſt dem nicht entſprechend. Nicht genügend zum Leben, viel weniger iſt an Zurücklegen zu denken. Da hat Julius ſich entſchloſſen, ſeine

Stellung aufzugeben und für ein paar Jahre zu reiſen, um ein gutes Stück Geld? für die Zukunft, für die Kinder zurückzulegen. Es iſt Julius nicht leicht geworden, hier mit allem zu brechen; er hat drei Jahre angeſtrengt gearbeitet, er hat hier Bedeutendes geleiſtet. Aber er reibt ſich geiſtig und körperlich dabei auf, er wird ſeine Stimme dabei ruinieren, ohne ſeine Zukunft geſichert zu haben. Jetzt iſt der Zeitpunkt gekommen, wo er noch zwiſchen Singen und Dirigieren wählen kann; ſeine Stimme iſt noch wundervoll, ſie iſt ſein Kapital und er will es verwerten. Unſer Leben wird ſich dadurch natürlich ganz anders geſtalten. Wir werden viel getrennt ſein, Julius muß von Ort zu Ort pilgern, gewiß nicht leicht, nachdem wir drei Jahre das innigſte Zuſammenleben genoſſen haben. Leider muß es ſein . . .

Julius Stockhauſen an Ernſt Rudorff, Berlin:

Hamburg, den 21. Februar 1867.

Sie wollten ſchnelle Antwort und ſie kam nicht. Nun hören Sie zu. Ich habe meine Stellung hier aufgegeben und will wieder reiſen, ſingen. Man läßt mir keine Freiheit. Ich muß jeden Montag, jeden Mittwoch am Klavier ſitzen und dabei heiſchen die kleinen Kinder Brot uſw. Urlaub habe ich aber während des Monats März, und ſo wird einer das Philharmoniſche Konzert am 15. [März] dirigieren. Ich wollte, die Wahl träfe Sie . . . Heute iſt Komiteeſitzung, und ich werde Ihre Ouvertüre erwähnen. Den Brief ſchließe ich erſt nach Beendigung derſelben. Konkurrenten zeigen ſich ſchon, bitten aber alle um Diskretion, alſo — ſtill! Was mich betrifft, ſo reiſe ich am 1. März nach Braunſchweig, Leipzig, dann wohl Erfurt, Elberfeld, am 12., wenn's noch geht, Krefeld, Barmen, Bonn, Koblenz, München und Zürich. Was man nicht alles für die Kinderchen tut. In den alten Tagen Troubadour ſpielen müſſen! Es iſt arg. Am 5. April findet das letzte Philharmoniſche Konzert ſtatt; dann kommt Penſionsfonds und am [14. Mai] zum Schluß „Israel!" All's well that ends well! . . . Vielleicht ſiedeln wir im September in Ihre Vaterſtadt [Berlin], vielleicht bleiben wir auch noch ein Jahr oder zwei hier, was raten Sie? Berlin iſt doch herrlich, um zu ruhen nach großen Reiſen! [man] hat doch was vom Leben! Adieu in Eile . . . P. S. Das Philharmoniſche Komitee fragt an, ob Sie am 5. April im Abſchiedskonzert Ihre „Eckbert-Ouvertüre dirigieren wollen? Am 15. März dirigiert v. Bernuth. Kennen Sie ihn[141])?

Julius an Clara Stockhausen, Hamburg:

Leipzig, den 10. März 1867.

Auch Dich, liebe Frau, trieb es, schriftliches Zeugnis Deiner Sehnsucht abzulegen! Habe Dank für den lieben Brief. Er war sehr willkommen und stillte auf einen Moment den Schmerz der Abwesenheit. Noch etwas habe ich von Dir. Gestern fand ich ein Müsterchen von vier Occhi, heute früh ein anderes von drei. Das war eine große Freude! Wie sorgfältig haben Deine Augen die Verhältnisse des feinen Gewebes abgemessen und Deine lieben Fingerchen haben die zarte Arbeit festgehalten und gestaltet! ... Ich muß staunen über die weibliche Geduld und Geschicklichkeit und sie soll mir Geduld einflößen und mich zur Genauigkeit im Studium der Partituren, (allerdings ein noch komplizierteres Gewebe) animieren. An Geschicklichkeit fehlt es meiner Kehle nicht, aber die Ruhe in der Arbeit besitz' ich doch nicht so wie mein Clärchen. Mein Nervensystem ist zu sehr erschüttert.

Julius an Clara Stockhausen, Hamburg:

Leipzig, den 12. März 1867.

Beethovens Biographie hat mich seit heute früh so beschäftigt, daß es spät geworden ist und ich bald vergessen hätte, Dir einen Frühbericht über das Bekommen und Nichtbekommen des Konzertes zu schicken ... War es das schlechte Wetter oder Mangel an sonstigen Vergnügen oder wirkliches Interesse für den Sänger, kurz es war recht voll. Leitert spielte aber recht wie ein Kind, und ein Kind soll nicht Beethoven, den Mann, spielen ... Wie anders musiziert, spielt und komponiert unser kleiner Freund Julius [Röntgen]. Frau! Das ist ein merkwürdig klarer Kopf und Hauptmann muß an dem jungen Genie reine Freude haben ... Du hättest ihn geigen hören sollen! Er spielte nämlich mit seiner Mutter seine jüngste Sonate. Das war wonnig anzuhören! Und wie frei spielt er! Wie hob er das Gesangliche heraus ... wie deutlich gab er die komplizierte Arbeit! Es wurde mir recht deutlich, wie schlecht, wie steif man Mozarts und Beethovens ähnliche kleine und auch die großen Werke spielt! Und es soll auch nicht fruchtlos an mir vorübergehen. Als ob er eben im Moment schaffte, spielt er! Es ist ein herrliches Talent! ... Morgen abend soll ich in Krefeld eintreffen! Ich freue mich auf Bruchs neues Werk. Das Alte, Allzubekannte, wird mir zu viel. O Frau, Frau, wie werd' ich das aushalten, die alten Lieder immer wieder auszupacken? Ade!

Und einige Tage ſpäter aus Krefeld am 17. März 1867:

Seit ich Bruch geſprochen, fürchte ich, daß der Männerchor [für die Hamburger Aufführung am 26. März] für „Frithjofs Sage“ etwas ſpärlich ausfalle und möchte die Sache in Hamburg ſelbſt beſchleunigen ... Geibels Ballade „Schön Ellen“ von Bruch, eine Epiſode aus dem indiſchen Krieg, hat mir ſehr gefallen. Der junge Mann iſt voll Talent und dirigiert mit Feuer! Das wäre der Mann für Hamburg, ich meine, um die Verhältniſſe zu heben ...

Julius Stockhauſen an Max Bruch:

Hamburg [Mitte Mai 1867].

Gratuliere zur Hofkapellmeiſterſchaft! Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, alſo gehen Sie mit Gott ins Himmelreich Sondershauſen. Zum Entſchluß können die Komiteter nicht kommen. Philharmonie will Bernuth, Akademie will Goldſchmidt. Que faire? Man ſagt, keiner von beiden würde getrennt annehmen! Daß man nicht ... der Geſchichte ein Ende macht durch einen großen allgemeinen Verein! Beklagen kann ich mich nicht über die Akademie. Sie hat ſich beim „Israel“ tapfer gehalten ...
Mit Gluck bin ich oft. Geſtern ließ ich den Achill in Szene hüpfen, und er wurde wütend. Wie ein Löwe ſchrie er den Agamemnon an, und ſie wären aneinander geraten, wenn Achill nicht ſchließlich — davon geeilt wäre (Ende des 2. Aktes vor der großen Szene des Agamemnon) ... Ich bitte meiner oft zu gedenken!

Friedrich Chryſander an Julius Stockhauſen, Hamburg:

Bergedorf, den 12. Mai 1867.

Ihre Worte über die Orgelpartie [in „Israel in Aegypten“] ſind mir höchſt intereſſant und wertvoll. Den angeführten Chor „Und mit dem Hauch Deines Mundes“ habe ich als einen ſolchen bezeichnet, über welchen die beſte Art der Orgelbegleitung erſt durch praktiſche Verſuche feſtzuſtellen wäre. Ich ſelber habe erſt zweimal dazu Gelegenheit gehabt und ihn jedesmal abſichtlich verſchieden genommen; das erſte Mal, wo ich einen ſehr fähigen Organiſten hatte, faſt von Anfang an und mehrſtimmig begleitet, das andere Mal (bei dem ſimpeln X) möglichſt einfach. Bei jeder neuen Art werde ich etwas Neues lernen, und dazu heiße ich jede Gelegenheit willkommen. Es iſt nichts nötig, als daß wir den ſicheren Grund betreten; dann wird und muß die Praxis allein entſcheiden. Weil hierauf mein Beſtreben von je nur gerichtet war, wird man es

hoffentlich in dieſen Grenzen gelten laſſen und über das allerdings alle Regeln der Klugheit verſtoßende Unterfangen, gegen einen populären Namen wie Mendelsſohn zu ſchreiben, Nachſicht üben.

Friedrich Chryſander an Julius Stockhauſen, Hamburg:
Bergedorf, den 15. Mai [1867].

...Es drängt mich, Ihnen wenigſtens mit einigen flüchtigen Zeilen auszuſprechen, welchen hohen Genuß die Aufführung mir bereitet hat. Den Schlußchor des erſten Teils und die erſte Hälfte des Chors „Das hören die Völker" habe ich niemals ſo gut ſingen hören, ſelbſt nicht bei noch vollkommenerer Beſetzung und von Sängern, die es auswendig konnten, und ſo waren noch mehrere Meiſterleiſtungen darin, die gar nicht zu übertreffen ſind an Wirkung wie an feiner künſtleriſcher Behandlung. Die Stellung der Orgel in dieſer Kirche bleibt freilich immer ein Übelſtand, doch kam manches trotzdem zu prächtiger Wirkung...

Julius und Clara Stockhauſen haben es in ſpäteren Jahren als einen Irrtum angeſehen, daß er die Stellung in Hamburg frühzeitig abbrach. In der Erinnerung beider blieben es die ſchönſten Jahre. Enge Freundſchaften, die geknüpft worden waren, hielten die Beziehungen zu Hamburg zeitlebens aufrecht[142]).
Andererſeits bleibt es verſtändlich, daß Stockhauſen, noch im Vollbeſitz der Stimme, ſich entſchloß, die Jahre nicht zu „verſitzen" ſondern daß es ihn — zunächſt noch von Hamburg aus — in die Ferne zog, zu ſingen und zu erleben, wie ſein Geſang in den Herzen derer fortzeugte, die ihn einmal gehört und ſeitdem immer wieder zu hören verlangten. Von ſeiner Furcht, daß er ſtets von neuem die „alten Lieder" aus dem Koffer holen müſſe, ahnten ſie nichts, und die Lieder ſelbſt bezwangen ſeine Frucht; ſie hatten ſtärkere Gewalt über ihn und zogen ihn in ihren Bann vom erſten Ton an. Er erlebte und ſchuf ſie jedesmal von neuem.
Ganz losgelöſt, ganz „glücklich" iſt er ſelten auf ſeinen Fahrten geweſen, ſo ſehr auch ſeine raſtloſe Natur danach verlangte. Iſt es das germaniſche Element in ihm, das den beweglichen Romanen an den häuslichen Herd zurückzieht? Iſt es ſeine oft bis zur Erſchöpfung erregte, ſenſitive Natur, die nach Ruhe, nach Abgeſchloſſenheit, nach Geborgenheit und harmloſer Fröhlichkeit mit ſeinen Kindern verlangt? — Es mag ihn oftmals, wie am Schluß des Schubertſchen „Wanderers" kalt angehaucht haben: „Dort, wo Du nicht biſt, dort iſt das Glück." —

„Singen und Lieben", das war mein Leben und das haſt Du mir reichlich gelohnt. Beſſer hätte ich es nicht haben können für das, was ich geleiſtet habe" (Julius Stockhauſen an ſeine Frau am 13. November 1871).

DER TROUBADOUR

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Bonn, den 29. März 1867.

An dieſem Schreibpult hab' ich ſchon manchmal geſchrieben, liebe Clara, und dachte wenig an eheliches Glück. Wie damals ſchleppt mühſam ein kräftiger Schlepper vier bis fünf ſchwerbeladene Schiffe rheinaufwärts, und ein leichter Segler gleitet an ihm vorüber, und ein raſcher Dampfer holt ſie alle ein und bringt jetzt fröhliche Kunde von Mannheim, daß alles friedlich lebt und arbeitet. Wie anders aber ſieht es bei mir aus! Ich habe zwei Kinder und häusliches Glück und entbehre es auch, ſobald ich fort bin. Damals ſtrich ich nur in der Welt herum als Vagabund und Bänkelſänger, Kammerſänger uſw. . . . Freilich kommen auch ein paar Jahre hinzu, die man nicht vergeſſen muß, aber das Herz iſt noch jung, das fühle ich nicht nur bei meinem lieben Frauchen, ſondern auch hier am Rhein, wo ich denn wirklich ein anderer Menſch bin . . . Bei Jahn war ich zu Tiſch. Er iſt ſchrecklich herunter! . . . Ich küſſe Dich und meinen Buben und mein Töchterlein gar fein herzinniglich.

Clara Stockhauſen an Margarethe Stockhauſen, Kolmar:

Hamburg, den 9. April 1867.

. . . Die Muſikſchule wird nun auch wohl eingehen, da Julius nicht mehr unterrichten kann; aber ich bin recht, recht froh, daß er . . . wieder ſingen will; er hat doch die prachtvolle Stimme und gebraucht ſie ſo ſchön, ſo edel wie kein anderer. Und bis jetzt hat ſie nicht unter dem Übermaß der Arbeit gelitten . . . Leider iſt das Klima Hamburgs ſo ungünſtig wie möglich für ihn; es wechſelt die Witterung jeden Tag einige Male, es weht faſt immer ein ſtarker Wind, und

dazu herrſcht große Feuchtigkeit. Wir überlegen ſo viel, ob wir von hier fortziehen wollen, es fällt uns aber der Entſchluß, dieſes gemütliche Haus, in dem wir drei ſo glückliche Jahre verlebt, zu verlaſſen, unendlich ſchwer; und dann iſt die Wahl eines anderen Ortes auch nicht leicht. Bald müſſen wir uns jedoch für das eine oder das andere entſchließen ...

Julius an Clara Stockhauſen, Kolmar:

Hannover, den 26. Mai 1867.

... Die lieben Freunde Jo [Joachim] und Frau fand ich im ſchönen Garten bei den Spargeln. Putz trug den Korb, der Diener ſtach ſie aus, und die verehrten Eltern ſchauten zu. Ich meldete mich von weitem ſchon mit einer Schubertſchen Inſtrumentalmelodie und herbeigeſtürmt kamen ſie beide ... Wir haben viel geplaudert ... Muſiziert haben wir auch mit Bach und Gluck ... Heute abend wird „Lohengrin" gegeben, und ich bleibe. Morgen früh reiſe ich nach Hauſe ... Joachim hat jetzt 3000 £ Vermögen, alſo 20 000 Th. Chappell bezahlt ihm 100 £ per Woche, und dies Jahr hat er elf Wochen lang geſpielt; dabei hat er auf Reiſen freie Fahrt und freie Koſt. Er betrachtet den Aufenthalt in London wie ein feſtes Engagement. Hätte ich auch ſo ein Fixum. Noch zwei Jahre hat er Luſt mitzumachen; „dann", ſagte er geſtern, „laß' uns eine ordentliche Muſikſchule gründen." — „Aber wo?" ſagte ich. — „In Berlin iſt ſchon zu viel", meinte er, „in Leipzig auch", Frankfurt mag er nicht, in München ſpukt Wagner zu ſehr. Daran hapert's ſchließlich. „Wohin?" Genug von derlei Dingen! Fleißig ſein und nicht zu viel grübeln, ſonſt kommt man nicht vorwärts!

Clara an Julius Stockhauſen, Hamburg:

Kolmar, den 9. Juni 1867.

Eine lange, peinliche Unterhaltung [mit den Schwiegereltern] über das alte Lied habe ich hinter mir; der Kopf brennt wie Feuer, das Herz tut mir weh, die guten Alten ſo entſetzlich gekränkt und verletzt zu ſehen. Und müßte man nicht grad ein Lügner werden, wollte man aus Liebe zu ihnen ſeine Geſinnung ſcheinbar ändern? Das Geſpräch kam durch unſeren Hochzeitstag. Papa erklärte, er könne denſelben nicht feiern, weil wir proteſtantiſch getraut und unſere Kinder proteſtantiſch getauft wären. [Die katholiſche Taufe] ſei etwas, was ſie von Dir hätten verlangen können, was Du ſicherlich bei mir durchgeſetzt hätteſt. Da erklärte ich ihnen ganz ausführlich ..., ich könne meine Kinder nur in meiner Sinnesart erziehen, nicht aber in einer Religion, die ſie lehrt, daß ich auf Ab-

wegen ſei ... Wenn ſie nur ſchweigen wollten; denn es ſchmerzt mich ſo ſehr, zu ſehen, wie tief es ihnen geht ... Die Armen, es geht ihnen faſt an das Leben, und man kann es nicht ändern. Ich war vollkommen ruhig, ſagte ihnen aber auf beſtimmte Fragen ganz beſtimmte Antworten, um ſie über meine Geſinnung nicht im unklaren zu laſſen. Ich glaube, ſie haben ſich bis heute eingebildet, ich wäre ſehr leicht zu bekehren, wenn Du es nur wollteſt; nun wiſſen ſie, daß es nicht ſo iſt. —

Julius an Clara Stockhauſen, Kolmar:

Hamburg, den 9. Juni 1867.

... Ich tröſte mich mit meinem lieben „Wilhelm Meiſter" ... Es iſt eine ganze Schule. Das ſind Menſchen und Charaktere! Von denen kann man noch was lernen! Das Empiriſche, Erlebte, durch Erfahrung Bekannte, Durchgemachte iſt nicht genügend im Leben. Poſitive Kenntniſſe ſich erwerben, tut namentlich dem Künſtler not, und darum will ich Dich bitten, vor allem in der deutſchen Sprache mir dieſen Sommer behilflich zu ſein. Ich darf im Sprechen keine Fehler machen und im Schreiben noch weniger, muß Versmaß und Formen der Poeſie beſſer kennen lernen, Gedanken in Verſe zu bringen wiſſen; denn nur durch die poſitiven Kenntniſſe kann ich ſpäter Schülern und Theaterhelden wirklich forthelfen, indem ſie auch vor dem Halbfranzoſen Reſpekt haben ... Ob ich an unſeren Hochzeitstag denken werde? Der ſchönſte Tag meines Lebens unſtreitig! Der Tag, der ein feſtes Glück gegründet! Küſſe die lieben Kinderchen herzlich und nenne meinen Namen, damit ſie mich nicht ganz vergeſſen ...

Als Gäſte des Weſendonckſchen Hauſes machten Julius und Clara das Muſikfeſt in Zürich am 14., 15. und 16. Juni 1867 mit, bei dem Stockhauſen in Bruchs „Frithjof" und im „Judas Makkabäus" mitwirkte. Dann folgten ausruhende Wochen mit den Kindern im Berner Oberland. Danach begann das Wanderleben von Ort zu Ort wie vor 1863 mit wochenlanger, monatelanger Trennung von ſeinem Zuhauſe. Ein Konzertabend mit Joachim in Kiel unter „Konzertdirektor" Klaus Groths Obhut und Gaſtfreundſchaft, Soireen mit Clara Schumann im Oktober und November in Hamburg, Kiel und Leipzig, Konzerte mit Brahms in Berlin, Dresden, Lübeck, Kiel und Kopenhagen im Februar und März 1868 bewieſen ihm, daß die Pauſe, die er ſich als Sänger geſtattet hatte, nicht zu lange geweſen war.

Klaus Groth an Julius Stockhausen, Hamburg:

Kiel, den 30. September 1867.

Mein lieber Freund! Mit wahrem Entzücken empfing ich Ihren Brief! Einer von Ihnen beiden [Joachim oder Stockhausen] wäre hinreichend uns Musikalische aufzuregen, Sie alle beide können alles mit uns machen. Kommen Sie nur! Und bitte, ich habe zwei kleine reinliche Stübchen in meinem Häuschen am Schwanenwege. Dorthin kommen Sie beide direkt und nehmen mit uns vorlieb. Still ist's, Betten weich, und ein erträglicher Flügel steht hier nebenan vor meinem Schreibtisch. Sagen Sie es Joachim, bitte! ... Der Tag (12. Oktober) ist passend, der Saal ist bereit ... Das Programm schicken Sie mir wohl gelegentlich. Ich habe es schon jedermann, den ich getroffen, angekündigt, daß Sie kommen! Sollte jemand besondere Wünsche, von Ihnen namentlich, haben, so werde ich es Ihnen melden. Ich selbst möchte wohl, daß Sie ein Lied von mir singen könnten ... Der Dialekt hat, glaube ich, keine Schwierigkeiten für Sie. Doch sollen Sie sich durchaus keinen Augenblick Zweifel machen, wenn es Ihnen nicht paßt: Ich bin beglückt, wenn ich Sie höre ...

Ein Flügel existiert nicht in Kiel. Meiner ist ein Blüthnerscher Stutzflügel, der steht zu Gebot, ist aber wohl zu schwach ...

Von Otto Jahn [hatte] ich gestern ein paar Zeilen. Er hat einen Ruf nach Berlin, war aber noch unentschlossen. Er fühlt sich sehr schwach und soll körperlich bis zum Unkenntlichen verändert sein ... und geht noch nicht aus dem Hause als zur Vorlesung.

Julius Stockhausen an Karl Reinthaler, Bremen:

Hamburg, den 21. Oktober 1867.

... Was nun die verschiedenen Arien [in Judas Makkabäus"] betrifft, so möchte ich vor den vielen Soli warnen. In Zürich ließ ich die g-moll-Arie aus, und jeder von uns tat dasselbe (wenn auch nicht gerade in g-moll!). Es wird zu viel, glauben Sie mir, lieber Freund! Es ist nicht gut, das Werk gewissenhaft aufzuführen. Wissen wir doch, daß Händel oft für eine zweite, dritte Aufführung eine zweite und dritte Arie komponierte, der Abwechselung wegen. Alles wird er wohl nie aufgeführt haben. Und hätte er es getan, wir können und sollen es nicht, weil wir ein besseres Publikum haben. Engländer lassen stundenlang Musik über sich ergehen. Viel weiter als das Ohr, welches ja nur teilweise bei Dilettanten aufnimmt, geht es nicht. Die Deutschen verfahren bekanntlich anders, und es gereicht ihnen zur Ehre. „Niemals beugten wir das Knie" zuerst als Duett zu hören und dann wieder als Chor, ist etwas viel, namentlich wenn

es nicht kräftig deklamiert wird. So auch im Anfang „Komm ſüße Freiheit“ als Arie und dann als Duett ... Wir haben auch die Sänger nicht dazu. Es iſt ganz merkwürdig, wie wenig Imagination die Leute mitbringen. Sie machen aus den Sachen nichts. Eine Koloratur klingt wie die andere ... Wo doch gerade bei Händel die prächtige Melodie, die ſinnliche, möchte ich ſie nennen, eine ſo vortreffliche Trägerin des geiſtigen Inhaltes iſt. Es wird einem ſo leicht gemacht! Wahrſcheinlich fehlt doch das Techniſche zu ſehr! Einen Klavierauszug nach Chryſander habe ich. Man hat ihn mir in Zürich verehrt, und ich wünſchte auch denſelben Text ſingen dürfen. Mit der erſten Arie im Es, ganz einverſtanden. Wollen ſie im Abonnementskonzert die große Szene des Agamemnon im 2. Akt [aus „Iphigenie in Aulis] hören? Ich habe die Stimmen. Aber bitte ſehen Sie ſich's vor der einen Probe an! Es iſt raſend ſchwer zu begleiten mit Orcheſter ...

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Leipzig, den 8. Dezember 1867

Habt Ihr auch ſo eine famoſe Schlittenbahn in Hamburg? Das alte Leipzig iſt ganz in Schnee gehüllt, und die Luft iſt dadurch womöglich noch dicker als ſonſt. Die gute alte Stadt! Es iſt doch eine wahre Freude, für die Gewandhäusler zu muſizieren. Sie ſitzen da ſo gemütlich wie in einem Omnibus, der durch eine hübſche Gegend bei zwanzig Grad Wärme fährt, etwa durch die Sächſiſche Schweiz, und hören doch Muſik! Warm ſind ſie eben nicht, aber doch wärmer wie die Hamburger. Wenn ihnen was beſonders gut gefällt, muß der Kutſcher Halt machen, und ſie ſehen's ſich zweimal an, und das gibt ein da capo. Sie geraten nicht außer ſich wie die Wiener, aber es geht durch den ganzen Saal ſo ein Gemurmel, ein Geflüſter, als ſprächen Verliebte zuſammen. Frau Schumann mußte ein Stück zugeben und ich ein Lied nach der „Schönen Wiege“. Auch die Romanzen von Brahms ſchlugen durch; keine Mühe war vergeblich, und das iſt immer ein aufmunterndes Gefühl. „Ich wandelte unter Bäumen“ entlockte manche Träne ſchönen Augen ... Es ging aber auch gut. Reinecke begleitete alle Geſangsvorträge. Das Wetter war ſo ſchlecht, daß ich nicht zu ihm und zu Frau Schumann fahren wollte ... Ich hatte ein kleines Geſchwür auf der rechten Mandel zu pflegen. Das hatte ich mir in Köthen geholt ... Zum Glück war der berühmte Homöopath Lutze da ... der kam gleich nach dem Konzert auf mein Zimmer und gab mir Chamomilla, am andern Tag verordnete er Pulsatilla und am dritten Hepar sulphuris, und wirklich ging es geſtern ſchon ganz prächtig. Er hat mir eine ganze Apotheke nebſt Anweiſung verehrt, das Käſtchen enthält dreiundvierzig Mittel.

Julius an Clara Stockhausen, Hamburg:

Berlin, den 3. März 1868

Ja, meine liebe Frau, es ist sehr schade, daß Du gestern nicht hier warst. Du hättest Deine Landsleute recht warm gesehen. Es war eine Freude, wie ich sie lange nicht empfunden habe; denn es ist nicht genug, selbst in einem Konzert das Bestmöglichste zu leisten ...es muß auch das Uebrige in der Stimmung halten, und namentlich darf das Publikum nicht so hin und her geschaukelt werden auf trügerischen Wellen. Gestern lief das Konzertschiff, um im Vergleich zu bleiben, so ruhig und regelmäßig, daß wir rasch zum Ziel gelangten und mit wahrer Begeisterung belohnt wurden, wenn ein geschicktes Manöver uns spielend über die Klippen der Kunst brachte. Zuerst überraschte Brahms durch die kleine Gestalt und die ungeheure Kraft, die Befangenheit beim Auftreten, die Sicherheit beim Spiel, dann imponierte er ganz gewaltig dem Publikum durch seine Auffassung von Bachs Phantasie. „Waldesnacht" setzte so die Stimmung fort; dann fesselte er wieder mehr durch Vortrag der symphonischen Etuden von Schumann; da konnte er viele schöne Seiten seines Inneren hervorkehren. Dann kam das „Rotkäppchen" oder vielmehr der „Wolf", der es fangen will und eine sanfte Pfote dafür macht. Die Arie [aus „Le Chaperon Rouge" von Boieldieu] schlug wieder gewaltig durch... Sogar mit den langen Händel-Brahms Variationen schlug der blonde Riese alle Philister in die Flucht. Es war erfreulich zu sehen, wie sie alle bekehrt waren! Und nun kam Schumann-Eichendorff!... Gewiß geben wir ein zweites Konzert und zwar am Sonnabend... In Norddeutschland ist die Bevölkerung für Gesang empfänglich, eine recht schön besetzte Oper hören sie auch gerne, aber Musik, Musik ohne das Wort, ohne einen erklärenden Text mögen sie nur bei Bier und Wein, bei Tee und Kaffee, bei Strumpf und Stickgarn. Das nennt man hier in Berlin sich bilden... Und so ist für lange Zeit der Geschmack an Orchester- und Abonnementskonzerten verdorben. Nur Gesang kann noch die Sache befördern, und da hat wirklich ein Sänger die Sache in der Hand...

Julius an Clara Stockhausen, Hamburg:

Dresden, [den 5. März 1868].

Wir sind gestern früh erst von Berlin abgefahren, liebe Frau... Kaum angelangt, stürzten wir in die Galerie; nach Tisch machten wir Geschäftsbesuche ab... In Berlin blieben jedem zweihundertzweiundvierzig Taler, wir hoffen, daß das zweite besser wird... Brahms ist auch auf das Singen dressiert. Wenn ich müde werde, wechseln wir die Rollen — er singt und ich begleite; spielen

kann er dann um so schöner. Wir sind lustig und trinken zuweilen ein Gläschen sprudelndes Zuckerwasser auf dein Wohl. — Sonnabend werde ich wohl bei Ministers [von Mühler] nach dem Konzert noch singen; der König wünscht mich [bei ihm] zu hören ...

Julius an Clara Stockhausen, Hamburg:

Dresden, den 6. März 1868.

Hier wie in Berlin kannte man Brahms nicht wie Clara Schumann, und darum war der Saal auch nicht so besetzt wie am 2. Dezember. Gut wurde es aber doch, nur müßte man als Sänger das Dreifache einnehmen. Brahms spielte weniger gut als in Berlin. Die Fremden, Amerikaner, Polen usw. verstanden seine Stücke nicht, das entmutigte ihn. Die „Waldesnacht" aber zündete gleich, und die Arie „J'ai longtemps parcouru le monde", aus Joconda [von Isouard] machte förmlich Furore; sie riefen mich dreimal heraus! Und nun gar die Lieder von Eichendorff! „Waldesgespräch" mußte ich wiederholen ...
Ich küsse Dich, ich liebe Dich und freue mich unaussprechlich auf das Wiedersehen ...

Julius an Clara Stockhausen, Hamburg.

Kopenhagen, den 19. März 1868.

Heute sind's drei Jahre, mein lieb' Mütterchen, daß Du zum ersten Male Mutterbangen und -freuden empfandest. Wer wollte den Tag vergessen? So wenig die Braut den Hochzeitstag vergißt, so wenig vergißt die Mutter die erste Geburt, und was dem Weib lieb und teuer, ist's nicht uns auch? Und was ist schöner als die Begegnung der Gefühle an diesem Tag? Mutter! Ich weiß nichts, das mich heute so freudig und wehmütig stimmen könnte, wie die Freuden und Wehen meiner geliebten Clara am 19. März 1865 ... Ich konnte gestern nicht schreiben ... Besuche und namentlich Thorwaldsen nahmen die Zeit zu sehr in Anspruch. Was wäre Kopenhagen ohne Thorwaldsen? Der Gedanke, hier alles, was der Meister geschaffen und was ihm gehörte, zu sammeln, ist einzig schön. Gäb' es doch einen Schrein, wo alles von Beethovens Hand aufbewahrt würde! Auch war mir gestern die Idee die Hauptsache! ... In der Mitte das Grab in einem geräumigen Hof. Nur Epheu auf dem breiten Stein. Die Wände mit Fresken, Palmen und italienischen Gewächsen geschmückt. Die innere Galerie für größere Statuen, die andere, äußere, die das Licht von der Straße bekommt, für kleinere Abbildungen ... Unser Konzert ist brillant ausgefallen. Die Leute gerieten nach

und nach außer ſich. Man ſah deutlich, daß ſie das nicht erwartet und ſelten ein ſo gutes Konzert gehört hatten. Brahms nahm ſich zuſammen. Die Königin und Hofleute waren da. Sonnabend unſer zweites; wahrſcheinlich Dienstag darauf das dritte ...

Clara an Julius Stockhauſen, Kopenhagen:

Hamburg, den 21. März 1868.

Für Deinen herzlichen, liebevollen Brief tauſend Dank; es hat mir ſo wohlgetan, aus jeder Zeile zu fühlen, daß Du mich wirklich lieb haſt! Das menſchliche Herz iſt ſo ſchwach, und mein Selbſtvertrauen, Dich zu befriedigen, ſehr gering. Ich habe ſo leicht das Gefühl, als ob es eine Menge Dinge gäbe, die Du mit mir nicht beſprechen magſt, über die Du ſchweigſt ... Oft glaube ich aus einer unwillkürlichen Äußerung entnehmen zu können, daß Du ein innerliches Leben für Dich führſt, an dem ich nicht teil habe, und das quält mich ſehr. O Liebſter, ſchilt mich nicht undankbar, daß ich bei allem, was Du mir gibſt und biſt, noch mehr verlange; aber ich habe Dich ſo grenzenlos lieb und wünſchte, Dir an meiner Seite ſo ganz und gar Befriedigung gewähren zu können, daß ich bisweilen an der Möglichkeit der Ausführung zweifle. Da war Dein Brief zu Bubis Geburtstag wahrer Balſam auf mein Herz, und ich danke Dir tauſend, tauſendmal ...

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg.

Kopenhagen, den 21. März 1868.

... Vorgeſtern ſahen wir das Alt-Nordiſche Muſeum. So ein Reichtum an Schätzen der Stein-, Bronze- und Eiſenzeit iſt wohl ſelten zu finden! Die Exemplare, die ſchönſten, ſind zu Hunderten da ... Heute war Anderſen da; er hatte uns ſchon zweimal verfehlt und wir ihn. Er kam aber jeden Morgen wieder, wenn wir gerade fort waren. Er iſt ſo häßlich, daß er mehr noch als ſeine Märchen die Kinder in Angſt jagen muß. Er iſt nicht verheiratet, iſt ein echter Lebemann, iſt viel bei Hof, trägt viele Orden und ſpricht ziemlich geziert. Ich hoffe, ihn ſpäter noch oft zu ſehen. Brahms läßt mich allein. Er reiſt Mittwoch! Könnt' ich mit ihm zu Dir! Wir geben Dienstag unſer letztes Konzert zuſammen. Dann will ich ſehen, ob ich nicht ins große Haus gehe. Das hält 1800 Menſchen, und das Orcheſter iſt billig. Heute wird es ſehr voll! Alles verkauft ... Brahms haben ſie noch nicht recht verſtanden! Die Königin kommt heute wieder. Kurz, man ehrt uns auf jede Weiſe und gibt es auch kund. Wenn es nur mehr Geld einbringen wollte! Die Ryksdaler ſind klein und der Saal auch. Das erſte Konzert

hat jedem die Hälfte von 168 Rd. gebracht. Drei Pr. Th. ſind vier Rd! — Wenn ich nicht hoffte, im großen Saal Geld zu verdienen, ich würde auch reiſen. Aber nun iſt das Publikum warm geworden . . .

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg.

Kopenhagen, den 22. März 1868.

. . . Ich kann nur wenig ſchreiben, aber ſagen muß ich Dir, daß ich kein beſonderes inneres Leben führe, an dem Du keinen Teil haben ſollteſt; mich quält nur oft die Zukunft, die unzuverläſſige Stimme, die ſonſt ſo ſtark und biegſam iſt. Geſtern hatte ich wieder mit Erkältung zu kämpfen. Nicht, daß man es gemerkt hätte, aber ich werde dann ſo müde, daß ich nach Hauſe muß und ins Bett. Das tat ich auch. Das Publikum hatte ſich eingefunden und war lebendig und artig wie das letzte Mal . . . Brahms akkompagnierte die franzöſiſche Arie noch ſchlechter als in Hamburg, aber das geniert ihn nicht, — nur mich. —
Heute war ich nochmals in Thorwaldſens Muſeum und kann nicht genug ſagen, wie mich die Zuſammenſtellung freut. Auch in der Frauenkirche waren wir. Das iſt eine Pracht! Auf dem Altar der Chriſt in koloſſaler Dimenſion, auf beiden Seiten, das Schiff entlang, die zwölf Apoſtel. O wie ſchön, wie ſchön! In der Mitte des Chors, vor dem Altar, der bekannte Engel mit der Muſchel. Darin ſoll eigentlich Weihwaſſer ſein; aber wir Proteſtanten bekreuzigen uns trocken!

Julius Stockhauſen an Clara Schumann, London[148]):

Kopenhagen, den 22. März 1868.

. . . Brahms übt heute wie toll am Schumannſchen Konzert, d. h. er lernt es auswendig; denn Sie wiſſen, von wirklichem Üben iſt bei ihm ſelten die Rede. Er iſt gewiß unſer größter Muſiker; eine ſolche Organiſation, verbunden mit dem Wiſſen, iſt mir noch nicht vorgekommen, aber ein Klavierſpieler wird er nie; jede Übung langweilt ihn ſo ſehr, daß er nur—ſpielt. Wir haben gute, aber nicht ſehr gute Konzerte in Dresden, Berlin, Hamburg, Kiel und hier gegeben. Wenn er die ſelten gehörten Stücke vollendet ſpielte, würde auch er anziehen, aber er ſitzt am Klavier und muſiziert, und das genügt am wenigſten bei Stücken, die dem Publikum fein zergliedert werden ſollen. Bemerkungen nützen aber nichts; es iſt mit ihm vergebene Mühe. Schon die Begleitung der Lieder iſt ihm zu viel. Nun gar die Arien! Sie würden manchmal Ihren Spaß dabei haben, — Sie kennen ihn ja. Dienstag unſer drittes hier! Nun ade! Ich kann bei der ſchönen Muſik nicht mehr ſchreiben. Ihr herzlich ergebener Sänger.

Es war nicht vorauszuſehen geweſen, daß die Abende in Kopenhagen ſo günſtig ausfallen würden, und nun, da man Stockhauſen, auch nach Brahms' Abreiſe, zu weiteren Solokonzerten drängte, mußte er nach Hamburg zurück, weil er verſprochen hatte, dort am 7. April die Jeſuspartie in der Matthäuspaſſion zu ſingen. Wohl verſuchten Stockhauſen und ſeine Frau in Hamburg beim Komitee zu erreichen, daß man ihn für Kopenhagen freigab, aber es war vergeblich, und Frau Clara mußte ein unerbittliches „Muß" nach Kopenhagen telegraphieren, wodurch Erfolge und Einnahmen dort frühzeitig abgebrochen wurden.

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Kopenhagen, den 1. April 1868.

Dein Brief hat mir große Freude gemacht, liebes Frauchen. Geduld! Das iſt's, was man mir immer predigen muß! Geduld! Geduld! Dein „Muß" in der Depeſche machte mich ganz böſe. Müſſen tue ich nicht, aber tun muß ich es! So liegt die Sache. Ich werde auch kein Wort fallen laſſen und ruhig ſingen wie heute etwa ... Es ſchien mir unmöglich, hier das Konzertieren aufzugeben. Aber das Publikum in Hamburg hat auch ſein Recht, und Kirchner kommt, und wir haben ihn eingeladen! ... Weißt Du, was Brahms hier bei Gades in meiner Abweſenheit getan hat? Er hat Bismarck in den Himmel gehoben und ſchließlich geſagt, natürlich im Scherz, wie Gade ſelbſt ſagt, es werde nur dann Friede ſein, wenn das Thorwaldſen-Muſeum Preußen gehöre! Man iſt ſo wütend auf ihn, daß Gedichte und Aufſätze erſcheinen. Ich darf heute abend ſein Lied nicht ſingen. Gade hat mich darum gebeten[144]) ...

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Hamburg:

Kopenhagen, den 1. April 1868.

Depeſche hat Dir geſagt, daß der Bien muß ... Ich nehme an, daß ich die Freude haben werde in Deinem Werk [„Requiem"] in Bremen zu ſingen.
... Daß ich es verſuchte, [in Hamburg] loszukommen, kann man mir nicht verdenken. Ich habe unſeren Beifall [hier] nicht vorausſehen können und habe erſt dann daran geglaubt, wie die Leute, ohne eine Zeitung abzuwarten, friſch darauf los zeichneten. Ich hätte ein ſechſtes Konzert in der Karwoche geben können, wäre dann direkt nach Schweden gereiſt und hätte mein Geld für 1868 gehabt. Es geht einmal nicht! Ich ſoll nicht vernünftig werden! So ſeien wir denn verſchwenderiſch! —
Am wenigſten mußt Du mir grollen; denn ich habe hier ſo viel gutzumachen,

daß es noch gute ſechs Wochen dazu bedürfte. Denke Dir, Deine Unterhaltung bei Gade, Dein Spaß mit Frau Erslev iſt herumgekommen, und Gedichte zirkulieren über „Däniſche Gemütlichkeit“ und heute über „deutſche Beſcheidenheit“. Geſtern kam Gade ganz unruhig zu mir und bat, ich möchte heute Dein Lied nicht ſingen. Es ſei Deinetwegen beſſer. Es könne Skandal geben, und dann ſei es mit dem Sextett, welches Joachim ſpielen ſoll, verdorben. Ich traute meinen Ohren nicht und widerſprach, ſo gut ich konnte; aber abends zehn Uhr, als wir vom Theater nach Hauſe gingen, fing er wieder davon an und bat ernſtlich, das Lied nicht zu ſingen. Da nun der Konzertſaal beſſer nicht zu politiſchen Erörterungen, Manifeſtationen und Glaubensbekenntniſſen verwendet wird, habe ich nachgegeben, obwohl ich geſtehen muß, daß mir ein klein wenig (auch viel) Skandal gefallen hätte. Es wäre intereſſant geweſen, in der ruhigen „Mainacht“ ſo was zu erleben. Beſſer und würdiger iſt es aber ſo. Alſo Brahms bleibt weg! Wir holen es ein andermal nach . . .

Unmittelbar an die Matthäuspaſſion in Hamburg ſchloß ſich die erſte Aufführung des Brahmsſchen „Requiem“ zu Bremen im Dom am Karfreitag, den 10. April 1868, an. Der fünfte Satz darin fehlte damals noch. Stockhauſen fühlte ſich ſtimmlich ſtark beeinträchtigt an jenem Abend, vielleicht durch die für ihn hohe Lage der Baritonpartie, und litt derartig unter dieſer Unfähigkeit, zumal es für ihn ein Dienſt an Brahms war, daß weder er noch ſeine nach Bremen mitgereiſte Frau bei der „heiteren geſellſchaftlichen Nachfeier“ im Ratskeller anweſend waren. Und wenn Frau Schumann ſpäter an Stockhauſen ſchrieb: „Das Requiem war wunderbar, und gehörte dieſer Genuß zu den ſchönſten meines Lebens“, ſo hatte Stockhauſens Frau noch Wochen danach alle Mühe, ihn und ſich über die Schwere, die auf jenem Abend in der Erinnerung laſtete, hinwegzubringen; ſie ſchrieb ihm ſpäter darüber: „Ich meine, Du müßteſt ſo etwas mit mehr Gleichmut ertragen, nicht der anderen oder meinetwegen, ſondern Deinetwegen. Es koſtet Dir ſolche Aufregung jedesmal ein Stück Geſundheit, und das tut mir ſo weh; denn machſt Du es, oder kannſt Du es in dem Moment nicht ſo gut machen, als Du es in einem beſſeren Augenblick könnteſt, ſo iſt jeder doch glücklich, wenn Du nur daſtehſt. Ich fühlte in dem Moment in Bremen, wie Du fangſt, was in Dir vorging; ich wußte, Du würdeſt fortgehen; ich wußte, wie unglücklich Du warſt und konnte nicht zu Dir, nicht aus der Menſchenmaſſe heraus, ſo daß ich, als das Konzert zu Ende war, auch mit meiner Kraft zu Ende war.“

Nach dem Elſaß an das Krankenlager des ſchwer leidenden neunundſiebzigjährigen Vaters berufen, blieb er ſüdlich und reiſte in die franzöſiſche Schweiz, wo er ſich mit Theodor Kirchner zu gemeinſamen Konzerten in Genf und Lausanne traf. Den Eindruck über ſein geliebtes Elſaß, das er durch das Einführen deut-

ſcher Muſik zu beeinfluſſen und „friedlich zu erobern“ gehofft hatte, faßt er in folgende Worte an ſeine Frau zuſammen: „Oh Elſaß! Oh Land der Barbarei und der reichen Manufakturen, der Millionäre, und des ärmſten, gemeinſten Pöbels! Gut wäre es den Leutchen, wenn ſie wieder zu den Germanen in die Schule gingen. Amen! Schreibe meinem „Kollegen“ Bismarck[145]), wie ſehr man uns jedesmal dort beleidigt; ſage ihm, ich erlaubte jetzt die Annexion, hielte ſie aber für ſehr ſchwierig, weil ſeine Soldaten gar zu ſchlecht franzöſiſch reden. Wenn ſie ſo weit ſind, daß ſie den Bonnen auf dem Champ de Mars eine Liebeserklärung franzöſiſch machen können, dann los! ... Kirchner geht es gut ... er iſt ein guter, wenn auch launiger Menſch, und Einfälle hat er immer zum Schieflachen. Er iſt viel gewiſſenhafter im Begleiten als Brahms. Was er einmal übernommen hat, macht er auch recht und ſcheut die Mühe nicht und bildet ſich nicht ein, alles gleich zu können, wie der übermütige Kraftmenſch in Hamburg ...

Clara an Julius Stockhauſen:

Hamburg, den 26. April 1868.

... Brahms hat mich heute früh noch einmal vor ſeiner Abreiſe beſucht und Dir dabei „Stimmen der Völker“ von Herder gebracht; Du hätteſt ſolche Freude daran gehabt. Das iſt merkwürdig liebenswürdig. Man ſucht ihn hier zu preſſen, ein Konzert für Oſtpreußen zu geben, was er ſtets unter der Firma: „Ja, wenn Stockhauſen da wäre, täte ich es gleich“, ablehnt; er ſagt mir aber, er täte ſo etwas prinzipiell nicht ...

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Genf, [den 3. Mai 1868].

... Der Enthuſiasmus in Lausanne war ſo groß, daß wir faſt alles wiederholen mußten. Freitag geben wir ein drittes Konzert in der Kirche für 2 und 1 Francs. Wir ſind Apoſtel geworden; da wir kein Geld verdienen können — das zweite in Lausanne lieferte ſiebenhundert Francs —, leben wir von Bekehrungen. Verloren iſt die Mühe nicht, und das Auditorium dankt es uns ſehr ... Ohne Euch kann mich aber die ſchöne Gegend nicht begeiſtern ... Wir leiden beide ganz entſetzlich unter der Trennung, und ich begreife nicht, wie das ſo weiter gehen ſoll. Ich noch phyſiſch, weil ich doch in den letzten vier Jahren an Regelmäßigkeit gewöhnt war, und die muß ich ganz entbehren. Du haſt doch die lieben Kinder und das nette Häuschen ...

Clara an Julius Stockhausen:

Hamburg, den 14. Mai 1868.

Die Verhältniſſe [Deinem] elterlichen Hauſe gegenüber werden immer drückender ... Wir müſſen alſo auf eine wachſende Trennung gefaßt ſein. Es iſt ſehr hart, innerlich ſo ganz von denen geſchieden zu ſein, die man gern von Herzen lieben möchte ... Wir wollen ihrer Intoleranz Milde entgegenſtellen; mir wird's nicht ſchwer und kämen ſie mir mit ein wenig Liebe entgegen, ſie ſollten von meiner entgegengeſetzten Meinung nichts merken. Aber hingehen darf ich nicht wieder, das habe ich in Kolmar deutlich gefühlt ... Nur ein Gedanke tröſtet mich dabei, daß ich nicht die Veranlaſſung war, die Dich von den Deinen trennte, ſonſt würde ich verſucht ſein, bei dem tiefen Schmerz der Eltern Dich zu bitten: kehre zu Deiner Religionsübung und zu ihnen zurück. Und doch, könnten wir beide glücklich miteinander ſein, wenn wir in dieſen Grundideen uneins wären? Was ſollte aus dem zarten Geiſte der Kleinen werden, erwüchſen ſie unter dem Einfluß extremer Meinungen? Ich komme immer mehr davon zurück, das Glück in irgend einem Glauben finden zu wollen; ich „glaube", — was man ſo nennt, — garnichts mehr. Ich ſtelle mir meine Pflichten gegen Mann und Kinder ſehr groß vor, ich habe mir davon ein gewaltiges Bild gemacht; dieſe annähernd zu erfüllen, ſcheint mir ſchon ein Bedeutendes zu ſein, daraufhin geht mein ganzes Streben. Ich erkenne natürlich allgemeine, menſchliche Pflichten an, die ſich ja jedem, der ſich als Glied der menſchlichen Geſellſchaft fühlt, von ſelbſt aufdrängen. Ich ſuche ein menſchlich tüchtiges Leben zu führen, und was es ſonſt gibt, erwarte ich mit Ruhe. Ein großes Geſetz, wonach die ganze Welt ihren Lauf nimmt, wegleugnen zu wollen, ſcheint mir töricht. Es iſt ein Zuſammenhang in allem, was exiſtiert, was geſchieht. Dieſen darf niemand ungeſtraft ſtören. Darüber ſollten wir ſehr klar werden, anſtatt uns mit Glaubenstheorien abzuplagen. Geſchichte und Philoſophie der Geſchichte, Naturwiſſenſchaft, das ſollte dasjenige ſein, womit unſere Kinder groß gemacht werden, anſtatt daß man ſie unverſtändliche Gebete lehrt, die ihnen nur den Keim der Unſelbſtändigkeit in die kleine Seele legen. Davor wollen wir uns in acht nehmen und beide arbeiten, daß unſere Kinder tüchtige, brave Menſchen werden, die ſich und andere glücklich machen. Nicht wahr, Geliebter? Glaube mich nicht unzufrieden; ich finde Dein Umherreiſen gerade ſo entſetzlich wie mein Zuhauſeſein ... Dieſe Trennungszeit iſt nur eine vorübergehende, und ſind wir vereint, ſo haben wir gleiche Intereſſen und leben wirklich miteinander. Ich möchte mit niemand auf der Welt tauſchen ...

Darauf antwortet er ihr am 21. Mai 1868 aus Weggis:

... Quäle Dich nicht mit dem Glauben der Meinen, mit dem Deinen und meinem. Laß' ſie glauben. Unſere Aufgabe iſt eine größere. Ich habe ſie leider zu ſpät erkannt, aber ich werde ſo viel wie möglich nachholen. Wiſſen iſt beſſer als glauben; denn durch Wiſſen wird man gläubig, durch den Glauben unwiſſend ... Drum ſei ruhig und denke, wir machen es nach unſerem Gewiſſen, und damit baſta ...

Da das Befinden des Vaters in Kolmar beſorgniserregend blieb, hielten ſich Stockhauſens nach einer Kur in Neuenahr in der nahen Schweiz auf. Auch Brahms hatte ſich in Neuenahr zu ihnen geſellt, und auf ſein Zureden gab eine der Schülerinnen Stockhauſens, Roſa Girzick, dort ein eigenes Konzert unter Mitwirkung von Brahms und Stockhauſen. Auch die anderen Schüler halfen tapfer mit. Als Stockhauſens dann nach Boeningen bei Interlaken weiterzogen, folgten ihm die Schüler nach, die eigentlich nur noch während der Ferien des Lehrers habhaft werden konnten.

Julius an Clara Stockhauſen:

Kolmar, den 11. September 1868.

„Es iſt vollbracht"! Wie die Berggipfelrieſen plötzlich erbleichen, ſobald der letzte Strahl der Sonne ſie verlaſſen hat, ſo erbleicht ein Menſchenantlitz, wenn der letzte Hauch des Lebens ausgeſtoßen. Urplötzlich! Einen treffenderen Vergleich wüßte ich nicht anzuſtellen und keinen ſchöneren, wenn man allabendlich die Rieſengeſtalten, wie vom Tode angehaucht, bewundern darf. Es iſt, als ob der Tod von unten emporſteige und mit ſeinem weißen Leichentuche alles umhülle. Das nennt der Menſch die Seele aushauchen! Das Leben iſt's, welches flieht, wie die Sonne die Berggipfelrieſen! Aber wie langſam! Wer könnte da die Stufen bezeichnen? Sie flieht, man ſieht's und kann nie den Punkt bezeichnen, den ſie eben verlaſſen hat; nur wenn ſie die letzte Höhe erklommen, kann man, wie in der „Paſſion" ausrufen: „Es iſt vollbracht!" Wie unglücklich müßte nun ein Menſch ſein, wie öde müßte es ihm im Herzen werden, wenn das Liebſte, das Teuerſte flieht und er keinen Erſatz dafür hätte! Wie ſchrecklich wäre das Haus, wenn die Mutter, die Brüder, die Gefährtin des Lebens, die Kinder, nicht hinter der Sonne einhergingen und immer wieder in erneutem Lauf mit Licht und Wärme auftauchten? Darum iſt's auch ungerecht zu klagen; denn nach der Nacht kommt ein neuer Tag, und da ſteht die Mutter, da ſind die Geſchwiſter, die Frau, die Kinder, die Freunde, und das Herz erwacht wie von einem böſen, ſchweren Traum und freut ſich an allem Schönen und Guten und knüpft feſter die Bande der Freundſchaft und der Liebe und wird mutig und tätig und ſinnt und lauſcht, als wenn ein neues Leben begönne; ſtrebt und raſtet nicht, bis es

ein ganzes Familienglück, ſeine ganze glückliche kleine Geſellſchaft in ſich aufgenommen hat. Und ſo verzagt ein Menſchenherz nicht, wenn es vorwärts blickt. ... Geſtern früh legte ſich denn endlich das Fieber ..., der Atem wurde kürzer aber ruhiger, man ſah, daß der Kampf zu Ende ging ... Wie die Welle nach dem Sturm immer ſchwächer anprallt, ſo wogte auch die Bruſt des Leidenden immer ſpärlicher und langſamer; zuweilen noch ein Stoß und wieder plötzlich Stille und oft ſo, bis zuletzt noch drei, zwei, endlich eine Welle plätſcherte, und dann ward Stille und der blaſſe Mond ging auf, und der See hatte ſeine Nachthelle angefacht. Es war ein wunderbarer Augenblick, als die Stirn mit dem Fliehen des letzten Lebensſtrahls abblaßte. Der nächſte aber herzbrechend ... Genug der ernſten Gedanken ... Sie erwarten Dich mit Sehnſucht.

Clara an Julius Stockhauſen, Kolmar:

Boeningen, den 11. September 1868.

Dein Entſchluß, uns nach Kolmar kommen zu laſſen, iſt mir ſehr recht; Dir wäre freilich noch etwas Schweizerluft beſſer geweſen, aber Du kannſt vielleicht noch einige Tage in den Vogeſen umherlaufen, während ich mit den Kindern bei der Mama bleibe. Das Zuſammenſein mit ihnen wird ſie zerſtreuen; denn ſie ſind von einer unbeſchreiblichen Friſche und Heiterkeit ... immer lebendig, lebhaft, ohne zu ermüden; es iſt etwas Wunderbares, Rührendes um dieſes vollkommene, leider unbewußte Glück. Ich glaube aber doch, daß eine ſo glückliche Kindheit ihren Einfluß auf das ganze Leben hat; mögen ſie recht lange ſo von innen heraus, wie jetzt, heiter ſein können! Unendlich viel können wir Eltern ſicherlich dazu tun, wenn man nur das Richtige in ihrer Behandlung trifft; darin liegt die große Schwierigkeit. Könnte ich beten, wie die anderen, das würde ich mir vom lieben Gott ausbitten, daß er mich lehrte, meine Kinder richtig zu beurteilen und zu behandeln. So muß ich mich ſelbſt zu immer größerer Aufmerkſamkeit anſpornen ...

Klaus Groth an Julius Stockhauſen:

Kiel, den 14. September 1868.

Liebe Winter-Nachtigall! — Die Sommer-Nachtigallen ſind fort; von Lerchen bleiben nur die Piep-Lerchen in unſeren Gegenden. Nun wollte ich bei Ihnen anfragen, mein einzigſter Sänger, ob Sie uns dieſen Winter in Kiel drei oder vier Konzerte geben wollen, wozu Sie mitbringen, wen Sie wollen, Brahms, die Schumann, Joachim natürlich am liebſten, zur Zeit, wann Sie wollen. Bitte, geben

Sie mir darauf umgehend Antwort, damit ich dann ſogleich durch die Anzeige und Herumſchicken eines Bogens allem übrigen Konzertgeklimper den Reſonanzboden entzweiſchlage...
Aber wenn Sie nicht können ſollten, ſo lade ich alle Pieplerchen und Tauſendfinger ein und verderbe alle Muſik in Kiel auf Jahre, alles was Sie Gutes geſtiftet, ich tue es aus Rache! Alſo kommen Sie!

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Stuttgart, den 20. Oktober [1868].

...Sehr freue ich mich über die Nachrichten, die Du vom Knaben gibſt... Pflege mir die jungen Gemüter recht vorſichtig. Du haſt da eine ſchöne Aufgabe, und es iſt mir ein großer Troſt, Dich bei meinen beiden Opus (sic) ſo ſtilltätig zu wiſſen, daß ich nicht wünſche, daß Du mich oft begleiteſt auf Reiſen. In der Beziehung übt Deine Anweſenheit zu Hauſe entſchieden eine gute Wirkung auf mich aus; denn, wenn ich auch große Sehnſucht nach Euch trage, ertragen kann ich doch viel leichter die Abweſenheit, wenn Du bei den Kindern biſt. Du weißt, wie groß meine Verehrung, mein Reſpekt für Kinder iſt. Sie kommen mir vor wie weiße, noch unbeſchriebene Blätter im Buche der Zukunft. Wer wollte da die geringſte Befleckung ſehen! Ich fürchte vielmehr die moraliſchen Eindrücke, als die phyſiſchen Übel. Soll eine Krankheit ſie uns entreißen, ſo kann es ebenſo gut in unſerem Beiſein geſchehen, verhüten kann man es ſelten. Aber wie manchem ſchlechten Einfluß iſt das junge Gemüt ausgeſetzt unter ungebildeten Menſchen! Darum iſt es mir auch darum zu tun, daß wir ſo wenig wie möglich die Dienſtboten wechſeln; unſer Zuſammenleben mit ihnen muß ſie allmählich veredeln und ihren ſchlimmen und albernen Einfluß auf die Kinder ſchwächen...

Seine Winterreiſe begann Anfang Oktober am Rhein, ohne daß er nach den ihn ſtark erſchütternden Tagen in Kolmar noch eine Ruhepauſe einſchieben konnte. Bis Weihnachten war er fortgeſetzt unterwegs und ratſchlagte brieflich mit Brahms über eine gemeinſame Konzertreiſe durch Öſterreich, die nach vielem Hin und Her nach Stockhauſens holländiſchem Engagement am 20. Januar 1869 in Wien begann.

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Wien:

München, den 30. November [1868].

Du ſollteſt als alter Praktikus für Öſterreich wiſſen, daß Konzerte in der Pro-

vinz dann nur wirklich brillant ausfallen, wenn man bereits in Wien konzertiert hat. Das mag für Dich nicht wichtig ſein, für mich aber gewiß; denn die Leute in Ungarn und Böhmen wiſſen ſo gut wie nichts von meinem Singen. Da aber kein Abend mehr frei iſt, ſo muß ich auf das Vergnügen verzichten, in Wien dieſes Jahr zu muſizieren und hoffe, es möge nur bis Neujahr aufgeſchoben werden. Freilich wußte ich von Frau Schumanns Plänen ſo viel, daß ich ihr angeboten hatte, gleichzeitig mit ihr zu konzertieren. Sie wollte an Spina ſchreiben und mir Nachricht geben, ob es ſich einrichten ließe, hat aber nie eine Zeile davon erwähnt.

Wie konnte ich, wo ich von ihrem Plan wußte, Schritte in Wien tun, um den Saal zu bekommen? Das hätte ich nicht übers Herz gebracht, während ſie dort war, fremde Künſtler zu meinem Konzert zu bitten und ihre Begleitung in den Liedern zu entbehren. Mir macht es gar zu große Freude, mit Frau Schumann, mit J. B. und J. J. zu muſizieren ... Ich werde alſo von hier meine Schritte nach Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim ... lenken ... und nach Holland reiſen, wo ich am 20., 21., 22., 23., 25. und 28. [30. und 31. Januar] ſinge; das letzte Mal in Amſterdam für den „Fauſt". Sage Frau Schumann, wie ſehr es mich freuen würde, wenn ſie auch zu der Zeit in Holland ſpielte ... Grüße die liebe Freundin recht herzlich von uns beiden.

Heute abend kommen einige Freunde, um Deine Lieder und Bachſche Kantaten zu hören. Auch Baron Schack wird kommen. Donnerstag ſind wir bei ihm zu Tiſch. Wir werden in der ſchönen Gemäldegalerie ſpeiſen. Er hat ſehr viel Schönes von Genelli, prächtige Kopien von Lenbach, Originale von Feuerbach, Mackart u. a. m. Wäreſt Du doch dabei! Mittwoch ſinge ich zum letzten Mal; Freitag geht es weiter ...

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, München:

[Wien, den 1. Dezember 1868].

Lieber Stockhauſen, — Obwohl mir ſcheint wir zwei Beide haben nicht nötig unſern Ruf von der Reſidenz in die Provinz zu tragen, ſo begreife ich doch etwas Dein Bedenken. So predige erſt das Evangelium Deinen Schwaben. Ich ſchrieb Dir das (sic) bis Weihnacht nur der 5., 13. und 20. frei ſind für Konzerte. Zwei Tage wird Fr. Sch.[umann] jedenfalls noch nehmen, vermutlich alle drei. In telegraphiſcher Eile kann man nicht wohl Konzerte feſtſetzen. Auch etwas Beſtimmtheit iſt wünſchenswert.

Es iſt aber gute Luft jetzt hier für Konzerte und wenn Du nach dem Feſt nichts anderes vorhaſt, ſo verlebe es doch hier und wir arrangieren für die ganze Monarchie. Ich glaube wir haben alsdann das Muſik-Departement ganz allein.

Laß doch jedenfalls hören und uns Deine Adresse wissen. In herzlicher Eile mit größten Grüßen auch von Fr. Schumann Dein J. Brahms.

Julius Stockhausen an Johannes Brahms, Wien:

Hannover, den 23. Dezember [1868].

... Ich habe nun das Evangelium, wie Du sagst, den Schwaben gepredigt und werde im Februar ... dorthin zurückkehren. Ich habe dort ein gutes Konzertterrain gefunden, weit empfänglichere Leute als in München. Lübke[146]) meinte, Du müßtest auch mal hinkommen und mit mir ein paar Konzerte geben; Deine Kompositionen sind noch nicht bekannt, und mit einigen Liedern ist's nicht getan ... Am liebsten ruhte ich jetzt bis Mitte Januar in Hamburg, machte dann das Engagement in Holland ab und gäbe von Anfang Februar wieder eigene Konzerte. Hast Du Zeit, hast Du Lust? ...

Die Reise nach Stuttgart hatte Bedeutsames im Gefolge. Stockhausens Gesang verursachte mehr als einen bloß vorübergehenden Eindruck. Abgesehen davon, daß Freund Lübke ihn bewog, schon im Februar 1869, also noch vor der Reise nach Wien, abermals in Stuttgart zu singen, so schmiedete man im Schwabenland Pläne und Hoffnungen, ob man Stockhausen vielleicht bewegen könne, seinen Wohnsitz nach Stuttgart zu verlegen, ebenso wie Brahms am 22. November 1868 aus Wien meldete: „Ferner nun denkt man sehr daran, wie und ob man Dich hier fesseln kann für Konservatorium oder Opernschule. Ich wollte Dir das brühwarm mitteilen, damit Du vorher davon weißt. Man denkt ganz vernünftig über alles Nötige und es scheint als könne man sogar danach tun."

Clara an Julius Stockhausen, Rotterdam:

Hamburg, den 16. Januar 1869.

... Auch ich habe Dir Wichtiges zu melden; meine Aufschrift [„Herrn Professor Julius Stockhausen"] auf dem Kuvert ist kein Scherz; heut' früh kam die Ernennung zum Professor, von Mühler [Preußischer Kultusminister] unterzeichnet; ... Mußt Du Dich nun wirklich so nennen oder steckst Du die Geschichte in die Briefmappe? Es ist ein kolossal dicker Bogen, den ich Dir aus Portorücksichten nicht schicke — wenn Du es nicht wünschen solltest —, ich habe schon 27 Rth. dafür bezahlt!

Darauf erwiderte er ihr aus Rotterdam am 19. Januar 1869:

Nun, Frau Profeſſor, wie gefällt Ihnen die neue Würde? ... Mich überraſcht die Geſchichte ſo ſehr, daß ich das Thema einem Luſtſpieldichter geben möchte! ... Nun ſage mir aber, von was ich Profeſſor bin? Iſt ein Wunſch ausgeſprochen, ich möchte mit meiner Kunſt und Kehlkopfwiſſenſchaft der Akademie der Künſte in Berlin dienen? Wollen ſie mich an die Stelle des alten Grell ſpäter haben? Soll wirklich was geſchehen? Oh nein, es wird eben ein zweiter Dank für einige Lieder ſein, die ich die Güte hatte, „unentgeltlich" vorzutragen. Ich wollte ſchon, es läge ein tieferer Gedanke darin. Ich möchte wohl die Ehre annehmen, wenn es gilt, etwas dafür zu leiſten, aber ich fürchte ... Oh Mendelsſohn! Oh Berlin!

Nachdem ihm ſeine Frau den Wortlaut des Patentes mitgeteilt hatte, das „in dem Vertrauen verliehen" war, daß „der nunmehrige Profeſſor Julius Stockhauſen die Tonkunſt zu fördern auch ferner mit ſtets regem Eifer bemüht ſein werde", wußte Stockhauſen auch, was er dem Miniſter zu antworten habe. Die Abſchrift des Briefes vom 1. Februar 1869 ſandte er ſeiner Frau: „Auf einer Konzertreiſe in Holland erhielt ich aus Hamburg die Nachricht von meiner Ernennung zum Königlichen Profeſſor und hätte meinen Dank für dieſe Auszeichnung eingehend ausgeſprochen, wenn die acht Konzerte und Proben in den letzten vierzehn Tagen nicht alle meine Zeit in Anſpruch genommen hätten. Die Nomination, Exzellenz, wird für mich ein Sporn ſein, mehr und mehr zu arbeiten, damit, wenn der Tag kommen ſollte, wo der Miniſter meine Kraft zu erproben geſonnen wäre, er mich bereit fände, einem Geſangsinſtitute würdig vorzuſtehen. Nicht durch Geſangsmethoden, nicht durch gelehrte Bücher wird man die vielen ſchönen Stimmen in Deutſchland zu Sängern und Sängerinnen heranbilden und der dramatiſchen Kunſt wieder aufhelfen, ſondern durch praktiſche Lehre, durch direktes, lebendiges Beiſpiel. Wie ein Fedi, ein Putorchi, ein Porpora, ein Bernacchi und Crescentini, der etwa in zwanzig kurzen Sätzen ſeine Methode niederſchrieb, müſſen wir durch richtige Behandlung der Stimme und ſchönen Vortrag den Schüler zum Künſtler heranbilden. Die Phyſiologie eines Johannes von Müller, die neueſten Entdeckungen eines Liston, Garcia und ſeines Schülers Bataille können uns wohl vor mechaniſchen Fehlern bewahren; ſie ſagen uns deutlich, wie der menſchliche Kehlkopf beſchaffen und wie er behandelt werden ſoll; die herrlichſten Werke aber, ohne die lebendige Lehre, ohne das Vorſingen werden nie einen Schüler bilden. Und darum ſoll, wie der Plaſtiker, der junge Sänger an der Natur ſelbſt ſeinen Ton bilden können, an ſeinem Lehrer ein, ich möchte ſagen, untrügliches Beiſpiel finden. Soweit dies zu erſtreben iſt, werde ich mehr und mehr meine Kraft jenem hohen Ziele zuwenden, um den Titel zu verdienen, den Ew. Exzellenz mir ſo wohlwollend haben zukommen laſſen."

Als Stockhauſen dies ſchrieb, wußte er nichts von der in Berlin geplanten

Gründung einer „Hochſchule für Muſik", einer Ausbildungsſtätte, nach der man auch in anderen als Muſikerkreiſen ſeit langem verlangte. So konnte man z. B. in der „Neuen Zeitſchrift für Muſik" am 16. März 1861 folgende Notiz leſen: „In der jüngſten Nummer von Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herde" wird über die am 3. Auguſt zu Berlin ſtatthabende akademiſche Feier berichtet, welche dem Andenken Friedrich Wilhelms III. gewidmet iſt. Dieſes Referat ſchließt mit folgenden, nur zu wahren Worten: „Es iſt bis jetzt (ſeit ſechsunddreißig Jahren) für Maler, Bildhauer und Architekten die Summe von 54.000 Talern verausgabt worden, während leider für jugendliche, der Ausbildung bedürftige muſikaliſche Talente weder eine Königliche Muſikſchule, noch ein Reiſeſtipendienfond exiſtiert. In Frankreich wurde beides von Robespierre geſtiftet und beſteht bis auf den heutigen Tag."

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Wien:

Rotterdam, den 28. Januar 1869.

Die Hoftrauer in Belgien vereitelte meine Pläne und beſchleunigt meine Ankunft in Wien. Darüber bin ich hoch erfreut und melde Dir, daß Du vom 15. Februar an auf Deinen Mitarbeiter rechnen kannſt. Auch die angenehme Nachricht füge ich hinzu, daß es dem Sänger wieder recht gut geht. Er ſingt viel, das heißt faſt allabendlich, und das ſchadet ihm gar nichts. Im Gegenteil, es iſt, als ob dieſe Gymnaſtik ſeinen Hals kräftige. Nur laſſe mich nicht zu oft am ſelben Abend auftreten und womöglich nur dreimal ... Wenn überhaupt, möchte ich bitten, daß wir von Deinen Sachen etwas zu hören bekommen. Wenn die Girzick alsdann ſchon in Wien iſt, können wir die Duette machen. Alſo „luſtig in die Welt hinaus gegen Wind und Wetter!" Neues bringe ich nicht mit als eine Arie von Bach „Mit Verlangen" und eine italieniſche von Händel, nicht einmal die drei neuen Hefte von J. B., weil ich ſie in München Herrn von Schack verehrt habe! ...

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Rotterdam:

[Wien], Januar 1869.

Lieber Freund! — Notiere vor allem immer Deine Adreſſen!
Es wird das Möglichſte geſchehen, um vom 15. Februar [an] hier anzufangen. Jetzt kenne ich kein lieberes Konzertieren als mit Dir!
Und da ſoll ich ja leider am 10. März in Holland ſein, wozu ich (unter uns) überhaupt keine Luſt habe. Aber kannſt Du mein Engagement nicht hinausſchieben!

Mit Smalt ſpreche. Von mir aus kann ich es nicht gut, aber wenn Du es Deinen Wunſch nennen kannſt und magſt, ſo wird er menſchlich fühlen!
Ich freute mich wirklich außerordentlich, wenn ich einſtweilen frei wäre und mit Dir in Öſterreich muſizieren könnte. Tue doch Dein Möglichſtes.
Ich bin überzeugt, daß Du hier große Freude erleben wirſt. Auch dreimal ſingen geht ſehr gut, wenngleich das Publikum nicht darob jubeln wird.
Schreibe nicht an Spina, weil er nicht allein unſer Konzertarrangeur iſt etc.
Aber wirklich tue Dein Teil bei Smalt, daß ſie Saell für den März engagieren. Wir wollen ſo luſtig zuſammen Muſik machen, daß Dich Deine Artigkeit beim diplomatiſchen Verhandeln nicht gereuen ſoll. Hier will ich dagegen auch ganz und allein Ullmann ſein und beſtmöglichſt für Dich ſorgen.
Wenn Dich nur der Zettel noch in Rotterdam trifft!
Sobald etwas beſtimmt iſt, erfährſt Du es.
Laß doch Deine Frau ſogleich den Kretzſchmer-Zuccalmaglio[147]) hierher an mich durch Gotthard ſchicken, daß wir einmal mit Muße und Behagen auch daraus ſingen können. Das würde hier einſchlagen.
Vor allem: mach mich frei!
Grüße Bargiel herzlich. Eilig Dein J. Br.

Vincenz Lachner an Julius Stockhauſen, Stuttgart:

Mannheim, den 5. Februar 1869.

Geehrter Freund! — Geſtern Abend von Karlsruhe zurückkommend, fand ich Ihr Telegramm ... Sie Grauſamer, Sie Unmenſchlicher, Sie Barbar! Jetzt ſtellen Sie mir einen delikaten Biſſen auf den Tiſch, und ich darf nicht hineinbeißen! Warum machen Sie mich zum Tantalus? Zu einem Konzert iſt zwiſchen jetzt und dem 10. nicht nur kein Abend, ſondern nicht einmal eine Lokalität frei. Überdies habe ich jede Minute für die vertrackten „Meiſterſinger" nötig, die ſchon dreiviertel im Schlund ſtecken und ſchluckbereit ſind. — Morgen gehe ich abermals nach Karlsruhe, um die zweimal fausse couche gewordenen „Meiſterſinger" zu hören und zwar mit Nachbauer. — Sie ſollten auch hinkommen; denn einmal müſſen Sie dieſen Molch von einer Oper doch ſehen und leider auch hören. Was man auch davon halten mag, es iſt eine Erſcheinung, die man nicht ignorieren kann. Beſonders ein Künſtler wie Sie muß davon Notiz nehmen. Ich würde mich eigentlich am meiſten auf die Disputation nach der Aufführung im „Erbprinzen" oder ſonſtwo freuen; denn der Zuſammenfluß von Kapellmeiſtern, Muſikdirektoren, Sängern, Regiſſeuren, Kritikern, Schöngeiſtern und Blauſtrümpfen wird Legion werden ...
Da können wir auch des Weiten und Breiten über Ihre edle Abſicht, wiederum

einmal bei uns in Mannheim zu erſcheinen — mit dem Hut in der Hand und dem weitausgreifenden Turnerſchritte — ruhig plaudern. Wenn es irgend möglich zu machen iſt, laſſe ich Sie nicht mehr los, obwohl ich eigentlich erſt Ihren kleinen Finger gefaßt habe. So z. B., weiß ich nicht, ob es Ihre Abſicht iſt, ein eigenes Konzert zu geben oder in einer unſerer Akademien zu ſingen. Das erſtere würde auf der rechten Seite meines Geſichtes große Zufriedenheit hervorrufen, während die linke, wie man zu ſagen pflegt, ein langes Geſicht machen würde. Das Zweite aber würde meinen Mund zu einem horizontalen Querſtriche von einem Ohr zum andern bilden, und meine Augen würden Freudeſtrahlen auswerfen wie zwei Sonnen. Nur an meiner ſchönen, antigriechiſchen Naſe, die dem edlen Kultus der herba nicotiana, vulgo Tabak, huldigt, bliebe ein Tröpflein als Fragezeichen hängen, als ſchüchternes, furchtſames Fragezeichen nach dem Honorare, das der große Sänger, Mädchenfänger, beanſprucht. Von Ihrer chriſtlichen Geſinnung darf ich hoffen, daß Sie die über alles Lob erhabene, in Mannheim ſtets geübte Lebensregel bewahrt haben, den zehnten Teil Ihrer Einkünfte den Armen zu ſchenken. Eine wirkliche Arme kann ich Ihnen aber in unſerer Konzertkaſſe denunzieren; ſie iſt in der Tat arm wie eine Kirchenmaus und lebt eigentlich nur von Almoſen. Der glückliche Einſammler in den meiſten Fällen bin ich. In meiner Eigenſchaft als Grandaumônier darf ich alſo ſchon eine Frage wagen, die ſonſt für eine unverſchämte von Ihnen angeſehen werden dürfte. Alſo heraus damit! Werden Sie ſich mit hundert fl. begnügen, wobei der Zehnte für die Armen wegfiele? Oder ziehen Sie vor, hundertfünfzig fl. mit Abzug des Zehnten, alſo 135 fl. netto zu beanſpruchen? Bedenken Sie, daß eine ſolche Extravaganz in den Annalen unſerer Konzerte unerhört iſt. 135 fl. oder $279^{17}/_{28}$ francs. oder 8100 Kreuzer!! Dafür muß ich ungefähr zwanzig Meiſterſingerproben machen, was unendlich verdienſtlicher iſt, als die Welt mit ſchönem Geſange zu erfreuen! denn ich wirke für die Zukunft und verzichte für mich und die unreife Mitwelt auf jeden Genuß, während Sie nur für die Gegenwart wirken. Ihr Verdienſt iſt zu Ende, ſobald Sie den Mund ſchließen, das meine wirkt fort wie eine unendliche Parabel; denn die Zukunft hat keine Grenzen. Vielleicht kommt mein Verdienſt erſt dann zur vollen Anerkennung, wenn die Menſchheit meiſtens den umgekehrten Prozeß ihrer Entwicklung durchgemacht hat, d. h. wenn ſie wieder beim ſchwanzgeſchmückten Affen angekommen ſein wird. — In Anbetracht alſo dieſer Umſtände hoffe ich mit Ihnen, in dem delikaten Punkte der Moneten („ha, das Gold iſt nur Chimäre!") doch einig zu werden, beſonders, wenn Sie nach Karlsruhe kommen und in der Hitze der Disputation einige Gläſer über den Durſt zu ſich genommen haben werden! Auch habe ich in Karlsruhe einen ebenſo gewandten, beredten als treuen Adjutanten, Levi[148]), „meinen vielgeliebten Sohn, an dem ich ein Wohlgefallen habe". Was mir nicht gelingt bringt er ſicher hin.

Alſo ein zweiter Grund, weshalb Sie durchaus die „Meiſterſinger“ hören müſſen, wozu Sie ſchon als Kollege dieſer Zunft verpflichtet ſind; denn wenn Sie kein Meiſterſinger ſind, wer iſt es dann? (Schade, daß dieſe Meiſterſinger keine Singmeiſter ſind.) Das Konzert könnte höchſt wahrſcheinlich ſchon Donnerstag, den 11. ſein. —

Der dritte und nicht unwichtigſte Grund aber iſt Ihr früher empfohlener Mezzo-Sopran [Roſa Girzick]. Wenn Sie mir auch einen guten Tenoriſten, einen Baſſiſten und eine dto. Sopraniſtin verſchaffen, habe ich nichts dagegen. Die Bedingungen ſind Ihnen bekannt: Ausgezeichnete Behandlung, Verachtung des Mammons, im Sommer Schnakengenuß als unentgeltliche, naturgemäße Blutentziehung zu empfehlen, im Winter Gelegenheit zum Schlittſchuhlaufen in dazu eigens geſchaffenen Straßen Mannheims, alſo Erſparnis an Schuhwerk und noch manches andere, worauf ich mich vergeblich beſinne. Ich laſſe nicht ab von der feſten Zuverſicht, Sie in Karlsruhe zu ſehen. Es wäre Verrat an Glauben und Treue, wenn Sie nicht kämen. Eines aber rate ich Ihnen ernſtlich an: befriedigen Sie ja Ihr Schlafbedürfnis vor den „Meiſterſingern“; denn nachher iſt von Schlaf keine Rede, während ſchon eher. Leſen Sie das Buch zwiſchen Stuttgart und Karlsruhe; Sie werden die ganze Zeit dazu brauchen; denn in der Vorſtellung verſtehen Sie, wenn's gut geht, von zwölf Worten drei. Nehmen Sie vorher ein Brauſepulver und ein kaltes Bad; das warme wird Ihnen im Theater unentgeltlich zuteil. Schließlich vergeſſen Sie nicht, daß Sie in Mannheim einen zwar alten, aber unwandelbar treuen Freund haben, der ſich nennt V. Lachner.

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Stuttgart, den 6. Februar 1869.

...Heute kam ich mit Lübke von Karlsruhe zurück. Die Aufführung der „Meiſterſinger“ war vortrefflich. Unter Levis Leitung konnte man jedes Wort hören. Es war ein Triumph. Er wurde zweimal gerufen. Das Werk iſt und bleibt ein Monſtrum. Im dritten Akt kommen aber muſikaliſche Momente vor. Wenn der Alte ſo fort macht, kann noch was aus ihm werden. Lübke war friſch, aber gar nicht zufrieden...

Karlsruhe, den 10. Februar 1869.

Geſtern Abend war ich bei Mme. Viardot. Der liebe Kapellmeiſter [Levi] ſollte auch mitſpeiſen, aber es wurde ihm eine Theaterſängerin angekündigt, und er mußte ſie grade um fünf Uhr hören und prüfen. Der Arme iſt ſchrecklich geplagt. Heute fährt er nach Baden und dirigiert das „Nachtlager“... Dann

kam auch wieder die Rede auf die „Meiſterſinger"; denn Turgenjeff will nichts von der Muſik wiſſen, Mm. Viardot im Gegenteil iſt „folle" davon, und Lübke, wie ſchon geſagt, „leer". Da ſagte Levi, er betrachte nicht die Oper vom muſikaliſchen Standpunkt, auch nicht vom dichteriſchen, von einem ganz allgemeinen, als ein Opus eines ganz genialen Mannes, der etwas Neues geſchaffen habe, der ein Problem löſen wolle, der eine große Idee in ſich trage und nicht muſikaliſch genug ſei, um ſie zu löſen. Die Bedeutung des Werkes dürfe man aber nicht verkennen und müſſe Reſpekt vor ſolch einem Meiſter haben. „Alſo gut: Findet einen anderen Namen dafür, nennt es aber nicht Muſik." Das gibt er auch gerne zu. Es bleibt einſtweilen das Werk der Zukunft! Mme. Viardot hatte in ihrer Begeiſterung an Wagner geſchrieben und zeigte uns die Antwort. Darin war ein ſehr fataler Paſſus. „Wenn das große Publikum", ſagte er ungefähr, „die Gemütsrichtung meiner Kunſt nicht anerkannt hätte, wäre ich längſt verſchollen; denn die Künſtler und die Beſſeren hätten mich gerne ignoriert." Das heißt man doch, ſich ſelber eine Ohrfeige ſchlagen. Alſo die große Maſſe, der unwiſſende Teil, iſt für ihn, die Verſtandsmenſchen aber gegen ihn!

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Stuttgart.

Wien, den 10. Februar 1869.

Schlimmſter aller Briefſchreiber! — Man ſchreibt ſie nicht in den blauen Himmelsraum! Unſer Erſtes iſt am 18. Februar. Haſt Du mich von den holländiſchen Sklavenhändlern losgekauft? Ich muß ja wiſſen, denn — — — uſw. Die Schiller-Damen ſeufzen nach Dir, und ich mache mich durch Artigkeit ſo beliebt, daß Du aus den Roſenketten, die ich winde, garnicht herauskannſt.
Wo biſt Du, Samuel erſcheine!
Ich hörte Dich durch Köln fahren und mit Frl. Antonie ſchön tun, und geſtern war die letzte Redoute, und heute iſt Aſchermittwoch. Tue Buße, — auf daß Du hier mit Anſtand „da capo" ſagen kannſt. J. B.

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Wien:

Stuttgart, den 13. Februar 1869.

... In der kommenden Kammermuſikſoiree der Herren [Stuttgarter] Kollegen werde ich endlich Deine „Mainacht" und „Von ewiger Liebe" in meiner langweilig-klaſſiſchen Art, wie Du einmal in Kopenhagen liebenswürdig ſagteſt, vortragen. Dazu den Liederkreis von Beethoven. In Karlsruhe entſtand bei Hofe ein kleiner Aufruhr nach den beſagten Liedern, „in langweilig-klaſſiſcher Weiſe"

geſungen. Das will bei Hofe was heißen, wo man weder zu klaſſiſch noch zu langweilig ſein darf. Bei Mme. Viardot wird abwechſelnd „Requiem“ von Brahms und „Meiſterſinger“ von R. W. muſiziert, aber die Jugend im Hauſe greift natürlich mehr nach dem Sinnlichen, folglich zu R. W. Die große Sängerin wird in ihren alten Tagen etwas unklar. Sie ſagte: „Mais Don Juan, mon ami, on ne peut plus l'entendre aujourd'hui, nous le savons par coeur! à moins d'une exécution parfaite on ne peut plus entendre Don Juan!“ Das iſt doch ſtark! Sie iſt nach Weimar gereiſt, um ihre kleine Operette von Liszt inſtrumentieren zu laſſen.

Menſch! was ſtrickſt Du denn für Roſenbande bei den Gräfinnen? Ich ſchrieb Dir ja, daß ich nicht ſchillern mag, daß ich für Frau und Kinder ſinge, und der Bub hat einen famoſen Appetit, und Du ſollteſt es ihnen ſagen. Wenn wir in Wien fertig ſind und das Publikum recht liebenswürdig geweſen iſt, meinetwegen, aber mit Wohltaten debütieren, wo ich nichts zu verſchenken habe, das fällt mir nicht ein!

Haſt Du Dich losgemacht in Holland? Ich rühmte Deine Bachſche Technik und Deine Beethovenſche Auffaſſung! Was konnt' ich mehr? Wie würd' ich mich freuen, wenn Du nicht hinreiſteſt ... Wann muſizieren wir in Peſt? Haſt Du ein bißchen praktiſch vorgearbeitet? Hier war's gut ... Es war übervoll. Von Karlsruhe habe ich Grüße einen ſchweren Koffer voll. Allgeier, Levi, Kalliwoda, Hauſer, alle laſſen grüßen und bitten Dich bald eine Oper zu ſchicken. Ich rate Dir dazu; die erſte Aufführung der „Meiſterſinger“ war ausgezeichnet. Levi hat ſich bewährt und wurde viel gerufen. Ich war mit Lübke dort, der läßt auch grüßen, und der langweilig-Klaſſiſche auch.

Wilhelm Lübke an Julius Stockhauſen, Wien:

Stuttgart, den 20. Februar 1869.

... Die Lunte fängt Feuer, die Rakete will ſteigen ... Mit andern Worten: Mein Miniſter Golther hat mich heute rufen laſſen und den lebhaften Wunſch ausgeſprochen, Sie für Stuttgart bleibend zu gewinnen. Da ich es für zweckmäßig hielt, im Vertrauen von den Berliner Verſuchungen ein Wort fallen zu laſſen, ſo fühlte der Miniſter, daß er keine Zeit verlieren dürfe. Er bat mich daher, Ihnen zu ſchreiben und Ihnen mitzuteilen, daß er die Sache als eine hochwichtige Angelegenheit mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln betreiben werde ... Um der Sache eine offizielle Handhabe zu geben, meinte er, man werde am beſten tun, Sie ans Konſervatorium zu berufen, zugleich mit der für das Theater wichtigen Beſtimmung, tüchtige Talente und Stimmen auch für die Bühne auszubilden. Ich entgegnete, daß ich nicht an Ihrer Bereitwilligkeit zweifle, ſofern

man die Art und den Grad Ihrer Tätigkeit ganz Ihrem beſſeren Ermeſſen anheimſtelle; denn Sie müßten ganz frei ſein, der Kunſt ſo zu dienen, wie Sie es für erſprießlich hielten; nur dann könnten Sie mit Freuden und mit Segen wirken. Alles das ſieht er vollkommen ein, und nach den Erfahrungen, die ich ſelbſt hier gemacht habe, wird man auch Ihnen ſicherlich ermöglichen, ganz nach Ihren Plänen zu wirken. Eine beſtimmte Formel müßte natürlich dafür gefunden werden ...

Ihre Klänge und die ſchönen Stunden, die Sie ſo freundlich waren, uns zu ſchenken, leben unvergeßlich in uns nach ...

An Brahms viele Grüße. Der Ihrige! W. Lübke.

Clara an Margarethe Stockhauſen, Kolmar.

[Hamburg], den 21. Februar 1869.

... Donnerstag iſt Julius in Wien eingetroffen, wo ihm Henri eine behagliche Wohnung mit einer ſchönen Ausſicht über die Stadt genommen hatte. Wie freue ich mich für die Brüder, daß ſie nun ſeit vielen Jahren einmal wieder einige gemeinſame Wochen verleben werden. Das erſte Konzert, das ſchon mehrere Tage vorher ausverkauft war, hat bereits geſtern ſtattgefunden; möge es ein guter Anfang geweſen ſein. Gottlob geht es Julius auf dieſer Reiſe ſtimmlich vortrefflich, er leiſtete ganz enormes und der pekuniäre Ertrag iſt nicht unbedeutend. Aber was müſſen wir nicht um des leidigen Geldes willen entbehren! Unſere beſten jungen Jahre leben wir getrennt, Julius entbehrt die Freude, ſeine Kinder ſich entwickeln zu ſehen! Oh Mama, manchmal möchte ich murren, und doch, was hilft's? Es iſt notwendig für die Zukunft, und da muß man ſich ſchweigend fügen; ich kann nur in Geduld auf die kommenden beſſeren Jahre hoffen ... Ich wünſchte für ihn, er könnte ſeine Häuslichkeit einige Monate genießen, der er ſeit einem Jahr eigentlich ganz entfremdet iſt ...

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Wien, den 10. März 1869.

Der geſtrige Abend gehört zu den ſeltenen meines Lebens. Was iſt das für ein gottbegabter Menſch, der eine „Braut von Meſſina" ſchrieb! Seit Mannheim hatte ich das Stück nicht mehr geſehen und kaum wieder geleſen. So hat noch keine deutſche Tragödie auf mich gewirkt. Nicht, daß die Darſtellenden etwa geniale Darſteller geweſen wären, nein, die Aufführung war gut; aber dem Stück allein ſchreibe ich den Eindruck zu und allerdings dem künſtleriſchen Ensemble.

Warum wirkt „Wallenſtein“ nicht! Warum ſo mächtig die „Braut von Meſſina“?... Wie mächtig wirkt gleich die Szene der Mutter mit den beiden Söhnen, wie groß ihr Schmerz, wie beredt ihre Liebe, ſie vermag aber nichts und entfernt ſich gebeugt, wie ſie erſchien. Nun genügt ein Wort, ein Akzent der Stimme, und die Brüder fliegen ſich in die Arme, ſie mußten es untereinander auskämpfen wie zwei Männer. Und der Chor dazwiſchen! Dann knüpft es ſich immer feſter und feſter, — es iſt kein Entrinnen mehr: Der Traum muß in Erfüllung gehen; die Tochter iſt ſchuld am Untergang der Brüder. Lies das herrliche Stück wieder und denke an Deinen kindlichen Zuſchauer in der Burg. Es war herrlich!... Solche Stücke verdoppeln die Kräfte, wenn ſie auch im erſten Augenblick zu ſehr niederſchmettern. Prachtvoll klang wieder das Organ der Ziegler[149]). Die edle, ſchöne Geſtalt! Ich ſagte meiner Nachbarin [Helene Magnus[150])]: „Wenn die Genie hätte, es könnte ihr niemand widerſtehen!“ Das hat ſie aber nicht und wird es auch nie haben. Das Schöpferiſche, das Zwingende fehlt ihr, man kann ihr entgehen,... hinreißen, begeiſtern kann ſie nicht. Dem einen fehlt dies, dem andern das; wie ſelten vereinigen ſich alle Gaben, alle zwingenden Mächte in einem Menſchen. Das hatte Schiller, das hatte Beethoven und andere mehr. Das ſind Heroen! Wir Pygmäen müſſen uns an ihrem Genie erwärmen, an ihrer Macht uns ſtärken, erreichen können wir ſie nie. So wird einem alles klarer, warum Brahms z. B. kein Genie iſt uſw., ſo muß ſich alles im Künſtler klären, bevor die Nacht die Augen zudrückt. Oh die Meiſterſchaft! Wer die beſäße! — Dank Dir, großer Meiſter Schiller! Geh' und ſtähle auch mein Lieb daheim gegen alles Kleinliche des Lebens und grüß' ſie vom alten Sänger.

Und ſie antwortete ihm beglückt: „Es iſt ſchön, daß Du auch ſo ganz hingeriſſen von Genüſſen ſein kannſt, die nicht gerade muſikaliſcher Art ſind; wie wenige Männer laſſen ſolch ein Werk ſo ganz auf ſich wirken, wie wenige empfangen unmittelbar! Das empfinde ich immer als eine Deiner herrlichſten Seiten, daß Du, wie Du es ſelbſt nennſt, ſo kindlich in manchen Dingen biſt, ſo unbefangen; daß Du Dich ſelbſt ſo ganz vergeſſen kannſt, daß es Dir kein Bedürfnis iſt Kritik zu machen.”

Helene Magnus ſowohl als auch Roſa Girzick, die beide in Hamburg Stockhauſens Schülerinnen geweſen waren, traten mehrfach in den Konzerten mit auf[151]). Auf die Frage ſeiner Frau nach gedruckten Zeitungsberichten über die Konzerte in Öſterreich und Ungarn, auf ihre Bitte über Einzelheiten der Erfolge, kamen Antworten wie: „Haſt Du je gehört, daß Frau Nachtigall ihr eigenes Lob ſingt! Nur der Papagei tut das. Darum ſchreib' ich ſo wenig von meinen Erfolgen.“ Oder er ſchreibt: „Vierzehnhundert Gulden habe ich in Wien angelegt... Über

den Artikel habe ich nichts erfahren. Du weißt, wie ich es mit der Preſſe halte. Es geht mich nichts an. Andere ſollen es auch ſo machen. Brahms grüßt, er iſt fidel wie ein Spatz." Oder er klagt: „Wie langſam geht es mit dem Verdienſt. Ein Sänger iſt doch ein armes Tier. Hundertvierzig Gulden hat das erſte Konzert hier [in Peſt] jedem gebracht! Ich habe mich geſtern auf dem Spaziergang nach Ofen ſtark erkältet." Von dem kameradſchaftlichen Zuſammenleben mit Brahms iſt mancher Zug in jenen Briefen feſtgehalten. Der Humor ging ihnen nicht aus, auch nicht in jenen Tagen, in denen ſie ſo erkältet waren, daß ihre Firma nur noch „Stockheiſer u. Co." heißen konnte.

Julius an Clara Stockhauſen, Hamburg:

Peſt, den 17. März 1869.

...Mein Lied für Frau * * * iſt ſo gut ausgefallen, daß Brahms keinen Strich daran geändert hat, weder Pauſen noch Notenſchwänzchen was anhaben wollte. Zuerſt ſetzte er ſich natürlich ſo halb ſpöttiſch ſcherzend ans Klavier, ſpielte aber immer aufmerkſamer und ſehr genau. Wie es aus war, ſagte er: „Nein, wie ein Menſch ſo ein Lied machen kann, ohne es gelernt zu haben!" Das war ſo recht ſeine Art. Er fand es gut, wollte mich aber dadurch gleich zum Naturkompositor ſtempeln. Er war aber zufrieden, und das war mir genug; denn ich habe ja gelernt und gerade durch Kirchner ſehr viel, und dieſes Liedchen hat ſehr viel Fleiß gekoſtet. Brahms ſagte: „Wenn ich doch nur halb ſo ſchön ein Lied ſingen könnte, wie Du das komponiert haſt!" Er iſt nämlich ſtockheiſer. Er hat letzthin bei dem ſchlechten Wetter halbe Nächte durch geſchwiemelt mit jungen Männern und iſt oft ſo naß geworden, daß ich ihm ein Paar Bottinen und ein Paar Socken leihen mußte. Er trägt ſie immerzu und ſagt: „Ohne Deine Menſchenliebe hätte ich nicht bleiben können." Daß er etwas kaufen könnte, fällt ihm gar nicht ein, weil er in Wien viele hat. Das ganze Geſchlecht [der Ungarn] ſcheint von einer ſchönen Zigeunerbande abzuſtammen; die Männer namentlich ſind prächtig; die Frauen verblühen ſchnell, ſcheinen früh reif zu werden, und das ſchöne Geſchlecht iſt im ganzen ziemlich loſe. Brahms hat merkwürdige Geſchichten erlebt. Mich hat man in Ruhe gelaſſen; der Ehering an meinem Finger, das goldne Ringelein, iſt ein teuer' Schutzmittel. Begabt ſind alle Menſchen, intelligent, raſch, aber faul und unwiſſend. Sie ſind auf ihre Nation ſehr ſtolz, aber ſo beſchränkt, daß ſie ſich für etwas Bedeutendes halten. Und wie ſind ihre Städte verwaltet! Denke Dir, daß außer Peſt keine Stadt Pflaſter hat! — Heute früh habe ich meine Paſſion [für die Wiener Aufführung am 23. März] ſtudiert. Da dachte ich viel an Hamburg und an die ſchönen Zeiten der vielſeitigen Tätigkeit. Ja, es war ſchön aber anſtrengend, und doch hätte ich

es nie aufgeben ſollen, um Dich und die Kleinen nicht ſo allein zu laſſen. Ich möchte mich recht ausweinen, wenn ich an das Elend denke! ... aber da hilft immer wieder die ſchöne Hoffnung. Adieu! Behalte mich lieb und ſei ſtark und guten Mutes. Dein Betrübter.

Nach faſt dreimonatlicher Abweſenheit kehrte Stockhauſen Mitte Mai nach Hamburg zurück. Es gab wichtige Dinge dort zu beſprechen, denn außer, daß der Stuttgarter Plan noch nicht zum Abſchluß gekommen war, hatte ihm ſeine Frau am 3. Mai nach Wien ein Schreiben des Kultusminiſters von Mühler zugeſchickt, des Inhalts, „daß es mein Wunſch und beſtimmte Abſicht iſt, in der muſikaliſchen Abteilung der Königlichen Akademie der Künſte weſentliche Veränderungen und Erweiterungen vorzunehmen“[152]). Das beiliegende Exposé enthielt die Einzelheiten des großzügigen Planes. Stockhauſen wurde aufgefordert, die Leitung einer Schule für Vokalmuſik und die Bildung eines Geſangvereins bei der Königlichen Akademie, deren Konzertaufführungen unter die Leitung Joachims geſtellt wurden, zu übernehmen. Es wurden ihm 1000 Taler jährliches Gehalt für dieſe Stellung geboten. Von Wien aus äußerte ſich Stockhauſen ſeiner Frau gegenüber zunächſt ſehr ſkeptiſch: „Was ſoll ich antworten? ... Iſt es überhaupt ratſam, in einem rauhen Klima ſich für tauſend Taler zu binden? Ich finde das nicht klug. Wie viele Stunden wird man da per Woche geben müſſen und wie viele andere zu vier bis fünf Taler könnte man dafür geben! Man muß an den Herd denken und an die, die darum herumſitzen und kochen und eſſen wollen. Lachſt Du? *'s* iſt mir lieb, daß Du mit mir lachſt über Deine allerliebſte Proſa, die ſo viel Poeſie in ſich birgt, daß die Funken ſprühen, wenn man nur daran denkt, und läßt ſich eine Viardot engagieren, feſſeln und binden? Die Konzerte ſoll ein anderer dirigieren und ich einſtudieren. Das geht doch nicht! Lieb wäre es mir, in Berlin zu wohnen, ſchon Deiner Schweſter wegen, die ich ſehr lieb habe, aber die tauſend Taler! Wer weiß, was mir dafür zugemutet wird, wenn die Geſchichte zuſtande kommt und dann gut' Nacht! Dann ſitzen wir da gebunden und haben weder Kraft noch Zeit anderes nebenbei zu leiſten ...
Aber der Plan war doch zu ſchön, und die Aufgabe hatte zu viel Verlockendes, als daß man nicht mündliche Verhandlungen mit dem Miniſter aufnehmen, und perſönliche Bedingungen und Wünſche zum Ausdruck bringen wollte. Unmittelbar nach den Berliner Tagen, auf der Reiſe nach Karlsbad berichtete Stockhauſen ſeinem Schwager Adolf Meyer das Ergebnis jener Unterhandlungen:

Julius Stockhausen an seinen Schwager Adolf Meyer, Hamburg:

Leipzig, den 16. Juni 1869.

Gestern haben wir Berlin verlassen ... Wir haben nun auf Versprechen und Fürsprechen des Ministerpaares eine Wohnung genommen. Wir werden mit Joachim in einem und demselben Hause, auf derselben Etage wohnen. Wir ziehen also nach Berlin. Clara ist sehr glücklich darüber. Meine Gefühle sind geteilt. Daß ich Hamburg verlassen mußte, früh oder spät, sah ich wohl ein; denn die feuchte Luft ist meiner Konstitution nicht gut. Ich hätte aber gewünscht, Berlin mit der nötigen Gewißheit und Sicherheit angestellt zu werden, verlassen [zu können]. Ich war aber zehn Tage dort und habe nur schöne Worte, lobende Anerkennung von Herrn und Frau von Mühler genossen. Noch am letzten Sonntag, als ich mit Clara meinen Abschiedsbesuch machte und ihm erzählte, ich scheute mich noch, eine Wohnung zu mieten, weil ich von ihm keine Gewißheit hätte, lachten sie beide über meine Zweifel, schickten aber keine Zeile zur Beruhigung. Das hatte ich vom Minister erwartet; Professor Eggers[153]) aber, Herr Rudorff u.a.m. meinten, das sei durchaus nicht nötig, und so mieteten wir denn vorgestern, am 14. Juni, definitiv zum ersten Oktober die hübsche und hübsch gelegene Wohnung in der Eichenallee 8, hinter Kroll, nahe bei den Zelten.
Wir verlassen also die liebe Wohnung in der Gurlittstraße und nehmen davon nur liebe Erinnerungen mit. Wir bekommen eine Wohnung auf drei Jahre, einen Kontrakt, einen Mietsherrn, was wir beide nicht kannten. Hattest Du doch, lieber Freund, das Häuschen gekauft ... Wir scheiden mit der Gewißheit, nie wieder mit derselben Nachsicht und Liebe behandelt zu werden. Gut, daß es schriftlich geschieht, aussprechen hätte ich es nicht können. Dank, vieltausendmal Dank für Deine Liebe zu meiner Clara, für Deine Fürsorge um unsere ruhige Existenz, solange wir in Hamburg lebten. Besser wird es nie werden ... Gestärkt und gestählt soll ich am ersten Oktober meine Gesang- und Chorgesangschule in Berlin eröffnen. Daß ich ganz dabei bin, weißt Du aus Erfahrung. Meine Tätigkeit soll eine auf dem Gebiete der Vokalmusik allumfassende werden ... Auch die dreitausend Taler sind bewilligt, was ich nie geglaubt hätte, aber sie sind auch noch im Werden. Schwarz auf Weiß habe ich es nicht. Joachim, der schon länger in direkter Unterhandlung mit dem Minister steht, hat seinen Kontrakt schon ... Außer der technischen Gesangsklasse, der Klasse für Vortrag, Deklamation und Darstellung habe ich noch die Chorübungen, Singakademie, zu leiten ... Wir freuen uns beide auf die vielseitige Tätigkeit ...

Julius an Clara Stockhausen, Hamburg.

Karlsbad, den 21. Juli 1869.

Es wird immer zweifelhafter, ob wir nach Berlin übersiedeln, mein liebstes Schätzchen. Gewiß, es wäre mir eine große Freude, in Deiner Familie zu leben, in Deiner Vaterstadt zu wirken, vielleicht auch neue Triumphe mit einem schönen Chor zu feiern! aber wenn ich den letzten Brief von Frau von Mühler lese, steigen mir meine Zweifel auf und ich muß sagen, daß diese Phrasen wie ministerielle Ausflüchte klingen. Und warum keine Antwort vom Minister selbst? Es ist unbegreiflich. Wenn ich dann bedenke, daß ich in Berlin meine ganze Freiheit aufgebe, einen nagelneuen Chor schaffen muß, keine geschulte Kapelle finde, ... keinen Konzertsaal habe, keine Orgel, kaum ein anständiges Lokal für meine Gesangsklassen, ... wenn ich dann an die persönliche Gewogenheit des Fürsten in Stuttgart, der liebenswürdigen Königin, des liberalen Ministers von Golther denke, an das schöne Orchester, an den Theaterchor und die Akademie, die mir zufallen würden, an den ehrenvollen Antrag, nach Stuttgart zu übersiedeln und die 2000 fl. für wenig und schöne Arbeit zu bekommen, so bin ich sehr versucht, gleich in Berlin abzusagen ... Heute war ich beim freundlichen, gescheiten Czermak. Wir hatten schönen Sonnenschein und konnten prächtig laryngoskopieren. Er erzählte sehr viel von seiner Karriere in Pest, Prag, Wien, Jena, Leipzig. Wir sind täglich zusammen und unterhalten uns prächtig ...

Da Stockhausen seit jenen Gesprächen in Berlin noch immer keinerlei schriftliche Gewißheit über die Gewährung seiner Bedingungen und über die Einzelheiten seines Anstellungsverhältnisses erlangt hatte, bat er in einem Schreiben an den Minister vom 22. Juli nachdrücklich darum und fügte die Bitte an, „meinen Namen in den öffentlichen Blättern nicht anzuzeigen, bevor ich das ministerielle Schreiben gelesen und beantwortet habe."

Aus Bad Rehme, wohin Stockhausen nach den Karlsbader Wochen gekommen war, um mit Frau und Kindern dort die Kur zu gebrauchen, schrieb Clara Stockhausen an ihren Schwager Adolf am 10. August 1869:

„Unsere Schicksalswage kann noch nicht zur Ruhe kommen. Alle Pläne, die Dir Julius so fest und bestimmt vor zwei Monaten mitteilte, sind gescheitert; wir sind von neuem heimatlos. Als wir am 17. Juni mittags vom Minister von Mühler schieden, sagte er: „Sie müssen sich nicht wundern, wenn der Kontrakt einige Wochen auf sich warten läßt; es geht gewisser Förmlichkeiten halber nicht schneller." Es vergingen aber vier, fünf Wochen, es kam nichts Offizielles, in keinem Blatte erschien eine Annonce für die neu zu gründende Schule. Auf eine Anfrage beim Minister, ob die Eröffnung zum 1. Oktober stattfinde, antwortete

ſie, „nur ganz außer der Berechnung liegende Vorfälle könnten die Sache aufſchieben oder verhindern, und vor dem Auguſt noch fände die Veröffentlichung ſtatt.“ In einem zweiten Brief erbat ſich Julius direkt ſeine offizielle Ernennung, ehe ſein Name in den Blättern genannt würde, und daraufhin bekam er ein Schreiben vom 24. Juli datiert, in welchem folgender Paſſus die Hauptſache war: „Euer Wohlgeboren erhalten vom erſten Oktober an ſiebenhundertfünfzig Taler vierteljährlich pränumerandum, welches ich hoffe, bald in Form feſten Gehaltes tun zu können.“ Kein Wort, ob das Geld für ſeine Klaſſe bewilligt, ob er in Berlin ſingen dürfe, was er direkt verlangt hatte, — kurz ein ſo unvollſtändiges Schreiben, welches den Miniſter zu gar nichts verpflichtete. Julius hatte Joachims Kontrakt geleſen, in welchem alle ſeine Forderungen auf einfache, klare Weiſe bewilligt worden waren; Julius konnte doch ein gleiches beanſpruchen. Das ſprach er auch nochmals in einem Briefe an den Miniſter aus, erinnerte ihn an alle beſprochenen und mündlich ſo bereitwillig zugeſagten Punkte und verlangte noch einmal unumſchränkte Freiheit, in Berlin zu konzertieren. Die Erlaubnis, auswärts zu ſingen, lehnte er ab, da er das mit ſeiner Berliner Tätigkeit nicht vereinigen könne. Die miniſterielle Antwort brachte zum erſten Male die klar ausgeſprochene Bewilligung des Gehaltes; was die Veranſtaltung eigener Konzerte anlangte, ſo könne man ihm die Erlaubnis dazu nicht geben, man würde aber „in der Erteilung zur Genehmigung zur Beteiligung nicht zu enge ſein.“ Alle anderen Fragen blieben unbeantwortet, es wurde auch kein Grund angeführt, weshalb man ihm die Veranſtaltung von Konzerten verweigerte, und man hatte doch Joachim die Erlaubnis zu Kammermuſikſoireen ſchriftlich gegeben. Julius trat unter ſolchen beengenden Verhältniſſen zurück, man nahm ſeinen Rücktritt an. — Julius, der aus den mündlichen Unterredungen mit beiden Exzellenzen ſtets die Anſicht entnommen, als fehle es vorläufig noch am Gelde, iſt durch die ganze Auflöſung weniger berührt wie ich; er war eigentlich auf einen ſolchen Ausgang gefaßt . . .

Was hilft's? — Tatſache iſt und bleibt, daß die Leute zum wenigſten ſehr wenig aufrichtig gehandelt haben; durch die lange Verzögerung bis kurz vor der Veröffentlichung hofften ſie, Julius wahrſcheinlich moraliſch zu zwingen, bei der Sache zu bleiben. Unter ſolchen Bedingungen konnte ſich Julius aber nicht binden. Gleichzeitig mit Berlin hatte ſich Stuttgart um Julius beworben; ſein Freund Lübke aber ließ ſich nicht abſchrecken, er wollte warten, wie das Ende wäre, ehe er die Hoffnung, Julius dort zu haben, ganz aufgäbe. Er verſicherte Julius, daß die Verhandlungen mit Berlin keinen nachteiligen Einfluß auf den König von Württemberg geübt, Julius ſolle an den Miniſter von Golther ſchreiben, ſobald die Berliner Sache einen mißlichen Ausgang genommen. Das hat Julius nun auch getan, und wir erwarten von der Antwort die Entſcheidung für unſere Zukunft. Realiſieren ſich die Stuttgarter Pläne, ſo ſiedeln wir nach

Stuttgart über, im entgegengesetzten Falle würden wir die Berliner Wohnung beziehen ...

In einem ernsten Brief voll tiefer Enttäuschungen von Stockhausen an Joseph Joachim vom 4. August 1869 kommt der triftige Grund, warum Stockhausen nicht länger mit dem Minister von Mühler in Verhandlung bleiben konnte, am deutlichsten zum Ausdruck; es heißt darin: „Was konnte es unserem Institut für Schaden antun, wenn ich sechs bis acht Abendunterhaltungen im Winter gegeben hätte? Es gibt in Berlin mittelmäßige Konzerte genug! Sollen wir Professoren nicht versuchen, dem Publikum Besseres zu bieten? Ist das Feld der Kammermusik für Gesang nicht unermeßlich? In den großen Konzerten der Akademie hat man anderes vorzuführen als Kantaten, Kammerduette, Trios, Quartette, Balladen und Lieder, Madrigale, Instrumentaltrios, Sonaten, Klavier-Quartette und -Quintette und was sonst noch in Berlin nie oder selten zu Gehör kommt.
Sage mir, ob ein Sänger, der seine Karriere als solcher aufgibt und Lehrer werden soll, auf unbestimmte Versprechungen hin fürs Leben sich binden darf, ohne einmal für seine Familie durch Konzerte in der Stadt seiner Wirksamkeit etwas zurücklegen zu dürfen?
Sage mir auch, ob Du Dir eine Sicherheit nach der anderen schriftlich erbetteln würdest? Ich tu's nicht und will lieber anderswohin mich wenden, wo man allerdings nur zweitausend fl. festen Gehalts ausgestellt, aber fest, sicher, lebenslänglich und mit der unumschränkten Freiheit, nach Kräften zu wirken. Ich finde in Stuttgart keinen Joseph Joachim, das ist leider nur zu wahr, aber einen Minister, der mir plein pouvoir in der Ausübung meiner Kunst gibt. Das ist für meine neue Karriere durchaus notwendig ... Nach Stuttgart geht heute meine Zusage an den Minister; die Unbestimmtheit ist nicht länger zu ertragen."

Im Oktober 1869 wurde ihm das Dekret als Kammersänger Karls I. von Württemberg zugestellt. Als solcher bezog er vom König ein Fixum; außerdem übertrug ihm das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens die Inspektion über den Gesangsunterricht an den öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsanstalten des Landes; ein Amt, mit dem sich alles und nichts ausrichten ließ[154]). Alles, wenn der Kultusminister von Golther, mit dem er zusammen zu arbeiten hatte, beim König etwas durchzusetzen verstand; nichts, wenn man die mannigfachen großzügigen Pläne, die Stockhausen für die Heranbildung von Sängern für Konzert- und Theaterwesen hegte, nicht durch praktische Einrichtungen stützte; z. B. Schaffung entsprechender Klassen im Konservatorium, Anschaffung einer Musikbibliothek usw.; denn wie er an seine Frau schrieb: „Was die musikalischen Zustände hierzulande betrifft, so ist mit einem Wort alles zu schaffen. Es liegt sehr im argen, erstens keine Noten auf der Bibliothek und ... keine Initiative von

oben.“ Der Hof hatte ihn für Oktober nach Friedrichshafen „befohlen“ („der infame Ausdruck!“), um während der Anwesenheit der Majestäten allabendlich mit dem ebenfalls dorthin gebetenen Pianisten Pruckner nach dem Souper zu musizieren. Die Künstler wohnten im Gasthof. Stockhausens Hoffnung war es, im persönlichen Verkehr mit den Herrschaften Verständnis für die vor ihm liegenden Aufgaben und Ziele zu erwecken, und aus diesem Grund schluckte er auch einige Nebenerfahrungen, die dem „Kammersänger“ neu waren. Wie um sich selber über seine zukünftige Stellung zu beruhigen, schreibt er seiner Frau: „Will ich mich ganz losmachen ... die Hoffesseln abschütteln, hab ich's in der Hand ... Sie sollen sich auch ordentlich benehmen und wenigstens eine Tasse Tee oder Kaffee geben, wenn man eine Stunde lang musiziert ...“; aber im gleichen Brief schreibt er von dem ihm ausgesetzten Ruhegehalt im Falle seiner Pensionierung: „Ich will es ihnen schon so gut machen, daß sie nicht wünschen, mich gehen zu lassen“, denn: „Ich fühle, wie sehr ich wirken könnte, wenn ich immer in einer Stadt wäre.“ Und als dann der Umzug am 1. November vollendet und die schöne Wohnung in einem Hause in Cannstatt bezogen, die Kinder beseligt über den großen Garten, von Äpfel- und Birnbäumen Besitz ergreifen, Freunde des Sonntags hinauspilgern und der norddeutschen Hausfrau in jeder Weise das ihr fremde süddeutsche Leben zu erleichtern suchen, da zieht es ihren Troubadour doch wieder hinaus, und keiner von beiden ahnt, daß er während der kommenden Jahre 1870, 1871 und 1872 im ganzen nur dreizehn Monate in Cannstatt sein wird. Am Anfang seiner Tätigkeit bei Hof schreibt er: „Es geht alles langsam, und man muß sich gedulden. Wäre der König halb so geweckt wie die Königin, so ginge es schon besser, und da muß eben Lübke bohren helfen. Er ist bequem und lebt so recht ruhig behaglich nach der Uhr. Gestört will er nicht sein ... Also langsam und sicher! Das ist besser als rasch und unbestimmt ...“ oder: „Die Königin scheint Sinn für Gesang zu haben und da ihr der meine gut gefällt, erreiche ich vielleicht bald, was ich wünsche.“

Da er es aber nicht bald erreichte, daß man ihm tatkräftig half, und da man ihn vom Hof aus reichlich mit Urlaub ausstattete, so jagte er dem Fantom nach, möglichst bald durch Erwerbung eines Kapitals genug zu erübrigen, um dann wirklich in den Genuß ungestörten Daheimbleibens gelangen zu können. England schien ihm der Boden, um möglichst schnell zu diesem Ziele zu gelangen und ein glänzendes Engagement für eine Tournee mit Mapleson bildete den erwünschten Beginn monatelangen Lebens auf englischem Boden. Sein subtiles Organ, seine feinnervige Konstitution, sein Leiden unter der Trennung von seinem Zuhause und seinen Kindern — er hat sie nicht genug in Rechnung gestellt. Der Preis war den Einsatz nicht wert; denn der Einsatz war sehr hoch, ja für seine Frau war dieses Entbehrenmüssen fast über ihre Kraft. Zurückhaltend klingt noch der erste Ausbruch vorahnenden Schmerzes bei der bloßen Erwähnung er-

neuter Trennungszeiten: „Wann wird der Tag erſcheinen, wo Dich Deine Tätigkeit an Deine Heimat feſſelt! Der Wunſch, Dich an einem Ort gebannt zu ſehen, iſt zum mindeſten — — verzeihlich!“

Julius Stockhauſen an ſeine Mutter:

Cannſtatt, den 4. Dezember 1869.

... Wir wohnen hübſch ... haben herrliche Landluft und ſind trotz der Entfernung mit der Eiſenbahn in fünfzehn Minuten in Stuttgart. Wenn ich Stunden und einige Konzerte im Winter hätte, reiſte ich überhaupt nur noch zur Inſpektion der Schulen und Seminare. Es wäre ein ideales Leben für einen Künſtler ..., aber rechnen wir nicht damit. Weder die Direktion des Konſervatoriums in Stuttgart noch die Intendanz des Theaters haben Verſtand genug, um zu begreifen, daß ein wirklicher Geſangsmeiſter die Schüler ſchneller zu bilden verſteht, als etliche Schlafmützen, die ſich damit begnügen, Geſangsmethoden zu ſchreiben, während ſie ihre Pfeife rauchen. König und Königin ſind völlig zufrieden mit ein paar Liederchen ... Wenn aus meiner Reiſe nach England etwas wird, werde ich ſechs Wochen fortbleiben, per Woche erhalte ich tauſend Francs. Das iſt wenig genug für England, aber man muß wenigſtens anfangen, bekannt zu werden ...

Julius an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

Belfast, den 26. Januar 1870.

Das ſind liebe Briefe. Von allem ein gutes, geſcheites Wort. Du ſchreibſt lieb und verſtändig, zärtlich wie ein Weib, feſt wie ein Mann. Ja, ja, ich will gerne Dein beſter Freund ſein und wie ſollte es anders ſein. Du haſt Dich in mein Herz hineingeniſtet. Ich will Dich warm drin halten, ob fern ob nah'. Schreibe mir immer von den Kindlein ... Wie hübſch, daß die beiden den Profeſſor Lübke als Papa behandeln. Er ſoll ſie mir nicht verhätſcheln, ſonſt fällt ihnen meine väterliche Strenge ſpäter auf ... Iſt das ein Leben! Nein! Ich habe es mir doch lange nicht ſo ſchrecklich gedacht mit ungebildeten, unmuſikaliſchen Menſchen zu reiſen. Nie iſt mir die Zeit ſo lange vorgekommen! Es ſind doch erſt elf Tage, daß wir Konzerte geben und mir ſcheint es ein langes Jahr. Ich übertreibe nicht. Es iſt die größte Strafe, die mir je auferlegt worden. Man hat keinen Begriff von ſolchem Muſizieren! Und die Geſpräche! ... Morgen ſind wir wieder in Dublin ... Dann geht's nach Cheſter wieder über den Kanal. Das Wetter iſt ſchön und froſtig hier oben. Die Luft hell wie die Stimme Deines ſtets klingenden Julius.

Julius an Clara Stockhausen, Cannstatt:

Dublin, den 28. Januar 1870.

Schon wieder ein Brief! Das ist herrlich! So kann ich's aushalten, denn ohne Deine Korrespondenz kneife ich sicher noch aus. Nur Du kannst mir Mut machen, wenn Du so herzlich von unserem Leben und von der Zukunft sprichst. Mir scheinen die 250 £ wie garnichts für das, was ich leiste. Ich versichere Dich, es ist sehr schwer, wenn man ein musikalisches Gewissen hat, so zu reisen und zu musizieren. Meine Umgebung schadet meinem Repertoire zu sehr. Schöne Musik mitten in dem wilden, sinnlichen Operngeschrei, das tut nicht gut ... Mapleson und die Tietjens[155]) ruinieren den musikalischen Geschmack in Grund und Boden. Ihm kann ich es nicht so übel nehmen. Er ist ein guter Kerl, versteht aber garnichts von Musik und will nur Geld machen. Die Tietjens ist just die, die ihm das verschaffen kann. Sie hat eine mächtige Stimme, singt auf eine herausfordernde Weise jede Art von Musik, ob klassisch oder nicht. Das war für ihn ein Fund und für sie ein Glück; denn Mapleson hat sie durch die Konzerte in den Provinzen, wo er die Journale in der Hand hat, zu einer Diva gemacht. Es wird Zeit brauchen, bis man in England solche Tietjens-Konzerte unmöglich macht. Das sollten sie einmal in Deutschland versuchen! Du siehst, ich habe alles gegen mich! ... Ich habe nur mein Gewissen, weiter keinen Freund; denn im Grunde zucken sie alle die Achseln über Klassizität, und ich habe die junge Schar schon zweimal durch ein paar derbe Worte zum Schweigen bringen müssen. Mit solchen Leuten wäre auf die Dauer nicht auszukommen ...

Julius an Clara Stockhausen, Cannstatt:

Taunton (Somersetshire), [den 3. Februar 1870].

Mit der Kompagnie geht es so so, la la. Die jungen Gelbschnäbel werden zuweilen übermütig, so daß man sie in allem Ernst zurechtweisen muß ... Wer kein „encore" hat, ist durchgefallen in ihren Augen. Ein Nachspiel [der Klavierbegleitung] ist gar nicht erlaubt „because it kills the effect", wie Mapleson sagt. Letzthin erklärte er mir, wie das Nachspiel in Schumanns „Widmung" alles verdirbt: „After that „Dein bess'res Ich" sagte er, „there must be no symphony (Nachspiel), only shrum, shrum, then the house will come down!" Ich lachte herzlich, und er auch; denn er weiß, wie vergeblich solche Vorstellungen sind. Da trat aber die Tietjens dazu und sagte: „Sehen Sie, Stockhausen, wenn Sie nur durch eine kleine Gebärde dem Publikum zeigen, daß das Lied zu Ende ist, geht es schon besser." Dabei streckte sie sich, ließ die Musik heftig fallen und machte ein teuflisch dummes Gesicht dazu, etwa wie ein Tänzer nach der Pirouette. Es war eine kostbare Szene ...

Julius an Clara Stockhausen, Cannstatt:

Bristol, den 7. Februar 1870.

... Ich will lieber umsonst in Paris am Karfreitagabend singen, als für achthundert Francs in Zürich zwei Konzerte abmachen. In Paris im Conservatoire singen, macht mehr für den Namen als zwölf Konzerte in Zürich ... Bei [Gustav] Garcia war das Essen höchst amüsant. Erstens die Frau, eine Spanierin von englischer Mutter mit Lebendigkeit und Poesie, Schönheit und Grazie, dann das kleine Mägdlein, neunzehn Monate alt, ein wahrer Murillokopf, wie der in Dresden auf dem Schoße der himmlischen Mama. Drittens Gustav Garcia selbst, der in Ermangelung einer italienischen Köchin die Makkaroni selbst kochte, und exquisit! Das war eine rechte Künstlerwirtschaft. Auch eine Schülerin haben sie im Hause, die hilft, weil Garcias seit sechs Monaten elf Mädchen gehabt haben und keine behalten können. Das war eine Unruhe! Jeder lief für sein dish in die Küche, dann mußte das Kind zu Bett gebracht werden, dann Kaffee gekocht werden etc. etc. ...

Clara an Margarethe Stockhausen, Kolmar:

Cannstatt, den 14. Mai 1870.

... Ich hätte Ihnen schon längst sagen wollen, wie sehr ich bedauert habe, daß Sie Julius in Basel [in der Matthäuspassion am 29. April] nicht gehört. Sein Gesang, seine Auffassung hat mir einen tieferen Eindruck denn je gemacht und hinterlassen; es vergeht kein Tag, an welchem ich nicht noch daran zurückdenke. Die Trennung ist mir auch entsetzlich schwer; das, was seine schöne Seele so tief, so wahr empfindet, wird mir so selten zuteil; monatelang muß ich mich mit der bloßen Erinnerung an die genossenen herrlichen Stunden begnügen. Das Haus ist tot ohne ihn, er entbehrt Häuslichkeit, Kinder und alles, um die leidige Notdurft des täglichen Lebens. So schwer mir diese Entbehrungen einerseits fallen, so bin ich doch herzlich dankbar, daß mir überhaupt das Glück geworden, einen solchen Mann zu besitzen; womit habe ich es verdient? —"

Clara an Julius Stockhausen, Paris:

Cannstatt, den 8. Mai 1870.

An so schönen, sonnigen Tagen wie der heut verflossene empfinde ich die Trennung von Dir doppelt schwer, und als sich der Abend nahte, wo ich mit Emanuel und Gretchen im Garten spazierte und spielte, da ergriff mich so unendliche

Wehmut, daß ich mich ausweinen mußte. Die wenigen, kurzen Wochen, die wir gemeinſam verlebt, haben mich wieder ſo verwöhnt, mir wieder ſo ganz das Glück gezeigt, was mir in Deinem Beſitz, in dem Leben mit Dir, verliehen, daß ich mich noch gar nicht in die Einſamkeit, in die Stille des Hauſes gewöhnen kann. Dein Geſang hat mich wunderbarer denn je ergriffen, und wenn ich Dir letzthin in der Kirche ſagte: „Du hätteſt gen Himmel fahren können, es wäre mir natürlich erſchienen", ſo war das der Eindruck, den ich empfangen. Du geliebter, treuer Mann! Laß Dich durch meine Tränen nicht traurig machen, ich muß mich nur von der Beklemmung frei ſchreiben; es iſt ſo ſchwer, alles in ſich zu verſchließen; es geht Dir gewiß manchmal auch ſo. Du entbehrſt noch dazu die Kinder, die in ihrer Heiterkeit, in ihrer Bewußtloſigkeit all ſolcher Schmerzen rührend ſind. Für ſie iſt's notwendig und gut, daß ich mit ihnen bin, ſie brauchen natürliche Liebe. Dein Beiſpiel von Geduld und Nachſicht, was Du mir in den vierzehn Tagen gegeben, ſoll mich auch begleiten; es iſt gewiß richtig, und auch der angenehmere Weg als Strenge ... Jetzt liegen ſie nebenan und ſchlafen ſo ſüß ... Lübkes waren heute zu Tiſch hier; er ſchlägt Dir vor, eine ſchriftliche Eingabe an den König [von Württemberg] zu machen, in welcher Du auseinanderſetzt, daß Deine Erwartungen von einer Neugeſtaltung der muſikaliſchen Verhältniſſe ſich nicht erfüllt, daß ſich für Dich keine Stellung gefunden, die Dir einen genügenden Erſatz für Deine Reiſen wie Du es gehofft, geboten. Daraus ergäbe ſich die Notwendigkeit, um Urlaub zu bitten, der Dir für England wichtig wäre ... An Golthers Stelle iſt ein Herr von Geßler getreten ... Da iſt wohl wenig Ausſicht für eine muſikaliſche Reorganiſation ...

Julius an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

Paris, [den 8. Mai 1870].

... Die große Oper habe ich zweimal beſucht. „Fauſt" von Gounod und „Robert der Teufel" von Meyerbeer habe ich gehört und geſehen; denn das macht nicht wenig aus. Das Ensemble iſt prachtvoll und die Nebenrollen beſſer im Vergleich als die erſten beſetzt. Ein Beweis, daß eine Schule dem Ganzen unentbehrlich iſt. Hervorragende Talente finden ſich ſelten; aber im großen Ganzen kann unter einheitlicher Leitung eines Künſtlers (und Perrin iſt ein Künſtler) das Ensemble immer gerettet werden. Faures Stimme iſt wieder ſehr ſchön, und er ſang die Rolle des Mephiſto ſtimmlich ganz prächtig, aber die Auffaſſung! Du hätteſt geweint über dieſen gutmütigen Teufel ...
Geſtern hörte ich in der Opéra Comique „Les Noces de Jeannette" und „Fra Diavolo". Es war geſteckt voll. Da iſt der Pariſer zu Hauſe; das iſt eine nationale Oper. Die verſteht er und protegiert die alten Stücke und wird ſie

ſo lange behalten, bis die exécution ſchlecht wird. Der Tenor Capoul, der mir ſchrecklich ähnlich ſieht, und die Zerline, eine Debutantin, waren beide allerliebſt. Das erſte Stück hörte ich mitten im Orcheſter drin. Ein Mitglied hatte mich hineingenommen. Sie waren alle erfreut, mich wiederzuſehen und ſo jung. „Donnez-moi donc votre recette", ſagte einer. „Il faut se marier", ſagte ich ... Alle hier wollen mich wieder hören und jeder fragt, ob ich nicht bald wieder zur Oper gehe. Trotz aller Zelebritäten, die hier Furore machen, behaupten ſie, ich ſei in ihrem Sinne der Erſte geblieben. Das freut mich doppelt, weil die „leichtſinniger Franzos ſonſt bald vergeß der fremd Sänger" ... Von R. Wagner ſind drei hübſche Geſänge herausgekommen ... Wäreſt Du da und könnteſt alles mit mir erleben! ...

Julius an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

Paris, [den 10. Mai 1870].

... Après avoir diné chez Mandl avec Alexandre Dumas fils, j'ai été chez Saint-Saëns pour chercher quelques „Lieder" de Schubert. Je savais y trouver Rubinstein, mais je ne m'attendais guère à voir toute une société. Saint-Saëns accéda à mes voeux et me remit deux cahiers de l'édition Litolf à la condition cependant que je chanterais quelque chose avant de m'en aller. Il n'y avait pas moyen de refuser, je dûs même chanter à prima vista une nouvelle composition de Saint-Saëns, et il fallait la répéter. C'est un joli morceau, un menuet gracieux et élégant; de la musique comme il en sait faire quand il n'écrit pas trop vite. Rubinstein qui avait demandé „Nachtſtück" et „Geheimes", joua une des dernières sonates de Beethoven, vraiment un grand maître. Il ne frappa pas toujours juste, mais avec expression. C'est l'inverse de Tausig. Il s'en alla avec moi et me chargea de ses meilleurs compliments pour ma femme ... Chez Mandl on m'attendait depuis longtemps. Il était onze heures quand j'arrivai. La société s'était beaucoup augmentée, une jolie actrice déclamait en attendant l'arrivée du chanteur. Je n'avais personne pour m'accompagner et je dûs prendre des choses faciles. Allemand et français ont eu le même succès ...

Julius an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

[Paris, den 11. Mai 1870].

Erfreulich iſt's zu hören, wie die Leutchen hier ſingen; ihre Stimme iſt wirklich eine Klaviatur, auf der ſich hübſch anſchlagen läßt. Sie haben aber auch e i n e Sprache und e i n e Schule, und jede will's nicht beſſer wiſſen als die Meiſter und

Lehrer. Oh, wie ſind wir zurück in techniſcher Beziehung in Deutſchland. Es fehlt uns eben eine Sprache und eine Schule; unſere Sänger wollen ſingen, bevor ſie ordentlich leſen können.

Zwanzig Jahre ſpäter ſchrieb Stockhauſen einmal an ſeinen Bruder Franz über das gleiche Thema: „L'école néglige la partie élémentaire, et une fois, que les allemands sont grands garçons, ils n'inquiètent fort peu de ce qu'on leur dit. En un mot, c'est le pays des choristes et non pas celui des solistes. Je suis donc doublement heureux de trouver de temps à autre un individu, qui veuille m'écouter et fixer, ce que j'avais photographié à la leçon" (17. November 1890). Oder aus der gleichen Zeit: „Ils n'ont pas dans ce pays d'Allemagne aucune idée de ce que c'est que de travailler une voix; le piano oui, le violon etc., mais pas la voix" (22. Dezember 1890).
Aber wenn es ſich darum handelt, einer muſikaliſchen Freundin die Gründe auseinanderzuſetzen, warum er ſelber in dies deutſche Land gehen mußte, von dem er, was die techniſche Seite der Geſangskunſt betrifft, wenig Günſtiges zu ſagen hat, ſo beſchreibt er ſie folgendermaßen: „Pensez-vous, Madame, qu'on apprenne à bien chanter la poésie et la musique allemande sans un brin de folie romantique? Non! la musique italienne, comme musique, hors de la scène, ne porte pas à la contemplation et à l'extase; la musique française rarement; la langue n'est pas poétique, il lui manque l'âme, la forme seule est agréable. La langue allemande au contraire, moins belle dans la forme est nieure, dure à l'oreille, a des accents uniques, des mots pour les pensées les plus intimes, joignez à cela son beau rythme, sa richesse et une musique aussi poétique que les poètes mêmes, il y a de quoi se mettre à genoux; de là pour moi moins de succès en France qu'en Allemagne, de là ma prédilection pour ce pays quand il s'agit de donner des concerts ou d'y séjourner et en général de musiquer."

Julius an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

London, den 8. Juni 1870.

... Heute vor ſechs Jahren war Polterabend ... Wie ſchön war alles eingerichtet und wie freuten ſich alle Freunde, daß der Sänger eine ſo liebe Braut gefunden ... Wie anders iſt's heute, Geliebte. Getrennt, die See zwiſchen uns, Du mit den zwei Kindern, ich mit meinen Liedern! ... Grundton, Quinte, Terz major und minor. Nun erwarten wir den verdoppelten Grundton, das heißt ein Abbild des Vaters. Mir iſt's lieber, wenn der Kleine der Mama gleicht; vom Vater haben wir ſchon einen Abdruck am Buben; zwei Mädchen und ein Junge wäre ſehr hübſch. Doch — wie Du willſt, Frau, nicht wie ich will. Der Brief kommt am

zehnten Juni [Hochzeitstag] in Deine Hand. Was er für Wünſche enthält, was der Schreiber alles hineinwinden möchte, das weißt Du! Bleiben wir immer ſo einig, ſo innig verbunden wie am erſten Tag, Schöneres gibt es nicht! . . .
Als echter Franzoſe macht Delaborde Deutſchland herunter, namentlich Berlin und Leipzig, und ſprach ſo unangenehm, daß ich ſchließlich abbrach: „J'ai passé six ans dans le Nord le l'Allemagne," ſagte ich, „mais jamais entendu parler d'une manière défavorable de la France, et depuis que je vous connais, j'ai tous les jours entendu dire du mal de ma patrie." Das traf und er ſchwieg, rather ashamed . . . Ich lächelte mehr über ſeine Dreiſtigkeit, aber er wurde immer heftiger und nannte auch Goethe „un malfaiteur de l'humanité". Gegen ſolche Exzentrizität kann man nichts einwenden. Man ſchweigt . . .

Julius an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

London, den 12. Juni 1870.

. . . Hallé bat mich, bei ihm zu ſingen. „Jeder Tag iſt mir recht, nur Sonnabend nicht: ich laſſe nicht gerne in den Sonntag hineinſingen!" ſagte er. Ich, maliziös, „Alſo Sonntag auch nicht" — „Erſt recht nicht!" ſagte er, ſich ganz vergeſſend. „Aber da ſingt man ja in den Montag hinein!" — „Man fängt aber ſchon am Sonntag an!!!" Er verſteht's, mit Engländern zu leben! Und ſo ſpielt er ihnen auch vor. Es iſt das korrekteſte, verſtändigſte, kälteſte Spiel, das ich je gehört, aber ſo gewiſſenhaft, daß man es doch gerne hört. Und das mögen die Engländer. Ausdruck verſtehen ſie nicht. Sie begreifen nicht, daß man außer ſich gerät und ſagen: „What a pity! He is an enthusiast!" Wo bleibt aber die Kunſt ohne Begeiſterung und Enthuſiasmus, ſie ſind ja Träger der Fantaſie. Hallé ſpielt tout l'inverse de Rubinstein und gewiß, Anton iſt in vielen Stücken weit hinreißender; er iſt aber ſo ungenau, ſo inkorrekt, daß ich vieles von ihm nicht hören möchte. Da muß ich immer an Joachim denken, der beides vereinigt: Technik und ſchönes, richtiges Maß in der Ausführung. Wäre er nur im Leben ein Mann, er ſtünde einzig da!

Stockhauſen mußte in ſeiner Eigenſchaft als Kammerſänger des Königs von Württemberg ſeine engliſchen Konzerte für einige Tage unterbrechen, und, wenn auch ſehr widerſtrebend, nach Stuttgart reiſen, um in einer Soiree zu Ehren des Zaren [Alexander II.], zu der er befohlen worden war, zu ſingen. Nach London zurückgekommen, erfüllt von den heimiſchen Eindrücken, ſchreibt er ſeiner Frau am 25. Juni 1870:
„. . . Chappell ſcheint auf wöchentlich 100 £ [während einer Tournee] einzugehen. Er fragt, ob ich auch in den Provinzen ab und zu ſingen würde; ich habe

natürlich zugeſagt. Und das hat der ſchöne Liederkreis getan, und wohl auch „Die ſchöne Müllerin". So hab' ich Beethovens Lieder nie geſungen, meine ſüße Liebe! Und das war mir ſo ein rechter Beweis, daß eben Muſik nichts will und nichts kann, als Empfindungen auszudrücken. So direkt von Cannſtatt, von Euch weg nach St. James' Hall, mit ſchwerem Herzen, mit warmen Empfindungen, mit großer Sehnſucht die Rückkehr erwartend, dann auftreten und dieſe Gefühle in Muſik überſetzen, daß die anderen es mitempfinden müſſen. Die Aufgabe hab' ich redlich gelöſt, und als die Worte kamen: „Und du ſingſt, was ich geſungen", glaubte ich, der ganze Bruſtkaſten müßte auseinandergehen, und es entſtand eine Bewegung in der Verſammlung, die ganz eigentümlich war. Es klang ſo, wenn auch nur leiſe, als wolle ſich jeder durch tiefes Atemholen auch Luft machen. „Nur der Sehnſucht ſich bewußt" — es war ein einziger Moment, den ich nie vergeſſen werde...

Der Krieg zwiſchen Frankreich und Deutſchland bricht aus, er eilt nach Cannſtatt, und im Taſchenbuch lauten die Eintragungen: 10. Juli: Ankunft in Cannſtatt. — 15. Juli: La guerre est déclarée; honte à la France. — 6. Auguſt (aus einem Brief an Clara Schumann): „Wäre meine Mutter nicht im Elſaß, ich ließe mich gleich in die Südarmee einſchreiben und machte den Feldzug mit. Es iſt ein peinliches Gefühl zu Hauſe zu ſitzen, wenn die Brüder ſich für das ſchöne Vaterland ſchlagen[156])." 20. Auguſt: Das Haus gekauft [bisher war es gemietet]. — 26. Auguſt: Kommt ein Knabe auf die Welt: Friedrich[157]). — 30. Auguſt: Eben las ich, daß das Schiff des Münſters in Straßburg abgebrannt iſt. Das iſt mir ein Dolchſtich ins Herz. — 27. Oktober: Metz ergeben. — 30. Oktober: Julius Wilhelm Friedrich wird getauft. — 3. November: Von Cannſtatt nach Köln. — 5. November: Ankunft in London.

Julius Stockhauſen an ſeinen Schwager Adolf Meyer, Hamburg:

Cannſtatt, den 11. Oktober 1870.

...Herr Chappell hat mir achtundvierzig Konzerte für November, Dezember, Januar und Februar in Ausſicht geſtellt. Kann der Sänger es leiſten, ſo ſind uns 800 £ geſichert. Hier hab' ich mich frei gemacht, was auch zu meiner Beruhigung beiträgt. Auf meine Bitte hin, meinen fünfundzwanzigwöchentlichen, aber unzuſammenhängenden Urlaub auf ſechzehn Wochen im Winter zu konzentrieren, bekam ich eine abſchlägige Antwort vom Hofe. Es wurde mir aber, als ich den Modus eines zwei- bis dreijährigen Urlaubs vorſchlug, die Möglichkeit in die Hand gegeben, das Dienſtverhältnis ganz zu löſen. Das habe ich denn auch

getan. Aus der Landesgesangsinspektion, aus der Reform an der Theaterschule ist nichts geworden, und so war ich auf siebenundzwanzig Wochen für zweitausend Gulden gebunden. Ja, ich mußte es mir gefallen lassen, daß Seine Majestät mich mitten in der englischen Erntezeit [Mitte Juni] nach Stuttgart berief, um vor Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland einen Abend zu singen. Während musiziert wurde, spielte Seine Kgl. Majestät im Nebenzimmer — — Whist! — — Nach dem Konzert aber kam Seine Kaiserliche Majestät auf mich zu und fragte, wo jetzt Schumann lebe. „Schumann ist 1855 gestorben," antwortete ich tapfer, und fügte mildernd hinzu: „er lebt aber in aller Herzen." Ist das nicht ganz kaiserlich? Gewiß braucht ein Kaiser das nicht zu wissen, obschon wir ihn auch nicht gefragt hätten, ob sein Puschkin noch lebt und wo er lebt, aber unnütz scheint es mir doch, sich als Kaiser so zu exponieren, nein, zu blamieren. — Solchen unerwarteten Einladungen bin ich nun entgangen. Ich habe für die Freiheit brieflich, freundlich gedankt und werde für meine Familie und meine Kunst leben...

Clara an Margarethe Stockhausen, Kolmar:

Cannstatt, den 6. November 1870.

Heute ist der erste Sonntag, den ich wieder ohne Julius verleben muß... Der Abschied wurde ihm entsetzlich schwer, zumal von dem süßen kleinen Friedrich, der ein wahres Bild der Anmut ist. Er ist so groß, so kräftig wie weder Emanuel noch Gretchen waren;... Bei der Taufe hat er die drei Namen Wilhelm (nach Professor Lübke, der sein Pate ist) Julius (nach seinem Vater) und Friedrich (nach meinem Vater) erhalten. Den letzten Namen wird er führen und wünsche ich, daß er so tüchtig, so vortrefflich werde wie sein Großvater es gewesen. — Seit ich Ihnen zuletzt geschrieben, liebe teure Mama, sind schwere Zeiten an uns allen vorübergegangen. Wir haben Ihrer aller viel und mit Schmerzen gedacht. Ihr Land liegt zwischen Frankreich und Deutschland und hat am meisten durch das Elend, was der Krieg mit sich führt, zu leiden gehabt. Möge bald der Friede bessere Zeiten bringen; der Krieg fordert von beiden Nationen zu große Opfer. Mit Schrecken denkt man der armen Soldaten, die diese kalten Nächte unter freiem Himmel zubringen müssen; wer da von der Kugel verschont geblieben ist, holt sich irgendein Leiden, das er sein Lebtag nachbehält. Es scheint ja, als ob man jetzt wegen des Friedens unterhandelt; möge er so bald als möglich kommen. Mit Trauer habe ich aus Ihren Briefen gesehen, wie schwer Ihnen der Gedanke wird, Deutschland angehören zu sollen. Ich begreife es vollkommen; auch die Deutschen haben im allgemeinen das Verständnis für die Schwierigkeit der Uebergangsperiode und werden bemüht sein, den wieder

zu ihnen gehören ſollenden Landsleuten durch Opferfreudigkeit die ſchweren Wunden heilen zu helfen, die der Krieg ihnen geſchlagen. Faſſen Sie Mut, gute teure Mama, das, was Ihnen zumeiſt am Herzen liegt — die Rechte Ihrer Kirche — werden ſie unverſehrt bewahren. Denken Sie daran, daß Friedrich II. von Preußen der erſte Monarch war, der den Katholiken volle Glaubensfreiheit in ſeinem Lande geſtattete; er baute ihnen eine prächtige Kirche. Und heutzutage bilden die Katholiken in Deutſchland die gute Hälfte; das hat Deutſchland ſtark gemacht, daß es allen Konfeſſionen Freiheit geſtattete, daß ſie alle gleichberechtigt ſind ... Mögen ſie alle dieſe Zeit ſo gut als möglich überſtehen und gedenken Sie unſer aller in Liebe, wie wir es tun.

Julius Stockhauſen an ſeine Schwägerin Marie Meyer, Hamburg:

London, den 22. November 1870.

... Im ſchottiſchen Hochland habe ich letzte Woche die Taufe als engliſcher Oratorienſänger erhalten. Die Leute waren ſo zufrieden, daß ſie mich von nun an Scotchhausen nennen wollen, wenn es die Familie erlaubt. Ich habe aber auch fleißig daran gewürgt und es zu einer Vollkommenheit im gutturalen Klang gebracht, die jeden erſten Tenor Deutſchlands eiferſüchtig machen könnte ... Nächſte Woche werde ich den Sohn von Wilhelm Müller [Max Müller[158])] in Oxford ſehen und freue mich herzlich. Er und Strauß, Viſcher und Carlyle haben die kräftigſte Sprache über die räuberiſche Nation geführt[159]). Ich hoffe, Ihr habt Carlyles Brief geleſen [an die „Times" vom 11. November 1870].

Weihnachten hatte in dieſem Jahr, wie überall in deutſchen Landen, auch in Cannſtatt nicht den beſeligenden Klang wie ſonſt. Das Volk im Krieg, die furchtbare Kälte und drinnen ein Weihnachtsbaum ohne Kerzenglanz — denn das fünfjährige Töchterchen Margarethe war an ſchwarzen Pocken erkrankt und troſtloſe Tage völliger Abgeſchnittenheit und Vereinſamung lagen auf der Mutter. Ohne Gatten trug ſie auch noch die Angſt um die beiden blühenden Knaben im Herzen. Der Arzt, der einzige Menſch, der außer einem getreuen Briefbogen das Haus betrat, veranlaßte die Ueberſiedelung der beiden geſunden Kinder nach Eßlingen. Wilhelm Hemſen, der Freund der Familie, Bibliothekar des Königs von Württemberg, nahm ſie in den nächſten Wochen unter ſeine fürſorgliche Obhut. Er blieb der getreue Berichterſtatter zwiſchen ihnen und der Mutter, die ſie nachträglich impfen ließ, was bei keinem der Kinder bisher geſchehen war. Brachen zur damaligen Zeit Pocken in einer Familie aus, ſo wurde ein Zettel mit einer Warnungsaufſchrift außen am Hauſe angebracht, und nie-

mand wagte ſich mehr zu den wie im Exil hauſenden herein. Ein Körbchen an einem Seil vermittelte Aufträge und Beſorgungen. Die Pflege bei der kleinen Margarethe Stockhauſen wurde ſo anſtrengend, daß die Mutter ihre älteſte Schweſter zu ſich bitten mußte, die ſofort kam. Das Kind blieb am Leben; trotz aller erdenklichen Sorgfalt haben Narben das vorher ſüße Kinderangeſicht ſtark beeinträchtigt.

Clara an Margarethe Stockhauſen, Kolmar:

Cannſtatt, den 12. Januar 1871.

Es iſt, als ob an den Grundfeſten unſeres Hauſes gerüttelt würde, ich weiß kaum einen Ausweg aus dieſem Labyrinth von Ungemach; und ſo geht es ſeit Monaten und iſt die Urſache meines Schweigens. Das Schlimmſte aber iſt Gretchens Krankheit geweſen, die am Rande des Todes geſchwebt. Am 23. Dezember legte ſie ſich, lag drei Tage im heftigen Fieber, meiſt bewußtlos, am vierten Tage brachen die konfluierenden Pocken aus, eine der bösartigſten Pockenerſcheinungen. Das Geſicht eine ununterbrochene Eitermaſſe, die Augen geſchloſſen, konnten nur mühſam einigemale des Tages mit lauem Waſſer geöffnet werden. Schaurige, angſtvolle Tage, in denen mich nur die Verantwortung für das Leben des Kindes, die allein auf mir ruhte, aufrecht erhielt ... Gottlob, für dieſes Mal iſt uns das Kind erhalten; ich betrachte es wie uns neu geſchenkt. Friedrich mußte ich natürlich plötzlich entwöhnen, und um ihn und Emanuel vor Anſteckung zu bewahren, mußte ich die beiden in ein benachbartes Städtchen tun ... Mir wankt der Boden unter den Füßen. Hoffentlich geht die Zeit aber auch vorüber, und ruhigere Tage werden kommen, in denen ich neue Kräfte ſammeln kann ... Julius hat natürlich keine Ahnung davon, wie es eigentlich hier ausſieht; was ſoll ich ihm unnütze Pein bereiten, da er nicht helfen kann? ... Welch' ein Weihnachten, welch' ein neues Jahr das bei uns war, können Sie denken; Tränen haben das alte geſchloſſen, Tränen haben das neue begrüßt. Ich will wünſchen, ſie ſind bald getrocknet ...

Kaum vier Monate hatte ſie ihren „Barden" in dieſem kummervoll anbrechenden Jahre 1871 zu Hauſe; als er endlich Mitte Juli eintrifft, laden die Geſchwiſter Marie und Adolf Meyer die ganze Familie nach ihrem ſchönen Beſitztum „Forſteck", an der Kieler Bucht gelegen, ein. Nach ſolchem Winter, nach ſolchen Trennungszeiten wäre es für die geprüfte Mutter und Gattin eine Wohltat geweſen, eine Weile ohne häusliche Mühen zu verbringen. Aber ihre Abſage an die Geſchwiſter enthält die klugen Gründe, warum ſie verzichtet: „Julius iſt jetzt in den nächſten Jahren gezwungen, den größten Teil von zwölf

Monaten abwesend zu sein, wenn er für seine Kinder recht sorgen will; er ist im Jahre 1871 kaum vier Monate zu Hause ... Plötzlich kam er damit heraus, er könne nicht [von Cannstatt] fort, ehe er nach London müßte. Und seht, da kann ich ihm nicht abreden, ihn nicht anders stimmen wollen, es wäre leichtsinnig an unserem Verhältnis zueinander gerüttelt. Ich muß glücklich sein, daß er sich bei seinem Leben, wo ihm fern vom Hause so viel geboten wird, wo er nach jeder Richtung verwöhnt und verzogen wird, soviel Sinn für Häuslichkeit bewahrt; er darf es nicht verlernen, gern daheim zu sein. Das muß ich nähren dieses Gefühl, und da er es selbst hat, darf ich nicht dagegen angehen."
Stockhausen blieb während der kurzen Wochen vor der nächsten Englandreise in Süddeutschland, hörte sich die „Walküre" in München an, und konzertierte mehrfach am Rhein, ohne nach dem Norden zu reisen. Sehr zur Trauer Klaus Groths, der den Wandervogel davonfliegen sah, noch ehe er seiner habhaft geworden war, und es ihm in Versen am 17. September 1871 aus Kiel mit der Ueberschrift: „Die Wandervögel im Herbst" schrieb:

Es ruft und flüstert nah und ferne —
Was wandert durch die stumme Nacht?
Hoch oben ziehn die stillen Sterne,
Und falbe Blätter fallen sacht.

Sie sind es nicht. Es geht in Zügen,
Unsichtbar zieht ein luftig Heer,
Hoch über weg in Wanderflügen:
Die Sänger ziehn ans Mittelmeer.

Was fragen sie nach Schmerz und Sehnen
In der bedrückten Menschenbrust?
Die sie gelöst in Wehmutstränen,
In Sang und Klang und Frühlingslust?

Sie eilen heiter nach dem Süden,
Die leichtbeschwingte luft'ge Schar. —
Ach, lassen sie uns Wintermüden
Die Hoffnung auf das nächste Jahr?

Begreiflicherweise war Stockhausens Anteilnahme an den Kriegsereignissen eine große. Mitzukämpfen war ihm versagt; er konnte nur in England seinen Mann stehen, Fühlung mit den Gleichgesinnten nehmen, und Deutschland schmähende Reden mutig zurückweisen. Aber noch auf andere Weise mußte er schließ-

ſich ſeinen Empfindungen Luft machen, um ſo mehr, als er ſeiner Familie gegenüber aus Rückſicht auf ihre anders geartete Geſinnung — ſo weit ihm das möglich war — ſchweigen mußte. Er allein von allen ſeinen Geſchwiſtern, deren Sympathien Frankreich gehörten, empfand ſich als deutſcher Elſäſſer und als ſolcher komponierte er Hackenſchmidts Verſe: „Mein Elſaß deutſch!“ und ſang begeiſtert:

„Du Münſterturm, ſo hoch und ſchön,
Du Strom, der uns umzieht,
Ihr Eichen auf des Wasgau's Höhn,
Auf, werdet Klang und Lied!“

Seine eigene Befreiung aus den Feſſeln, die ihm ſo viele Kämpfe mit denen gekoſtet hatte, die ihm die Liebſten waren, ward ihm zum Symbol der politiſchen Loslöſung des Elſaß von Frankreich, und ſo empfand er das Schickſal des elſäſſiſchen Landes, das an das Stammland zurückfiel, als das ſeine.
Er ſchickte die „Vier Geſänge“ im Manuſkript an Brahms, dem er ſie widmete, als ſie im Winter 1871 bei Gotthard in Wien im Druck erſchienen und ſchrieb dazu am 23. Auguſt 1871: „Und wenn es ein junges Mädchen wäre, die Dir heute vier Lieder überreichte, ſie könnte es nicht zaghafter, als Dein bereits grauer Sänger. Es iſt aber nicht wie bei Damen die Angſt ausgeſcholten zu werden, die mich ſchüchtern macht; das fürchte ich nicht, das wünſche ich mir, damit ich mehr lerne als von ſolchen, die zu Allem „recht hübſch“ ausrufen. Haſt Du Zeit, ſo ſieh Dir die Lieder an, bis Du jeden Fehler aufſchreiben kannſt, damit ich ihn verbeſſere oder, wenn es über meine Kraft geht, mache es ſelber.“

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Cannſtatt:
[Baden-Baden], September 1871.

Lieber Freund, — Ich habe wohl außerordentlich um Verzeihung zu bitten, daß Deine Lieder noch immer bei mir liegen. Du wirſt Dir gedacht haben, wie es denn der Fall war, daß ich ſtets ſowohl Deinen Beſuch erwartete als auch — von Tag zu Tag — verſchob, in Eure Reſidenz zu fahren. Jetzt ſehen wir uns am 18. [Oktober: Erſtaufführung von Brahms' „Schickſalslied“[160])] in Karlsruhe und gleichwohl ſchicke ich noch die Lieder, weil ich hörte, Kirchner käme nach Stuttgart.
Und wenn ich durchaus kritiſieren ſoll, ſo geſchieht das auch leichter und einfacher mündlich, alſo jedenfalls in Karlsruhe.
Es iſt aber doch eine Schande, daß man ſo nahe wohnt und ſich nur ſchreibt.
Und ſchließlich können Dich Deine Schülerinnen beſſer entſchuldigen, für mein

beſtändiges Aufſchieben weiß ich ehrlicher Weiſe nur meine Unſchlüſſigkeit und Schwerfälligkeit zu nennen.
Frau Schumann geht etwa den 15. nach Leipzig; kommſt Du nicht doch vorher? Wann kommt Kirchner nach Stuttgart? Kommt er etwa mit nach Karlsruhe? Das wäre reizend. Auch auf Profeſſor Lübke möchte ich hoffen können!
Jedenfalls alſo auf baldiges Wiederſehen!
Dein allzeit eiliger und getreuer J. Brahms.

Julius Stockhauſen an ſeine Frau:

[London], den 1. Oktober 1871.

... Du haſt recht, wir brauchen nicht reich zu werden, glücklich ſind wir „et le mieux est l'ennemi du bien". Mich würde Schubert allein reich machen, machten Andere mich nicht noch reicher ... Und wieder haſt Du recht, wenn Du ſagſt, daß Künſtler, die keine Konzeſſionen an das Publikum machen, nicht reich werden können; wenigſtens hier nicht. Ein Publikum, welches ſelbſt kein Urteil hat, braucht zehnmal mehr Zeit, um den Neuangekommenen zu beurteilen und zu würdigen ... Mit Mapleson ging es ganz ordentlich, aber der Beifall war nicht durchſchlagend. Immer hieß es: „Why do you sing those german songs"? Das war maßgebend. Chappell verſuchte es mit einer Serie von Konzerten und gab tauſend £ aus: „It did not pay" war das Reſultat ... Im „Monday Popular" genügen ganz erbärmliche Mittelmäßigkeiten ... Wollte ich Konzeſſionen machen und Santley'ſche Stücke oder deutſche Abt-Lieder ſingen, ſo ginge es viel ſchneller. But never mind. Nur den „Wanderer" mögen ſie gar zu gerne, ſo ſehr, daß ich ihn im „Saturday Popular" zweimal ſingen mußte; das zweite Mal ſogar auf engliſch. Die Lieder von Schumann, namentlich „Nußbaum", begleitete * * * ganz erbärmlich. Er machte immer vor dem hohen Ton im Zwiſchenſpiel einen kleinen Halt, wie umgekehrt der Tänzer, wenn er zu hochgeſprungen, nicht mehr genau im Takt den Boden erreicht. Und mit ſolchen Leuten muß ich mein Beſtes produzieren. Und dennoch und trotz allem und allem habe ich Beifall, großen, gerechten Beifall, but — it does not pay! Dies Jahr will ich noch aushalten, wenn es aber nächſtes Jahr nicht beſſer wird, ſieht man mich ohne feſtes Engagement gewiß nicht wieder hier ... Ich will in Deutſchland ſchon noch zeigen, was lehren heißt! ...

Julius Stockhausen an Johannes Brahms:

Cannstatt, den 28. Dezember 1871.

Mit inniger Freude las ich auf dem Titelblatt meiner vor wenig Tagen erschienenen Lieder Deinen Namen. Ganz hatte ich die Hoffnung aufgegeben, sie Dir zueignen zu können, weil Gotthard schrieb, er werde sie einzeln drucken. Nun sehe ich, daß er meinem Wunsche nachkommt und einige Exemplare herausbringt, die natürlich auch die Widmung obenan bringen. Dir gebührt ein Wort der Entschuldigung, daß dieselbe geschah ohne Deine Einwilligung, es sei denn, daß Gotthard Dich danach gefragt. Warum mir Dein Name zuerst in den Sinn kam, ist leicht erklärlich. Dein warmer und ernster Geist spornt seit einem Jahrzehnt die ganze deutsche Jugend zum Besseren, Höchsten an; was Wunder, wenn Dein alter Sänger, der von Dir so viel Schönes gesungen und oft durch Deine Nähe begeistert wurde, es auch versucht hat den inneren Stimmen, ich möchte fast sagen, den Empfindungsregistern, Klang und Ausdruck zu geben! Verzeih' mir die Sünde, geliebter Meister; es wird wohl die einzige sein. Ich vergesse nie Deine maliziöse Bemerkung in Pest, als ich Dir den ersten schwachen Versuch vorlegte: „Laß doch mal sehen, wie es einer macht, der's nicht gelernt hat" sagtest Du, und so wurde mir beim ersten Wort klar, warum das Niederschreiben und Setzen so schwer war und — noch ist. Wohl hatte ich mit einem Schüler von Sechter, namens Nagiller, (jetzt Musikdirektor in Innsbruck) 1848 Harmonie studiert und im ersten Jahre schon eine Sonate und ein Streichquartett geschrieben, aber zur Fuge, zur eigentlichen polyphonen Durchführung war es nie gekommen, und das war der große Fehler. Leichtigkeit errang ich mir nie im Setzen und so blieb jedes Aufschreiben mühsam und zeitraubend. Mit den Jahren aber sieht man immer mehr ein, worauf es ankommt, und so wird wohl schwerlich wieder etwas geboren werden ohne Deine Erlaubnis.
Willst Du Gotthard für mich um einige Exemplare bitten? Ich will an Frau Schumann eines schicken, Kirchner, Levi u.a.m.

Aus Briefen zwischen Julius und Clara Stockhausen, November 1871 bis Januar 1872:

An Julius:

... Wie Du wohl neulich auf den Gedanken kamst, ich käme Dir plötzlich nachgereist! Wenn es auch wohl manchmal vor Sehnsucht heiß in mir auf- und abwogt und ich meine, ich ertrage es nicht, — und sehe ich dann unsere Drei an, die meiner so sehr bedürfen, da verschwinden nach und nach alle krausen Ge-

danken und ich bleibe ſtill bei meinen mir ſo teuren Pflichten ... „Geduld“ iſt das Motto meiner Tage. —

An Clara aus London:

Ich habe mich an Max Müllers „Chips from a german workshop“ gemacht und finde viel Menſchliches, Schönes, Neues für mich. Solche Leute tun hierzulande not. Lebte ich ganz hier, ich könnte mehr wirken, aber mein liebes Deutſchland täte mir gar zu leid. Sie brauchen einen ſolchen Narren, der ſein Leben dranſetzt für die Geſangskunſt zu wirken. Sie ſollen ihn haben. Eigene Konzerte in England geben wollen, hieße Verrat an ſich ſelber üben ... Von der Reklame verſtehe ich aber nichts und will nichts davon verſtehen. Kunſt iſt eine für ſich beſtehende, notwendige Sache, die mit Reklame nichts zu ſchaffen hat. Wie ſie hier in England getrieben wird, heißt ſie Handwerk. —
Die beiden „Elias“-Aufführungen haben doch ſehr befriedigt, und ſo ſehr dem Dirigenten Barnby imponiert, daß er mich heute um lessons bat, um Bachſche Werke unter meiner Aufſicht zu ſtudieren. „Do you know St. John's Passion?“ fragte er. „I should say, I did.“ — „Well, I want you to teach me that.“ So echt engliſch! Nicht? — Du kannſt Dir denken, was die Matthäuspaſſion unter ſolcher Fauſt war! Es iſt ſchrecklich zu denken, daß die Kunſt in ſolchen Händen iſt. Der große Costa konnte das Duett aus „Elias“ nicht begleiten und Barnby wünſcht Stunden von einem Sänger, um Bachs Johannespaſſion kennen zu lernen ... Es iſt ein entſetzliches Schachern. Ich verſtehe und will nichts davon verſtehen. Der Teufel mag ihre ſämtlichen Konzerte und Entreprisen vernichten; mir bleibt mein großes Deutſchland. Gewiß war es ſchön, hoffen zu dürfen, in England alles Materielle eingerichtet zu finden und nur ſo, nur unter der Bedingung muß man nach London kommen. Wenn man Krämer und Spekulant ſein muß, dann bin ich nicht dabei ...

An Julius:

... Unſer Freund Hemſen liegt noch immer bös darnieder ... So bin ich geſtern auf eine halbe Stunde zu ihm gegangen. Mörike und ſeine Kuſine, eine echte Schwäbin, traf ich bei ihm. Der alte Herr gab mir einen freundlichen Gruß für Dich, nachdem er mir manches Angenehme über Dich geſagt; er meint, zum erſten Mal durch Dich ſingen gehört zu haben! ...

An Clara aus Liverpool:

Am 9. Februar iſt Dein Geburtstag, lieb' Mütterchen, ein Tag, der uns allen

teuer, und den wir gerne zusammen hätten feiern mögen. In Dir konzentriert sich all unsere Liebe, vom Alten bis zum Jüngsten, denn Du bist durch Deinen Verstand, Charakter, durch Deine Pflichttreue und Liebe der Mittelpunkt des Hauses, der Focus, von dem wieder alles Gute, Warme, Herzliche auf uns und unsere Freunde ausstrahlt. Gotte gebe, daß wir bald ungetrübt, ungetrennt, solche Tage feiern mögen!... Wer den Mut hätte zu sagen: Ich singe nicht mehr, ich schulmeistere nur, ich gebe Konzerte mit anderen, bilde Schüler und eine Musteranstalt für Vortrag! Aber so groß ist der Zauber des Singens, daß gleich darauf der Gedanke folgt: Das entgeht Dir auch später nicht, und so vergehen die Jahre, die Kindlein wachsen heran ohne den Vater, die Eltern müssen von Korrespondenz leben, und was kommt schließlich dabei heraus? Wenn ich nicht reiche Erfahrung für die Schüler sammelte und für die Kinder vielleicht, ich wäre ganz unglücklich, aber ich tröste mich einigermaßen mit dem Bewußtsein, daß man nur im Strom ein guter Schwimmer werden kann, durch vieles Hören und Sehen ein größerer Künstler. Und das ist alles, was ich Dir heute am 9. Februar darbringen kann, geliebte Frau...

Johannes Brahms an Julius Stockhausen, Cannstatt:
[Hamburg], 16. Februar 1872.

Lieber Freund, — Längst wollte ich Dir für die Freude und Überraschung Deiner Widmung schreiben und danken.
Jetzt tue ich es in einem eigenen ernsten Augenblick, der wohl in meinem einsamen Leben einen Abschnitt bedeutet.
Ich bin seit vierzehn Tagen hier in Hamburg und habe am Sonntag meinen Vater verloren. Ein Leberkrebs hat ihm zum Glück nicht gar zu arge Leiden verschafft, aber ihn uns genommen.
Du kennst meine Liebe zum Vater und weißt, wie tiefer Schmerz mir sein Verlust ist. Du kennst auch meine Schwäche für die Heimat und kannst Dir denken, mit wie eigentümlichen Gefühlen ich diesmal durch die Straßen gehe, die ich wohl lange nicht wiedersehe.
Auch Dein Haus sehe ich, die Fenster ohne Vorhänge, ohne Blumen, es sah nicht gemütlich, einladend, wie früher aus.
Nimm nochmals Dank für Deine Lieder. Daß ich eine Widmung unter allen allen Umständen für ein schönes Geschenk halte, zeigen Dir meine Titel, die selten eine tragen! Ich will nicht erst loben; denn darin habe ich einen bösen Ruf und werde immer mißverstanden. Aber bei Liedern von Dir hört man sie im Geist doch stets von Dir auch singen —, und da ist man schwach.
Gotthard mag sich des Artikels freuen, und Du brauchst nicht gar zu höflich die

nötigen Exemplare erbitten. Da müßteſt Du ſchon ein arger Vielſchreiber werden, wenn das Intereſſe für Stockhauſenſche Lieder aufhören ſollte. Einſtweilen läßt mich eine franzöſiſche B-dur-Romanze an die erſte Fortſetzung denken[161]).
Ich reiſe heute noch nach Wien zurück; verzeih deshalb der Feder, daß ſie ſo läuft. Zwiſchen Oſtern und Pfingſten werde ich wohl in Karlsruhe ſein und Du vielleicht auch?
Die Frau wird vermutlich den Brief zuerſt leſen und ihn dann nach England ſchicken. So grüße ich denn Beide hierdurch aufs Beſte und hoffe, wir hören doch unterweilen voneinander.

Herzlich Dein Johs. Brahms.

Clara Stockhauſen an ihren Schwager Adolf Meyer, Hamburg:

Cannſtatt, den 3. März 1872.

... Von Julius habe ich Gottlob immer gute Nachrichten; er iſt unberufen wohl, und ſeit Mitte Januar blüht das Geſchäft. Doch, was hilft das? Wir müſſen getrennt leben, ſein Beruf verlangt es, die Erhaltung der Familie macht es nötig — aber befriedigen tut es nicht, weder ihn, noch mich. Und ich darf es ihm gegenüber garnicht ausſprechen, wie unerträglich mir dieſer Zuſtand iſt; erſt muß bei dem Manne der Beruf kommen, dann Familie; und was würde es nützen, wenn er in einer Anwandlung von Leidenſchaft mir zu Liebe das aufgäbe? Iſt er nicht befriedigt in ſeiner Tätigkeit, ſo kann er ſich in der angenehmſten Häuslichkeit doch nicht behaglich fühlen. Wähne nicht, daß ich Julius den mindeſten Vorwurf damit machen will; es iſt eben der Kampf der Frau mit der Laufbahn des Künſtlers, die nicht immer im gleichen Gleiſe [verlaufen] kann; und da erlahmt bisweilen die Kraft, die Ausdauer. Es muß eben ſein, und die Zeit bringt auch darin ein Ende ...

Julius an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

[London], den 8. [März] 1872.

Meine liebe Clara, ich habe unſeren Verlobungstag nicht vergeſſen ... und bin weit [entfernt], ſolche peinlichen Gedanken daran zu knüpfen, wie Du in Deinem letzten Brief. Iſt Dir denn ſo bange vor der Trennung, die doch nur die Liebe ſtärken ſoll, wie eine Prüfung es gewöhnlich tut? Ich finde, wenn ich über unſere Liebe denke, nichts Schmerzhaftes, als die Trennung ſelbſt; an der Liebe

ſelbſt iſt nichts geändert; im Gegenteil ſcheint es mir, ſind wir durch viel Durchlebtes, Schönes und Böſes oder Schweres, enger verbunden, und es kommt hoffentlich bald die Zeit, wo wir uns nicht mehr trennen. Du meinſt, die Ehe ſei eigentlich nicht für uns Künſtler zuläſſig, wir verändern gerne den Heimatort uſw. Sage lieber, daß ſelten die Verhältniſſe ſich dem Leben eines Künſtlers harmoniſch und praktiſch fügen wollen. Glaubſt Du, ich hätte Cannſtatt je verlaſſen, wenn die Ausſichten, die man mir in Stuttgart eröffnete, Wirklichkeit geworden wären? Wir ſind, wie unſer Freund Lübke, zu leichtgläubig geweſen; wir waren durch die abgebrochenen Verhandlungen in Berlin arg verſtimmt und meinten, anderswo ſei es gewiß anders ... Wer weiß aber, ob man durch Tatſachen den Sinn Allerhöchſtenorts nicht ganz und gar ändern könnte. Wenn alle einſehen, daß man eben nur die Förderung der Kunſt will ..., ſo wird ihnen vielleicht klar werden, daß mit ein wenig Wohlwollen der ausgeſtreute Samen zu ſchönſter Frucht gedeihen könnte. Es iſt auch hier ſo. Ich höre es von vielen Seiten, von unparteiiſchen Menſchen, daß mein Geſang in beſſeren Kreiſen einen ganz einzig tiefen Eindruck hinterläßt, die Preſſe aber ignoriert mich, und ſo würde es viel zu langſam gehen. Jung bin ich nicht mehr, ich muß ernten ... Wo ich auch hinkomme, habe ich großen Aerger, in Deutſchland wie in England, überall fehlt es an der Lehre. In Köln, in Leipzig, wenn man ein Werk mit kleinen Nebenpartieen gibt, kann man ſich an jedem Takt ärgern. Auch in ſolchen Städten wiſſen die Lehrer nicht, dem Kapellmeiſter Schüler heraufzuziehen, die eine kleine Partie „ſingen“ könnten ...

Clara an Julius Stockhauſen:

Cannſtatt, den 10. März 1872.

... Deinen zärtlichen, liebevollen Brief vom Verlobungstag habe ich früh als Sonntagsgruß erhalten; habe tauſend Dank dafür! Du weißt nicht, wie wohl mir jedes gütige Wort, das mir Deine Liebe für mich und die Kinder immer von Neuem wiederholt, tut. Es iſt mir, als legte ſich eine ſanfte Hand auf eine wunde kranke Stelle in meinem Innern; ich kann einen ſolchen Brief hundertmal leſen und immer wieder mit demſelben beruhigenden Einfluß. Verzeih, daß ich Dir verſtimmt ſchrieb in der letzten Zeit, ich war ganz herunter und will verſuchen, mich mit Macht herauszureißen ... Du fragſt, welchen Eindruck Dein Bild auf Friedrich, dieſen lieben, kleinen Menſchen, gemacht? Er nahm es, rief „Papa“ und küßte es, es war ſo reizend wie überraſchend, er hatte das nie bis dahin getan ... Er hat heute mit ſeinem ausdrucksvollen Geſicht meine ganze Geſellſchaft entzückt; die Großen kommen dabei etwas in den Hintergrund, was ihnen nichts tut.

Julius Stockhausen an Johannes Brahms:

London, den 11. März 1872.

Vorgestern ist Dein Klavierkonzert [d-moll] zum erstenmal [in Sydenham im Crystal Palace] aufgeführt worden. Gewiß ist dies Jahr, wie Du sagst, ein Abschnitt in Deinem Leben, da Du den liebsten Freund auf Erden verloren, den Vater. Nicht minder bedeutend ist aber dies Jahr für Dich als Komponist; denn sogar im musikalisch unbegabten englischen Volke regt sich ein Wunsch nach dem Neuen, nach Mehr und so wird zuerst an Dich appelliert. Daß eine Dame [Lady Thompson] letztes Jahr um die Aufführung des „Requiem" im eigenen Hause bat[162]), dann um die „Serenaden" (vierhändig nur), um die Walzer mit den schönen Texten, daß Chappell ... Dein Quartett spielen ließ, daß eine Schülerin der Royal Academy, Miß Baglehole es wagte, die erste Interpretin Deines Klavierkonzertes d-moll zu sein, das sind Zeichen, daß man sich regt und die Augen nach dem richtigen Meister wendet ... Den ersten Satz verdarb der zappelige Dirigent [A. Manns]; ... der großartige 1. Satz wirkte daher weniger als die beiden andern, die sehr gut aufgenommen wurden, namentlich der letzte. Nachdem alles fertig war und alle auseinandergestoben, sah ich auf dem Tisch im Künstlerzimmer die Partitur Deines op. 15 liegen, und nahm sie dreist mit. Ich ging zu Grove, dem Sekretär, klagte mich an und bat ihn, nicht länger nach dem Hefte suchen zu lassen. So bin ich zum ersten Male im Besitz dieses schönen Werkes, welches mich schon früher in Hamburg (war es nicht 1860?) mächtig ergriff. Joachim leitete es damals. Ich werde diese Woche gerade Muße haben, es zu studieren und freue mich sehr darauf ... Dank zum Schluß für Deinen lieben Brief und den warmen Ton. Clara bekam ihn zuerst in Cannstatt und freute sich sehr. Wir haben Dich beide sehr lieb. Besuche uns ja auf der Durchreise nach Karlsruhe. Ich hoffe mit Dir zu reisen.

Aus Briefen von Julius an Clara Stockhausen:

[London], den 25. März 1872.

Ich kann wieder nur flüchtig melden, daß es trotz der Aufregungen mit Barnby und Passionen gut geht. Denke Dir, ... was letztes Jahr ausblieb, — (Rezitativ und Chor) — wurde auf mein Verlangen wieder aufgenommen, aber Mr. Barnby läßt morgen die Stelle aus, wo es zum ersten Male heißt: „Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir." — So betet der Heiland bekanntlich dreimal, aber das dritte Mal wird es nur erzählt, folglich müßte der Evangelist sagen: Er ging zum zweiten Mal heraus! Nun, ich habe mit Bestimmtheit erklärt, ich täte es nicht und dabei bleibts; ich singe morgen nicht. Über mein Nichterscheinen am Freitag habe ich an „Musical World" geschrieben ...

London, den 1. April 1872.

... Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die engliſchen Entrepreneurs ſehr oft Grund hatten, über meine Leiſtungen in puncto „Wirkung“ zu klagen, und das iſt bei einem unmuſikaliſchen Publikum ſehr weſentlich. Wo der Ton mich im Stich läßt, kann ich hierzulande nicht mehr wirken. Sie ſind durch die Italiener verwöhnt, wollen den ſinnlichen Klang nicht vermiſſen, weil das Andere, das Geiſtige, ihnen nicht die Hauptſache iſt. Man darf alſo nicht über den Ausfall dieſer season ſo ſehr klagen ... Sonſt iſt das Organ in guten Tagen ſchön wie je, und die Höhe hat ſogar ſehr an Kraft gewonnen. Aber die Unzuverläſſigkeit! Wie oft habe ich wirkungslos geſungen! Was Wunder, wenn dann die Engagements für Oratorien nicht mir allein in Santleys Abweſenheit zufliegen. Sie verſtehen hier deutſche Geſänge nicht, dabei bleibt's. Willſt Du glauben, daß die Oper in Covent Garden in der Karwoche eröffnet worden iſt? Man ſpielte zweimal „Fauſt“ von Gounod und einmal „Fra Diavolo“. Dieſe Frömmelei! Das nenne ich „de mauvais goût“! Die Sitte erlaubt es, das genügt ihnen. Kürzlich wurde „Cymbeline“ von Shakespeare nach langer Zeit wieder aufgeführt. Von der Galerie ertönt nach dem Schluß der Ruf: „The author! The author!“ Könnte das mit Shakespeare in Deutſchland paſſieren? Ich glaub's nicht ...

Dover, den 10. April 1872.

... Mit peinlicher Empfindung verlaſſe ich das große merkantile Land. Meine ſchönen, nein, unſere Lieder haben ſie nicht verſtanden. „Nachtſtück“ und „Widmung“ wurden auf der Tournee Mapleson-Tietjens & Cie. verſpottet ... Ich ſcheide mit der traurigen Überzeugung, daß mit guter Geſangsmuſik nichts auszurichten iſt[163]) und ſo lange nichts auszurichten ſein wird, bis nicht die leitenden Kräfte dort ... auch gute Muſik ſingen. Einer allein kann in ſolch großem Lande nichts ausrichten und Konzeſſionen kann ich nicht machen. Ich weiß jetzt zu gut, was echt und unecht iſt, was wahr und unwahr in meiner Kunſt und kann den falſchen Göttern nicht opfern. Ich komme arm zurück. Eigene Konzerte konnte ich nicht wagen zu geben und habe in der letzten Zeit wenig geſungen ... Ich will gern Stunden geben von morgens bis abends, ob in Berlin oder in Cannſtatt in dem allerliebſten Gefängnis, wie Du mein home nennſt. Du darfſt Gefangenenwärterin ſein! ... Wo ich tätig ſein kann und eine beſtimmte Tätigkeit habe, da kann ich auch aushalten. Nur dilettantieren kann ich nicht. Ein bißchen Muſik machen, ein bißchen komponieren, in den Büchern ſchnüffeln, das iſt nichts für mich. Mir macht das Schreiben an meinem Geſangswerk jetzt große Freude. Sechsunddreißig Seiten habe ich ausgeführt und fange erſt an. Es wird größer als ich gedacht. Ob volkstümlich genug, glaube ich

kaum ... Von großem Wert ſind mir Max Müllers „Lecture on the science of language“ geweſen. Nicht direkt für meinen Zweck, denn die Herren Gelehrten haben kein ſo feines Gehör, aber der Wichtigkeit wegen, die dieſe Wiſſenſchaft, deren akuſtiſche Ergebniſſe mich ſo ſehr beſchäftigen, meinen Unterſuchungen gibt. Wenn ſich ſolche Männer mit den harten p t k und den weichen b d g beſchäftigen und Sanskrit, Gothiſch, Hoch- und Niederdeutſch, Franzöſiſch, Lateiniſch, Griechiſch, Engliſch vergleichen, wie ſollte ich nicht für die Geſangskunſt ein Jahr fleißig leſen und ſchreiben? ...

Zu dem Abſchiedskonzert des Philharmoniſchen Vereins in Karlsruhe, das Hermann Levi vor ſeiner Überſiedelung nach München dirigierte, hatte man ſich die Mitwirkung Clara Schumanns und Stockhauſens geſichert. Die Erſtaufführung des Brahmsſchen „Triumphliedes“ in Anweſenheit des Komponiſten gab Anlaß zu einem Treffpunkt vieler muſikaliſcher Freunde, die an dem Wohlgelingen des Abends regſten Anteil nahmen.
Die notwendige Entſpannung nach den angreifenden und wenig befriedigenden letzten Monaten in England, das Wiedereinleben mit Frau und Kindern in der Cannſtatter Ruhe, wurde jäh unterbrochen durch die Notwendigkeit, eine Fehde zu parieren, die franzöſiſche Künſtler ihm als Antwort auf ſeine Kompoſition „Mein Elſaß deutſch“ boten. Die Frankfurter „Didaskalia“ brachte nämlich in ihrer Nummer vom 5. Juli 1872 die Ueberſetzung eines Briefes an „Mr. Stockhauſen“ [ſie], der im „Figaro“ erſchienen war und dem Tonſetzer des patriotiſchen Liedes Stoff zu einer neuen, kontrapunktiſch ſehr wohl fundierten „Kompoſition“ gab. Aber ſo trefflich er auch die franzöſiſche Klinge gegen die Angriffe ſeiner ehemaligen Kameraden an der Opéra-Comique zu führen verſtand, ſo unterließ er es doch, die Fehde öffentlich auszutragen. Die Liebe zu ſeiner Mutter war es, die es ihm verbot. Seine Pflichten gegen ſie ſtellte er noch höher, als die einer öffentlichen Rechtfertigung um ſeiner ſelbſt willen. So unterblieb die Drucklegung. Wenn ſie jetzt, nachdem der politiſche Hintergrund jener Tage ſeinen Stachel verloren hat, dennoch veröffentlicht wird, ſo geſchieht es — das ſei an dieſer Stelle ausdrücklich betont — nicht um alten Unfrieden heraufzubeſchwören oder neuen zu ſtiften, ſondern nur deshalb, weil in jener Antwort eine Zuſammenfaſſung aller inneren Kämpfe Stockhauſens liegt. Die Leſer dieſer Seiten waren deren Zeuge; ihnen darf das eigene abſchließende Wort Stockhauſens über jene Zwieſpältigkeit, die ſein Weſen auch infolge ſeiner Abſtammung charakteriſiert, nicht vorenthalten werden.

Offener Brief an Julius Stockhausen, erschienen im „Figaro“:

Paris, le 27 juin 1872.

Mein herr,
C'est ainsi qu'il faut s'adresser à vous, nous le supposons, car vous ne méritez plus qu'on vous appelle Monsieur.
Mein herr, donc ceux dont vous avez eu l'honneur d'être le condisciple et camarade, soit au Conservatoire, soit au théâtre, et les nouveaux artistes de l'Opéra-Comique, qui ne veulent pas que votre indignité rejaillisse sur eux, ne peuvent tarder plus longtemps à vous exprimer le dégoût que leur inspire votre criminelle lâcheté.
Né à Paris — vous avez eu cet honneur, Mein herr, — vous avez été élevé au Conservatoire, aux frais du gouvernement français, par des professeurs français; vous avez été accueilli avec bienveillance sur un théâtre national, par un public français, vous avez partagé les travaux et les succès d'artistes français dont le coeur saigne, comme celui de tous les Français, des blessures de la patrie.
Et après nos malheurs inouïs, vous n'avez pas même la pudeur de vous taire; vous donnez libre carrière à votre ridicule verve teutonique; et, d'un coeur léger, vous lancez à ce pauvre pays vaincu le coup de pied de l'âne.
Eh bien, tant mieux, c'est bien fait pour vous!
La France ne vous connaît plus, Dieu merci! et la malheureuse et patriotique Alsace que nous chérissons, et que vous insultez par vos misérables chants, vous rejette avec mépris.
Pour nous maintenant, voici ce que nous avons à vous dire:
Puisqu'en ce moment vous vous tenez prudemment hors de notre portée, nous attendrons que, tenté peut-être de remplir un jour le noble rôle d'espion, dont vos nouveaux compatriotes ont perfectionné avec amour les moindres détails, vous vouliez bien honorer cette pauvre France de votre visite. Alors, oh! alors vous n'aurez pas besoin de dire à vos anciens camarades vergiss mein nicht, nous vous promettons bien qu'ils n'oublieront pas leur devoir.

G. Roger, Charles Ponchard, E. Nathan, R. Koppel, Marmontel, Bernard, J. B. Weckerlin, A. Potel, R. Neveu, Julien, J. Steenman, E. Thierry, Barnold, P. Davoust, Edmond Duvernoy, G. Miral, Robin, L. Idrac, Paul Lhérie, V. Hammerel, V. Verdelet, Melchissédec.

Antwort von Julius Stockhausen an die französischen Künstler:

Solitude près Stuttgart, Juillet 1872.

Mes chers camarades.

J'apprends par un journal de Francfort la „Didaskalia" que vous m'avez adressé une lettre pleine d'amers reproches parce que j'ai chanté dans un „Lied patriotique" la libération de l'Alsace de la domination française. Me voilà seul ce soir; je ne veux pas tarder, à vous répondre.

Ne croyez pas que je vous en aie voulu un instant de m'avoir adressé publiquement ces reproches. Un de nos amis communs, il est vrai, m'assurait, il y a peu de temps encore, que vous étiez devenus beaucoup plus gentils, plus modestes, depuis que le malheur vous avait si cruellement frappés; il ajoutait que vous ne vous imaginiez plus être le premier peuple du monde, la nation la plus civilisée; que vous aviez renoncé à faire la leçon au monde entier; il ajoutait même que vous aviez abandonné toute idée de vengeance, que vous vous consoliez de votre défaite en pensant „que les Allemands allaient devenir aussi ridicules que vous." Hélas! à en juger par vos récriminations vous êtes restés malgré tout, ce que vous êtes depuis longtemps: de grands enfants. Vous continuez à parler, à décider avec votre assurance accoutumée des choses que vous ne connaissez que fort imparfaitement. Vous êtes, comme par le passé, plus amusants que véridiques, permettez-moi de vous de dire. „Lisez donc, instruisez-vous", disait éloquemment à 4000 auditeurs M. Coquerel jeune à l'une des dernières conférences du Cirque des Champs Elysées huit jours avant le fameux plébiscite en 1870 et le public applaudit avec frénésie; „vous ne savez pas ce qui se passe de l'autre côté de la Manche, en Allemagne, en Italie, „disait-il", vous ne voyez que vous, toujours vous mêmes, vous ne connaissez Shakespeare et Byron que de nom, Schiller et Goethe d'ouï-dire; vous vous contentez de lire vos mauvais romans, vos feuilletons; et votre opinion politique est celle de votre journal, non point celle que l'on se forme par la connaissance des faits." Et le public applaudit et interrompit l'orateur à plusieurs reprises. Chacun se disait tout bas: Mon Dieu, que je suis heureux de ne point ressembler à mon voisin.

En parlant de moi, p. ex. vous dites que je suis né de parents prussiens. C'est une erreur. Mon père etait de Cologne, il est vrai, mais ma mère de Guebwiller en Alsace, ma grand-mère du Tessin, née Gilli; ma mère s'appelait Schmuck, en français bijou et elle a fait honneur à son nom; elle est un des joyaux de l'Alsace. Sa réputation est immense en Angleterre. Elle chantait Händel, Mozart, et Weber comme personne. Son maître Catruffo disait d'elle, qu'un jour elle avait reçu un coup de pied du bon Dieu et qu'il lui avait dit: „Allez chanter!" Feu mon père devint français par acte de naturalisation en 1842 si

je ne me trompe. Moi je suis né en 1826, seize ans avant que mon père ne devînt français. Sans doute il avait eu d'excellentes raisons pour renoncer à la nationalité allemande, cependant elles ne furent jamais assez péremptoires pour engager même un de ses fils à devenir français. Selon la loi d'alors, nous devions nous déclarer à l'âge de 21 ans, mais ni mes frères ni moi ne l'avons fait. Aucun de nous n'a jamais eu de droits politiques. Bref, à l'âge de 21 ans le jeune artiste en France qui remarquait qu'on se moquait de tout dans sons pays natal, même de la religion, renonça à devenir citoyen français. Par respect pour ses parents il resta vagabond, ce qu'on appelle en Allemagne „heimatlos". En 1864 cependant il fallut pour se marier opter pour une nationalité et je devins citoyen de Hambourg. Quand la guerre nous fut déclarée par la France en juillet 1870 je crus qu'il était temps de déclarer publiquement que toute la famille Stockhausen n'était pas devenue française, que le fils aîné qui doit sa position et sa réputation à l'Allemagne, n'était pas un ingrat. Je considérais à vrai dire le changement de nationalité de feu mon père comme une tache pour la famille, native de Rheinbreitbach près Königswinter et l'Alsace faisant partie de cette belle grande vallée du Rhin je ne me fis aucun scrupule de me réjouir avec le poète Hackenschmidt de Strasbourg, de ce qu'on y parlât allemand comme au temps où le bras trop faible de l'Autriche ne sût pas nous garantir contre la rapacité du grand Roi. J'aurais dû chanter tout bas la joie du poète. En élevant la voix mes accents sont arrivés jusqu'à ma mère, et je suis sincèrement affligé de lui avoir causé du chagrin. Voilà, Messieurs, pour les parents soi-disant prussiens. Vous voyez, qu'ils ne l'étaient guère quand j'entrai au Conservatoire en 1846; moi j'étais resté allemand de coeur et de fait. Malgré cela on m'envoya au Conservatoire de Paris ou je fus reçu à l'unanimité. Mendelssohn et Schumann, qui vivaient alors à Leipzig, étaient ignorés en Alsace. —

Vous dites plus loin que j'ai reçu gratis pendant trois ans l'éducation musicale du Conservatoire de Paris. Mes chers amis, vous devez savoir que Mr. Ponchard père, qui chantait et disait à merveille, s'inquiétait fort peu du développement de la voix. Mon ami Bussine, maintenant professeur au Conservatoire, vous dira, que lui-même m'engagea à prendre des leçons particulières de Manuel Garcia, auquel je les payai toutes de ma poche. Je le suivis même en 1849 à Londres et je lui dois, à lui, à Mme. Viardot et à Jenny Lind ce que je sais du l'art du chant. Quant aux leçons d'harmonie de Mr. Elvaert elles manquaient tellement de méthode et d'unité que je quittai sa classe et me décidai à travailler avec Mr. Nagiller, élève de Sechter de Vienne, maintenant Musikdirektor à Inspruck; il pourra également vous certifier que je lui ai payé toutes ses leçons. Vous voyez donc que ce n'est pas au Conservatoire de Paris que je dois mon éducation vocale et musicale, ma position dans le monde artistique. Il y a bien

des jeunes allemands qui ont trouvés Mr. Garcia à Paris ou à Londres sans avoir été grondés si fort par Messieurs les artistes français. La direction de l'Opéra-Comique même n'a su rien faire de moi. Après avoir concouru en vain au Conservatoire pour un accessit de chant je repris le chemin de l'Alsace et débutai à Mannheim en juillet 1852, cinq ans avant mon début à l'Opéra-Comique. Après avoir joué à Mannheim et à Carlsruhe les meilleurs rôles du répertoire, j'en fus réduit à jouer à Paris les rôles de valet; ne s'est-on pas imaginé même de me faire créer le rôle de Polichinel dans le Carneval de Venise, de Mr. A. Thomas? Et vous voulez, que j'aie de la reconnaissance pour votre Conservatoire et pour l'Opéra-Comique? Vous plaisantez! je n'oublierai jamais, soyez en sûrs, ce que je dois aux leçons particulières de déclamation de Mr. Michelot, aux conseils de Mr. Regnier de la Comédie-Française, à l'énergie sévère de Mr. Habeneck, l'inimitable chef-d'orchestre. Il était le seul au Conservatoire qui nous initât aux chefs-d'oeuvre des grands maîtres; dans la classe de chant que je fréquentais nous n'avons jamais connu une note de Scarlatti, de Duranto, de Marcello, de Lulli, d'Orlando Lasso, des chefs de l'école flamande et italienne. Mr. Habeneck seul nous faisait travailler dans les exercices dramatiques des élèves Orphée, Armide de Gluck, Fidelio de Beethoven, le Mariage de Figaro de Mozart et tantôt souffleur, tantôt exécutant à l'orchestre (on me trouvait trop peu de voix pour me confier un rôle) je me nourrissais de la musique de nos maîtres; le dimanche comme tout le monde je savourais pour mon argent cette exécution merveilleuse des concerts du Conservatoire. Ce sont des souvenirs aussi ineffaçables que la fièvre que me donna Rachel dans „Phèdre"[164]) ou que l'impression profonde que me fit Jenny Lind dans le Messie de Händel. Un artiste ne se forme pas dans une classe de chant avec quelques airs français ou italiens, il prend ce qu'il y a de bon, de grand, soit à Paris, soit ailleurs. Mais quant à votre Conservatoire où l'on dansait la Polka à la classe de Mr. Ponchard, où l'on ne recevait de mon temps aucune éducation musicale proprement dite, où les noms de Bach et de Händel ne furent jamais prononcés, dans nos classes d'harmonies, je vous l'abandonne. Vous allez réformer tout cela sans doute, et bien vous ferez, mais de mon temps c'était, je l'affirme, une triste école de musique. Récapitulons: Je suis né chanteur par ma mère. Mon grand-père Schmuck, notaire à Guebwiller avait une rare voix de ténor, qui se transforma d'abord en un beau soprano, puis chez le petit-fils en un bariton. La musique m'a été enseignée par feu mon père qui dirigea mes premiers exercices de solfège et de chant avec grand soin, Mr. Kienzl, de Graz en Autriche, par Mr. Urhan qui m'apprit à jouer la basse chiffrée, par Charles Hallé, alors à Paris, par Mr. Nagiller, et Mr. Habeneck — tous noms fort peu français, vous l'avouerez j'espère. La partie esthétique de l'art, le jugement, la conscience musicale, je les dois à ces comités d'Allemagne qui ont bien voulu donner leurs

conseils à un jeune Alsacien, très négligé au Conservatoire de Paris, à une de ces „têtes carrées", à un de ces „originaux", comme vous faisiez l'honneur de nous appeler; je le dois à Mme. Schroeder-Devrient qui me fit connaître en 1852 les premières Lieder de Schumann[165]) (j'avais alors 26 ans!) à Mme Schumann, à Joachim, à Brahms, à Th. Kirchner et à tant d'autres dont les noms ne parviennent pas au-delà de la frontière, mais dont le contact mûrit l'esprit et réchauffe le coeur.

Un dernier mot maintenant sur ce que vous et d'autres appelez „ces différents bienfaits, qui lui ont créé une carrière." Nous savons en Allemagne ce qu'on peut apprendre du peuple français. Nous nous tenons au courant de ce qui se passe chez vous. Mr. H. de Sybel l'a fort bien exprimé dans une petite brochure qui a paru il y a peu de mois, et que je vous recommande[166]). Moi-même je le sais par expérience. Vous avez plus de patience, plus de persévérance dans l'éducation proprement dite des arts. Vous en étudiez avec plus de soin, plus de minutie la partie technique. Vous y apportez plus de fini. C'est ce que nous ne faisons pas toujours en Allemagne. Nous avons de belles voix dans notre pays, nous avons de fortes individualités au théâtre, mais il est rare de trouver un chanteur ou une cantratrice qui fasse bien même un mordant, un acteur qui parle purement sa langue. La prononciaton, généralement bonne chez vous, parce que tout le monde chante la même langue, est très défectueuse dans notre pays. L'allemand aime la liberté individuelle au point de faire parade de son dialecte, souvent très défectueux, même en chantant. En France cela ne serait pas toléré. En Allemagne le public ne dit mot au théâtre, et prouve à l'évidence par cet esprit de tolérance ou le manque d'oreille — je ne saurais en décider — qu'il est aussi bien la cause de la décadence de l'art vocal que les artistes eux-mêmes. Notre public, il est vrai, ne serait pas aussi indulgent si les comités artistiques de théâtre le gâtaient un peu plus, mais les artistes de leur côté seraient moins négligents, si le public usait de plus de sévérité à leur égard. L'ex-Empereur Napoléon n'eût jamais pu déclarer seul la guerre à l'Allemagne si le peuple français n'eût par la voix de ses représentants, demandé dès 1866 une revanche pour Sadowa. A qui la faute? Aux deux, je pense. Nos jeunes chanteurs, nos cantratrices iront donc volontiers, comme par le passé, travailler la partie technique de leur art à Paris, pourvu que vous soyez galants envers eux comme autre-fois. Tout se tient, il n'y a point d'interruptions dans la grande chaîne qui lie le monde et nous serions des gens incultes si nous ne savions profiter de vos bonnes et aimables qualités. Que Mr. Garcia soit français ou espagnol, c'est à lui que je dois de grands progrès; aussi bien j'ai su profiter de l'exemple de mon collègue Ch. Bataille et de ses écrits, de celui que Mr. Levasseur et de Mr. Lablache père et de votre grand chanteur Duprez, mais quant à ma réputation, permettez-moi de vous dire que je la dois à la Suisse, à l'Au-

triche, à l'Allemagne, à l'Angleterre. Je la dois à mes propres concerts à Vienne, à Francfort, à Hambourg, à Berlin, mais avant tout à ces fêtes musicales du Rhin, où tous les vrais amateurs de musique viennent entendre les chefs-d'oeuvre de nos maîtres. Je la dois encore aux concerts que je donnais avec l'Académie à Hambourg, à la Schöne Müllerin, à la Winterreise de Schubert, à la Dichterliebe de Schumann, aux deux Passions de Bach, au Messie de Händel, à Elie ex Paulus de Mendelssohn, enfin et non moins au Fauſt de Schumann. Croyez-moi, c'est en se faisant l'interprète de la bonne musique que l'on conquiert l'estime du public, c'est en cultivant le beau, et rien que le beau que nous formons notre goût. Aussi plus je relis votre épitre et moins je comprends que des hommes qui cultivent un art aussi aimable puissent s'oublier au point d'écrire une pareille lettre à un ancien condisciple. Vous avez fait plus de tort que vous ne croyez aux artistes de Paris. Le „Musical World" appelle votre lettre „an indignant letter", en Allemagne on lit au bas: „Ce chef-d'oeuvre est signé par les hommes de beaucoup les plus civilisés du monde etc. etc." Apprenez au moins à respecter les convictions d'autrui. Tout le monde n'est pas Dieu mais fait de même, et les opinions devaient de nos jours être aussi libres que la pensée et la conscience. Vous me rappelez dans votre fanatisme cette chère marraine à laquelle vous faites allusion dans votre lettre. Après m'avoir reçu pendant trois ans comme enfant de la maison elle m'a fermé sa porte le jour ou j'ai débuté à l'Opéra-Comique. Je ne suis pas ingrat, je n'oublie jamais un bienfait rendu, mais vous m'avouerez que cet affront devait refroidir à tout jamais le coeur d'un jeune artiste. Dans les cercles ultramontains à Paris comme en province on nous compte encore au rang des cabotins et franchement vous avez tout fait pour mériter cet épithète dans votre épitre collective. Il est permis, quand on se dit artiste de l'Opéra-Comique, d'être un peu canaille, mais mauvais genre —, fi donc. Nous ne nous reverrons pas de sitôt. Votre conduite envers mes compatriotes ne me donne aucune envie d'aller vous faire visite, mais si vous nous faites un jour l'honneur de venir nous voir, vous trouverez en Allemagne des gens qui font grand cas de vos qualités et qui n'oublieront pas ce qu'ils doivent à la France, des gens qui en même temps ne se laisseront jamais insulter impunément, fût-ce par Mr. G. Roger et Cie.

Julius Stockhausen.

Bevor die Konzerte des Winters 1872/73 einſetzten, half Stockhauſen ſeinem Freund Kirchner, der nach Meiningen überſiedelte, in Zürich bei deſſen Abſchieds-Orgelkonzert am 3. September.

Julius Stockhausen an seine Mutter:

Cannstatt, den 4. Oktober 1872.

... Freund Kirchner hat in Zürich ein Abschiedskonzert gegeben, und ich sang an dem Abend eine schöne Arie aus „Josua", von Händel und Schuberts: „Ruhn in Frieden alle Seelen". Manchmal bilde ich mir ein, Du würdest die Stimme Deines Sohnes gerne einmal wieder hören und selbst, wenn die Worte des Liedes Dir schmerzlich wären, so würde der Ton seiner Stimme doch tröstlich für Dich sein; denn an der Stimme würdest Du's hören können, daß Dein alter Junge Dich immer noch zärtlich liebt! Deine Liebe war es ja, die sie so werden ließ ...

Julius Stockhausen an Clara Schumann:

Cannstatt, den 26. Oktober 1872.

Acht Tage sind schon verflossen, liebe Frau Schumann, seit ich das Glück hatte, in Stuttgart mit Ihnen zu musizieren, und noch habe ich Ihnen nicht sagen können, wie mich die beiden Konzerte als Künstler erfreut haben. Man muß die hiesigen Verhältnisse kennen, um es zu verstehen, wie wichtig es für Publikum und Ausübende selbst ist, daß Sie und Joachim und alle, die es so treu mit der Kunst meinen, öfter nach dem verlassenen Stuttgart kommen. Nur so, nur durch ein so vortreffliches Beispiel, werden alle aus ihrem Schlummer geweckt und ist jetzt zu hoffen, daß auch in den Abonnementskonzerten der Kapelle Anstrengungen gemacht werden, um fremde Kräfte einzuladen. Bisher ist positiv eine Art chinesische Mauer um unsere Hauptstadt gezogen worden, und nur „unser Singer", „unsere Marlowe", „unser Schütky" durfte auftreten. Sie taten es auch gerne und unentgeltlich, damit ja kein anderer den Platz im Programm ausfüllte. Es sind bald drei Jahre, daß ich hierher kam und noch habe ich nicht in obengenannten Konzerten gesungen. Dienstag soll es nun losgehen ...

Im ersten Stuttgarter Abonnementskonzert des Winters 1872 sang er Bruchs „Frithjof", dann zog der Troubadour wieder davon. Der Widerhall seiner Lieder drang bis in die Cannstatter Kinderstube zurück; manch einer tat der dort Ausharrenden wohl mit solchen Grüßen:

Julius Otto Grimm an Clara Stockhausen, Cannstatt:

Münster, den 12. November 1872.

Hochverehrte Frau! ... Nun ist er wieder hinaus in die weite Welt nach Elber-

feld und wir, d. h. meine Gattin, Richard Barth und ich empfinden unbehagliche Generalpauſen, wie Muſiker, die ſich mitten im Stück verzählt haben. Es iſt unnütz, Ihnen Selbſtverſtändliches zu melden, nämlich, daß unſer weſtfäliſches Eichenklotz-Publikum im Konzert dermaßen von ſeinem Singen in Brand geriet, wie ich's ſelten erlebt, er mußte mehr ſingen und ſang Brahms' „Guten Abend, gut' Nacht", was die den Worten entgegengeſetzte Wirkung hervorbrachte; die Leute benahmen ſich ſo unweſtfäliſch, daß ſie immer weiter klatſchten, wozu ſie für gewöhnlich zu faul ſind ...

Frau Helene Simons, geborene Kyllmann, an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

Elberfeld, den 14. November 1872.

Verehrte Frau Clara! — Der Muſenſohn beauftragt mich, Ihnen mitzuteilen, was ſich gar nicht ausdrücken läßt — unſeren Jubel, unſere Begeiſterung, das herrliche Gelingen! ... Wie iſt es ein Jammer, daß Sie ſo weit wohnen, Sie hätten es miterleben müſſen, wie ein junger flotter Burſche nach der „Mondnacht" und eine vierundſiebzigjährige Greiſin nach dem „Wiegenlied" von Brahms weinte, und wie der „Muſenſohn" mitten eingeſchoben wurde, und wie Ihr Sänger nachher ſich an den Flügel ſetzte und ſang: „Ach Gott, wie weh tut ſcheiden!" und als das dankbare, begeiſterte Publikum ſich erheben wollte, ſich mit einem unbeſchreiblich luſtigen, pfiffigen Geſicht umſah, worin ſtand: „Ich fang Euch noch" und dann kam noch: „Mein Schatz hat einen Roſenmund". Das alles müſſen Sie ſich ganz genau vorſtellen, dazu die Stimme ſo mächtig, ſo kräftig wie noch nie, vielleicht 1863 auf dem Muſikfeſt in Düſſeldorf mit der Lind ...

Und als er nach Hamburg kam, wo er inzwiſchen nicht wieder geſungen hatte, da ließ man's ihn fühlen, was er den Hamburgern geweſen war:

„Wohl im Triumph bald hier bald dorten
Erwirbſt Du Ruhm und Ehren Dir,
Verehrt, bewundert, aller Orten,
Doch nirgends ſo geliebt wie hier."

Ein anonymes Gedichtchen enthielt in dieſem letzten Vers die ganze Wahrheit über jene glücklichſten Hamburger Jahre.
Richard Leander, deſſen „Träumereien an franzöſiſchen Kaminen" in der Kinderſtube von der Mutter vorgeleſen wurden, beſang indeſſen in einem Gedicht ihre ſchwerſten, die Cannſtatter Jahre:

Troubadour.

Ihr ließt mir bittres Leid geſchehen
Ich klag euch an, Frau Minne,
Umſonſt laß ich mein Tüchlein wehn
Talab von hoher Zinne.

Den ich in treuem Herzen mein'
Er wird es nicht erſpähen,
Auf blauem Feld im Sonnenſchein
Viel weiße Wolken wehen:

Lenk um, lenk um dein Rößlein
Auf oft begangne Spur,
Kehr heim zu deinem Schlößlein
Mein holder Troubadour!

Du vielgeſcholtne Winterzeit
Wie ſehn ich dich zurücke,
Da ſaß mein Sänger eingeſchneit
Mir hinter Wall und Brücke.

Die Funken ſprühten im Kamin,
Der Wind ſchlug an die Scheiben,
Doch er ſang mir von Waldesgrün,
Lenzluſt und Roſentreiben:

Nun lacht in güldnem Staate
Die Erde maienfroh,
Aus meiner Kemenate
Ein Vöglein mir entfloh!

Lenk um, lenk um dein Rößlein
Auf oft begangne Spur,
Kehr heim zu deinem Schlößlein
Mein holder Troubadour!

Ach! allverehrt und allbekannt,
Wo weilet jetzt der Traute?
Vor fremdem Ohr in fernem Land
Wo klingt jetzt ſeine Laute?

Wer beugt ſich ihm? Wer neigt ſich ihm?
Wirft ihm ein Kränzlein nieder?
Wer jauchzt ihm zu mit Ungeſtüm
Um meine ſüßen Lieder?

Nicht tragen mag ich länger
Des Scheidens herbe Qual,
Kehr heim geliebter Sänger,
Herzwonniger Gemahl!

Es lacht in güldnem Staate
Die Erde maienfroh,
Der meiner Kemenate,
Zum Leide mir, entfloh:

Lenk um, lenk um dein Rößlein
Auf oft begangne Spur,
Kehr heim zu deinem Schlößlein
Mein holder Troubadour!

Die Jahre, in denen dieſes Lied „Erleben" war, ſind es, in denen von Clara Stockhauſen eine Umſtellung verlangt wurde, die faſt zu früh von der Dreißigjährigen gefordert wurde. Das Leben legte ihr große Verzichtleiſtungen auf ſchöne Pläne tätigen Zuſammenlebens mit dem Gatten auf. Sie mußte ſich um ihrer ſelbſt willen und um der Kinder willen zu der Einſicht durchkämpfen, daß die Verwirklichung ſolcher Hoffnungen nicht im Erfüllungsbereich eines Künſtlers lag. Sie mußte, ſtatt ſich leiten laſſen zu dürfen, zu einer Selbſtändigkeit des Handelns und Denkens durchfinden, die ſie nicht angeſtrebt hatte.
Der bei der heutigen Erziehung nach Möglichkeit gemilderte Kantſche Imperativ, in deſſen Zeitalter ſie groß geworden war, erleichterte ihr den Kampf. Aufgewachſen als Pflichtmenſch kam ſie garnicht dazu jene Frage zu ſtellen, ob ſie im Ausgang dieſes Kampfes auch zu ihrem Recht, zur Entfaltung ihrer Perſönlichkeit und zur Befriedigung ihrer Wünſche gelangte, und ſtellte ſie etwa dennoch die Frage, ſo war die Anwort von vornherein gegeben durch das Bewußtſein, dieſem Künſtler, der unſtet war und blieb, in ihrer Häuslichkeit einen Hafen zu bedeuten, in den er doch immer wieder ſehnſuchterfüllt einlief. Auch ſein Gefühl dafür, was ſie im Stillen für ihn leiſtete, half ihr. Er ſchreibt einmal: „Was iſt zu machen? Dir fällt der ſchwerſte Teil zu. Dir danken, das iſt alles, was ich tun kann." Das tat er auch bis an ſein Ende. Tröſtlich zu denken, daß ſie es empfand, denn ſpurlos gingen jene Jahre nicht an ihr vorüber. Härter

wie ſie gegen ſich ſelbſt werden mußte, wurde ſie äußerlich ſchroffer; anſpruchsvoll und fordernd wie das Leben ihr gegenübertrat, ſtand ſie Anderen gegenüber. Es war die rauhe Furche, die der Kampf mit ihrem Schickſal bei ihr hinterließ. —

„Liebe von Vater und Mutter nimmt man als etwas ganz ſelbſtverſtändliches hin, ohne von beſonderer Dankbarkeit erfüllt zu ſein, bis man ein gewiſſes Alter erreicht hat. Dann fallen einem die Schuppen von den Augen und man kann es meiſt nur noch an ſeinen eigenen Kindern gut machen" (aus einem ſpäten Brief von Clara Stockhauſen).

Julius an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

Hannover, den 20. November 1872.

... Das Hofkonzert in Oldenburg war ſehr nett; der Saal hoch und kühl, der Klang geradezu herrlich. Daß Du doch nie dabei biſt, wenn es ſo ausnehmlich ſchön klingt, liebes Schätzchen! Wir fingen an mit Wolfram: „Blick ich umher" ... Nach „An die Leyer" war Pauſe, und die Großherzogin ſprach in ihrer gewohnten herzlichen Weiſe: „Warum ſind Sie ſo lange nicht hier geweſen; Sie wiſſen doch, daß Sie immer wie ein alter Freund empfangen und gerne geſehen werden". — Zum Schluſſe mußte ich ihr noch eines von den alten Liedern ſingen, nämlich die ewig junge „Frühlingsnacht". Dann kam der Großherzog [Peter] und ſprach über den Krieg und fragte ſehr viel über Elſaß. Ich war ganz erfreut, ſo viel mit ihm darüber plaudern zu können. Er betonte die Verwilderung der Truppen und dankte dem Himmel, daß es nach dem Waffenſtillſtand nicht noch einmal losging. „Wir hätten einen Dreißigjährigen Krieg gehabt; unſere Leute waren nicht mehr zu halten." Er wollte nicht zugeben, daß der Krieg auch als Reinigungsmittel gepriefen werden, und daß man ihn einem gewaltigen Wetter vergleichen könne, das die Luft von allen Miasmen befreie und zugleich die Kraft ganzer Völker erprobe. Man ſah es ihm an, die Erinnerungen des Winters 1870—71 waren ihm ſehr peinlich ...

Julius Stockhauſen an Clara Schumann:

Berlin, den 17. Dezember 1872.

Als ich Sie in Düſſeldorf ſah und Sie trotz der traurigen Nachrichten aus Paris [über Julie Marmorito, geſtorben am 10. November 1872] ſo feſt entſchloſſen waren Ihre Konzertreiſe nicht zu unterbrechen, empfand ich lebhaft, daß kein Freund, kein Bekannter Ihnen Troſt bringen würde, und darum habe ich ge-

Julius Stockhausen 1869

ſchwiegen. Dies Brieflein ſoll Ihnen nur ſagen, daß ich nicht minder wie alle Anderen täglich an Sie und Ihr ſterbendes, nun zur Ruhe gebrachtes Kind dachte. Wenn ich auch gewartet habe bis alle vielleicht geſprochen oder geſchrieben, minder erregt durch den Tod Ihrer Julie bin ich heute nicht. Ich habe manches ſchöne Lied von Robert Schumann ihrem Andenken geſungen ... und wünſche recht bald die Freude zu haben mit Ihnen ſo ein ſtilles heimliches Feſt feiern zu können.

Ich habe große Freude von meiner nordiſchen Reiſe gehabt. An Berlin namentlich habe ich diesmal ein lebhafteres Intereſſe gewonnen. Die muſikaliſchen Verhältniſſe geſtalten ſich durch Joachim auf das Erfreulichſte. Ich wollte Sie hätten wie wir geſtern das Konzert der Hochſchule gehört. Wir haben in wenig Jahren das Höchſte auf dem Gebiete der Inſtrumentalmuſik zu erwarten. Auch für die Technik des Geſanges ſcheint eine ſichere Grundlage gelegt zu ſein. Joachims belebender, durchwärmender Geiſt wird das Übrige vollenden ...

Robert Franz an Julius Stockhauſen:

Halle, den 14. April 1873.

Verehrter Herr und Freund! Geſtatten Sie, mich letzterer Worte in meiner Anrede bedienen zu dürfen: Sie haben ja in einer ſo freundſchaftlichen Weiſe an mir gehandelt, daß es wohl als gerechtfertigt erſcheint[167]).

Was Ihre Bemerkungen hinſichtlich unſerer alten Choräle und ihres landesüblichen Vortrags betrifft, kann ich denſelben nur vollkommen beiſtimmen. Das allgemein eingeführte Tempo, ſo widerſinnig als möglich, erklärt ſich nur aus den ſchlechten Gewohnheiten des nach und nach abſterbenden Kirchengeſanges. Daß letzterer aber ſo lebensmüde werden konnte, hängt mit Gründen zuſammen, die uns hier nur wenig zu intereſſieren vermögen. In früheren Zeiten, wo kirchliches und weltliches nicht ſo ſtreng geſchieden waren, wo noch ein begeiſtertes Leben innerhalb beider Elemente wirkte, waren auch die Wirkungen beider nach außen von gleichem Inhalte erfüllt und an eine mechaniſche Kultusübung gar nicht zu denken. Wie ich mir nun ſchon anzudeuten erlaubte, trug außerdem der geſteigerte Kunſtausdruck ebenfalls ſehr dazu bei, den naiven Volkston, wie er durchſchnittlich in den alten Kirchenliedern herrſchte, nach und nach zu Grabe zu läuten. Mit einem Worte: Die Art und Weiſe, in der man heutzutage Choräle ſingen hört, hebt die ſchön geſchwungenen Linien ihrer Melodien vollſtändig auf und iſt zum geiſtloſen Aneinanderreihen einzelner Töne, deren gegenſeitige Beziehungen in ihren Intervallfortſchritten kaum noch wahrnehmbar ſind, geworden. Leider haben ſich die meiſten unſerer Dirigenten dieſen ſchläfrigen Gewohnheiten angeſchloſſen, und ſo hören wir denn in Akade-

mien und Konzerten den Choral ſich in einem trübſeligen, monotonen Vortrag hinſchleppen, bei dem ſich das Publikum religiös geſtimmt zu werden nur einreden kann.

Nun bin ich allerdings keineswegs der Meinung, daß für die rhythmiſche Bewegung unſerer Kirchenlieder eine allgemein gültige Norm exiſtieren darf; ſie wird ſich vielmehr ebenſo nach den poetiſchen Bedingungen, als nach den muſikaliſchen Fragen, die zu Grunde gelegt ſind, richten müſſen: Ein freudiger Inhalt rechtfertigt ein lebhafteres Tempo, ein ernſter dagegen ein gemeſſeneres. Kommt außerdem noch dazu, daß der Dirigent ſein Zeitmaß nach der Behandlung, die der Komponiſt dem Chorale widerfahren ließ, zu richten hat, ſo treten damit eine Menge neuer Nüancen ein. Dient er z. B. einem Chore als Cantus Firmus, ſo beſtimmt lediglich das Figurenwerk die Bewegung der Menſur. Unter dieſem Geſichtspunkte wird das Tempo des Cantus Firmus im Schluß-Chor der Bachſchen Kantate: „Lobet Gott in ſeinen Reichen“ (Jahrgang 2, Nr. 1) ſehr langſam vor ſich gehen müſſen, wenn nicht eine greuliche Verwirrung Platz greifen ſoll. Einer anderen Behandlung gegenüber tritt wieder ein beſchleunigteres Zeitmaß ein uſw. Jedenfalls wird aber der Dirigent ſelbſt beim langſamſten Rhythmus durch eine aus dem Sinne der Worte hervorgehende Akzentuierung der Töne weſentlich nachhelfen können. Er trägt ganz allein die Schuld, wenn das Ganze in öder Langweiligkeit verlaufen ſollte . . . Im rhythmiſchen Akzent liegt das ganze Geheimnis des Vortrags dieſer Muſik. Keineswegs maße ich mir an, dasſelbe aus eigenen Mitteln gefunden zu haben; ich hörte vor vielen Jahren einmal Mendelsſohn die große Bachſche a-moll-Fuge auf der Orgel ſpielen. Bei der Gelegenheit iſt mir der Star geſtochen worden. Auf der Orgel kann man nur den Rhythmus markieren, weil die Töne keinen Unterſchied der Stärke zulaſſen. Mendelsſohns Spiel verſtand es nun hinlänglich die Cäſuren, ſelbſt die feinſten der Kompoſition, deutlich zu machen — man hörte jeden Eintritt einer neuen Stimme ebenſo gut wie das Verſchwinden derſelben vom Schauplatz. Was dieſem außerordentlichen Manne auf der Orgel möglich war, ſollte es mittels der Singſtimmen nicht tauſendmal leichter zu erzielen ſein? Doch das ſind Fragen, die nicht weiter hierher gehören. Die Manier, in der man durchſchnittlich die beiden als Cantus Firmus behandelten Choralmelodien: „O Menſch bewein dein Sünde groß“ und: „O Lamm Gottes unſchuldig“ zum Beſten gibt, bringt geradezu zur Verzweiflung. In Leipzig donnern ſie letzteren ſogar mit dreifachen Poſaunen heraus, die wahrlich eher ans jüngſte Gericht, als an den Kreuzesſtamm erinnern. An dieſen Dingen habe ich mir übrigens ſchon oft genug die Finger verbrannt. Wer das Bedürfnis ſo handgreiflicher Uebelſtände nicht fühlt, dem iſt eben nicht zu helfen. Man braucht nur die Augen aufzutun, um ſich alsbald zu überzeugen, mit welcher liebevollen Hingabe die Alten ihre Texte muſikaliſch behandelten: ſollen wir in der Wiedergabe einer

Muſik, die Wort und Ton ſo herrlich zu verſchmelzen wußte, ausſchließlich zugunſten unſerer Kunſt jene wundervolle Einheit in der Darſtellung wieder zerſtören? Ihnen gegenüber brauche ich eine ſolche Frage gar nicht aufzuwerfen, da Ihre geniale Begabung in dieſen Dingen längſt den rechten Weg ausfindig gemacht hat.
Was das Freylinghauſenſche Geſangbuch betrifft, habe ich bereits Auftrag zum Ankauf gegeben: Sobald ich im Beſitz eines Exemplares bin, werde ich Ihnen dasſelbe ſofort zuſenden.
Geſtatten Sie mir nochmals, Ihnen hiermit meinen herzlichſten Dank für Ihre Bemühungen in einem Intereſſe zu ſagen und nehmen Sie die Verſicherung hin, daß ich dieſelben bis an mein Lebensende nicht wieder vergeſſen werde. Mit den beſten Grüßen Ihr Rob. Franz.

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Wien:

Cannſtatt, den 3. Mai 1873.

Mein Lieber. Vorgeſtern, am 1. Mai, iſt dem großen Dichter Friedrich Hölderlin in ſeinem Geburtsort Lauffen am Neckar eine Gedenktafel errichtet worden. Ich konnte des ſchlechten Wetters wegen (es war noch winterlich) der Feier nicht beiwohnen, aber unſer Freund Hemsen war zugegen und fand dort Scheffel, Fiſcher u. a. m. Mit wahrer Rührung ſprach er von dem alten Major Seeger, einem großen Verehrer von Hölderlins Muſe, der jetzt das Haus, wo der Dichter die Welt erblickte, bewohnt. Er begrüßte die Geſellſchaft an der Schwelle des Hauſes mit ſchlichten, herzlichen Worten. Da wollen wir auch einſt hinpilgern, wenn du wieder nach Schwaben kommſt, und ich hoffe, daß das nicht ſo lange hinausgeſchoben werde! Selbſtverſtändlich hatten Hemſen und ich ausgemacht, daß das „Schickſalslied“ aufgeführt werden ſolle, aber wir mußten uns begnügen, hier am Klavier Deine Töne ſchwingen zu laſſen; natürlich wurde das ſchöne Gedicht voraus und ſchwungvoll geleſen.
Mit großer Freude las ich in Hamburg aus Deinem Brief an Avé, daß Du meines Sängerjubiläums gedenkſt und die Hamburger aufmunterſt, den „Elias“ am 26. Mai dort aufzuführen. Wenn Du gleich dazu geſchrieben hätteſt: „Ich komme und dirigiere das Werk Stockhauſen zu Liebe!“ dann hätte man ſich beſinnen können, aber mit Bernuth, mein Lieber, will ich den Tag nicht feiern. Dann iſt es wohl ſchön ſolches Sängerfeſt zu Hauſe im Kreiſe der Familie zu begehen, wo man doch der herzlichſten Teilnahme ſicher iſt. Dazu kommt, daß der „Fauſt“ hier nie aufgeführt worden, und es ſchien mir die beſte Gelegenheit, ihn zu Gehör zu bringen. Das Konzert ſoll am 31. ſtattfinden, und gleichzeitig wollen wir den Dichter Hölderlin mit Deinem „Schickſalslied“ feiern. Das

Konzert findet zum Beſten des Schumann-Denkmals ſtatt und ich frage heute bei Dir an, ob Du bald hier durchreiſen wirſt und bei der Gelegenheit Dein „Schickſalslied“ dirigieren würdeſt? Wir können dann „Fauſt“ 2. und 3. Abteilung aufführen, und ſtatt der erſten Abteilung eine Gedenkrede auf den Dichter und das Denkmal in Bonn vorangehen laſſen. Darauf würde Dein Prachtſtück ſich anreihen. Schreibe mir eine Zeile darüber. Ich habe einen guten Chor, der durch den Theaterchor verſtärkt wird. Ich habe Zeit und ſtudiere ſelbſtverſtändlich die Chöre ſelbſt ein. Zwei Proben habe ich ſchon hinter mir und es verſpricht ſehr gut zu werden. Mit ſolchem Programm und mit einem ſo ſchönen Zweck vermeide ich von mir und meinem Jubiläum zu ſprechen oder drucken zu laſſen, und das gefällt mir am beſten . . .
Wie ich mich freue immer wieder von Deiner Akademie zu leſen, muß noch hier Platz finden. Du bereuſt es gewiß nicht, nach Wien als Direktor eines ſolchen Chors gegangen zu ſein, obwohl Du Dich im Auguſt 1872 noch ſo ſehr ſträubteſt. Du biſt der Mann dazu!
Clara grüßt und läßt Dir ſagen, daß die große Muſikſtube mit Pedalflügel für Dich bereit ſtehen wird.

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Cannſtatt:

[München, den 7.] Mai 1873.

Lieber Freund, — Dein Brief wurde mir hierher nachgeſchickt, und ich kann einſtweilen nur ſo eilig als es die Reiſeunruhe und ſo deutlich als es Levis ſchlechte Federn erlauben, ein Wort erwidern.
Wenn ich es hier nicht gefunden hätte, — hätte ich in Cannſtatt mein Sommer-Plätzchen geſucht. Jetzt habe ich es am Starnberger See, und da ich genug für kommenden Winter zu bedenken und zu bearbeiten habe, ſo möchte ich mich freilich vor Aufführungen hüten.
Verführeriſch iſt mir Dein Feſt am 31.! Nun vielleicht vertreibt mich irgendwas vom Starnberger See, dann komme ich jedenfalls nach Schwaben.
Aber — kommſt Du nicht etwa nächſten Winter nach Wien? Vielleicht für ein größeres Werk, ſonſt etwa für eine Bachſche Arie und Schubertſche Lieder mit Orcheſter?
Leider können wir nicht ſehr mit dem Honorar prahlen, da die Verhältniſſe dies wirklich nicht erlauben. Doch kämſt Du überhaupt nach Wien, ſoll's ſich ſchon machen.
Ich habe gerade ein paar Lieder, die vortrefflich Dir und Deiner Stimme paſſen. Wären ſie nur ſo leicht wie dieſer Zettel in ein Couvert zu ſtecken.
Heute Abend von ſieben bis zwölf Uhr wird Walkyre aufgeführt. Levi iſt nach

Berlin für acht Tage und ich mag des gar abſcheulichen Wetters wegen nicht in meine Einſamkeit.
Eigentlich wünſche ich ſehr bei Deinem Konzert zu ſein, aber Du begreifſt, daß ich mich ſelbſt gern überreden möchte; etwas fleißiger ſein wäre beſſer. Sei nicht bös über die konfuſe Schreiberei und adreſſiere trotzdem recht bald: Levi, München.
Beſten Gruß in Haus und Stadt — bis an das Konſervatorium.
Herzlich Dein J. Brahms.

„Julius Stockhauſen, dem 25jährigen Sänger, zum 26. Mai 1873."

„Man behauptet, daß in Gegenden, wo die Nachtigall zu erſcheinen pflegt, die übrigen Singvögel voller und ſchöner ſingen, da ſie ihr nachahmen und von ihr lernen" (Gotth. Heinr. Schubert, in ſeiner Naturgeſchichte).

Wo einmal ſang die Nachtigall,
Da merkt die Droſſel ſich den Schlag,
Da horcht die Lerche auf den Schall,
Und alle Vögel ſingen's nach.

Und wenn der Frühling wieder blüht,
Und Herz bewegt den Vogelſang,
So horcht die Welt dem alten Lied:
Wie, klingt der Wald von neuem Klang?

War ſo denn ſonſt der Finkenſchlag,
Der Lerchenton, der Amſelſchall?
Wird's ſchön und ſchöner allgemach? —
O Welt! das macht die Nachtigall!

Und ob ſie nie Dir wieder ſang,
Und Dir nicht kehrt in Wald und Feld:
Ihr Ton iſt all der Liederklang,
Ihr Herz ergoß ſich in die Welt.

Klaus Groth.

Kiel.

Da Brahms nicht kam, ſang ſich Stockhauſen am 31. Mai im Schumannſchen „Fauſt" die Freude über ſeine fünfundzwanzigjährige Sängerlaufbahn aus der

Seele, und ſpendete die Einnahme des Konzertes, 884 fl., dem Komitee zur Errichtung des Robert Schumann Grabdenkmals in Bonn. Wenige Tage ſpäter, am 7. Juni, führte er zu Hölderlins Gedächtnis das „Schickſalslied“ von Brahms auf. Auch dies Werk hörte man in Stuttgart zum erſtenmal. „Bedeutungsvoller Tag, den Sie hierfür auserſehen: Morgen ſind es dreißig Jahre, daß des armen Gefangenen Sehnſucht hinüberzuwallen, in's beſſere Land — zu Alcäus und Anakreon geſtillt ward,“ ſchreibt ihm der Freund Wilhelm Hemſen aus Stuttgart. Dann traf ſich am 17. Auguſt eine große Anzahl von Verehrern zur Schumann-Gedächtnisfeier in Bonn. Wilhelm Lübke berichtete über die Leiſtung Stockhauſens an deſſen Gattin: „Ja er hat geſungen wie ein Gott, und ſein Volk hat ihn wieder erkannt als den König der Sänger und den Popokatepetl unter den Larynxbeſitzern! Es war herrlich und ein Jubel, der ſogar mitten in die Scene unaufhaltſam hereinbrach. Nur Sie, liebſte Frau, haben uns gefehlt und mir nicht am wenigſten.“

Es muß eine muſikaliſche Herzensangelegenheit für Stockhauſen geweſen ſein, etwas für jenes ihn ſchon lange intereſſierende junge Talent tun zu können, das im Oktober 1872 für mehrere Monate in ſeine Familie in Cannſtatt aufgenommen wurde: Julius Röntgen[168]), von nun an ſcherzweiſe um Verwechslungen vorzubeugen: „Julius II., non papa“ benannt. Schon in Hamburg hatte er ſich für dieſen ungewöhnlich begabten Sohn des Leipziger Konzertmeiſters intereſſieren wollen: Nun da er unabhängig daſtand, engagierte er ihn zu mehreren ſeiner in Stuttgart ins Leben gerufenen Kammermuſikabende und als Begleiter auf einer Reiſe ſüdwärts nach Innsbruck, — der Stadt, in der ſein erſter Muſiklehrer Nagiller lebte —, nach München und Augsburg und nordwärts zum Konzertvater Klaus Groth in Kiel, Hamburg und Berlin. Ueber die erſten Eindrücke der Cannſtatter Häuslichkeit ſchrieb Röntgen nach Hauſe:

„Bei Stockhauſen war es herrlich geſtern Abend; ich fühlte mich gleich wie zu Hauſe; es iſt aber auch ſehr wohltuend, wenn einem fremde Leute mit ſolcher Freundlichkeit und Liebe entgegenkommen. Er hat drei wunderhübſche Kinder . . . Wir gingen natürlich gleich ans Klavier, und ich ſpielte die e-moll-Fantaſie; da hättet Ihr einmal ſehen ſollen, wie das Stockhauſen gefiel; er iſt aber auch ungeheuer muſikaliſch, ſo wie man's ſelten findet. — Das mochte wohl auch mit beitragen, daß mir's wie zu Hauſe vorkam . . . Seine Stimme iſt noch ganz ſo wie früher, Euch brauche ich ſie ja am wenigſten zu beſchreiben. . . . Singer und Konſorten ſind Gift und Galle auf ihn, daß er auf eigene Fauſt Konzerte macht, und haben alle ihre Mitwirkung rund abgeſchlagen . . .“

„. . . Unſer Konzert [in Stuttgart] macht mir wirklich einen Hauptſpaß, Stockhauſen ſagt, ich hätte wahrhaft Peitſchenſchläge ausgeteilt, ſo wäre es das hieſige Publikum nicht gewöhnt. Die Leute ſind hier durch die ewigen Schablonenkonzerte in einem ſolchen Grade verſchläfert und verdummt, daß ſie gar nicht

mehr wiſſen was es heißt ordentlich Muſik machen und wie ihnen geſchieht, wenn ſie einmal etwas aufgerüttelt werden. Der Ärger aber von Singer und ſeiner Geſellſchaft; ſie ſuchen aus allen Kräften ihn hier nicht aufkommen zu laſſen. Nun hat er ja die beſten Waffen gegen all dieſe infame Kleinlichkeit und Hetzerei. Lange wird er freilich nicht mehr hier bleiben, im Grunde iſt es doch nichts für ihn . . ." — „Den ganzen Vormittag haben wir muſiziert, und Stockhauſen hat ſich einmal wieder ſo recht ausgeſungen, da er gerade beſonders gut disponiert war. Ach, könntet Ihr ihn nur einmal ſo hören, es iſt gar zu unbeſchreiblich ſchön! Bach, Gluck, Schubert, Boieldieu, alles ſingt er in ſeiner Art gleich vollendet. Es gibt doch eigentlich keinen Sänger außer ihn."

— — — Faſt zu ſchnell rauſchen die fünf Jahre dahin, in denen Stockhauſens ihren Wohnſitz in Cannſtatt haben. Obwohl alles Äußere urſprünglich dazu angetan geweſen war, iſt ihnen das Leben dort nicht zur Idylle geworden. Wohl war es ein ſelten ſchönes Künſtlerheim, abſeits der Stadt gelegen, im Grünen, nur zu Fuß oder mit der Eiſenbahn von Stuttgart aus zu erreichen. Ein enger Kreis von Freunden, unter denen das Ehepaar Wilhelm Lübke und Hemſen, der Bibliothekar des Königs, die nächſten waren, pilgerte häufig nach Villa Chiara in den mit Obſtbäumen beſtandenen, weiten Garten des geräumigen Hauſes hinaus. Es war die Zeit, in der dort Hölderlins Werke, Heyſeſche Novellen, Mörikes Gedichte und Theodor Fontanes Balladen vorgeleſen wurden, wenn man beiſammen war. Der Gevatter Lübke, Pate des zweiten Sohnes Friedrich, war Liebling der Kinderſtube. Er brachte einen herrlichen Humor, ein prachtvoll väterliches Element mit hinein. Und er, der ſelbſt bitter unter den geiſtig engen Verhältniſſen, in denen er ſeine Tätigkeit ausübte, litt, hatte volles Verſtändnis für die Schwierigkeiten, die ſich bald nach ſeiner Niederlaſſung für Stockhauſen in Stuttgart gezeigt hatten. Die anſäſſigen Künſtler waren der fremden Nachtigall mißtrauiſch und feindſelig entgegengetreten, und der fremde Vogel, des eigenen Liedes in der Kehle bewußt, und nur allzu gern zum Flug bereit, flog lieber in die Lande, wo man ihn gern hörte, wo man die ihm innewohnende nicht zu hemmende Luſt ſeiner Lieder verſpürte, und ſich willig von ihnen bezaubern ließ. —
„Mutter muß miteſſen" würde Wilhelm Jordan alliterieren. Wir freuen uns unendlich, lieber Freund! Wer tut's nicht? Der kriegt Hiebe! Alſo Mittwoch eſſen Sie mit Julius II. und ſeiner Frau Mutter bei uns. Wann? Das beſprechen wir Dienstag. So freut man ſich auf die Nachtigall!" — bei Klaus Groth in Kiel nämlich, der den beiden Künſtlern nach Hamburg entgegen jubelte wie ein Junger, und dem endlich wieder einmal in ſeinen Räumen höchſte Feierſtunden des Muſizierens anbrachen. Wie hätte es bei ſolcher Reſonanz auch nicht klingen ſollen? Seit achtzehn Jahren kannte Klaus Groth Stockhauſen und verfolgte

ſeinen Weg. Nachdem das Konzert am 11. Februar 1874 vorüber, und Stockhauſen mit Röntgen zu zwei eigenen Abenden nach Berlin weiter gereiſt war, ſchrieb er, als ein hierzu Berufener, in die „Kieler Zeitung“ vom 13. Februar was er auf dem Herzen hatte:

„Wer vorgeſtern abend Julius Stockhauſen ſingen gehört, der darf ſich ſagen, daß er das Glück gehabt, das Höchſte und Schönſte in der Kunſt des Geſanges vernommen zu haben. Seit Otto Jahn ihn 1856 in einem Artikel der „Grenzboten“ mit enthuſiaſtiſchem Lobe begrüßt, haben alle Kritiker von Ruf und Namen darin tatſächlich übereingeſtimmt, daß kein anderer Sänger mit ihm verglichen werden kann; denn keiner hat ihn je mit einem anderen verglichen als mit ihm ſelbſt. Wer ihn daher nur einmal gehört, der ſagte ſich, wenn er muſikaliſches Urteil und Empfindung beſaß: Dergleichen habe er in ſolcher Vollkommenheit noch nie vernommen, und ſo wird auch noch der ſprechen, der ihm im geſtrigen Konzerte zum erſten Male gehorcht, ebenſo gut, wie vor fünfzehn Jahren Otto Jahn. Erſt wer ſeinem Geſange durch wiederholtes Vernehmen in verſchiedenen Zeiten vielleicht kleine Veränderungen abgelauſcht, gewann einen Vergleichungspunkt, und die Kritiker wußten meiſtens nichts beſſeres zu tun, als den Stockhauſen von damals mit dem Stockhauſen vom jedesmaligen geſtern abend zuſammenzuhalten.

Dieſe Art der Kritik, die in der Tat in ſich ſelbſt das größte Lob ausſpricht, iſt doch für den Gegenſtand des Lobes ſehr gefährlich. Die eigene Größe iſt der gefährlichſte Feind derſelben. Es hat noch keinen Künſtler erſten Ranges in keinem Fache, ſei es Sänger, Maler, Dichter, gegeben, den die Kritik nicht mit ſich ſelber tot ſchlug. Wie klagt nicht Goethe ſogar über ſeine Freunde, die Herder u. a., daß ſie ſeine „Iphigenie“ herzlich ſchlecht fanden, weil er das Unglück gehabt hatte, den „Götz“ und das erſte Fragment des „Fauſt“ geſchrieben zu haben. Ohne dieſe würde man ſie in den Himmel gehoben haben.

Andere Sänger z. B. dürfen wohl einmal heiſer ſein — Julius Stockhauſen nie, ohne daß Berufene und Unberufene ſprechen vom ſchwächlichen Organ, vom Untergange der Stimme. Es liegt für viele Menſchen, wie es ſcheint, ein eigentümlicher Reiz darin, von Genüſſen zu reden, deren nur ſie, vom Geſchick Begünſtigte, teilhaftig geworden, ſtatt unabhängig vom ſtörenden Vergleich das gegenwärtige Schöne unmittelbar zu genießen, und genießen zu laſſen. Dieſe Neigung iſt nicht ohne Gefahr, ja, weil ſehr verbreitet und durch die Menge der Stimmen mächtig, von ſehr verderblichen Folgen. Schon manches produktive Genie iſt dadurch erlahmt, manches reproduktive gerade erſten Ranges zu früh von der undankbaren öffentlichen Schaubühne vertrieben, und, wenigſtens die nachfolgende Generation, dadurch um die Anſchauung eines unwiederbringlichen Schönen gekommen. Zu den durch dieſe Unart des Publikums zu ſeinem eigenen Schaden zu früh Vertriebenen gehört z. B. Jenny Lind. Auch ſie war

eine der Größen, deren Glanz man durch den Schatten ihrer eigenen Vergangenheit verdunkelte, zu einer Zeit verdunkelte, wo ſie noch unbedingt einzig in ihrer Art daſtand. Sie trat im Verdruß darüber ſchon 1854 aus der Öffentlichkeit zurück, und wer ſie, wie ich 1866, nur ein einziges Mal gehört, der konnte, wie mancher jüngere muſikaliſche Freund von mir, noch, wie ich ſelbſt, ſagen: dergleichen iſt mir in ſeiner Art der Vollkommenheit niemals zu Ohren gekommen.

Gegenwärtig flüſtert man ſchon von dem rückläufigen Gange in dem Spiel der erſten aller Geigen, Joachims.

Doch vielleicht darf man dieſe Neigung in der menſchlichen Natur nicht tadeln. Sie gründet ſich zum Teil auf dem wehmütigen Gefühl von dem Loſe alles Sterblichen: Größen dieſer Art gehen wie Sterne auf, kulminieren und ſinken. Gewiß tun ſie es.

Ich war in Düſſeldorf bei dem großen Muſikfeſte gegenwärtig, in welchem Stockhauſen durch ſeine Leiſtungen zuerſt ſeinen europäiſchen Ruf als Sänger gewann, dem Otto Jahn in dem angeregten Artikel der „Grenzboten“ begeiſternden Ausdruck verlieh. In Kiel bin ich daher wohl derjenige, der ihn am längſten als Sänger kennt und am öfteſten gehört. Ich darf die Verſicherung geben, erſtens, daß Stockhauſen damals, Pfingſten 1856, keineswegs gut disponiert, ſondern etwas erkältet war, und zweitens, daß er niemals vollkommener, nach Stimme und Stimmung beſſer geſungen hat, als vorgeſtern abend.

Man hat das Recht, ſeinen eigenen Ohren zuletzt am meiſten zu trauen. Und im übrigen, da es ſchwer iſt, den flüchtigen Eindruck ſo feſtzuhalten, daß er nach Jahren dem gegenwärtigen als Maß und Muſter klar gegenüberſteht, — wenn es nicht genau ſo wäre, ſo hat, wie geſagt, wenigſtens die Mehrzahl der Beſucher des vorgeſtrigen Konzerts das Recht zu ſagen, ſie hätten das Höchſte der Geſangskunſt aus ſeinem Munde vernommen.

Stimme hat er genug, „um damit“, nach einem Ausdruck Hauptmanns, den ich hier aus einem ſeiner Briefe an Hauſer adoptiere „das Allerſchönſte zu ſingen“. Das wird jeder herausgehört haben, als er ſie in dem letzten Volksliede einmal jubelnd erſchallen ließ. Wenn er ſie ſonſt nicht vollſtändig ausgibt, ſo iſt das ſein künſtleriſches Maßhalten, das nur die Muſik, nicht das Material zu Gehör bringen will.

Ein unbedingtes Lob erträgt ſich ſchwer. Man macht bei Stockhauſen oft die Einſchränkung, er ſei der größte Liederſänger, das iſt genau dasſelbe, als wenn man jemand den größten Zahlenrechner nennt. Will man ihm den dramatiſchen Sänger gegenüber ſtellen, ſo ſagt man damit nur, daß der dramatiſche Geſang wenigſtens ſeit Meyerbeer und Wagner ſo weit nicht mehr Geſang iſt, als er andere Mittel gebraucht als vollendete Stimmbildung und Vortrag durch die Stimme. Der Vortrag der Boieldieuſchen Arie aus „Les voitures versées“ von

Stockhauſen war vollkommen dramatiſch, ein wenig Aktion mit Veränderung der Stellung und Haltung der Hände hätte uns aufs Theater verſetzt, aber dieſe Aktionsmittel wären doch nicht Sache der Geſangskunſt. Die „Waldesnacht“ von Schubert, ſowie die „Magelonen-Romanzen“ von Brahms, gehen auch durch Umfang und Charakter über den Rahmen des eigentlichen Liedes hinaus, weswegen Brahms wenigſtens dieſe ſeine Kompoſitionen Geſänge benannt hat. Es iſt Geſchmacksſache zu entſcheiden, ob nicht die Magelonenlieder von Brahms, wovon Stockhauſen auch das zweite auf begeiſterten Zuruf wiederholen mußte, das Herrlichſte des ſchönen Abends boten. So wird nun dieſer Sänger wie er früher der wahre Propagandiſt für Schubert und Schumann geweſen, jetzt als ein echter Prieſter ſeiner Kunſt der Interpret der noch ſchwerer eingehenden, aber ſicher auch ſich Bahn brechenden Brahmsſchen Kompoſitionen. Gerade bei dieſem ſtand ihm ſein jugendlicher Gefährte als ein vortrefflicher Helfer bei Seite. Zu einer ſolchen Begleitung der ſchwierigen Nummer „Wie froh und friſch“ gehört eine Herrſchaft über das Inſtrument und eine Hingebung an den Komponiſten wie an den Sänger, wie ſie höchſt ſelten gefunden wird. Es mag alſo dem Sänger diesmal zugleich zum Vorteil gereichen, daß er dieſes junge ungewöhnliche Talent unter ſeine ſchützenden Flügel genommen hat.“

Aus Briefen von Julius und Clara Stockhauſen:

An Clara: Berlin, den 15. Februar 1874.

Abends wanderte ich allein nach den Reichshallen und hörte mir eine Symphonie von Haydn unter Sterns Leitung an. Es war nichts Beſonderes und das Trinken und Stricken und Eſſen während der Muſik war ſtörend. Nur Rauchen iſt verboten. Der Saal iſt ſchön, hat auch eine große Orgel und nun denke Dir, (das Glück kommt doch immer unerwartet) ich begrüße Stern und X. und beide platzen mit der Nachricht heraus, daß er für Oſtern den Geſangverein aufgibt und einen Dirigenten ſucht. Zweitauſend Taler ſind ſicher, ſagt [Stern]. Er habe die Bücher ſtets ſelber geführt. Komitee ſei nicht da.

Berlin, den 20. Februar 1874.

Ich ſtehe auf eigenen Füßen, mehr wie je, und nehme den Verein dennoch gerne, wenn man mir ihn gibt, um endlich in einer großen Stadt zu leben. „Il faut mettre le pied dans l'étrier“, iſt ein altes Sprichwort, und dieſer Steigbügel ſcheint mir ein ganz ſicherer, wohl befeſtigter zu ſein ... Stern hat ſchon ſeinen alten Herren in der letzten Probe erklärt: „Ich kann nicht mehr, ich muß den

Verein abgeben, aber Stockhausen soll geneigt sein etc." — Es liegt ihm natürlich daran, daß er unter einer guten Firma weiterbestehe.

Berlin, den 21. Februar 1874.

... Ich schrieb heute früh nicht, weil ich Dir Nachricht geben wollte von einem Besuch bei Stern. Den mußte ich sehen, bevor ich nach Leipzig reise, denn er ist quasi mit Riedel dort engagiert und länger durfte die Sache nicht in der Schwebe bleiben ... Ich konnte nicht umhin, den Direktor selbst um Einsicht in die Bücher zu bitten. Und das ist geschehen. Seit 1863 hat Stern den Verein selbst pekuniär administriert ... Die letzte [Jahres-]Reineinnahme beläuft sich auf etwas über zweitausendfünfhundert Taler. Singende Mitglieder sind etwa dreihundertsechzig à zehn Taler. Zuhörende etwa fünfhundert à acht Taler. Du siehst der Fond ist da ... Ich habe daher zugesagt und Meister Stern scheint sehr erfreut ... Schriftliches verlangt er nicht. Mit ihm bin ich also in der Ordnung. Der Vorstand muß das Amen dafür sprechen, und dann geht es los! Die Zeit ist eine günstige ... Gleich nach Ostern schieße ich mit „Faust" los, studiere ihn ein, dressiere mir einen guten Faust, und Anfang oder Mitte Mai wissen wir alle, woran wir sind ... Damit ist allem Eifern der Hochschule die Spitze abgebrochen. Und das muß geschehen ... Denke Dir, ich war kühn genug, gestern abend bei Simrock den zuverlässigen Rudorff um Rat zu fragen. Dieses Erstaunen! Er sprach ganz offen, und als ich ihn fragte, ob er den künftigen Verein der Hochschule dirigieren werde, sagte er nein. Joachim lasse sich das nicht nehmen. Mehr wollte ich nicht hören ... „Aber das ist ja ein furchtbarer Stoß für unseren werdenden Chor!" — „Ich warte nun lange genug vergeblich auf eine Einladung von Joachim, nach Berlin zu kommen etc." Das machte ihm sehr viel zu schaffen, aber er begriff, daß man die Gelegenheit nicht gehen lasse. Drei Konzerte mit Orchester in einer Saison machen wenig zu schaffen, und da bleibt viel Zeit zum Konzertieren, außerdem kann ich für einen Montag ab und zu einen Stellvertreter hinsetzen, wie Stern gleich selbst betonte. Den Ruhm des Sängers nicht aufzugeben und den des Dirigenten an drei Abenden erkämpfen, scheint mir nicht unmöglich! ...

Clara an Julius: Cannstatt, den 23. Februar 1874.

Welchen Aufruhr der Gedanken und Empfindungen Dein Brief heut in mir wachgerufen, kannst Du Dir wohl vorstellen ... Alles, was Du über den Verein, den Zeitpunkt schreibst, scheint mir sehr richtig; auch den dringenden Wunsch, Deine Kräfte in einer großen Stadt zu verwerten, verstehe ich vollständig. Ich glaube nur, in dem einen Punkt täuschst Du Dich, daß Du mit der Direktion

Konzertreiſen glaubſt verbinden zu können. Du wirſt nicht bei drei Konzerten im Winter ſtehen bleiben, jeden Montag willſt Du Verein halten, Stunden werden ſich Dir in Mengen anbieten ... Kurz, die große Stadt wird Dir ein ſo großes Feld der Tätigkeit eröffnen, daß Du die Kraft zum Singen, wie Du ſie jetzt haſt ... naturgemäß nicht haben kannſt, weil Du Dein Organ mit dem Sprechen viel zu ſehr anſtrengen mußt. Wird es Dich nicht verſtimmen, wie es Dir in Hamburg ergangen? Laß Dir die Zeit als Beiſpiel dienen, ehe Du dem Sängerleben valet ſagſt. Wie ſehr es mich beglücken würde, wenn die langen Trennungen aufhörten, brauche ich nicht zu ſagen, es wird mir jedesmal ſchwerer ... Dich fort zu laſſen und Monate ohne Dich zu leben. Spreche ich alſo dagegen, daß Du das Wanderleben aufgibſt, ſo geſchieht es nur, weil ich mir die Trennung von Deiner Sängerlaufbahn als ſehr ſchwer für Dich vorſtelle. Der Reiz, mit der Macht der Stimme ſo viele Hörer unwiderſtehlich zu feſſeln, muß enorm ſein; darin liegt keine kleinliche Eitelkeit, ſondern die ganz berechtigte, naturgemäße Freude und Befriedigung an der Kraft und Macht angeborenen Talentes. Wirſt Du dem entſagen mögen, bevor die Notwendigkeit Dich zwingt? Dieſe Frage brauchſt Du mir nicht zu beantworten; ich lege ſie Dir nur vor, damit Du die Annahme einer ſolchen Stellung nicht nur nach den befürwortenden Seiten hin betrachteſt ... Daß die Sache nur mündlich abgemacht werden ſoll, ſcheint mir auch nicht richtig; etwas Schriftliches überhebt Euch beide unvorhergeſehenen Mißverſtändniſſen, und halte ich für dringend notwendig ... Daß Du mit Rudorff geſprochen, finde ich natürlich ... Er perſönlich wird ſich beſtimmt freuen, wenn Du nach Berlin kommſt; in welchen Konflikt wird es ihn aber mit Joachim bringen? Er hat Euch beide lieb, beide ſeid Ihr auf Eurem Felde die Erſten, und doch bezweifle ich, ob Ihr vereint gehen könnt ... Mir iſt ſo grenzenlos ſchwer zu Mute! Doch ſtill davon — ich muß mich ruhig halten für Eliſabeth [die am 22. Januar 1874 geborene Tochter] — wer es doch vermöchte! — — Entſchließe Dich nur nach Deinem eigenen Gutdünken und ſei verſichert, daß ich ſtets da am glücklichſten ſein werde, wo Du Dich in Deinem Beruf, in Deiner Tätigkeit glücklich fühlſt ...

Julius an Clara: Berlin, den 27. Februar 1874.

... [Es wurde im Vorſtand beſchloſſen, dem Verein mitzuteilen, daß der Vorſtand mit Stockhauſens Wahl einverſtanden ſei.] So ſteht es mit mir und dem Verein, und ich frage mich oft, wie denn das Glück ſo über Nacht hereingeſchlichen ſei. Der Vorſtand iſt eben eine Form, Stern das Faktotum und ein ſehr genauer Geſchäftsmann. Er hat offenbar den Verein prächtig geleitet und ich hoffe, wir beide bringen ihn noch weiter, denn mache Dich gefaßt, Du mußt Buchhalter ſein, ſüßes Frauchen, ohne Dich geht's nicht, und wenn Du nicht

willſt, muß ich's aufgeben. Aber ſei gut und hilf mir. Denke Dir, wir haben die Beiträge einzukaſſieren, Sänger und Sängerinnen zu engagieren, die drei Konzertprogramme zu beſtimmen ...

Clara an Julius: [März 1874].

Verſuchen will ich wenigſtens Dir zu ſchreiben, wenn auch der Arm [infolge einer eiternden Bruſt] ſchmerzt; es muß Dich peinlich berühren, daß Du zu einer Zeit, die ſo Wichtiges für uns und unſere Kinder bringt, von mir kein Wort erhältſt ... Wenn ich bisher ſcheinbar abriet oder dagegen war, war es nur im Hinblick auf Dich. Du haſt das feſte Vertrauen, daß das Dein Platz iſt; ich glaube es ſelbſt und was in meinen Kräften ſteht Dir zu helfen, weißt Du geſchieht, ohne daß ich es weiter ſage. Unſere Stellung wird nicht ganz leicht ſein; primo: Joachim. Hoffentlich hilft da ein guter Takt. Überhaupt „Wurzel ſchlagen" in neuem Boden iſt nicht leicht; es wird Dir aber gelingen die ſpröden Berliner einzufangen, denn Reſpekt haben ſie doch vor tüchtigen Leiſtungen. Man muß nur Geduld haben und nicht von einem Jahr verlangen, was erſt Jahre bringen können. Lübke iſt ſehr bewegt von unſerem Fortgehen, zumal ... er mit uns ſeine nächſten Freunde verliert. Und uns geht es nicht anders ...

Julius an Clara: [Berlin, den] 10. April 1874.

Simrock, der heute früh da war, ſagte, daß alles, was in Berlin lebt, in den Himmel gehoben wird, alles Fremde, er meinte natürlich Bruch, ſchlecht behandelt werde, und ſo fragte ich ihn, ob man Brahms auch ſo feindlich ſei. „Gerade ſo", meinte er. Das ſind ja ſchöne Ausſichten, dachte ich und — ſchwieg ...

Julius Stockhauſen an ſeinen Bruder Franz Stockhauſen, Straßburg:

Berlin, den 17. April 1874.

Mein lieber Franz! — ... Ich werde am erſten Juli nach Karlsbad gehen und bitte Dich ſehr, dasſelbe zu tun ... Lübke kommt auch hin und Billroth aus Wien. Ein Mann von wahrer Genialität. Und ein Muſiker, wie Du und ich zuſammengenommen. Du weißt, daß ich den Sternverein übernommen habe. Es ſind darin nicht lauter Sterne, leider, aber gute Elemente ... Wenn man einen genügend großen Saal hätte, ſo könnte man ſchon etwas machen. Aber denke Dir, daß ich trotz einer Extra-Einnahme von zwölfhundert Talern, für den

„Chriſtus“ von Kiel noch Geld aus der Kaſſe zuſetzen muß. Wir haben ihn allerdings noch ein zweites Mal mit weniger Koſten gegeben, aber dies zweite Konzert iſt für das Bach-Denkmal in Eiſenach. Das ſind Ausgaben! Welche Rechnungen zu begleichen! Kannſt Du Dir Deinen Bruder vorſtellen, wie er Liſten von ſiebenhundert Namen zuſammenſtellt, ſie dem Vereinsdiener [gibt], damit der die Taler [einkaſſiert]? Und doch muß dies ſein, um wirklich den vierten Teil von 6950 Talern alle drei Monate zu erhalten. Joachim und die Hochſchule haben ein großes Geſchrei aufgeführt, weil ich wie eine Bombe in Berlin eingefallen bin ... Der große Schulze hat natürlich einen guten Anteil an der Sache. Er war damit beauftragt, eine Chorſchule zu gründen, und das geht langſam. Da Stern ſich zurückziehen wollte, hoffte man an der Hochſchule, daß der größte Teil zu Schulze-Joachim übergehen würde. Aber durchaus nicht; ich habe den Verein vor einer ſchnellen Auflöſung gerettet, und ich kann ruhig meinem Ziel entgegengehen ohne die anderen zu beunruhigen.

Julius Stockhauſen an Ernſt Rudorff, Lichterfelde:

Berlin, den 20. April [1874].

... Ich war ganz feſt entſchloſſen geſtern nach Lichterfelde zu fahren, hatte mich aber erkältet ... Da ich heute Singverein zu dirigieren habe, wollte ich recht vernünftig ſein ... Denken Sie, lieber Freund, Joachim hat mich beſucht! Ich fand Samstag abend ſeine Karte. Ich habe meinen teuren Freund alſo nicht ganz verloren; er läßt mich nicht ganz links liegen, und das iſt mir ein großer Troſt, eine gute Vorbedeutung ... Plagen will ich ihn mit keiner Frage, mit keiner Anſpielung auf Hochſchule und Verein, wenn ich nur den Freund nicht verliere, den ich ſo unbegrenzt verehrte. Ich verdanke ihm ſo viel, daß ich unglücklich wäre, ihm böſe ſein zu müſſen. Und es war nahe daran. Aber dieſe kleinliche Aufwallung wird ihm gerne verziehen wenn er nur einſehen will, daß ich nichts anderes in Berlin zu erreichen ſuche als er ſelbſt. Und wir haben beide die Mittel dazu. Er ein ausgezeichnetes Orcheſter, ich einen großen Chor. Unſer Reichshallenorcheſter genügt als Begleitung, und zum „Fauſt“ hat mir Exzellenz von Hülſen das Hofopernorcheſter zugeſagt ... Kurz, es kann mit der Zeit recht ſchön werden und Freund Joachim wird hören, daß ich es immer in ſeinem Sinne meine. Irre ich, ſo mag er, wie ehemals, mir einen guten Wink geben. Ich habe keine ſeiner großen Lehren vergeſſen. Jede ſeiner Bemerkungen in Hamburg, in Hannover, weiß ich noch. Nun, Sie werden meine Freude begreifen und teilen, lieber Rudorff. Ich bin täglich von zwei bis vier in meiner Geſchäftswohnung und werde mich ſehr freuen, wenn Sie mich en passant beſuchen. Sie nehmen mich vielleicht einmal mit hinaus, wenn nicht Wichtiges mich abhält ...

Julius an Clara Stockhausen, Cannstatt:

[Berlin], den 21. April 1874.

... So voll wie es gestern in der Übung war, soll es lange bei Sternchen nicht gewesen sein. „Aber um Gottes willen", sagte [Vorstandsmitglied] Planer, „ermüden Sie sich nicht so! Sie halten das nicht aus!" — „Ich bin ganz munter," sagte ich, „aber die Mitglieder sind wohl ab!" — „Nein, ich denke jetzt nur an Sie," sagte er freundlich. Das ist nun ganz gut, aber die guten Menschen sind so sehr ins Trödeln gekommen, daß sie faktisch keine Ausdauer mehr haben. Alle zehn Minuten setzen sie sich und jappen! Auch die Herren sind so bleichsüchtig! Nach der Probe kam Frau X. und dankte im Namen der Eifrigen, daß ich Geschwätz nicht dulde. Auch das Publikum machte mit, so daß ich mit lächelnder Miene ausrufen mußte: „Hinten und vorn ein unmelodisches Gezwitscher! Wie soll da meine Melodie durchdringen?" Das half. Es wurde alles hübsch ruhig, und wir brachten „Dies irae" und Ariel fertig. Zum Schluß noch „Nebel um Felsenhöh'" mit dem Schlußchor: „Gerettet ist das edle Glied."
Ich habe für die Pause ein neues interessantes Mittel ersonnen. Bisher haben sie immer Sologesang oder Instrumentalmusik gehabt. Ich werde ihnen eine kleine Vorlesung über Mund- und Kopfstellung, über Atem, Anschlag, Ansatz, Vokale, Konsonanten, Vortrag etc. halten. Eine habe ich schon fertig geschrieben. Du siehst, ich verliere meine Zeit nicht, und so die „Sterne" mir weiter günstig sind, wird es gut gehen ...

Julius an Clara Stockhausen, Cannstatt:

Berlin, den 26. April 1874.

... Der Kreis, der [bei Frau Dr. Leo versammelt war] ist ein einfacher, sympathischer. Maler Härtel und Frau, Maler Meyerheim, der netter ist als seine Frau, Senfft von Pilsach und seine polnische Gattin, die ihn sehr schön begleitet, Frau Schulzen-Asten und Schwester, die zusammen wirklich reizend musizieren, ... Herr und Frau Franz Mendelssohn, das waren die Hauptpersonen, und Du hättest Dich sehr wohl unter ihnen gefühlt. Natürlich konnte ich nicht singen mit Husten und Kopfweh, ließ aber tüchtig andere singen und hatte wieder große Freude an der kleinen Schulzen-Asten, ein rechter Liebling. Sie ist nicht hübsch aber so anmutig beim Singen und singt so gut und schön, daß es eine wahre Freude ist. „Moutarde" sang, Maler Härtel sang, Fräulein Grunow sang, und ich konnte schweigen und habe wirklich große Freude an all' den hübschen, gebildeten Stimmen gehabt ... Der Gründerluxus ist hier auch in den Künstlerkreisen gepflegt worden; ... Ich übe mich in Bescheidenheit, ... bewohne jetzt ein einziges

Zimmer hier ... aber eng, ſehr eng. Alles auf einem Fleck: Noten, Bücher, Inſtrument, Schüler und Prüfungen! Es iſt kein Spaß, da Ordnung zu halten. Es iſt ein großes Opfer, ſo lange „en garçon“ zu leben; aber ich glaube, es war notwendig für das Fortleben des Vereins. Es wären doch viele nach der Hochſchule hinübergegangen, wenn ich bis September mit der Übernahme gewartet hätte. Nun iſt alles in beſtem Gange und Soliſten und Choriſten üben vortrefflich.

Wilhelm Lübke an Julius und Clara Stockhauſen, Berlin:

Stuttgart, den 28. Mai 1874.

„Keine Ruh bei Tag und Nacht!“

Dies, liebe Frau Clara, iſt wohl das richtige Motto für ein Brieflein an Sie, liebe unſtäte Stern-ſchnuppe, von der wir gar nicht wiſſen, wann ſie uns armen Verlaſſenen wieder erſcheinen wird. Nun, ich will nur berichten, daß ich geſtern ... bei den Kleinen draußen [in Cannſtatt] war, und daß ſie alle prächtig ausſehen und lieb waren ... Wir haben alle recht gejubelt über die herrlichen Fauſt-Berichte. Treueren Anteil als Ihre Cannſtatt-Stuttgarter Kolonie kann in der Welt niemand an Ihnen nehmen. Aber nun kommen Sie auch bald wieder zu uns; wir konjugieren durch alle Modi und Tempori das Zeitwort: Ich ſchmachte, Du ſchmachteſt, er ...

Julius an Clara Stockhauſen, Cannſtatt:

Hamburg, Hotel St. Petersburg, den 8. September 1874.

Geliebte Frau! — Nun ſitz' ich wieder im alten Hamburg und in demſelben Hotel, wo ich als Bräutigam geträumt und geſeufzt habe, nicht ahnend, wie ſchön es ſich zu zweit lebt und wie gut man es bei Dir haben würde. Die Jahre ſchleichen heran, und man darf ſich glücklich preiſen, wenn nach zehn Jahren die Erinnerungen das Gemüt beſeligen und man wünſcht, ſo möge es unſeren Geſchwiſtern allen gehen ...

Clara an Julius Stockhauſen, Berlin:

Cannſtatt, den 11. September 1874.

... Dein lieber zärtlicher Brief aus Hamburg hat mir ſehr wohl getan! Du weißt nicht, wie ich mit jeder kleinſten Faſer meines Weſens an Dir hänge, wie mich der Gedanke, Deine Liebe zu erringen und zu bewahren, ſtündlich beſeelt.

Karl Schurz und Julius Stockhausen auf der Jagd

Die Ausſicht, nun ganz und immer mit Dir zu leben, hat für mich ſo viel Beglückendes, daß ich noch darum zittere, fürchtend, ein neidiſches Geſchick vereitle es noch. Nachts ängſtigen mich abſcheuliche Träume ... Mit dem Gedanken: Das iſt das gefürchtete Unheil — erwache ich. Gebe Gott, daß es nur die Unruhe der Veränderung iſt, die mir in den Gliedern liegt! ...

Joſeph Joachim an Julius Stockhauſen, Berlin:

Alt-Aussee, den 11. September [1874].

Lieber Stockhauſen! ... Alſo, meine Frau wird Dir natürlich mit Vergnügen im „Elias" [am 4. November] ſingen, und Gott gebe, daß Du damit der Sorge um eine Altiſtin auch wirklich überhoben biſt ... Niemand wird Euch im „Elias" teilnahmsvoller zuhören als ich. Habe von Herzen Dank für alles Freundliche, deſſen Dein Brief erwähnt; ich denke, wir wollen uns muſikaliſch und menſchlich des Zuſammenlebens an einem Ort freuen, worüber hoffentlich bald mündlich ausführlicheres ... Dein Joſeph J.

Wilhelm Hemſen an Julius Stockhauſen, Berlin:

Hannover, den 6. Oktober 1874.

Verehrter Freund und Gevatter! — Obgleich ich nicht frei war in der Wahl meiner Urlaubszeit ... ſo hab' ich doch ſeit meinem letzten eilenden Vorüberſtreifen ein Gefühl der Fahnenflüchtigkeit im Gedanken an Cannſtatt nicht loswerden können, — an Cannſtatt, dem Sie mit den Ihrigen nun bereits Lebewohl geſagt haben! — Dieſes Ferneſein von den Tagen der Auflöſung jenes gaſtfreundlichſten Hausſtandes ſtimmt ſo ſchlecht zuſammen mit den dankbaren Erinnerungen, die er in den Herzen der Freunde zurückläßt! Lübke und ſeine Gattin werden wohl den Vorzug vor mir gehabt haben, als letzte Abſchiedszeugen doch noch gegenwärtig zu ſein, da eine ſchöne Epoche des Zuſammenlebens ihr Ende erreichte. Mir wird der Mangel eines gemeinſamen förmlichen Abſchluſſes ſtets eine innere Lücke bleiben, wenn ich auch jetzt in der Hoffnung zu Ihnen und zur verehrten Frau Meiſterin ſpreche, daß wenigſtens, in wie wenige Minuten immer zuſammengedrängt, ein Begrüßen vor der völligen Trennung nach Süden und Norden noch vergönnt ſein werde ... Alſo noch: „Auf Wiederſehen!" Ihr treu ergebenſter W. Hemſen.

„Es war ein eigenes Gefühl, ſo quasi die Sängerlaufbahn abzuſchließen, wenigſtens als fahrender Sänger. Vom 1. April ab bin ich ja Konzertdirektor und treibe das Reiſen nur noch homöopathiſch“ (Julius Stockhauſen an ſeine Frau, März 1878).

LEITER DES STERNSCHEN GESANGVEREINS IN BERLIN

(1874—1878)

Wilhelm Hemſen an Julius und Clara Stockhauſen, Berlin:

Stuttgart, den 14. Oktober 1874.

Meine lieben teuren Freunde! — Der verfehlte Abſchied ließ mich nicht zur Ruhe kommen, es war ein dunkles Etwas darin, über das ich nicht Herr werden konnte. Und nun muß ich auf ſo ſchreckliche Weiſe erfahren, was es mir ſagen wollte[169])! — Hinweg das liebe ſüße Kind, das ich ſo ſicher gehofft hatte auf der nächtlichen Reiſe in die neue Heimat, ſei es auch ſchlafend nur, noch einmal in meine Arme zu drücken; — auf immer unſeren Augen entrückt! Schwer, ſchwerer, als ich ſagen kann, hat es mich getroffen und durch ſo viele Erfahrungen eigentlich immer auf neues Leid und Unheilsbotſchaft gefaßt, hab' ich nun einmal recht wieder die Wahrheit erprobt, daß von dort, von wo man es nicht fürchtet, das Übel am ſicherſten kommt.
Sie kennen mich doch noch nicht, mein Freund, wenn Sie glaubten, Ihre Depeſche, die von der Nachtfahrt ſprach, aber des Wegs, den Sie einſchlagen wollten, nicht erwähnte, würde mich nicht ſo gut auf den Poſten rufen, als die gewiſſe Meldung, daß Sie am Tage Göttingen paſſieren wollten, es getan hätte. Pünktlich zur Stunde, wo Sie mit dem bezeichneten Zuge meine Station berühren mußten, war ich zur Stelle mit treuen Wünſchen und verſchiedenen Requiſiten nächtlicher Reiſeerquickung — vergeblich aber all mein Suchen, Spähen, Forſchen und Fragen. Bedrückt und unruhig verließ ich zögernd den

Bahnhof, nicht eher, als bis der für mich leere Zug weiterſauſte... Und da kommt Ihre Trauerpoſt, teurer Freund! — Dieſer Anfang des neuen Lebens, wie grauſam ausgeſucht von der Natur, wenn wir Abſichten, uns wehe zu tun, ihr zutrauen dürften. Als grauſam empfinden wir, was zu verſtehen uns ſo ſchwer, was als vernünftig und gerecht zu erkennen — im Augenblicke des friſchen Schmerzes unmöglich fällt... Ich ſah ſchon Charakter in dem lieben Geſichtchen und davon iſt ja der Gedanke der Kraft unzertrennlich... Alle guten Geiſter beſchwör' ich, Ihnen den Troſt, den Sie in Ihren übrigen Kindern beſitzen, unverkümmert zu erhalten!

Im tiefſten Mitgefühl Ihres Leides Ihr Sie herzlich verehrender getreueſter

W. Hemſen.

Julius Stockhauſen an Julius Röntgen, Leipzig:

Berlin, Genthinerſtraße 13A, [den 14. Oktober 1874].

Nehmen Sie es nicht übel, mein lieber Guilio, wenn ich auf Ihren dringenden Brief nicht geantwortet habe. Wir lebten die letzten Tage in einer ſo unbeſchreiblichen Angſt um unſere Liſe, daß ich keine Feder anrühren mochte. Nun hat der Tod, der unerbittliche, die Angſt in tiefen Schmerz umgewandelt und Sie ſollen gleich erfahren, daß wir in der erſten Nacht des Einzugs in Berlin das Jüngſte in einem Zahnkrampf verloren haben. Das Schickſal trifft uns ſo hart, daß wir uns kaum faſſen können. So in Berlin einziehen, finde ich entſetzlich! Eliſabeth ſtarb bei den Schweſtern [meiner Frau] Lützower Ufer, denn wir ſind noch nicht Genthinerſtraße eingezogen. Morgen ſchon müſſen wir auf den Kirchhof! Welch ein Eingangszoll in die nordiſche Kaiſerſtadt!...

Julius Stockhauſen an ſeinen Schwager Adolf Meyer, Hamburg:

Berlin, [November 1874].

...Ich habe viel auf dem Herzen, was ich Dir ſagen muß. Daß wir verarmt ſind und kein Quartett mehr haben, weißt Du und haſt liebevoll, wie immer, geſchrieben. Wir ſind ohne das liebſte Stück in die neue Wohnung gezogen und jetzt, wo Ordnung nach der entſetzlichen Konfuſion des Umzugs entſteht, wird der Verluſt umſo fühlbarer. Mir hat der Unglücksfall einen empfindlichen Stoß verſetzt,... die neue Tätigkeit hier ſchien mir mehr Unglück als Glück zu verheißen... Und in Wirklichkeit ſcheint Unglück über dem neuen Unternehmen zu walten. Unſer Haus in Cannſtatt im Wert von 40.000 Talern iſt nicht

verkauft; die Unmöglichkeit, auswärts oder ſelbſt hier zu ſingen, weil ich täglich vier bis fünf Geſangsſtunden gebe —, die Gefahr, die durch Sterns neues Unternehmen in den Reichshallen dem Verein droht—, das iſt faſt zu viel für meine Künſtlernatur, und ich ſehe mich veranlaßt, Dein großmütiges Anerbieten, uns in den erſten Jahren beizuſtehen, anzunehmen . . .

Stockhauſens Schwager, Adolf Meyer, hat vom erſten Tage an geholfen. Tauſende hat dieſer Hamburger Kaufmann in den Sternſchen Verein geſteckt; denn Stockhauſen war nicht in der Lage, wie ſein Vorgänger Stern, jährlich 2000 Taler für ſich aus den Einnahmen des Vereins zu erübrigen, ſondern die Einnahmen zwiſchen 1874 bis 1878 decken nicht einmal die jährlichen Ausgaben für den Verein, wie die Abrechnungen zeigen. Es iſt intereſſant aus den Briefen Stockhauſens an ſeinen Schwager zu erſehen, was das Unternehmen koſtete und warum es unter Stockhauſen mehr koſten mußte. Stockhauſen war kein Rechner und wenn auch ſeine Frau die Bücher führte, die Quittungen der Mitglieder etc. ſelbſt ausſchrieb, ſo war beiden der geſchäftliche Teil eines ſolchen Unternehmens fremd, und eine „Rentabilität“ war bei Stockhauſens Art und Weiſe, eine Aufführung vorzubereiten, auszuarbeiten und zu geſtalten, nicht zu erzielen. Im erſten Jahre ſchaffte er Muſikalien im Wert von 1624 Talern an, im zweiten gab er 1630 Taler dafür aus. Schon vor Antritt ſeines Dirigentenpoſtens hatte er ſeiner Frau über den Mangel an Noten geklagt und anläßlich der Aufführung von Kiels „Chriſtus“ im März 1874 geſchrieben: „Es ſind ſehr hübſche Stellen darin, aber man wird ſo oft durch den Text an Bachs Paſſionen erinnert, daß man unwillkürlich Vergleiche macht. Nun, der Sternſche Verein hat nie in ſechsundzwanzig Jahren die Matthäuspaſſion aufgeführt, dafür aber zum Schluß des Direktoriums Stern Kiels „Chriſtus“! Eine ſchwache Entſchädigung, — kann man ſich ſo etwas denken? Und warum? Etwa weil die Singakademie das Werk alljährlich bringt? . . . Auch von Palestrina ſteht ein Werk im Katalog und von Brahms garkeins. Ja, ja, es gibt viel nachzuholen, zu ſichten, und Noten werden angeſchafft. Zuerſt „Fauſt“. Die Stimmen in Cannſtatt nehme ich Ende des Monats mit . . . Es ſind aber ſehr wenige.“ Oder er ſchreibt ein Jahr ſpäter an Adolf Meyer nach Hamburg: „Wenn der liebe Schwager das Unternehmen nicht unterſtützt hätte, wir wären übel daran. Und doch iſt es bei der Anſchaffung von Noten, Inſtandſetzen der Bibliothek, Proben, bei dem Notenmieten in Berlin, kein ſchlechtes Ergebnis. Freilich hatte Profeſſor Stern im letzten Jahr es auf zweitauſend Taler gebracht, aber er ſchaffte nie Noten an und knauſerte mit der Beſetzung des Orcheſters ſo viel wie möglich. Er hatte recht — wie die Zahlen zeigen, aber ich weiß, es wäre nicht künſtleriſch ſo zu handeln und gewiß auch nicht in Deinem Sinn. Hört aber einſtens der Kredit bei Dir auf, mein Lieber, dann müſſen wir auch hier

aufhören, den Berlinern das Größte, Schönste, Erhabenste in der Choralmusik vorzusingen." Er mußte ein Podium bauen lassen und gab Konzerte zu billigen Eintrittspreisen, auch für das nicht abonnierte Publikum, die dann nur 1800 Taler pro Abend einbrachten.

Und unter den zahlreichen Schülern, die sich sofort nach seiner Niederlassung in Berlin einfanden, war manches bedeutende Talent, aber: „Junge Leute, sagen wir: junge Talente, deren sich nun mehrere gemeldet haben, können keine zwanzig Mark für die Stunde bezahlen." Für ihn kein Grund, sie abzuweisen, und so zahlten viele wenig, manche garnichts, und nur ganz wenige den vollen Preis. Dazu kam die Orchesterfrage. Um den Vergleich mit der Klangschönheit des Hochschulorchesters und der Königlichen Kapelle aushalten zu können, mußte er zu dem Reichshallenorchester, das bei den Aufführungen des Sternschen Vereins spielte, Musiker hinzunehmen. Meist waren es Mitglieder der Königlichen Kapelle. Zuerst bewilligte Intendant von Hülsen bereitwilligst die Mitwirkung des Orchesters; so bei der Aufführung des Schumannschen „Faust" (18. Mai 1874); als aber 1877 das Orchester bei der Aufführung von Brahms „Requiem" mitwirken sollte, gab Hülsen die Einwilligung nur mit der Einschränkung, daß das Orchester nicht öfter als einmal probe. Solche Bedingungen ließ sich Stockhausen auch von einem Hülsen nicht vorschreiben, und er verzichtete lieber ganz auf die Mitwirkung. Er sagt darüber: „Das Himmlisch-Schöne muß man möglichst vollendet bringen und das kann man mit einer Probe nicht. Ich schreibe und danke Hülsen heute noch, aber annehmen tue ich es nicht" (an seine Frau am 7. Oktober 1877).

Noch drückender als die Sorgen um das Gedeihen des Vereins lastete auf ihm die Stellungnahme der Königlichen Hochschule für Musik. Im richtigen Instinkt fühlte er bald heraus, daß man ihn eigentlich in Berlin nicht wollte, ja, daß es letzten Endes auf dasselbe herauslief, was Mendelssohn von seiner Berufung nach Berlin gesagt hatte: „Er fühle, er sei kein Mann für Berlin, für die Leute, die ihn haben wollten und doch nicht brauchen könnten."

Bei Übernahme des Sternschen Vereins handelte es sich für Stockhausen mit darum, wenn auch nicht an der gleichen Ausbildungsstätte, so doch gemeinsam mit Joachim in der gleichen Stadt dem Publikum hervorragende musikalische Darbietungen zu verschaffen; ein Ziel, das zu erreichen wesentlich vereinfacht worden wäre, wenn von Joachims Seite der gleiche Wunsch nach Zusammenarbeit mit Stockhausen bestanden hätte. Daß es anders war, decken folgende Briefstellen aus drei aufeinanderfolgenden Jahren auf: „Joachim habe ich gesehen. Ich mußte als galanter Direktor für die Aufführung [d. h. Mitwirkung von Frau Joachim in Kiels „Christus" am 4. April] danken, und da er just zu Hause war, sah ich auch ihn. Als ich ihn fragte, ob er noch böse sei, sagte er nein, es sei ein Mißverständnis: Er habe geglaubt, ich übernähme das Konserva-

torium Stern und ſah darin ein Mißtrauensvotum gegen die Hochſchule, oder aber eine oppoſitionelle Konkurrenz. — Kinderei! Leider iſt das alles nicht wahr. Er wußte ſehr wohl Beſcheid" (an Clara Stockhauſen vom 13. April 1874[170]).

„Mit dankerfülltem Herzen melde ich Dir heute, daß die muſikaliſche Saiſon unſeres Vereins glücklich ihren Abſchluß mit dem „Meſſias" von Händel gefunden hat. Ohne Dich, mein lieber Schwager, hätten wir einen glänzenden Bankerott gemacht. „Sie können ſich glücklich ſchätzen", ſagte Profeſſor Planer [Vorſtandsmitglied], „wenn Sie fünf- bis ſechshundert Taler übrig behalten." Ein magerer Lohn für die große Anſtrengung, aber der Verein hat ſich bewährt, er zählt mehr Mitglieder als zuvor, ich habe meine Leute kennen gelernt und genieße das volle Vertrauen des Publikums. Eine Wahl in das Komitee bewies mir auch in den letzten Tagen, daß im ganzen [Chor] nur vierzig Mitglieder ſtecken, die Oppoſition machen. Senfft von Pilſach wurde mit hundertfünf Stimmen ... gewählt; [er] wird mir beiſtehen gegen ſolche, die den ideellen Standpunkt noch nicht würdigen. Den habe ich aber feſtzuhalten geſucht, und jede Aufführung zeugte von neuen Fortſchritten, von höherem Streben. Wir haben allerdings wenig Geld mehr zu erwarten; aber wir hoffen, daß mein Konzert in Hamburg und eines hier im Mai, welches ich mit den Vereinskräften für mich veranſtalte, uns über den Sommer helfen wird ... Von anderen haben wir nichts zu erwarten, nicht einmal als Sänger in Kiel beim Muſikfeſt aufgefordert zu werden. Ich hätte das nicht für möglich gehalten, aber Joachims Neid geht ſo weit. Der Welt gegenüber ignoriert man mich" (an Adolf Meyer vom 16. April 1875).

„Seit dem vierten November ſchiebe ich es täglich auf, Dir zu ſchreiben, Dir zu melden, daß wir mit unſerem erſten Konzert, namentlich mit den a-capella-Geſängen geſiegt haben, geſiegt auf der ganzen Linie. Dies war um ſo notwendiger, als die Hochſchule die Unartigkeit beging, ihr Konzert zwei Tage vorher, am zweiten November, zu geben. Joachim und Adolf Schulze wiſſen, daß unſer Verein ſeit ſechsundzwanzig Jahren eine Mendelsſohnfeier in der erſten Novemberwoche begeht, und doch haben ſie, nachdem wir angezeigt hatten, ihr Konzert uns zum Nachteil ſo angeſetzt, daß eine Mindereinnahme fühlbar werden mußte ... Und A. Schulze hat leider recht, wenn er ſagt, „daß es ihm [Stockhauſen] ſchließlich doch zu viel werden wird, — daß die Einnahmen es dem Stockhauſen bald verleiden werden, den Verein zu dirigieren." Wir haben erſtens mit ſehr flauer Konzertzeit zu kämpfen, zweitens mit dem erdrückenden Vergleich der beiden Orcheſter: Hochſchule und Berliner Symphoniekapelle. Wenn ich mit den ſehr ungeſchulten, aber zum Glück willigen und routinierten Muſikern nicht viel probieren kann, wird es auf die Dauer unmöglich ſein, den Vergleich in den Aufführungen auszuhalten ... Ich gebe wacker Stunden, durch-

ſchnittlich fünf per Tag, auch ſechs und ſieben; kann aber nicht ohne Deine Hilfe fertig werden ... Nächſten Freitag geben wir „Paradies und Peri"; ich weiß wirklich nicht, wie ich die Koſten beſtreiten ſoll ... Das Orcheſter allein koſtet diesmal über tauſend Taler, Saal vierhundert, Sängerin dreihundert, Tenor dreihundert, uſw. ... Wie ſchwer es mir wird, Dir das alles zu ſchreiben, kannſt Du Dir denken. Hilfſt Du nicht unter dieſen Umſtänden, ſo muß ich den Verein bald aufgeben und mich als beſiegt erklären. Das Fortbeſtehen des Vereins liegt alſo in Deiner Hand, wie der Fortſchritt in meiner gelegen hat und wirklich, Du hätteſt Freude daran, unſere tapfere, gut geſchulte Sängerſchar zu hören. Hilf, lieber Adolf, hilf, bis wir über den Berg ſind, ſonſt rollt der Wagen zurück" (an Adolf Meyer vom 4. Dezember 1876).

1876 und 1878 kam es nochmals zu Erörterungen darüber, ob Stockhauſen an die Königliche Hochſchule berufen werden ſollte oder nicht. Brief und Gegenbriefe liegen vor. Adolf Schulze war dort ſeit 1872 Leiter der Geſangsklaſſen, und es bedurfte großen Taktes von Seiten Stockhauſens, um nicht unnötig zu verletzen, falls er Abteilungsdirektor für die Geſangsklaſſen geworden wäre. So verzichtete Stockhauſen von vornherein (unter Beibehaltung des Sternſchen Geſangvereins) auf „die Direktion der Chorklaſſen und Chorkonzerte der Königlichen Hochſchule", als deren alleinigen Dirigenten er Joachim und in deſſen Vertretung Adolf Schulze uneingeſchränkt anerkannte, und glaubte damit genug bewieſen zu haben, daß er guten Willens war. Trotzdem wollte man offenbar den Hecht nicht in den Karpfenteich herein laſſen, ebenſo wenig, wie Clara Schumann, die in Berlin lebte, und an die man auch im Jahre 1875 mit Verhandlungen herangetreten war, die indeſſen ſcheiterten. Clara Stockhauſen ihrerſeits war „froh und glücklich, daß er nicht in dies neidiſche Weſpenneſt gekommen [war]; er hätte nur Ärger davon gehabt."

Dieſe inneren und äußeren Schwierigkeiten bildeten den Hintergrund für das im übrigen ſehr bewegte Leben, in das ſie in der Reichshauptſtadt hineingezogen wurden; Anregungen in Hülle und Fülle bot ein gar vielſeitig zuſammengeſetzter geſellſchaftlicher Verkehr.

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Wien:

Berlin, den 30. November 1874.

Wir bereiten in unſerem Verein Dein „Triumphlied" auf den 18. Januar. Es iſt der Krönungstag, der Tag der Proklamation des Deutſchen Reiches in Verſailles, und daher ein paſſender Tag für Dein herrliches Lied, über welches ich mehr und mehr ſtaune, je mehr ich es ſtudiere. Schreibe mehr ſolche Chorwerke. Sie werden den Vereinen zum Segen gereichen, dem Publikum zur Freude, Dir

„die Ehre geben". Willſt Du uns nun die Ehre erweiſen, Dein Werk hier ſelbſt zu leiten? Ich würde mich ſehr freuen, und bitte Dich, mir umgehend zu ſchreiben, ob Du zu der Zeit frei biſt. Wir werden alles aufbieten, um unſeren Kaiſer unter den Zuhörern zu haben. Gleichzeitig mit Deinem (hohen) Liede, denke ich mir die Ode an die Freude und folglich die IX. Symphonie recht paſſend. Das Programm wird nicht lang, nur reichhaltig. Oder ſpielteſt Du gerne hier Dein Konzert? Es ließe ſich dann etwa dritte Abteilung „Fauſt", Klavierkonzert und „Triumphlied" bringen. Nur mußt Du mir ſagen, wie lange das op. 15 (irre ich, ſo ſei nicht böſe) dauert. Zeit habe ich nicht nachzuſehen.
Deine neuen Sachen haben die Verleger wieder nicht geſchickt. Quartette und Lieder ſind herausgekommen in Leipzig. Die Leutchen wiſſen, daß wir uns ſchließlich alles anſchaffen, was von Brahms erſcheint...
Ueber unſeren Einzug in Berlin habe ich Dir noch nicht berichtet...

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Berlin:
[Dezember] 1874.

Lieber Freund! — Von Deiner Krönungsfeier habe ich mit großer Freude ſchon längſt gehört, alſo auch ſchon längſt bedacht, ob ich nicht dabei ſein könnte.
Meine Konzerte laſſen mich überhaupt ſchwer verreiſen. Nun aber trifft ſich's, daß ich Ende Dezember nach Breslau muß (ſchon im Sommer verſprochen). Da wird es nun wohl ganz ſchwerlich gehen, daß ich Mitte Januar ſchon wieder nach Berlin fahre! Eigentlich wollte ich Dir dies längſt ſchreiben, vielmehr aber Dir meine innige Teilnahme ausſprechen über den ſchmerzlichen Verluſt, den Du erlitten.
Mich hat die Erzählung davon um ſo mehr ergriffen, da ich ja oft Zeuge Deiner großen Zärtlichkeit für die Kinder war. Sage doch auch Deiner Frau das Herzlichſte von mir!
Frau Schumann hat Dir wohl nicht ausgerichtet, daß ich Dir die neuen Lieder und Quartette ſchicken wollte, daß ſie aber hier zu energiſch genommen werden; ich lebe doch einmal hier, da hat mancher Anſpruch, Du und mancher in Deutſchland, gerechteren auf meine Aufmerkſamkeit; aber was will der Menſch machen?
Ich bin in großer Eile, denn ich ſchwimme förmlich in Konzerten, Dirigieren, Spielen und was erſt alles anhören — namentlich Brahms!
Sei beſtens gegrüßt und ſollte ich in Breslau loskommen können, ſo wäre ich freilich dabei! Einſtweilen herzlich Dein J. Brahms.

Die Freundſchaft von Wilhelm Lübke und Frau und dem Hofrat Hemſen be-

gleitete ſie auch fernerhin, und wenn letzterer ihr manches ſchöne Buch geliehen und vorgeleſen, ſo lange das gaſtliche Cannſtatter Heim beſtanden hatte, ſo gelangten nun literariſche Neuerſcheinungen als Geſchenke nach Berlin, um den geiſtigen Verkehr weiterhin zu pflegen. Wie ſelbſtlos er der fortgezogenen Freunde gedachte, deren Häuslichkeit ein Mittelpunkt geworden war, zeigt eine Brieffſtelle Hemſens an Clara Stockhauſen, in der es heißt: „Eine ſchöne Quelle des Glückes, der Befriedigung zeigt Ihr lieber Brief mir in dem, was er von der Wirkſamkeit Ihres Gatten Erwünſchtes berichtet. Auch die fernen Freunde müſſen darin, wenn's ihnen ſchon niemals ganz gelingen kann, zu verſchmerzen ſuchen, was ſie an edelſtem, gehaltvollſtem, geiſtigen Lebenszufluß durch ſeine Entfernung eingebüßt haben. Daß wir dies Herrliche kennen und erkennen, uns daran haben erfreuen dürfen in ſo reichem Maße, daß es mit der Macht, die ihm eingeboren iſt, unbeengt und unverkümmert nun in größere Kreiſe wirkt, dieſe reine, echte Genugtuung darf ja von dem Bedauern, daß es unſerem unmittelbaren Mitgenuß jetzt entzogen iſt, nicht berührt werden."

Wenn auch nicht in ſo nahem, beinah „wahlverwandtſchaftlichen" Umgange wie mit dem Gevatter Lübke, ſo fanden Stockhauſens doch auch in Berlin in dem Maler Paul Meyerheim ein erfriſchendes Gemüt; mit ſeinem ſchönen Baß ſang er im Sternſchen Geſangverein, und auch dort konnte er in den Proben ſeinen Berliner Witz mitunter an der rechten Stelle anbringen. So rief Stockhauſen einmal bei einer Probe des „Agnus Dei": „Meine Damen und Herren! Ihre Stimmen müſſen bei dieſer Stelle knien!" worauf Paul Meyerheim zurückgab: „Na, dann können wir ja aus den Kniekehlen ſingen!"

Hemſen und Lübke blieben die getreuen Berichterſtatter über alles, was die Fortgezogenen noch in Stuttgart intereſſieren konnte. „Gevatter" Lübke allerdings fehlte ihnen auf die Dauer immer mehr, und es war für Clara Stockhauſen kein Troſt, daß wenigſtens ihr Mann ihn alljährlich während der Kur in Karlsbad traf, wohin ſie nicht mitreiſte; ſie ſuchte mit den Kindern Schweſter und Schwager in „Forſteck" bei Kiel auf, um ihnen dort die Freuden der Kieler Bucht angedeihen zu laſſen. War die Karlsbader Kur beendet, die durch den Verkehr mit Theodor Billroth, Profeſſor Seegen und Frau, Czermak, Turgenjew, Fanny Lewald einen beſonderen Reiz gewann, ſo reiſte Stockhauſen nordwärts zu Frau und Kindern und ergab ſich auf „Forſteck" dem edlen Waidwerk. Meyers Schwager, der Politiker Karl Schurz, war während ſeiner Urlaubsreiſen in Europa oftmals dort Stockhauſens guter Jagdgefährte.

Der Freundeskreis, der ihnen in Berlin am meiſten gab, war der Umgang mit dem Ehepaar Theodor Fontane und deren Freunden Karl Zöllner. Es kam ſchnell zu einem nahen Hinüber und Herüber des Verkehrs, der im einfachſten Stil gepflegt wurde.

Wilhelm Lübke an Julius und Clara Stockhausen, Berlin:
Stuttgart, den 29. Dezember 1874.

Das war sehr schön und lieb von Dir, daß Du mir ein Lebenszeichen stiftetest, nach dem ich schon lange geschmachtet hatte. Euer Fortgehen hat ein solches Loch in unsere Existenz gerissen, daß, wenn ich alle Schwaben mit ihren dicken, lieben Schädeln hineinstecken wollte, doch immer noch eine riesige Leere übrig bliebe. Selbige Leere ist aber dadurch in unverkümmerter Kolossalität erhalten, daß ich keinen einzigen unserer schwäbischen Landsleute hineinzustecken mich irgendwie entschließen kann, und da Ihr noch die letzten gewesen seid, mit denen wir ein inniges Freundschaftsverhältnis geschlossen haben, so ziehe ich nun unter dies wie unter so manches andere im Leben einen dicken schwarzen Strich und setze ein Totenkreuz darunter. Wenn man nicht mehr miteinander lebt, lebt man überhaupt nicht mehr für einander; die paar Briefe, die man sich doch nicht schreibt, können den Kohl nicht fett, und den Freundschaftsverkehr nicht intensiv genug machen. Ihr und die paar älteren Freunde in Berlin, jetzt alle an der Spree angesiedelt, seid das Einzige, was sich mir als Menschenverkehr noch lohnen könnte; und da ich dies nicht haben kann, so sitze ich an den Eau-de-mille-vapeurs-duftenden Ufern des Nesenbachs und schneuze mir die tränenfeuchte Nase. Mich von allem Verkehr hier möglichst vollständig abzuschneiden, ist mein einziges Streben; Freund [Hemsen] ist noch der einzige ... In Berlin werdet Ihr von der entsetzlichen Art der dortigen Geselligkeit noch genug auszustehen haben. Ja, ja, wenn die Dilett-Tanten und -Onkels in Gesellschaft anfangen zu musizieren (und wann täten sie das nicht!), dann ist's sehr schlimm. Als ob die Musik so ein Mädchen für alles wäre, dem man alles bieten kann! Und dann nach zehn Uhr mit ausgehungerten Ohren und zerrissenem Magen ein abgestandenes Abendbrot zu sich nehmen! Na, probiert, wie lange Ihr das aushaltet! Für mich hat diese Art Leben keinen Reiz ... Dagegen werdet Ihr an Zöllners, Fontanes, Heydens äußerst liebe Menschen kennen lernen ... Ohnehin kann man ja in Berlin wirklich sich das Beste und Liebste aussuchen, was an gewissen anderen Orten oft seine Schwierigkeit hat ... Zweimal war ich im allerengsten Zirkel bei der Königin, wo Pruckner, Linger, Krumbholz uns etwas Trio-artiges (aber auch Trio-unartiges) vorkrumbholzten. Es war erhaben; sie wollten lauter Einzelsätze aus diesem oder jenem „Opüsle"; aber ich hatte die Königin nun schon so gereizt, daß sie immer ein Ganzes verlangte, wodurch denn gewisse Trios von Schumann etc. sehr übel zu Tage kamen, da die liebe Dreieinfältigkeit sich nur aufs Andante präpariert hatte. Ja, ja, scheen ischt's halt noch immer am musikalischen Nesenbächle! Dabei hatte die Königin auf ihren Wunsch ein aus lauter Schumann, Brahms, Schubert, Beethoven bestehendes Programm für den ganzen Winter ausgearbeitet. Sie gab es Pruckner mit

der Bitte um Berückſichtigung; denn ſie wollte vor allem gern Brahms in größerem Umfang kennen lernen. Aber von Brahms wird nichts gemacht, weil am Neſenbach alles dieſem reißenden Strom in der Geſchwindigkeit, dem Fleiß, der Wupptizität nacheifert. Dabei erkundigte ſich die Königin mit größtem Intereſſe nach Dir und Deinem Berliner Wirken.
Doch wozu dies alles! Du kennſt es ja. Könnte ich mich lieber zu Euch verſetzen, z. B. am 18. Januar oder auch ſonſt; mich an Euch und Euren lieben, lieben Kleinen zu freuen. Ich habe hier nichts, mich daran zu freuen; doch nichts davon, ich will alles in Arbeit erſticken und mich auf dieſe anſtändige Weiſe betäuben. Nur immer heiter! Es ſteht mir ſo gut!
Ich will nun fleißiger die Berliner Zeitungen leſen, damit ich doch von Deinem öffentlichen Schaffen etwas erfahre. Wollte ich Dir ſagen, wie öde mir's iſt, daß mein ſpezielles Vaterland Preußen keinen Platz für mich hat, da ſie doch im ganzen Lande keinen haben, der genau das leiſten kann was ich kann (Andres und Beſſeres natürlich genug, das hat kei Aſtand!), und wie ich nun ſo in der Wüſte vermodern muß, ſo würde ſich das für mich nicht ſchicken und weder Dich noch mich glücklicher machen. Alſo fort damit ... Zunächſt ein ganz geſegnetes Jahr 1875, welches alles Unheil von 1874 ausgleiche und Euch Geſundheit, lebensfrohen Sinn, glückliches Gedeihen in jeder Hinſicht beſchere ... Neulich bin ich zum erſten Mal der „Neſtor" der Kunſtgeſchichte genannt worden. Das hat mir tiefen Eindruck gemacht. Oh, ich großer alter Eſel! Weh mir, ich bin erkannt! —

Clara Stockhauſen an Johanna Levié, eine Schülerin von Stockhauſen:

Berlin, den 7. Januar 1875.

... Seit dem 12. Oktober ſind wir in Berlin eingezogen ... Erlaſſen Sie's mir, darüber zu ſchreiben; ich kann es nicht, will ich mich wieder körperlich und geiſtig nur einigermaßen erholen, tue ich es aber, bin ich für vierundzwanzig Stunden unbrauchbar; ich kann über das Entſetzliche nicht hinfort ... Zwei ſchöne Konzerte hat Julius bereits mit ſeinem Verein gegeben; am 2. November den „Elias"; am 17. Dezember „Triumphlied" von Brahms und dritten Teil „Fauſt"; am 18. Januar kommt nun die Wiederholung vom „Triumphlied" und IX. Symphonie; Ende März „Meſſias" ... Ich ſelbſt bin noch am wenigſten heimiſch hier. Ich entbehre die lieben Freunde Lübkes, Nehers, den Hofrat [Hemſen] ungemein, habe noch keinen Erſatz für ſie gefunden; unſere Wohnung iſt natürlich nicht ſo nett wie die in Cannſtatt; das wäre in Berlin nicht möglich zu bezahlen; ſo kommt's, daß ich manchmal Heimweh habe ...

Wilhelm Lübke an Julius und Clara Stockhausen, Berlin:
Stuttgart, den 18. Januar 1875.

... Ich komme nicht zum Schreiben, aber telegraphisch will ich doch melden, daß Frau Wesendonck eine Leichenverbrennungskantate an Brahms geschickt hat mit der ernsten Aufforderung, selbigen Text zu komponieren; denn das sei jetzt die wichtigste Fortschrittsidee der Menschheit, für welche die Kunst Propaganda machen müsse (Nachricht von Billroth). Ich sage, sie soll den Text dem eben erschienenen Streichquartett von Kirchner unterlegen; denn bei solchen Klängen wird man sich gern verbrennen lassen und nicht zu bedauern haben, daß man eine Welt verläßt, in welcher gute Freunde solche Musik niederschreiben und gar herausgeben ...

Wilhelm Lübke an Clara Stockhausen, Berlin:
Wiesbaden, den 31. März 1875.

Ihr herzlicher Brief war mir in der Karwoche eine wahre Osterfreude. Daß Sie unter allen Sekretär-, Gattin- und Mutterpflichten doch auch noch ... des fernen, sehr einsamen Freundes so liebevoll gedacht, das wird von diesem Ihnen sehr hoch angerechnet und soll nie vergessen werden. Mit wahrer Freude ersehe ich aus Ihren lieben Mitteilungen, wie Sie auf hoher Lebenswoge mit „ihm" dahingetragen werden und in vollster Arbeit die rechte Freude an der gemeinsamen Lebensarbeit haben. So ist's recht; das ist das Beste am Leben. Alles andere ist Tand. Möge ein gütiges Geschick Sie, ihn und die lieben Kinder bewahren, hegen und schützen; und möge auch ihm für so tüchtige Arbeit nicht bloß die ideale, sondern auch die materielle Lese reichlich zuteil werden. Ich denke mir, daß von letzterem zunächst beim Verein noch nicht die Rede sein wird, und daß es vielleicht wesentlicher Umgestaltungen in der Einrichtung bedarf, um dergleichen zu ermöglichen ... Aber alles das kommt doch erst in zweiter Linie in Betracht. Das Wichtigste ist, daß der neue Wirkungskreis dem teuren Manne genügt, und daß Ihnen allen Zufriedenheit verliehen werde ... Und nun? Melancholisch nennt die liebe Gevatterin meine Briefe? Sieh da, wie sie ein naiver Schelm ist! Da zieht sie mit „ihm" und mit den lieben Kindern, die, beiläufig gesagt, mir so ziemlich die liebsten von allen mir persönlich bekannt gewordenen sind, weit fort vom Garten ... und von der Stadt ... zieht mich noch einmal auf, läßt mich dann sitzen, und dann soll man nicht einmal aus geh-Moll Trübsal blasen? Na, ich habe nun genug aus dieser unerfreulichen Tonart geblasen. Sie sollen sehen, daß ich jetzt alles überstanden und überwunden habe und wieder ein halbwegs vernünftiger und vielleicht stellenweise sogar erfreulicher

Menſch ſein werde. „Wer ſchaffen will, muß fröhlich ſein.“ Schaffen will ich aber noch, ja erſt recht trotz meiner neunundvierzig, oder nach anderen neunundſechzig Jahre. Wie ſchön ſagt der biedere „Atta Troll“:

„Selbſt das kleinſte Silberläuschen,
Das im Bart des greiſen Pilgers
Teil nimmt an der Erdenwallfahrt,
Singt des Ew'gen Lobgeſang.“

Ich hoffe fortan dieſen Lobgeſang, der da heißt friſches, fröhliches Schaffen zum Heile der Menſchheit, auch ohne Silberläuschen, das Sie mir ja wohl erlaſſen, zuſtande zu bringen, und ſo grüße ich Sie, ihn und das liebe kleine Völkchen in aller Liebe und Treue...

Wilhelm Hemſen an Clara Stockhauſen, Berlin:

Stuttgart, den 12. Mai 1875.

...Daß ich mit meinem [Hermann] Kurz ſo recht erwirkt, was ich bei dem Geſchenk [ſeiner Werke] im Sinn gehabt, erfreute mich in ſolchem Zeugnis als wertvolles Gegengeſchenk. Wenn Sie Gelegenheit finden und benutzen Ihre Schätzung, dem ſchwäbiſchen Poeten Anhang und tätige Nachfolge in weiteren Kreiſen zu verſchaffen, ſo geſchieht ein gutes Werk. Es war mir wieder neue Bekräftigung einer alten Erfahrung von der am tiefſten eingewurzelten Unart des Schwabentums, kürzlich zu hören, daß hier im Lande ſelbſt dieſe Sammlung der Kurziſchen Schriften gar nicht gekauft wird. Der Verleger, ſeine Landsleute in dieſem Punkte kennend, unternahm die Sache ohne Rechnung auf buchhändleriſchen Gewinn, lediglich die Abſicht Heyſes zu unterſtützen, bei der es ſich um das verdiente würdige Denkmal des Verewigten in der Literatur und um die Sorge für deſſen Hinterbliebene handelte. Aber es wäre doch wirklich faſt eine Beſchämung fürs Reich, wenn dem Vermächtnis eines ſo kräftigen und ſtimmbegabten Vertreters deutſcher Eigenart gegenüber ein Grad von Teilnahmsloſigkeit konſtatiert werden müßte, der nicht nur die materielle Hälfte der guten Abſicht vereitelte, ſondern dem Unternehmer gar noch direkten Schaden brächte! Seltſame Käuze, wie ſie ſich, ſo breit und feſt auf das Vollgefühl ihres Spezial-Lebensrechtes [pochend], dem „Norden“ entgegen ſtemmen bei dem ſie immer ganz unberechtigter Weiſe Geringachtung ihrer Tugenden vorausſetzen, und im Einzelnen, wo es auf die praktiſche Wertung der geiſtigen Träger und Repräſentanten dieſer Stammeswürde ankommt, das Beſte allemal, ohne die geringſte Spur von Eiferſucht, dem „Norden“ zu tun überlaſſen. Dann wundern

ſie ſich förmlich, was wir andern denn an ihrer Einem, den ſie nur ſo mit ins Dutzend rechnen, ſo Beſonderes gefunden. Zu Kurz ließen ſich der Beiſpiele hierfür noch manche, zum Teil noch ſprechendere, aufführen. Mörike iſt wohl eines der hervorleuchtendſten. Die Konti der Buchhändler würden es nachweiſen, wie — und in welchen Regionen Deutſchlands die Frage nach ſeinen Dichtungen ſich plötzlich hob und belebte, als wieder das Berliner Kind, Paul Heyſe, durch die Widmung der „Braut von Cypern" den Namen Mörike der Welt ins Gedächtnis rief. In einer Verbindung, die Schmerzliches vor Augen führt, ſind mir die Namen Kurz und Mörike in dieſen Tagen erſchienen. Den Bruder von Hermann Kurz, der Notar in Stuttgart iſt, traf ich in Mörikes Wohnung, wo er eben des kranken Freundes letzwillige Verfügungen aufgenommen hatte. Eben da mir des teuren Dichters Frühlingsgruß beſtändig in den Ohren klingt:

Frühling läßt ſein blaues Band,
Wieder flattern durch die Lüfte,
Süße wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land

muß ich ihn ſelber in tiefſter Schwäche, abgewendet von Licht und Blüte des jungen Jahres ... darniederliegen ſehen. Gewöhnt an ſeine, wie es wohl meiſtens ſchien, hypochondriſche Über-Nachgiebigkeit gegen jedes körperliche Unluſtgefühl, nahm auch der Teilnehmende die häufigeren Klagen dieſes letzen langen Winters nicht ſo ſchwer; nun zeigt ſich aber mit Schrecken, daß Ernſteres zu Grunde lag. Die Veränderung des Ausſehens weisſagt das Schlimmſte. Bis zur Unkennbarkeit iſt alles, was des Mannes lebendiges Geiſtesdaſein bezeichnete, in der totalen Ermattung untergeſunken, die ihn gefangen hält, — ein Anblick, wie er niederſchlagender inmitten des allgemeinen frohen Auflebens ſich nicht denken läßt. Bei dem entſetzlichen Notbehelf des Chlorals, das ich als Vorboten nur zu gut im Andenken habe, iſt der Schlafloſe auch ſchon angelangt. — Solche dunkle Tupfen auf dem hellen Bilde des Frühlings ſind mir nicht neu ... Ich würde ſchon, gefeſſelt in der bangen Schwebe ſtündlicher Beſorgnis, Stuttgart jetzt nicht verlaſſen, auch wenn ich ſonſt frei wäre, was ja auch nicht der Fall iſt ...

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Wien:

Berlin, den 24. Mai 1875.

Du bateſt mich längſt, Dir ein Wort über die Aufführung des „Triumphliedes" zu berichten; es war aber nicht möglich. Die Verwaltung eines ſo großen Vereins

wie der Sternſche, iſt eine ſo komplizierte, zeitraubende, daß ich kaum mehr zum Brieffchreiben komme. Nun ſind die Konzerte vorbei und bleiben uns nur noch wenige Übungen bis zum Schluß der Saiſon. Gottlob, ich habe nur Erfreuliches zu melden. Die erſte Aufführung Deines Triumphgeſanges war gut, die zweite noch beſſer, und die des „Schickſalsliedes“ [am 10. Mai] hätte Dir ſelbſt Freude gemacht. Zum „Triumphlied“ gehört mehr Liebe zum Meiſter, als die Berliner bisher Deinen Kompoſitionen entgegengebracht haben: die allmächt'ge Liebe, die alles bildet, alles hegt! Mit dem „Schickſalslied“ iſt eine günſtige Wendung eingetreten, und ich hoffe das „Requiem“ wird Dir alle „Sterne“ gewinnen. Verwundern darf man ſich nicht über dieſe Kälte bei unſeren Sängern. Stern warnte mich ſelbſt vor Brahmsſcher Muſik, als ich den Verein übernahm, und wohl aus einem guten Grund! Was er nicht anſchaffen wollte und auch vielleicht nicht verſtand, ſollte ja nicht gleich in ſeinem Garten aufblühen. Wenn aber ein Verein viel gute Muſik geſungen hat, iſt er für Neues, Gutes unbewußt vorbereitet, und wir werden es bald erleben, daß die Sterne Bach, Beethoven und Brahms in die B-Familie aufnehmen. Wenn Du zum 4. November 1875 kommen kannſt, tu es. Ich bereite Dir den Chor ganz gewiſſenhaft vor und lege den Stab in Deine Hand, um das herrliche Solo im „Requiem“ zu ſingen. Auch für einen ſehr hübſchen Sopran will ich Sorge tragen. Vor dem Requiem könnte, da es Mendelsſohns Todestag iſt, ein kurzer Pſalm von ihm geſungen werden, oder wenn Du dirigierſt, eine Solokantate von Bach. Den Tag halte ich gern in Ehren, da hier gewöhnlich das erſte Konzert des Vereins ſtattfindet. Da Du es früh erfährſt und frei biſt, richteſt Du Dich vielleicht ein. Daß Du uns und allen große Freude machen würdeſt, brauch' ich nicht erſt zu betonen ... Laß mich wiſſen, wo man Dich dieſen Sommer findet.

Brahms antwortete erſt im Juli mit der Gegenfrage: „Vor Berlin habe ich allen möglichen Reſpekt. Aber — haſt Du aber u. a. bedacht, daß es wohl nicht bloß in der Familie Mendelsſohn übel genommen oder gedeutet werden möchte, wenn Du am 4. November mein Stück machſt?“ —

Theodor Fontane an Julius Stockhauſen, Berlin:

Berlin, den 2. Juni 1875.

Hochgeehrter Herr und Freund! — Frauenurteile in Kunſtſachen werden leicht dem Herrn Gemahl angerechnet. Deshalb zu perſönlicher Sicherheit: Wenn meine Frau von Lewinski ſpricht, meint ſie Lehfeldt. Dieſer letztere iſt allerdings ein Kuliſſenreißer höherer Ordnung.
Plauderabende auf dunklen Balkonen ſind entzückend; ſie haben nur das eine

Übel, daß man nicht ſehen kann, wer müde wird. Dies zur Entſchuldigung für die geſtern abgelegten Proben unſeres Beharrungsvermögens.
Nochmals glückliche Reiſe Ihnen Beiden, frohe Tage und frohes Wiederſehen.
In freundſchaftlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane.

Wilhelm Hemſen an Julius Stockhauſen, Berlin:

Stuttgart, den 4. Juni 1875.

Unſer teurer Mörike iſt nun auch dahin. Bis auf dieſe letzte Nacht, die ihm noch ſchwer zu ringen gab, war es ſeit Wochen ein klägliches Hinſchmachten, ein glühendes unſtillbares Dürſten in hilfloſer Schwäche ohne erhebliche Schmerzen. Heute morgen um acht Uhr kam, ſehnlich herbeigerufen, der freundliche Erlöſer Tod. Sein Zögern konnte zuletzt dem Kranken faſt nicht bänger ſein, als den fürchtend Harrenden, die in Wahrheit längſt verloren hatten, was zu verlieren ihnen ſtündlich drohte. Am ärgſten iſt doch beim Sterben eines ſolchen Menſchen, deſſen Leben uns eine Welt für ſich ausmachte, das Hindurchmüſſen durch dieſen Zuſtand, wo alles Gefühl ſchon wie von jenſeits der gefällten Entſcheidung der vollen, unberührten Lebensgeſtalt zugewendet iſt, ganz ſchon in Erinnerung, rückblickende Wehmut getaucht — und zwiſchen das Gefühl und ſeinen wahren Gegenſtand der arme ſchemenhafte Reſt von Erdenexiſtenz, dem Staube zubröckelnd, dieſer ängſtigende Trug einer Wirklichkeit, die ſchon keine mehr iſt ſich fremd und unheimlich einſchiebt. Das hab' ich in den letzten vierzehn Tagen bis zur Ermattung durchlebt. So iſt der Tod, indem er ein Unerſetzliches wegnimmt zugleich auch wohltätig durch Wiedereinſetzung in den ungetrübten Beſitz deſſen, was über die vergängliche Gegenwart hinweg zu dauern beſtimmt iſt. — Das ſtille Leben des ſeelenvollen Mannes hat in allen Verhältniſſen einen ſtillen verſöhnlichen Ausgang gehabt. Seit vierzehn Tagen war die Frau wieder auf ihrem Platze, als hätte nichts dazwiſchen gelegen; zu groß, wir müſſen noch danken, war die Schwäche, um irgend einer erregten Äußerung innerer Vorgänge Raum zu gewähren. Das Bewußtſein war nur zeitweilig etwas getrübt, immer verſchlang ſich doch mit den vorübergleitenden Phantaſien deutliches Gefühl der wirklichen Umgebung und dieſe Klarheit, wenn auch die Kraft der Mitteilung bis zur Unhörbarkeit erloſch, gewann und behielt die Oberhand. Ehe die völlige Erſchöpfung eintrat, in der der Arme zuletzt ſo dalag, verlangte er einmal ſeine Gedichte; als wir ſahen, was er in dem Buch aufgeſchlagen, war's jene Erinnerung an das Pfarrhaus in Cleverſulzbach: „Ach nur einmal noch im Leben!" — ein rührendes Anrufen der fernen Vergangenheit aus der dumpfen Bedrängnis der traurigen Gegenwart heraus. — Leben Sie wohl, lieber Freund, mit den Ihrigen, herzlichen Gruß an die Gattin und die geliebte Jugend von Ihrem treu verbundenen W. Hemſen.

[Nachſchrift:] Gedenken Sie Sonntag gegen Abend [unſerer], da wird der teure Abgeſchiedene zur letzten Ruheſtatt gebettet.

Wilhelm Hemſen an Julius Stockhauſen, Berlin:

Stuttgart, den 10. Juni 1875.

Gewiß, lieber Freund, verſetzen Sie ſich gern auch noch auf einen Augenblick mit uns an das Grab, wo die ſchönen Mannesworte der Freundestrauer und Freundesliebe geſprochen wurden, deren Abdruck ich Ihnen hier ſende[171]).
Sie denken ſich wohl, daß die herzensleere Kirchenhandwerkslitanei des Prälaten Kapff, die dieſem Zuruf voraufging, dem Gefühle deſſen, was uns genommen und was uns geblieben war, ebenſowenig genug zu tun vermochte, wie die des Stadtpoeten J. G. Fiſcher mit obligatem Klingklang, und dem hammerſchlagartigen fünf- oder ſechsmaligen Refrain „Mörike iſt tot", hinterdreinkommende Schluß-Apoſtrophe, vom Blatt deklamiert. Der Weihegruß jedoch, mit welchem Staatsanwalt Schönhardt als Vertreter des „Bergwerks" den Lorbeerkranz am Grabe des Dichters niederlegte, hatte, beſonders zu Ende, wahrhaft ergreifenden Klang ...

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Wien:

Berlin, den 18. September 1875.

Seit acht Tagen wieder hier, habe ich mich viel mit der aufgeworfenen Frage „Requiem" oder Mendelsſohn-Programm am 4. November beſchäftigt. Ich gebe Dir recht. Unſere Berliner ſind ſo konſervativ und daher wenig an das Neue gewöhnt, daß es jetzt ſchon heißt, Stockhauſen macht nur Kompoſitionen von Brahms. Das wäre mir ſchon ganz recht, wenn es nur wahr wäre, aber ich teile zu ſehr mit Dir den „Reſpekt" vor Berlin, um à tout prix mit dem Kopf durch die Wand zu wollen. Ich bin im Gegenteil dafür, das Publikum durch das übliche Programm freundlich zu ſtimmen und bald darauf, etwa Ende November, Dein „Requiem" als Extra-Konzert zu geben. Studiert wird ſchon. Ich fing am 13. gleich mit an, und da ich meinen Mitgliedern gleich beweiſen wollte, wie ſehr ihnen Neues not tut, wie wenig ſie vom Blatt leſen, ließ ich Nummer drei zuerſt üben, ſang aber ſelber das Bariton-Solo. Das Stück imponierte ſehr und bei der Wiederholung, bei näherem Studium der ſchweren Stelle „Ich hoffe" und „Der Gerechten Seelen", „Wes ſoll ich mich tröſten" hörte man die wohltuenden Beifallsbezeugungen: Wie ſchön, wie ausdrucksvoll! In der Tat klang es nach einer Stunde ganz wohlig, und als die Fuge zu Ende war (ſagen wir

der Orgelpunkt-Tunnel), war alles hingeriſſen. Es ſoll nun jedesmal ein Stück nebſt dem Mendelsſohn-Programm geübt werden, und vielleicht gibſt Du mir auch da einen guten Rat.
Der 114. Pſalm kann den Anfang des Programms bilden, dann muß ein Konzert (Klavier oder Violine) folgen, zum Schluß wird die „Walpurgisnacht" alle Dünſte verſcheuchen, aber in der Mitte fehlt mir noch was. „Tu es Petrus" iſt wohl ein geeignetes Stück[172]), kennſt Du ein anderes? Kann man kleine Chöre von ihm machen, ohne ein zu buntes Programm hinzuſtellen? Was iſt „Aus tiefer Not" für ein Stück? Sage mir was weniger Bekanntes von ihm, dem klaren, lieben durchſichtigen Meiſter, und dann gleichzeitig ſagſt Du mir zur Aufführung des „Requiem" zu. Es iſt ja hier ſchon zweimal aufgeführt worden von Holländer, aber es ſoll nicht ſo gewirkt haben, wie es wirken muß, wenn wir beide die Zügel in der Hand haben; das heißt wenn ich vorſinge und Du uns leiteſt. Erweiſe unſerem Verein, der mit wahrer Liebe „Triumphlied" und „Schickſalslied" geſungen hat, die Ehre Deiner Direktion und mir, dem Direktor, die Freundlichkeit. Ich habe nach fünfzehn Monaten mit neun Konzerten und unſäglichen Proben elfhundert Taler erübrigt. Früher, als ich öffentlich ſang und reiſte, war das anders! Der Verein, das Werk, der Direktor ſtehen ſich viel beſſer, wenn Du da biſt. Zeit haben wir zu probieren, da ich den Abonnenten am 17. Dezember einen Kammermuſikabend geben werde und den „Liederkreis" ſingen will. Karlsbad hat geholfen; ich ſinge friſch und viel. Sage ja, und erfreue Deinen Julius Stockhauſen.
... Die neuen „Liebeslieder" heute von Simrock erhalten. Dieſer Schluß! Du biſt ein lieber Poet.

Wilhelm Lübke an Julius und Clara Stockhauſen, Berlin:
Turin, den 28. September 1875.

Liebſter Gevatterich
Bin mit Geſchnatter ich
Einſamer Squatter ich,
Niemals Begatterich,
Hab' nur den Tatterich!
Hätte Geflatter ich,
Flög' zum Gevatter ich!

Siehſt Du, mein Freund, ſo lebt nun Deine Sappho!
Mit Fresken, fritti, frutta und formaggio,

(ein Stabreim, den ſelbſt wonnewütender Wagner würdigen würde.)

Frisch, fröhlich, frei und fromm, oh!
Leb' in Turin ich nun am schönen Po!

Oder vielleicht liegt es am Po-Po, wenigstens am hintersten Ende Italiens; denn wahrlich lassen sich hier hinten so wenig Fremde deshalb sehen. Es liegt aber umfaßt von einer Alpenkette, welche, wenn sie in der Schweiz wäre, schon eine Anzahl Aktienhotels, Pensionen und dergleichen Schwindel hervorgerufen hätte. Ich machte die schöne Reise über den Gotthard, nachdem meine Damen den Heimweg angetreten, mit Freund Kestner aus „Mülhüs", an den Lago Maggiore, den Luganer- und endlich den Como-See. Dann nach Mailand, wo Kestner aber bald unterbrechen mußte.

... Alles in Italien ist herrlich: Das Leben, die Menschen, die Sprache, die Paläste, Kirchen, Museen, die Luft, die Landschaft, — nur die Musik ist ein Greuel; ein naiveres Treiben kann man sich nicht denken. Die sind freilich lange noch nicht Wagner reif. Oder sollte sie's gerade deshalb werden? Wäre auch möglich. Alles ist herrlich, wenn nur nicht die Heimkehr wäre! Es ist zu grausam, vor der Heimat (denn das ist ja leider Stagnopolis für mich und wahrscheinlich für immer!) sich fürchten zu müssen. Es ist mir ganz halszuschnürerisch zu Mute, wenn ich daran denke! Doch da ist nichts zu machen.

Höre aber nur, was ich in der ersten Nacht am Como-See träumte. Ich mußte in eine neue Vorlesung, und hatte ein unendlich banges Gefühl, kein Vertrauen zu mir und anderen. Nicht einmal eine bestimmte Vorstellung, was ich sagen mußte. Man schob mich in den Saal. Da, wie ich eintrete, ertönen wunderbare Orgelklänge, und Du, liebster Gevatter, stehst begeistert in der Haltung des herrlichen betenden Knaben mit flehend erhobenen Händen und singst so bezaubernd, so seelenerlösend — es war zuerst französisch, dann deutsch, ein Hymnus und Flehen an die Gottheit, — daß ich ergriffen war und in der innersten Seele die Zartheit Deiner Absicht fühlte, mit der Du mir Mut einflößen wolltest. Ich erwachte und hatte Tränen, leibhaftige Tränen, in den Augen. Wenn Du nun schon so lieb im Traum bist, da magst Du nun ermessen, was Du uns erst im Wachen bist!

Aus Deinem lieben Brief vom 16. erfahre ich mit Freuden, daß Ihr alle wohlauf seid, mit Brahms wacker begonnen habt. Alles Gute zur schweren Winterkampagne! Der lieben Frau Clara tausend herzliche Grüße. Auch den Freunden Zöllners. Fontane grüße recht sehr. Ich denke stets Eurer in Treue.

Lebt wohl und vergeßt mein nicht; am 16. Oktober ist Fontanes silberne Hochzeit. Da singst Du ihnen am Ende ein schönes Stück. Könnt' ich doch dort sein. Addio! in Treue Dein alter Lübke.

Aus Briefen von Wilhelm Hemſen an Julius und Clara Stockhauſen, Berlin:

Stuttgart, den 8. Februar 1876.

... Nach Cannſtatt komm' ich ſeit Jahr und Tag recht ſelten. Sechs Monde faſt waren (unter ſtändigem Gewiſſensdruck) verſtrichen, ſeit ich Freiligrath nicht geſehen. Nun fand ich ihn neulich, wie er bleichen Antlitzes mit langem weißem Bart und Haar, die Decke über die Knie im Seſſel lehnte, zum Erſchrecken verändert. Von den Rückwirkungen aus, die eine im vorigen Frühjahr auf der Pferdebahn erlittene Fußverletzung nach ſich gezogen, iſt der Blutverkehr der Herzkammern ernſtlich geſtört, und er ſelbſt ſpricht viel vom herannahenden Ende. Gern mocht' ich es für Täuſchung halten, da im Beiſammenſein dann doch wieder ein friſcherer Lebenston die Oberhand gewann und der Humor ſein Recht forderte; aber zuletzt ward ich den mitgehenden unheimlichen Eindruck des ganzen Zuſtandes doch nicht los. Zu Walesrode, der, während ich dort war, ſich einfand und die Todesgedanken wegweiſend ſagte: „Noch erſt einmal fünfzehn Jahre Geduld" lautete die Entgegnung: „Das ſagſt Du nur, weil Du zu faul biſt, an meinen Nekrolog zu denken, den Du längſt vorbereitet haben ſollteſt!" — Was wünſchen wir lebhafter, als daß das Schickſal auf dieſe Faulheit die allerlangmütigſte Rückſicht nehmen möchte! — ...

Stuttgart, den 6. März 1876.

Musical Gossip

... Heute [hören] wir als Königliche Geburtstagsfeſtoper den „Haideſchacht" [von Franz von Holſtein]. Immer, wie Sie ſehen, hoch die Fahne des retrospektiven Fortſchrittes! — So leben wir, beſchienen von anderwärts untergegangenen oder nach öfterem Untergange deſto erprobter wieder aufgehenden Sonnen, nie um das Neueſte buhlend, die echten Trainſoldaten der Welt- und Kunſtgeſchichte ...

Stuttgart, den 3. April 1876.

... Die Beileidsbezeugung des Hofes beim Dichterbegräbnis [Freiligraths] per absentiam iſt ein komplettes, unanzweifelbares Faktum. Aber was gibt es denn in dieſer Sphäre noch zu verwundern? Nicht bloß Abweſenheiten übrigens, können in ſolchem Falle peinlich berühren, es machten ſich auch Anweſenheiten geltend, die nicht viel erbaulicher wirkten. An ſolchem Grabe ein Sprechen vom Haſſe, mit dem der Tote gehaßt habe, — gleichviel wen oder was, — das wollte mir und manchem Mittrauernden doch nicht als das richtige Zeugnis von der Wahrheit

des edeln Lebens klingen, das hier ſo „fleckenlos und leuchtend ausgebreitet“ vor uns lag. Das letzte Geſpräch, das ich mit Freiligrath gehabt, hatte mich nur ſicherer denn je darin befeſtigt, daß er nicht im Herzen zu den Bekennern jenes beſchränkten Freiheitskultus gehört, der nach dem Umlauf von beinahe drei Dezennien großartiger Geſchichte mit hartnäckiger Verbiſſenheit bei den Barrikaden vom 18. März 1848 wurzelt. Daß unſer tapferer Freund aber auch gerade an dieſem verhängnisvollen Gedenktage ausatmen mußte! Der Haßverkünder nennt ſich Walesrode ...
NB. Heute mittag hatt' ich ein kurzes Wiederſehen mit Paul Heyſe, der ſeine Tochter von Heidelberg, wo ſie ihren erſten Ballwinter bei Ribbecks verlebt, nach München heimbrachte. Auf der Hinreiſe nach Heidelberg herbergte er bei mir im Logis zum ſeligen Schiller. Es waren vierundzwanzig Stunden ungeteilten, behaglichſten Zuſammenſeins. Der Freund hat ſich von den Nerventribulationen, die im vorigen Herbſt ein ſo ängſtliches Bild ſeines Zuſtandes gaben, völlig hergeſtellt und blüht in neuer Lebensfriſche und Schaffensluſt.

Wilhelm Lübke an Julius Stockhauſen, Forſteck bei Kiel:
Karlsbad, den 17. Juli 1876.

O heiliger J. S. oder auch S. J., d. h. Saint-Jules! Was haſt' mir angetan! Mich vierzehn Tage in Karlsbad zu laſſen, wo jeden Tag die Popperiden, ſchöner denn je, und hundert andere ſchöne Mädchen — denn es wimmelt förmlich davon — auf mich zuſtürzen, mit der ſprudelheißen Frage: Wo bleibt ER? Und wenn ich dann ſage: „Bin ich der Hüter meines Bruders?“ ſo wenden ſie ſich wie von einem echten Kain zürnend von mir ab.
Gottlob, daß ich nun weiß, wo Du biſt! Ich glaubte ſchon, Du ſäßeſt mit Kathi [Eckert] zu Füßen des „Meiſters“ und lauſchteſt dort den Proben. Ich war auf der Herreiſe einen Tag dort, ſah mir im Inneren das Ding an, (d. h. Theater, nicht die Kathi — honny soit qui mal y pense! —) und ſah auch von fern den „Meiſter“ — ſo nannte ihn ehrfurchterſchauernd mein Kutſcher! — der in ſeiner Equipage mit zwei Schimmeln, zwei Damen und einem Kutſcher in feuerroter Weſte (anders tut er's ja nicht) dahinfuhr. Das Ding iſt toll genug, jedenfalls intereſſant, und Du mußt ohne Frage zur Aufführung hingehen; hier in Karlsbad werden fortwährend Billets dazu ausgeboten ...
Daß Du ein ſo brillantes Jahresreſultat haſt, iſt mir nicht lächerlich, ſondern bedenklich. Wie lange willſt und kannſt Du auf Deine Koſten, mit Daranſetzen von ſo viel Zeit und ſo viel Deiner edelſten Kraft Dir das Vergnügen machen die Berliner trefflichen Aufführungen zu leiten? Wie lange wirſt Du materiell die Konkurrenz mit der Hochſchule aushalten können, die reichlich vom Staat

unterſtützt wird, während Du alles ſelbſt beſtreiten mußt? Vielleicht haſt Du über Nacht einen Schatz der Nibelungen gefunden; dann geht es ja; — aber ſonſt? — ...

Stockhauſens fünfzigſter Geburtstag nahte heran und wurde im engen Familienkreiſe auf Forſteck bei Kiel gefeiert. Klaus Groth widmete ihm Verſe aus der Fülle ſeines warmen Freundesherzens[173]), und als Auftakt des Feſttages durchzog man einen Teil des öſtlichen Holſteins, worüber an Brahms berichtet wird. Es iſt bedeutungsvoll, daß der fünfzigſte Lebensſommer Stockhauſen jung genug findet, um ſich mit ganzer Intenſität dem Erlebnis der erſten Nibelungenaufführung in Bayreuth hinzugeben. Es war die erſte Aufführung überhaupt, und gleichzeitig die Einweihung des Feſtſpielhauſes. Welche unendliche Mühſal dieſem Feſtſpiel voraufgegangen war, iſt wahrlich der Mühe wert, ſich im fünften Bande der Wagnerbiographie Glaſenapps zu vergegenwärtigen, zumal unſerer Generation, die, durch die Möglichkeit ſich faſt allerorts den Eindruck der Trilogie verſchaffen zu können, die Geburtswehen nicht mehr ahnt, die es erforderte, um ihr einſt lebendigen Odem einzuhauchen. Stockhauſen, der nicht nur mit den Ohren des Muſikers, ſondern auch als Bildner der menſchlichen Stimme das Werk ſtudiert und in Bayreuth kennen gelernt hat, berichtete ausführlich über den Eindruck des Ganzen. Um ſeine Meinung ganz klar zu Tage treten zu laſſen, ſind nur unweſentliche, nicht zum eigentlichen Inhalt ſelbſt gehörende Stellen aus dieſen Briefen fortgelaſſen. Daß er ſchon damals, trotz aller ſachlichen Bedenken, ſeine innere Bereitſchaft für die kommenden Schüler, die ſich etwa bei ihm für Wagnerſche Muſik vorbereiten würden, ausgeſprochen hat, möge ſeine Vorbehaltloſigkeit dartun für alles, was als Aufgabe großer Kunſt an ihn herantrat.

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Saßnitz:

Berlin, den 28. Juli 1876.

Geſtern früh kam ich von Kiel zurück, wo ich am 22. Juli meinen fünfzigſten feierte und von Klaus Groth beſungen wurde ... Daß Deiner in den letzten Tagen viel erwähnt wurde, brauche ich nicht zu ſagen. Wir wanderten am 20. und 21. durch das öſtliche Holſtein: Groth, Dr. Sleevogt aus Sondershauſen und acht Kinder; Gretchen [Stockhauſens Tochter] war das einzige Mädchen. Es verſteht ſich wohl von ſelber, daß bei jeder „Flaſche“ die „Falſche“ mit eingeflochten wurde, und ſo iſt jetzt der Abgeſang Deines friſchen Liedes in Deiner Heimat genügend bekannt. Aber auch „Marſchieren“[174]) wurde tüchtig geſungen. Die Ki, Ko, Ka, Kaſern amüſierte die Jungens ungemein, und während ich munter vorſang, lachten die hinterdrein. Es war nett zu ſehen, wie die Kolonne

von acht geſchulten Rekruten (Dr. Sleevogt hatte die Mannſchaft in wenig Übungen dreſſiert) abends in Eutin, müde, aber in guter Ordnung und ſingend einzog. Am anderen Morgen wurde der Schloßgarten durch und durch genoſſen, dann Webers Geburtshaus beſehen; Strehl, der vorigen Winter Dein „Requiem" gemacht hat, beſucht; mittags waren wir wieder in Gremsmühlen, abends in Kiel auf allerlei Umwegen. In Kiel hat ſich der Sommerplan feſtgeſtellt. Onkel Adolf Meyer ſchenkte mir einen Patronatsſchein für Bayreuth. Als Singelehrer iſt es mir doppelt intereſſant das Ganze zu hören. Man muß auf alles vorbereitet ſein, und dümmer wird man auch nicht davon. Joachim, den ich heute früh ſprach, geht nicht hin. Ich riet entſchieden zu, unter der Bedingung, den arroganten Autor der Broſchüre: „Das Judentum in der Muſik" nicht aufzuſuchen. Ein gewiſſer Herr Brahms ſollte es auch ſo machen. Ich hätte eine wahrhaft hölliſche Freude daran, aber Du machſt Dir aus ſolchen Proteſtationen nichts und — mit Recht. Warum, braucht man hier nicht zu erörtern. Nun aber weiter. Wenn man nach Bayreuth zur zweiten Serie will, muß man ſich nicht in Karlsbad ſchwächen, ſondern obenauf bleiben. Geld habe ich ohnedies nicht viel übrig, da der Verein kaum zweitauſend Mark für das Jahr übrig läßt, aber Mut, um weiter zu kämpfen, und ich denke ernſtlich daran, die Zahl unſerer Konzerte durch andere zu vermehren. Würdeſt Du auch in einem ſpielen? Die Berliner Symphoniekapelle läßt ſich leicht hier verſtärken und verbeſſern und Dein Konzert will ich ſchon herausputzen, daß Du nur mehr den Feuerfunken des Komponiſten hineinzuſtreuen brauchſt. Sage nicht nein. Biſt Du Ende September noch im Norden? Oder kämſt Du einmal von Wien hierher? Ein Anfang mit J. B. wäre ſchwungvoll und vielverheißend. Ich bleibe daher in meinen vier Wänden und begnüge mich mit Extratouren. Wäre es nur nicht ſo ſehr weit zu Dir! Wie käme ich gerne ... Ein Wort nur über Dein Auftreten hier. Guſtav Bock ,der mir in der Sache hilft, wäre glücklich, wenn ich ſo einen Freund in Ausſicht ſtellen könnte. Sage ein freundliches Ja ...

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Berlin:

[Rügen, Auguſt 1876.]

Lieber Freund! — Auf Rügen iſt es gar ſchön und namentlich die Luft von einer entzückenden Friſche, aber die Reiſe iſt freilich umſtändlich und deshalb kann ich nicht viel zuraten, daß Du dieſe meine letzten Tage hier noch mir die Freude machteſt, ſie mitzugenießen. Ich denke in etwa acht Tagen weg und zwar nach Hamburg zu gehen. Ich habe durchaus das Bedürfnis, dort einmal recht mit Behagen herum zu ſpazieren. Nach Kiel ginge ich gern bei der Gelegenheit, aber es iſt jetzt wohl hohe Saiſon, teuer und ungemütlich.

Mit Bayreuth haſt Du gut renommieren! Schenkte mir ein Onkel den und die nötigen Scheine, ginge ich auch hin. 150—200 fl. is mich zu ville!
Ich würde übrigens auch beim Meiſter meine Karte abgeben! Dich macht wohl der ſpazieren-gehende Donner [Franz Betz] ängſtlich für den Empfang? Nun aber, für Berlin und Konzerte möchte ich nicht gern zuſagen.
Es iſt nicht wie mit England, wohin ich nun einmal nicht will, aber beſonderen Reſpekt habe ich auch vor Berlin. Vor allem aber mache ich immer die Erfahrung, und machte ſie namentlich letzten Winter, entweder viel und oft ſpielen, oder nicht! Komme ich nächſten Winter etwa wieder ſo in den Strudel hinein wie im vorigen, dann ſpiele ich gern auch in Berlin! Alſo warten wir einſtweilen ab, auf Manches, Vieles, faſt Alles in Berlin habe ich alle Urſache mich zu freuen; für den kleinen Reſt habe ich ja den Vorteil, nicht beteiligt zu ſein!
Reiſe ich hernach von Hamburg irgendwohin (?), zurück mache ich einen Raſttag in Berlin ... Alſo auf Wiederſehen und einſtweilen beſten Gruß.

Dein Joh. Brahms.

Außer den erwähnten Extratouren in die märkiſche Landſchaft galten die Tage des Alleinſeins in Berlin vor allem dem Vorbereiten auf die erſte Aufführung der Nibelungentrilogie vom 13. bis 17. Auguſt 1876. Stockhauſen ſchreibt an ſeine Frau: „Die Wagnerſche Muſik regt doch ſehr auf. Aber durchaus notwendig iſt's, ſich vor der Aufführung hineinzuleben. Unſere Edda, Nibelungenlied, finde ich nicht! Und hätte ſo gern das Original durchgeleſen! Wagners Text iſt gar zu bizarr. Solche Poeſie mundet mir nicht." — „Je mehr man die Nibelungen ſtudiert, je mehr ſieht man, daß man es mit einem gewaltigen Geiſt zu tun hat. Will man was von ſolchen Vorſtellungen haben, ſo muß man vorbereitet hinkommen." Und ſo hatte er ſich dann gründlich „vorbayreuthet" (wie er es ſcherzend nannte), ehe er abreiſte und von der erbetenen Erlaubnis Gebrauch machte, den Hauptproben in Bayreuth beiwohnen zu dürfen.

Aus Briefen von Julius an Clara Stockhauſen, Berlin:

Bayreuth, den 8. Auguſt 1876.

Kam geſtern nicht zum Schreiben. Keine fünf Minuten allein. Alle Kapellmeiſter ſind hier; J. B. und J. J. ausgenommen. Ich wohne im Schwarzen Roß, in Bayreuth ſelbſt. Heute koſtet ein Billet in der Hauptprobe zwanzig Mark. Geſtern war es gratis. Gebäude, Dekoration, Koſtüme, Orcheſter ſind prächtig. Niemann als Siegmund großartig, Betz als Wotan glänzend. Levi, Wüllner und Dietrich grüßen Dich und ich auch.

Bayreuth, den 11. Auguſt 1876.

... Bei Wagner war ich Montag [den 7.] gleich mittags nach meiner Ankunft; ich fragte zuerſt nach ihm, dann nach ihr, aber beide waren nicht zu ſprechen. Er fuhr eben zum König, ſie war bei der Toilette. Am Mittwoch ſprach ich Frau Coſima vor Beginn der Probe, ſie lud mich aber nicht zu den „offenen Abenden“ ein, und ſo bin ich „till yet“, befreit von jeder Zeremonie, habe aber Beſuch gemacht und Karte abgegeben. Das genügt. Wenn man ſo viel auf dem Herzen hat gegen ſolche Leute, wenn man trotz der unbedingten Bewunderung für ſeine Schöpfung ſich immer ſagen muß, daß Ehrgeiz, Eitelkeit ebenſo maßlos ſind wie ſein Gedicht ſelbſt und ſeine Mimik, daß er nie ein Ende finden kann, daß er uns höchſt ſelten erfreut, ergötzt, erquickt, daß er nie Widerſpruch duldet und daher die gröbſten Fehler in der Szenierung und in den Dekorationen begangen hat, ſo bleibt man lieber weg von dem Meiſter, der ſtets die unbedingteſte Verehrung verlangt und ſolche ignoriert, die ihm nicht zu Füßen liegen.

Aber wie geſagt, wir haben es hier mit einem ganz großartigen Werk zu tun, und ich freue mich ſehr, daß ich in Berlin Kraft und Zeit ausſchließlich an das Studium der Nibelungen verwendet habe. So waren die Proben von Nutzen. In dieſen drei Tagen der Ruhe werden die ſchönen Stellen wieder durchgeſpielt und geſungen, mit oder ohne Levi, der natürlich der eifrigſte unter den Muſikern iſt und Wagner jetzt liebt, wie er mir ſelbſt ſagte.

Wir haben es mit der großartigſten Schöpfung unſerer Zeit zu tun, und gerade das Gewaltige ſeiner Helden ſcheint ſeine Kraft recht erſt zum Ausdruck gebracht zu haben. In der „Götterdämmerung“, worin das Drama gipfelt, erreicht er eine ſchwindelnde Höhe, und Chor, Orcheſter und Soliſten ſind gleich geiſtvoll und bedeutend behandelt. Aber Du weißt, wir ſind eine geſchmackloſe Nation und können nur ſelten das rechte Maß finden. Wagner iſt ein neuer Beweis für dieſen Fehler der Nation. Die Proben mit Pauſen dauerten von fünf bis halb elf, auch elf Uhr, obwohl niemals probiert, ſondern eben dargeſtellt wurde, und dabei 25 Grad Hitze ...

Zum Schluß ein Wort über die Aufführung ſelbſt. Wenn Vortrag und Spiel ſo wären, wie Gedicht und Muſik, wäre es ſchließlich ein unvergeßliches Ereignis, aber leider bleibt der Vortrag weit hinter der Kompoſition zurück. Wagner ſelbſt hat einen Siegfried uns ausgeſucht und erziehen laſſen [Georg Unger], daß man über die Geſchmackloſigkeit erſtaunen muß. Ein junger, großer Heldentenor, aber mit Baritonklang, ohne Diktion, ohne Intonation und Spiel, ein unmuſikaliſcher Naturmenſch, der weit beſſer einen Bären nachmachen kann, als das Vöglein, welches Siegfried Brunhildens Felſen deutet, und deſſen Geſang er nachahmen ſoll. Auch die Materna [als Brünhilde] mit ihrer koloſſalen Ge-

ſtalt und ihrer ſtarken, ſcharfen Stimme befriedigt nicht. Niemann als Siegmund, Betz als Wotan, Hill als Alberich, Schloſſer als Mime, Vogl als Loge, ſind prächtige Vertreter dieſer Rollen. Die Scheffzky als Sieglinde aber, die Grün als Fricka, die Weckherlin als Gudrun ſind höchſt mittelmäßige Erſcheinungen, wenn ſie den Mund auftun; wenn ſie ſchweigen, ſehen ſie ganz gut aus!!! Und das ſind Bühnenfeſtſpiele!
Nächſtes Jahr ſollen „Lohengrin", „Tannhäuſer" und „Fidelio" für hundert Mark aufgeführt werden. Man zweifelt aber, nach dem bisher noch unvollendeten Verkauf der Nibelungenbillette daran, daß ein zweites Jahr ſo viele Menſchen nach Bayreuth locken werde. Und ganz begreiflich; denn höchſt unvollkommen ſind die Vorſtellungen zu nennen ...
Den großen, ſchönen, deutſchen Opernſtil, wie er ihn geſchaffen hat, wie er ihn verſteht, habe ich aber gründlich kennen gelernt und bin bereit für die kommenden Schüler.[175])
Danke nochmals Adolf, daß er mir geholfen hat, hierher zu kommen. Ich habe wieder einen Schritt vorwärts getan.

Bayreuth, den 13. Auguſt 1876.

... Die Aufführung des „Rheingold" iſt die mühſamſte, weil dieſe Einleitung zweiundeinhalb Stunden dauert, und ohne Entreacte fortſpielt. Bei die Hitzen! Auch war die Aufführung eine ſehr mittelmäßige. Selbſt die Maſchinerie wollte nicht recht und unſere hochdramatiſchen Sänger ſind ebenſo maßlos wie der Meiſter ſelbſt, der nie genug kriegt und dadurch die Wirkung ſehr ſchwächt. Es fehlt ihm und ihnen von Haus aus an Geſchmack. Das iſt der Grundfehler ſeines Syſtems. Dichtung und Muſik bewegen ſich immer in den Extremen. Wenn einmal acht fließende Takte kommen, werden ſie wie ein Trunk in der Wüſte begrüßt. Vogl ſchoß geſtern Abend den Apfel ab (um nicht Vogel zu wiederholen) und wurde allein und ein einziges Mal applaudiert. Das war ein merkwürdiger Moment. Der Meiſter erſchien zum Schluß nicht, trotz der vielen Rufe ...

Karlsbad, den 20. Auguſt 1876.

... Es bleibt dabei, Wagners Muſik iſt die Muſik der Gegenwart, nicht der Zukunft, wie ſeine Adepten glauben, und das iſt eine große Beruhigung für die, die an was Höheres in der muſikaliſchen Kunſt glauben. Wir ſehen deutlicher als je, daß dieſe vereinten Künſte, Dichtung, Muſik, Malerei, Bildhauerei, Architektur zuſammen im Zwange der Opernform unfrei wirken und daher auch ſehr unvollkommen; die Dichtung auf Koſten der Muſik, und umgekehrt! Die Ma-

lerei erſt recht, indem ſie mit ihrer Pracht die Aufmerkſamkeit ſehr von der Hauptſache ablenkt. „Was iſt Hauptſache?“ würde der große Meiſter ſagen. Bisher war es für den Muſiker die Muſik, und dieſe aetheriſche Muſe, dieſe unerklärbare Kunſt, braucht der feſten Form und kann nicht, wie bei Wagner, neben der Handlung herlaufen und geiſtreich tun. Sie will mitempfinden und der Empfindung eine Geſtalt geben, die wir eben Muſik, logiſche, ſinnvolle, nicht ſinnloſe Muſik nennen dürfen. Merkwürdig iſt's, wie Wagner, wenn die Handlung es geſtattet, ſelbſt nach dem Prinzip verfährt. Du hätteſt Deine helle Freude an der Schmiedeſzene im „Siegfried“. Da ein Schwert nicht mit eins geſchmiedet werden kann, da der Stahl heiß gemacht, dann wieder abgekühlt, immer wieder gehämmert werden muß, benützt er dieſe Aktion zu wiederkehrenden Motiven, und dieſe Kombination bringt er zu einer einfachen, ich möchte ſagen Händelſchen Form, wenn der Siegfried zur Arbeit geht, nachdem Mime vergeblich ein Schwert hat ſchmieden wollen. Bei den Worten: „Nothung, Nothung! neidliches Schwert!“ geht er ordentlich ins Zeug und feſſelt den ärgſten Feind ſeiner Kompoſitionsweiſe. Schade, daß ſolche Szenen ſelten wiederkehren, und daß er überhaupt ſo wenige Muſikſtücke liefert. Stundenlanges Rezitieren wie im „Rheingold“ iſt nicht zu ertragen. Wenn dann wenigſtens die Träger der Rollen uns immer den Leitfaden des Textes ließen, aber immer wieder bricht er ab, ſo daß wir wie in einem Labyrinth umhertappen und mit Müh und Plage uns herausfinden. Das iſt keine heitere Kunſt mehr, es iſt eine harte Arbeit, es iſt das ſchwere Leben, welches wir in der Kunſt vergeſſen ſollen. Die Muſik der Gegenwart iſt ſo realiſtiſch wie die jetzige Welt und darum auch ebenſo ermüdend. Nur ſtellenweiſe kommt man zum Genuß, das Uebrige iſt glutvolle aber realiſtiſche Mache.

Bei Eckerts war ich öfters in Bayreuth mit Dohm, mit von Hülſen, mit Helmholtz, die bei ihnen wohnten. Kathi [Eckert] war ſehr mit mir zufrieden, weil ich ihren Richard zur rechten Stelle in Schutz nahm ... Sahr aus München war auch da; er iſt ganz bekehrt von der Wagnerſchen Muſe. Sein Schüler Levi lebt nur in der Muſik[176]). Wie ſich doch Menſchen ändern! Scholz aus Breslau war auch da und außer ſich, Oechsner aus Havre und Buths und wer nicht alles ...

Karlsbad, den 21. Auguſt 1876.

... Ich kann mich über den Wahn von Richard Wagner noch nicht beruhigen. Daß er die bisher üblichen Geſetze modifizieren will, iſt ſeine Sache; daß wir nur wieder lauſchen, um zu hören, ob er nichts Neues bringt, iſt zu entſchuldigen, daß er ſich aber einbildet, in Bayreuth was Beſonderes gebracht zu haben, iſt kindiſch. Das Theater iſt anders, das Orcheſter iſt koloſſal und prächtig ge-

ſchult, aber München, Wien, Berlin können auch ohne verſchleiertes Orcheſter ſich hören laſſen. Die Sänger ſprechen meiſtens ſchlecht aus, ſingen wie Naturmenſchen, ſpielen deutſch-grob, die Dekorationen kann man überall ebenſo ſchön machen, die Maſchinerie weit beſſer. Es iſt ein Wahn! Wahnfried aber kein leeres Wort; denn alle, die das Haus im Innern geſehen haben, ſind entzückt und die Bayreuther müſſen auch ein gutes Geſchäft gemacht haben. Aber wir! Hundert Taler für mittelmäßige Aufführungen! Das iſt arg. Amüſant iſt's, wie Hanslick das druckt, was ich nur Dir geſchrieben habe über das realiſtiſch-ſenſationelle Werk der Gegenwart...

Karlsbad, den 28. Auguſt 1876.

Ich... [freue mich] einſtweilen ganz unbeſchreiblich über die Orgel in der Singakademie. Das meldeſt Du mir ſo nebenbei auf einer Poſtkarte? Madame, das hätte ein Telegramm verdient. Das iſt ja für uns ein wichtiges Ereignis. Es war faſt Lebensfrage für den Verein geworden; denn Händels Werke ohne die Orgel aufführen, widerſtrebt mir gar zu ſehr, und ohne ihn möchte ich kein Jahr ſein. Wie Wagner den Opernſtil in Bayreuth kultiviert, ſo muß Dein Sänger den Oratorienſtil in Berlin kultivieren und die Helden dafür ſchaffen. Aber wo iſt mein Siegfried, beſſer geſagt, mein Joſua, mein Judas Maccabaeus, mein Meſſias, mein Samſon, meine Delila (allerliebſte Delila!), mein Jephta, meine Deborah, Belsazar, Salomo u. a. m.? Wo? — Vogl aus München iſt gerne bereit zu kommen, wenn man ihm eine Heldenpartie gibt, und ſo denke ich ſeit geſtern an den „Joſua" für unſeren Verein. Er iſt noch nicht bei uns aufgeführt worden und iſt ſo ſchön, ſo herrlich! Du ſiehſt, Deine Nachricht hat mich hoch erfreut und gibt mir neuen Mut, den Verein zum höchſten Ziel zu führen. Und zu Oſtern die Paſſion!

Wilhelm Hemſen an Clara Stockhauſen, Berlin:

Stuttgart, den 8. Februar 1877.

...Donndorf und Ludwig (letzterer als Erſatzmann im Landſchaftsfach an der Kunſtſchule für meinen quieszierten alten Freund Funk, erſt kürzlich von Düſſeldorf hier eingerückt) erneuern beide in den Erfahrungen, die ihnen der Stuttgarter Antritt bringt, für uns Altangeſeſſene jene Eindrücke, die von jeder — freilich nicht bloß erſten — Berührung mit den hieſigen Verhältniſſen für den von außen Kommenden im Wirken und Verkehren unzertrennlich, und unſerm teuern Julius Stockhauſen auch bekannt genug ſind. Es iſt eben immer noch die alte zähe, widerhaarige Maſſe, durch all' die treibenden Kräfte, die ſich mit

vollem Einſatz und friſcher Luft ſo manches Jahr ſchon hier an ihr verſucht, um nichts flüſſiger geworden! — Glücklich der Künſtler, der als mächtiges Gegengewicht in dieſem verdrießlichen, langſam, langſam, wenn überhaupt fruchtbringenden Kampfe ſo große, ſchöne Aufgaben vor ſich hat, wie ſie Donndorf, ſchon ehe er hierherkam, zugefallen waren und ſeither noch zuteil geworden ſind. Der Muſik iſt dabei beſonderer Ehrentribut gewidmet. Dem Grabdenkmal für Robert Schumann, zu dem gewiß auch Stockhauſen mit beigetragen und deſſen edler, anſprechender Gedanke eben ſeiner letzten Verkörperung entgegenwächſt, folgt das Standbild Johann Sebaſtian Bachs, das vor der Stadtkirche in Eiſenach errichtet werden ſoll. — Mit unſerm Denkſtein auf das Grab Mörikes ſind wir über das Stadium der Sammlungen und Vorberatungen — Schwaben, wie wir allzumal durch Geburt oder Verhängnis ſind — in zwei nach des Dichters Tode bald abgelaufenen Jahren noch nicht hinausgerückt . . . Auerbach, der Alte, der den Aufruf mit unterzeichnet, hat meines Wiſſens — außer ſeinem eigenen Beitrage garnichts zur Sache geleiſtet. Fontane, mit dem Sie ja viel verkehren, wäre in lyriſcher Sympathie gewiß dafür zu intereſſieren . . . Iſt in Haus „Forſteck“ die Mörikeſche Poeſie wohl bekannt? Vielleicht verſchafft ſie ſich am eheſten Eingang, wo es noch nicht der Fall, in Geſtalt des Romanes, der Jahrzehnte hindurch aus der Literatur völlig verſchwunden war, und den ich Ihnen, als Freundesgeburtstagsgruß aus Schwaben, in der endlich ans Licht geförderten neuen Ausgabe ſende. Der Dichter, dem in Mannheim die Form dieſes doch zärtlich geliebten Jugendwerkes [Maler Nolten] nicht mehr genügte, hatte in oft faſt ſchmerzlichem Ringen bei vielfach gehemmter, zuletzt ganz nachlaſſender Kraft geraume Zeit an der Umſchmelzung gearbeitet, ohne zu dem erſehnten völligen Abſchluſſe zu gelangen. Jenes:

Ach und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt Du nicht zum zweiten Mal,

machte ſich bei dieſem inſtändigen Mühen geltend, und doch war ein Uebertragen in die ganz neuen Strömungen unſerer Tage für dieſes edle Erzeugnis einer entſchwundenen Geiſtes- und Gemütsepoche nicht denkbar. Daß das erſte Erſcheinungsdatum des Werkes volle fünfundvierzig Jahre von heute zurückliegt, darf der Leſer des jetzt erneuerten Buches nie vergeſſen, der Charakter der Darſtellung würde ihn auf dem Standpunkte des neuen Reichs wie ein Anachronismus berühren, aber unabhängig von allem, was als der Vergangenheit angehörend in Stimmung und Motiven empfunden wird, enthält das Buch doch eine ſolche unvergängliche Fülle zeitloſer Schönheit, daß vor ihr im letzten Geſamteindruck dieſe temporären Wiederklänge gänzlich verſchwinden müſſen. Ich verſpreche mir, daß ſo auch bei Ihnen die eigenartige Dichtung wirken und jedenfalls, wie ſehr auch die Züge des lokal Beſchränkten hier künſtleriſch über-

wunden ſind, von jener Luft, die Ihnen „trotzalledem und alledem“ aus den Werken von Hermann Kurz ſo anheimelnd entgegenwehte, einen vollen reinen Hauch herzerquickend Ihnen zutragen werde.

Wilhelm Hemſen an Julius Stockhauſen, Berlin:

Stuttgart, den 17. Februar 1877.

Glück und Heil dem lieben Ankömmling [Johannes][177]), der beinahe den Geburtstag der Mutter mit ſeinem eigenen gefeiert hätte! Eben erhielt ich die frohe Kunde, und bis die Begrüßung in Ihre Hände gelangt, iſt Ihr dritter Sohn ſchon eine ganze erlebnisreiche Woche alt. Wehmütig erneuert ſich in dieſer Freude (es iſt doch eine ganz beſondere: Die an der ſchönen Dreizahl Söhne!) die Erinnerung an das liebe dahingegangene Patenkindlein und die in ſolchem Kranze von Brüdern allein bleibende Tochter erſcheint unwillkürlich als der Gegenſtand erhöhter ritterlicher Aufmerkſamkeiten, mit denen das Schickſal dadurch eine ſolche Stellung im Geſchwiſterkreiſe ſie auszuzeichnen im Sinne gehabt — bis auf Weiteres freilich, muß man hinzuſetzen ... Sie können nun auch bald, wie der gegenwärtige Kommandeur des württembergiſchen Armeekorps, ſich rühmen, einer aus Vertretern faſt aller verſchiedenen deutſchen Stämme zuſammengeſetzten Familie vorzuſtehen — das wahre Ideal-Abbild der neuen Reichsharmonie im Kleinen! Was ſagt denn Friedrich von Schwaben zu dem neuen Bundesmitglied Bruder Berliner? Hoffentlich iſt er vor allem wohlauf mit Emanuel, Gretchen und dem Zukunfts-Johannes, die ich ſämtlich von ganzem Herzen meiner treueſten Onkelgefühle verſichere. —
Der heutige Abend bringt uns im Königsbau Lübkes Vortrag über die flandriſche Malerſchule. Die freundſchaftliche Hausgeſelligkeit geht ... dieſen Winter total in die Brüche ... „Monologues d'un solitaire“ — würde alles heißen, was vom letzten Stuttgarter Semeſter zu berichten wäre. — Joachim war ein flüchtig vorbei eilender Troſt. Während Sie damals, Ihrem lieben Briefe zufolge, hofften, ſich an Brahms zu erbauen, waren wir auf dem Gebiete ſymphoniſcher Andachten, vermöge jenes bedächtigeren Tempos der Beſitzergreifung von muſikaliſchen Neuigkeiten juſt bis zu Verdis „Requiem“ vorgerückt ...

Avé Lallemant an Julius Stockhauſen, Berlin:

Hamburg, den 19. Februar 1877.

Nein, mit einer bloßen Karte geht's doch nicht bei ſolchem Ereignis! ...
Und er ſoll Johannes heißen!

Viele denken gewiß, der ist fromm und biblisch, ich weiß es anders. Und in Deiner Weise ist's ja auch eine Kunstfrömmigkeit, ihn so nennen zu wollen nach einem anderen Johannes als dem in der Bibel gemeinten. Also nochmals Glück auch von allen im Hause in Begleitung der herzlichsten Grüße. — Mensch, wie ist doch alle briefliche Mitteilung so ganz unter uns geschwunden! Und mit welcher Sehnsucht denken wir alle Deines Singens und Wirkens! So sang doch keiner außer der Lind.

Julius Stockhausen an Johannes Brahms:

Berlin, den 21. Februar 1877.

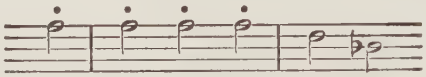
Gedruckte Geburtsanzeige von Johannes Stockhausen:
„Am Sonntag, den 11. Februar wurden wir durch die Geburt eines kräftigen Knaben erfreut. Er soll heißen: Johannes."
Daß diese Anzeige so spät kommt, hat gute Gründe, mein lieber Johannes Brahms. Wenn man die „Missa solemnis" einstudiert, sie in sechs Wochen zur Aufführung bringen will, geht es mit der Zeit knapp her. Nun gar, wenn man in die Wochen kommt:
Daß der kleine Bürger (eingeschrieben ist er bereits) auch ohne Deine Erlaubnis Johannes heißen darf, wirst Du zugeben. Daß er aber nach Dir so heißt, oder heißen soll, das will ich heute melden. Willst Du uns die Freude und die Ehre erweisen Pate zu sein? Willst Du ihm Deinen Namen geben? Es kann ja nur schriftlich geschehen, Wien ist gar zu weit, um zu einer Taufe nach Berlin zu reisen, aber sag' ein Wörtchen, das eine, eine Wörtchen „Ja" und Du machst uns glücklich. Wer wie Du der Welt so viel Schönes schenkt, dem muß man beweisen, daß man bei besonderen Ereignissen seiner gedenkt.
Als Mit-Pate hast Du Theodor Fontane. Glücklicher Junge! Ein Dichter und unser größter Musiker als Geistesväter!
Die Mutter liegt noch, und Johannes ist viel bei ihr. Ein gutes Zeichen. Sonnabend steht sie wieder auf. Vielleicht schickst Du zu dem Tage eine nette Antwort.

Johannes Brahms an Julius Stockhausen, Berlin:

[Februar 1877.]

Lieber Freund, — Herzlichen Glückwunsch zu dem neuen Johannes und besten Dank, daß Ihr an mich dachtet, als Ihr ihm den schönen Namen gabet. Ich freue mich der Gevatterschaft, fühle ich mich gleich nicht recht würdig eines so ehrbar-bürgerlichen und christlichen Amtes. Und doch bin ich nicht ununterrichtet in

dem, was die Taufe angeht, und kann Dir vielleicht, da es für diesen Fall zu spät kommt, für folgende ganz gute Ratschläge geben: z. B., wenn Dir, wie mir, das kalte Wasser nicht angenehm scheint, „Da einer, der abwesend war, schriftlich durch einen andern fragen ließ, ob man auch mit warmem Wasser taufen möchte? Sprach Doctor Martin Luther: Antwortet dem Tropfen, Wasser sei Wasser, es sei kalt oder warm.
Oder: Wie denn, wenn kein Wasser fürhanden were, sondern nur Bier oder Milch, ob mans in der Not auch damit tauffen möchte? — Da saß Dr. M. L. lange in Gedanken, endlich sagte er, das muß man Gottes Gerichte befehlen, doch alles, was Bad genant kan werden, das dienet und taugt auch zur Tauffe."
Du siehst, unsere Theologen vergessen manches, und Du kannst Dich in zweifelhaften Fällen getrost an mich wenden!
Nun aber hoffe, es geht der Mutter und dem Kleinen fortdauernd gut. An vornehme Wiegenlieder sind Deine Kinder gewöhnt! Dieser muß sich nun wohl an



gewöhnen[178]), wie der Ältere an die IX.?
Aber, verzeih, ich habe ja meine Unwürdigkeit zu so ernstem Geschäft gestanden, nächstens versuche ich einen lehrreichen, ehrsamen Gevatterbrief! Herzlichste Grüße und Wünsche von Deinem Johs. Brahms.

Julius Stockhausen an Johannes Brahms:

Berlin, den 16. März 1877.

Mann Gottes! — Es ist ja nicht zu spät für die Taufe. Sie soll erst am 2. April, am Ostermontag, sein. Bist Du dann in unserer Gegend oder schon in Düsseldorf? Bach, den ich unbegreiflicherweise stets mit Luther verwechsle, singt: „Es muß zwar hier Wasser sein, doch schlecht Wasser nicht allein: Gottes Wort und Gottes Geist tauft und reinigt die Sünder" (Bd. 1 Nr. 7[179]). Und als echter Täufer solltest Du bei unseres Johannes Taufe sein. Pastor G. Baur in Leipzig hatten wir gebeten herüber zu kommen, aber er kann nicht. Am Ende muß es einer der Paten tun, wenn kein Pfarrer genehm ist. „Gib uns Antwort" aber wieder eine gelehrte, auf Bach und Luthers Sprüchen fußend.
NB. Am 31. März geben wir die „Missa solemnis". Da ist nur ein Tag zwischen Messe und Taufe. So begeistert habe ich den Chor noch nicht gesehen.
Mann Gottes Johannes! Es ist doch kein Druckfehler in der neuen revidierten Partitur von Breitkopf & Härtel, wenn das „Et incarnatus" mit Chor-Tenor

anfängt? Bäſſe und Kontrabäſſe ſpielen mit, ſpäter beim Solo nicht mehr. Alte Partitur und Stimmen des Vereins haben die Stelle nicht, aber mein Gott, Stern revidierte wenig. Ich habe in den Orcheſterſtimmen über tauſend Fehler korrigiert. Auch falſche Noten!
Bitte nun, lieber Freund, bei Haslinger nachzuſehen wie es damit ſteht. Hier iſt nur das „Kyrie" im Manuſkript. Nur ein Wort. Du weißt ja die Wege, die zu den Quellen führen . . .

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Berlin:

[Wien], März 1877.

Um Dich wegen der Meſſe zu unterrichten, brauche ich nur an den Schrank zu gehen. Das maßgebende Exemplar, nach dem auch die erſte Aufführung dirigiert wurde, beſitze ich. Eine Abſchrift von Semmler in drei Bänden, auf das Allerſorgfältigſte von Beethoven korrigiert.
Alſo: An der fraglichen Stelle iſt das „et incarnatus est" erſt in dem Solo-Tenor geſchrieben, dann hat Beethoven dies ausgeſtrichen, Coro darüber geſchrieben und die Noten in den Chor geſchrieben. Wie nun in die alte Ausgabe wieder Solo gekommen iſt, weiß ich nicht, doch iſt wohl Coro das Richtige. Bei der Härtel-Ausgabe wäre einiges zu merken, z. B. der Kontrafagott iſt bisweilen falſch ausgeſchrieben. Für die Aufführung Wichtiges weiß ich nicht. Ich habe die Ausgabe nicht, ſie alſo auch nicht genau revidiert.
Nun könnte ich auch an den Schrank gehen und Dich über die „Taufe" unterrichten. Aber was fragt Ihr im heidniſchen Berlin danach, wie es etwa der Pfaltzgraf bei Rhein 1750 in ſeiner Kirchenordnung damit gehalten hat?
Es iſt auch wohl nicht einmal beſonders ſtrenggläubig von Dir, daß Du zu Oſtern taufen läßt? Vor Zeiten, „in den erſten Kirchen", war nur zwo Zeit im Jahr, namlich Oſtern und Pfingſten zu tauffen verordnet etc.
Aber: Pf. b. Rh. ſagt: Es ſoll auch, beide von Eltern und Pfarrherrn fürſehung geſchehen, das zu Gevattern des Kindstauff, nicht leichtfertige Perſonen, ſo in offentlichen Laſtern unbußfertig verharrt, ſondern Chriſtliche und Gottesförchtige Leut angenommen werden, damit nicht durch der Gevattern unerbarkeit — Nun wirſt Du es mindeſtens für ein kleines Glück halten, daß ich doch nicht ſelbſt dabei ſein kann — —.
Billroth aber will morgen abreiſen, allmählich nach Berlin, könnte der mich nicht vertreten? Der Konfirmation ſeiner Tochter geht er doch gerade aus dem Weg. Ich fürchte er iſt nicht für ſo ſchöne Feierlichkeiten!
Ich bin lang und oft unterbrochen und ſchließ in aller Eile und mit beſten Grüßen Dein Jhs. Brahms.

Da es ja nach den Worten des „Mann Gottes Johannes“ „zwo Zeit im Jahr, namlich Oſtern und Pfingſten zu tauffen verordnet“ war, verſchob man die heilige Handlung auf Pfingſten, zu der die Paten Johannes Brahms und Theodor Fontane vom Beſten, was ſie hatten, ſpendeten. Bei dem Taufeſſen verſtand es auch Theodor Fontane, die damals ſtrittige Frage, ob man überhaupt taufen ſolle oder nicht, in launiger Weiſe zu löſen.

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen:
[vor dem 20. Mai 1877].

Lieber Freund, — Morgen ſeid Ihr gewiß guter Laune, und Du nimmſt auch einen ſchlechten Witz nicht übel. Aber ich finde kein Wiegenlied für kleine — und keine Melodie zu einem für große Kinder. —
Nehme ich, wo ich finde, und Du ſiehſt, daß auch gar Deine Muſik fortzeugt!
Und ſonſt ſage ich meine beſten Glückwünſche und meine ſchönſten Grüße nach allen Seiten. Von Herzen Dein J. Br.

Als Anlage zu dieſem Brief ſandte er, auf altes ſchönes Notenpapier eigenhändig geſchrieben, das Lied: „Die Wellen blinken und fließen dahin“ (op. 71, Nr. 1) mit der Überſchrift:
„Wiegenlied für Klein und Groß frei nach H. H. und Jul. St.“ Die Unterſchrift lautet: „Zum fröhlichen Oſtermontag 1877 J. Br.“
Es iſt der gleiche Text von Heine, den Stockhauſen komponiert und in ſeinen Brahms gewidmeten „Vier Geſängen“ (Wien, Gotthard) 1871 veröffentlicht hatte.

Theodor Fontane zur Taufe von Johannes Stockhauſen:
Pfingſtſonntag, den 20. Mai 1877.

Lieber Täufling, von Deinem Vater nimm
Als Erſtes das Ohr und als Zweites die Stimm',
Und von Deiner Mutter nimm nicht nur
Die kleine Hand und die hohe Figur.
Auch von Deinen Paten ſchweig' ich nicht ganz:
Sei Dir das Leben ein Brahms'ſcher Tanz;
Doch von dem Verfaſſer dieſes Gedichts,
Deinem zweiten Paten, nimm lieber nichts. —

Theodor Fontanes Anſprache beim Taufmahl lautete:

Ein alter Freund, ſchon lange tot,
Erzählte gerne Geſchichten;
Geſtatten Sie mir, noch vor Butter und Brot,
Eine davon zu berichten.

In Prag, eine alte Judenfrau
Lag herzkrank im Spitale,
Der Doktor behorchte ſie ganz genau
Mit dem bekannten Pennale.

Er horchte und klopfte mit Ernſt und mit Luſt, —
Da begann ihm der Ernſt zu weichen,
Es lag halbverſteckt auf der Alten Bruſt
Ein Kreuz, das chriſtliche Zeichen.

Und er hielt der Alten das Kreuzchen vor;
Die lächelte ſtill auf dem Kiſſen
Und raunte dann dem Doktor ins Ohr:
„Man kann's doch am Ende nicht wiſſen."

Man kann es nicht wiſſen. Auch wir insgeſamt,
Einem zweifelvollen Hoffen
Trotz Dr. Erich und Standesamt
Sind wir noch immer offen.

Und möchten wir von der entkirchlichten Zeit
Auch nicht das Gute miſſen,
Doch, wenn ein Kind in der Wiege ſchreit,
So heißt es: „man kann es nicht wiſſen."

Und geſegnet, daß man nicht alles weiß,
Daß Wunder und Rätſel bleiben;
Nicht unten liegt der höchſte Preis,
Nach oben muß es treiben.

Verloren, wer in des Lebens Drang
Am Boden ſich zerraufte,
Excelsior gehe Deinen Gang,
Johannes der Jüngſtgetaufte!

Oſtern hatte ganz und gar im Zeichen der Vorbereitung der „Missa solemnis“ geſtanden, die innerhalb vier Wochen Aufführung und zwei Wiederholungen erlebte (31. März, 10. und 22. April) und der am 17. Dezember 1877 noch eine dritte, ebenfalls glänzend beſuchte Aufführung beſchieden war. Stockhauſen hatte ſich als Chorpädagoge in Berlin durchgeſetzt. Leopold Schmidt charakteriſiert in ſeinem Aufſatz, den er 1897 zur Feier des fünfzigjährigen Beſtehens des Sternſchen Geſangvereins ſchrieb, die Arbeit, die Stockhauſen an dem Chor geleiſtet hat, folgendermaßen:

„Es iſt freilich kein Geheimnis mehr, daß die Glanzzeit des Vereins hinter uns liegt. Er hat ſich mehr und mehr die Stelle, die ihm einſt zukam, ſtreitig machen laſſen, und ſeit Jahren behaupten ſich die Leiſtungen nicht mehr auf der künſtleriſchen Höhe, die ſie ſich errungen hatten. Es wäre ungerecht, wollte man dafür lediglich den jetzigen Leiter verantwortlich machen. So etwas vollzieht ſich allmählich und iſt nicht mit einem Male und durch die Willenskraft eines Einzelnen aufzuhalten. Für mich liegen die Gründe des Rückganges klar zu Tage. Es iſt eben der Geſamtheit ſo unmöglich wie dem Einzelnen, in der Kunſt ohne das rein Techniſche auszukommen ... Warum ſoll die Geſangskunſt eine Ausnahme machen? Wie ſoll eine Schar von Leuten, von denen viele überhaupt nicht eigentlich ſingen gelernt haben, von denen jeder eine andere Ausſprache, Tonbildung und Vortrag hat, wie ſoll die einen einheitlichen Eindruck erzielen? Ein begabter Dirigent kann wohl Manches durch zuſammenfaſſende Kraft im Moment der Ausführung erſetzen, aber nicht dauernd über dieſe Mängel hinwegtäuſchen ... An die Spitze eines Geſangvereins gehört nach meiner Meinung ein Sängersmann, der durch einheitliche Diſziplin den Chor zu einem künſtleriſchen Organ heranbildet. Ich ſtehe deshalb nicht an, die Periode Stockhauſen als die Blütezeit des Vereins in dieſem Sinne zu betrachten; vom Standpunkt des Chorgeſanges iſt nie wieder ſo Abgerundetes und Intimes geleiſtet worden. Inwieweit Stockhauſen auch zur Geſamtleitung großer Orcheſterwerke befähigt war, mag dahingeſtellt bleiben. Die mangelnde Routine und das verlotterte, unbotmäßige alte Sinfonieorcheſter, mit dem er zu arbeiten genötigt war, ließen das nicht deutlich erkennen. Auch ſchuf die ſtreitbare Natur des Mannes ihm unnötig Feinde. Jedenfalls lieferte ſein Wirken und mehr noch die Ereigniſſe nach ſeinem Fortgang Beweiſe genug für die Richtigkeit meiner Anſicht, daß in der Vernachläſſigung der geſangstechniſchen Pflege die Gefahr für alle größeren auf geſellſchaftlicher Grundlage baſierenden Chorvereine liegt.“

Stockhauſen iſt an jenem Punkt ſeiner Entwicklung angelangt, an dem die dritte ſeiner großen Fähigkeiten zur Auswirkung drängt: Empfinden, Geſtalten, und das Zeugen davon.

Es iſt nicht das im üblichen Sinne verſtandene „Lehren“ nach einer „Methode“, was ihm vorſchwebt. Es iſt das Fortpflanzen von Kenntniſſen und Erkenntniſſen

durch das lebendige Beiſpiel. Es iſt auch nicht das Lehren von Einzelheiten, das Beheben rein techniſcher Schwierigkeiten, das geduldige Vermitteln und mit-dem-Schüler-Fortſchreiten, was ihm vorſchwebt, wenn er an ſeine Aufgabe als Lehrer dachte oder ſie praktiſch ausübte. Wenn es ſo geweſen wäre, dann hätten auch um etliche Grade weniger Muſikaliſche bei ihm gedeihen und leben können. Aber das gerade, das unbedingt muſikaliſche Empfinden, war Vorbedingung, denn nur auf Grund dieſer Fähigkeit hatte er ſich entwickeln können und war durch techniſches Üben zur Kunſt des Geſtaltens bis zur Stärke wiederſchaffenden Erlebens des Kunſtwerkes vorgedrungen. Und nur auf dieſem Wege ſah er die Möglichkeit, „Fähigkeiten" zu „Fertigkeiten" (im Goetheſchen Sinne) zu bilden. Daher blieb ſeine gedruckte „Methode" häufig unverſtandenes, nicht mehr tönendes Inſtrument in den Händen derer, die mit gänzlich anderen Vorausſetzungen daran gingen, und ſich an Worte klammerten, für die ihnen die Begriffe fehlten.

Vielleicht ſtand er darum in den Chorproben des Sternſchen Vereins in den Pauſen auf, ſtatt ſich auszuruhen, und ſang in den Chor hinein, was bei ihm unmittelbarer wirken mußte als Abklopfen, Erklären und Wiederholenlaſſen. Aber es mußte ihn natürlich reizen, auch niederzuſchreiben, wie er ſich den Vorgang der Tonbildung dachte. Wiſſenſchaftlich ergründet, ſo weit ihm das möglich war und in ſeinem Kehlkopf ausgeprobt, glaubte er, den Verſuch wagen zu dürfen, den techniſch erlernbaren Teil ſeiner Geſangskunſt zu formulieren. Im Sommer 1877 entſtanden in der Ruhe einer Emſer Kur und einiger Wochen in Oſtende die erſten Aufzeichnungen ſeiner Anſichten über die Stimmbildung. Er ſchreibt an ſeine Frau aus Ems am 18. Juli 1877:

„Mein Doktor hat mir ein anatomiſches Buch gegeben von Dr. Hehnle in Göttingen, und da iſt der Kehlkopf ganz prächtig beſchrieben. Nun bin ich ins Klare gekommen über die Entſtehung der Tonhöhe ... Kürzlich ſchlug ich dem Doktor einen Triller unter dem Kehlkopfſpiegel. „Was haben Sie geſehen?" fragte ich. „Die Stellknorpel haben ſich ungemein raſch bewegt" antwortete er. Es ſind die zwei Knorpel, die die Stimmbänder in ihren Spannungen ändern. Das iſt aber ſchon synonym mit Tonhöhe. Sie haben aber noch die Eigenſchaft, je mehr man ſteigt (Skala aufwärts), den lockern, hintern Teil der Stimmritze (ſo heißt die Öffnung überhaupt zwiſchen den Bändern) allmählich zu ſchließen. Alſo wie beim Pfeifen! Hier ſpielt die Zunge die ſpannende Rolle, und der Raum der Lippen verengt ſich immer mehr. Das iſt ja das Myſterium der Tonhöhe, und darum haben die meiſten, die ſich zu ſehr angeſtrengt haben, ihre Stimmbänder gerötet."

Im übrigen lieſt er zu jener Zeit Goethe, durchwandert das Lahntal und fragt ſeine Frau: „Entſinnſt Du noch bei Grimm das Kapitel über Werther? Wie er ſchließlich davon eilt, von Wetzlar nach Oberlahnſtein zu Fuß ſchlendernd, und

ſchließlich zu Frau von Laroche kommt und Maximiliane kennen lernt? Das iſt das Tal, und hier iſt der herrliche, göttliche Menſch vorbeigeſchlendert, bildend und dichtend, ſich und den andern zur Freude! „Seht, welch' ein Menſch!"
Dann aber will ihn wieder der Unmut packen darüber, daß er trotz aller Bemühungen in Berlin keine gedeihlichen Verhältniſſe erzwingen kann, und er ſchreibt an ſeine Frau aus Oſtende:
„Von Frau [Helene] Simons habe ich die Geſpräche des Kanzlers Müller mit Goethe bekommen. Wir werden nach und nach Goethe-Schwärmer, und das kann nichts ſchaden. Weißt Du was, lieber Schatz? Ich habe ausgefunden auf dieſer Reiſe, daß man in Berlin nicht lebt, ſondern ſich abrackert und doch obendrein vegetiert. Je mehr ich Zeit habe zu überlegen, je ungehaltener werde ich über die Art und Weiſe, wie in Berlin Künſtler behandelt werden, ... das vergeſſe ich nie und ziehe, ſobald ſich eine Anſtellung findet, ... fort ... Ein Menſch, Künſtler, Sänger gar, der ſich drei Jahre abmüht für das liebe Publikum in Berlin!!! Es iſt geradezu lächerlich. Ich komme mir vor, wie ein Verſchwender, ein Millionär, der mit dem Gelde eines Onkels großartig lebt, Feſte, Konzerte für die liebenswürdigen Berliner gibt, und dabei ſelbſt zu Grunde geht. Wo ich auch meine Schule hinpflanze, Schüler werden immer kommen und beſſeres Klima findet ſich auch außerhalb Berlins. Am meiſten ärgere ich mich über meine Dummheit. Die wird leider immer koloſſaler ... Dein alter Brummbaß.

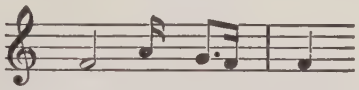
Seine „Dummheit", — letzten Endes ſein künſtleriſcher Eigen-Sinn, der ihm keine Konzeſſionen zu machen erlaubte und ihn lebensunklug handeln ließ, trug ihm nicht Anerkennung, ſondern Feindſchaft und Mißtrauen ein.
In der Stimmung, in der er ſich damals befand, muß es ihm freudige Genugtuung geweſen ſein, als er, durch Frankfurt a. M. fahrend, von Joachim Raff befragt wurde, ob er ſich entſchließen könne, die Stellung als Dirigent in Berlin mit dem Poſten des erſten Geſanglehrers am neu zu gründenden Dr. Hoch'ſchen Konſervatorium in Frankfurt zu vertauſchen. Joachim Raff war als der auserſehene Direktor beauftragt, den Lehrkörper zuſammenzuſtellen. Stockhauſen zögerte mit ſeiner Zuſage; ſie erforderte einen ſchweren Entſchluß: Den Rücktritt von der Öffentlichkeit, Fügung in einen gegebenen Aufgabenkreis. Erſt im Frühjahr 1878 entſchied er ſich zu Gunſten der Frankfurter Stellung.
Der Herbſt des Jahres 1877 raubt ihm die Mutter. Der Genius ſeiner Kindheit ſchläft für immer. Das Elternhaus löſt ſich auf. Am 6. Oktober iſt Margarethe Stockhauſen, geb. Schmuck, nach kurzer Krankheit, umringt von ihren Kindern, in Kolmar entſchlafen. An Mozarts „Requiem" klammert ſich ihr Sohn in den Stunden tiefſter Wehmut, ja, er hofft den Organiſten bewegen zu können, auf der Orgel Klänge daraus anzuſtimmen, um den Bekümmerten das Loslöſen von dieſer geliebten Mutter zu erleichtern, aber er erreicht es nicht, und er ſehnt ſich

heim, wie er an ſeine Clara ſchreibt: „Ich kann es kaum erwarten, Euch wiederzuſehen und muſizieren zu können! Das befreiende Element fehlt!“

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms:

Berlin, den 29. Oktober 1877.

Dank für Deine Karte, geliebter Freund. Am Totenbett der Mutter hab' ich das „Requiem“ von Mozart recht kennen gelernt. Ich hatte es in der erſten Jugend in Gebweiler, ihrem Geburtsort, muſiziert, bald begleitend, bald geigend, bald ſingend und ſeither vernachläſſigt. Welcher Troſt lag darin, welche Befreiung von all dem Jammer, der mich umgab. Die Mutter, die erſte Lehrerin meiner lieben Geſangskunſt ſterben ſehen, häßliche verzogene Züge ſtatt der freundlichen, lieblichen Lippen! Es wäre zu viel geweſen, hätte ich nicht ab und zu einen Blick in die Partitur werfen können, „Requiem“, „Lacrymosa“, „Hostiat“ leſend. Und ſiehe da, im „Tuba mirum“ fand ich in Vaters Exemplar von ſeiner Hand zwölf Takte vor Schluß: „Hier iſt im Original keine Rede von Baſſetthörner und Fagotte“. Alſo nur Vokalquartett, Streichinſtrumente und Poſaune Solo. Wie verhält ſich das? Was mag mein ſeliger Vater geſehen haben? Partitur und Manuſkript oder Abſchrift? Sage mir das. Genau haſt Du es ja durchgeſehen und weißt Beſcheid. — Warum iſt im „Agnus Dei“ in den Geigen I.



geblieben, dagegen im Sopran g ein Viertel mit achtel Vorſchlag? Das zweite Mal in B-dur ſtimmt es doch? Das kann doch nur ein Schreibfehler ſein?
Noch eins. Willſt Du mir Deine Partitur des „Alexanderfeſt“ von Händel leihen? Da keine Orgel vorgeſchrieben iſt, möchte ich das ſchöne Werk nach der Mozartſchen Bearbeitung aufführen, finde aber in der gedruckten Partitur der Königlichen Bibliothek, daß der „Himmliſch-Schöne“ auch Cembalo beibehalten hat. Hätte man nur ſo ein altes Ding! Unſere Flügel mit ihren Horn- und Klarinetten-Akkorden gefallen mir nicht als Erſatz. Schaffe Rat, Geliebter!
Schade, daß Du am 4. November nicht da biſt! Ich habe die Poſaunen natürlich „Requiem“ bis „et lux perpetua“ mitſpielen laſſen und auch wieder beim piano: „luceat eis“. Dann pauſieren ſie bis wieder „Requiem“ intoniert wird und ſpielen beim zweiten „et lux“ tapfer mit bis „Kyrie“. Iſt's ſo recht? Es klang geſtern ſehr ſchön. Auch das Solo im „Tuba mirum“ iſt unvergleichlich beſſer. Im „Lacrymoſa“ machen ſich die „Feierlichen“ herrlich. Der laute Schluß bis „Amen” ſchließt anders — kräftig — als das übliche piano... Ein Wort Deinem Getreuen mit Namen J. St.

Johannes Brahms an Julius Stockhausen, Berlin:

[Wien, November 1877.]

Leider muß ich auf Dein Fragen die Antwort schuldig bleiben. Vom „Alexanderfest" habe ich keine Partitur zu Haus, für meine hiesige Aufführung keinesfalls eine besondere hergestellt. Da wir eine recht gute Orgel haben, so habe ich nicht Mozart benutzt; jedenfalls hatte ich ein Klavier.
Dein Vater hat vermutlich das Manuskript Mozarts vom „Requiem" gesehen, wo natürlich in tuba keine Noten der Bassetthörner und Fagott stehen. Auch hiervon habe ich mein Exemplar mit Notizen nicht da und kann über Einzelheiten nicht berichten. Ich hoffe, Du kannst Dich darauf verlassen, daß gerade auffällige Stellen genau nachgesehen sind, namentlich wenn sie mit Jahn, oder Härtel und André, nicht stimmen. Es ist doch polizeiwidrig, wenn Jemand (in der Brendelschen Zeitung) annimmt, ich kenne weder Jahn noch die (schlechte) Andréische Ausgabe, noch sähe die Handschrift an!
Ich hätte aber auch viel Wichtigeres Dir zu schreiben, wüßte ich nur wie und was! Herbeck ist begraben, und es ist höchst wahrscheinlich — aber vielleicht ist eben schon an Dich die Anfrage von der Gesellschaft ergangen!
So ins Blaue hinein kann ich nun nichts Rechtes sagen, aber ich weiß gar nichts Bedenkliches und nichts dagegen zu sagen, sondern kann nur zureden, daß Du die Stellung annimmst. Ein Hauptgrund ist, daß eben Herbeck nicht mehr Dein Kollege ist, sondern nur Richter. Das kollegiale Verhältnis ist ähnlich vortrefflich wie früher unter mir und Dessoff. Ein schlimmer Punkt ist nur die vermutlich sehr nötige, rasche Uebernahme der Sache!
Nun, wenn es an Dich geht, höre ich es hier und von Dir und vor Allem weißt Du, daß Du vorher mit Rat und nachher mit Tat auf niemand sicherer zählen kannst als auf Deinen J. Br. Schönste Grüße an die Deinen und wen Du sonst willst.

Julius Stockhausen an Johannes Brahms, Pörtschach:

[Berlin], den 6. Juli 1878.

Lieber Freund. — In wenigen Tagen verlassen wir Berlin. Die große Stadt, in der ich zu sterben hoffte, hat keinen geeigneten Platz für mich. Auf dem Kirchhof wohl, aber dazu hab' ich noch koi Lust. Der maßlose Ehrgeiz Joachims duldet keine ebenbürtigen Künstler an der Hochschule, und der Sternsche Verein soll nicht für den Direktor bluten.

„Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?

Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!"

Es iſt arg, daß es ſo gekommen iſt. Es war auch nicht anders zu erwarten nach dem Empfang, den mir Joachim im Frühjahr 1874 machte. Seine Sängerin las mir damals aus einem Brief von ihm vor: „Vielleicht nimmt der Verein doch den Riedel aus Leipzig, der iſt uns weniger gefährlich." Anſtatt ſich zu freuen, daß ein Fachmann mehr nach Berlin kam, von dem er wiſſen mußte, daß er für ihn durchs Feuer gehen würde, anſtatt ſich zu freuen, daß ihm einer hilft, den muſikaliſchen Karren Berlins ins richtige Geleiſe zu bringen, empfängt er mich als unfehlbarer Papſt, und wünſcht eine geringere Kraft für den Sternſchen Verein. Nicht ein Mal in den vier Jahren hat er es übers Herz gebracht, mir ein Wort über eine Aufführung coram populo auszuſprechen. Von den ſiebenundzwanzig Aufführungen hat er keine erwähnt. Als er von Raff erfährt, daß man mit Frau Schumann und mit mir unterhandelt, ſchreibt er nicht an das Miniſterium; zwei Tage aber, nachdem ich unterſchrieben habe, und mich in Frankfurt auf zehn Jahre gebunden habe, ſchreibt Herr Schöne, um anzufragen ob es denn wahr ſei, ob keine Hoffnung mehr ſei? „Nicht Hohn zu erleiden, wem fehlt es an Mut!" Ich antwortete dankend und bemerkte, der Herr Direktor wünſche es offenbar nicht, daß ich an die Hochſchule komme, und ſo iſt's. — Doch genug! Ich bin auf das äußerſte aufgebracht und kann mich nicht entſchließen, Joachims einen Abſchiedsbeſuch zu machen.[180])
Der Verleger G. Bock bat mich jüngſt, für ihn ein gutes Wort einzulegen. „Wenn ich nur ſeinen Namen in meinem Katalog habe, einerlei was Herr Brahms mir ſchickt. Das iſt Ehrenſache für mich." Haſt Du nicht ſechs Lieder für den Mann? Zahlen tut er gut. Peters bat, auch Lieder zu bekommen. Schicke ihm doch ein Heft! Willſt Du? Iſt es wahr, daß Du (im September) nach Hamburg gehſt? Man hat mich auch eingeladen, aber nicht für ein Chorſtück, ſondern für die „Eroica". Das wäre doch komiſch. Ich habe gedankt.[181]) Vergiß nicht, Geliebter, daß wir vom 1. September ab in Frankfurt ſein müſſen. Die Kinder ſind in Kiel; Clara und ich packen, am 15. bin ich auf vier Wochen in Karlsbad. Dein Sänger J. St.

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Berlin:
[Pörtſchach, Juli 1878].

Lieber Freund. — Für Deinen Brief habe beſten Dank und in Dein neues Heim nimm meine herzlichſten Wünſche mit. Was Du ſchreibſt aber, hat mich doch ſehr beſchäftigt und gar nicht fröhlich gemacht.

Mir waren die Vorgänge dort nie ſympathiſch, und Du weißt, daß ich gemieden habe hinzugehen oder weiter hineinzuſehen.
Aber ich dachte ſie mir beiläufig ſo — unſchön oder was, daß eben Andern erlaubt ſein konnte, zu denken und zu ſagen, was ſie wollten. Daß Du ſelbſt ſo ſcharf darüber Dich ausſprechen mußt, daß es ſo ſchlimm und häßlich iſt, betrübt mich ſehr.
Nun, deſto fröhlicher gehe in die neue Stadt, wenn ſie gleich eine Hanſeſtadt iſt, von denen doch immerhin Hamburg die paſſabelſte iſt.
Ich an Deiner Stelle würde mich erleichtert, erlöſt fühlen, denn derartige Verhältniſſe ſind ja die drückendſten und quälendſten, die zu denken ſind. Auch wäre es mir keine Kleinigkeit, gleich die beſte Frau außer der eigenen — wenn ich eine hätte — mitzunehmen![182])
Ich bin in Hamburg nur durch eine Karte zum Eſſen und Zuhören geladen und werde wohl zu der Zeit in Deiner Nähe, in Baden, ſein.
Einſtweilen ſitze ich in Pörtſchach am See in Kärnten, über Deine Adreſſe bin ich weniger im Klaren, denke aber, der Zettel wird ankommen.
Und Bruch wird Dein Nachfolger? Nun, er iſt ſehr kurzſichtig und ſieht über den nächſten Lorbeerkranz nicht hinaus!
Bock kann ich nicht gut was geben. Ich habe ein Mordsſpektakel, wenn ich einen Schritt von Simrock abgehe. Der gilt für meinen Verleger, gehe ich ſeitwärts, ſo ſchreien alle Andern!
Aber für heute nur den kurzen Gruß und nochmals Dank.
Vielleicht läßt Du aus Karlsbad einmal von Dir und der ſchönen Geſellſchaft hören, die Ihr da immer habt?
Von Herzen und mit beſten Grüßen an die Deinen J. Brahms.

Aber — — „Oh Freunde! Nicht dieſe Töne! Laſſet uns angenehmere anſtimmen!“ — — Stockhauſen hat ſelbſt an ſeinen Bruder Franz geſchrieben: „Der Aufenthalt in Berlin endigt mit einem ſchönen Finale. Ich ſchicke Dir die Beſchreibung davon, die Julius Wolff geſchrieben hat“, und dies Finale war das Abſchiedsfeſt, das dem fortziehenden Sänger von den Mitgliedern des Sternſchen Vereins, von Künſtlern, Gelehrten, Staatsmännern, Schriftſtellern und Freunden bereitet worden war, und das zu erleben ihm hohe Freude wurde. Ja, die Macht des Augenblicks zwang ihm beim Mahle ein lautes Lied aus der Bruſt, wie Julius Wolff in der „National-Zeitung“ vom 21. Juni 1878 erzählt:

„Er mußte ſingen, er konnte es nicht laſſen. Nach kurzer Pauſe ſchlug er an ſein Glas und von ſeinem Platze aus, leuchtenden Blickes, den Becher hoch in der Rechten ſchwingend, ſang er ein Trinklied (Ach ich hab' es oft geſchworen, dieſer Flaſche nicht zu trauen), ſang es, ſage ich, wie wir es nie wieder hören wer-

den, es ſei denn aus demſelben Munde, wozu uns Apollo und alle neun Muſen in Gnaden verhelfen mögen! . . .
Ich erwähne das alles nur kurz, denn Stockhauſens Geſang klingt mir noch in den Ohren und in der Seele nach. Ich darf mich ſeinen Freund nicht nennen, nur ſelten habe ich ihn geſehen; ob ich ihn lobe oder ihn tadele, kann ihn nicht rühren, kann mir weder nützen noch ſchaden, und ſchmeicheln will ich ihm nicht. Aber mich ergreift eine unſägliche Wehmut, daß ich ihn ſcheiden ſehen muß. Mir iſt, als zöge der letzte Troubadour, der letzte Minneſänger von hinnen; mir iſt Julius Stockhauſen das verkörperte Ideal eines deutſchen Spielmannes in des Wortes edelſter Bedeutung. Ich habe nie unter ſeinem Taktſtock ſingend oder Pauſe zählend geſtanden, wenn er die, denen dies Glück zuteil wurde, mit ſeiner Begeiſterung hinriß und ihnen im höchſten Schwunge eines himmelanſtrebenden Oratorienchores zurief: „Laſſen Sie Ihre Stimmen knieen!“ Wer aber jemals von ihm eine Goethe-Schumannſche Ballade, ein Liebes- oder Trinklied ſingen hörte, der mußte auf den Flügeln dieſes Geſanges mit hinauf in Regionen, wo Worte verſtummen und nur Töne noch, mächtigere Geiſter, leben und weben. Daß ſich die kernige Kraft, der ſüße Wohllaut der fünfzigjährigen Stimme erhalten, iſt ſein Glück ſo gut wie ſeine Kunſt, aber in ſeinem Geſange atmete eine ſinnlich ideale Poeſie, eine goldglänzende Romantik, die ſich nicht lernen und nicht beſchreiben, die ſich nur empfinden läßt. So denke ich mir den Spielmann einer längſt verſunkenen Zeit, den Spielmann, der zu Allem begeiſtern, zu Allem verführen, der Menſchen und Tiere berücken kann, dem man, wenn man ihn hört, Leib und Seele und Seligkeit für ein Lied verkaufen könnte! — Und er geht! O daß nicht alle Saiten zerſpringen auf Fiedel und Harfe über dieſes Scheiden und Meiden! Die deutſche Reichshauptſtadt läßt den erſten deutſchen Sänger aus ihren Toren ziehen! Tauſend fragende Blicke ſchießen wie Pfeile nach der Stelle hin, an der man ihn hätte halten können. Achſelzucken die Antwort und der Reſt Schweigen. Soll es denn ewig das Los des Sängers bleiben, ein fahrender Mann zu ſein von einer Stadt zur andern? Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eſchenbach, Gottfried von Straßburg und ihr vielen Andern, auch ihr zogt vom Babenberger Hofe in Wien nach der Wartburg in Thüringen, Herren vom Schildamt wart ihr und Meiſter der Harfe, niemand hielt euch damals, wie heute noch niemand den Sänger hält. Möge es unſerem Sänger wohl ergehen in der Stadt am Main, möge die hohe, holde Kunſt ihm blühen und ſein Herz erfreuen, wie er uns damit erfreute! Feuchten Auges blicken die Freunde dem lieben Spielmann nach, wenn er, wie ſein Geſell vor mehr als ſechshundert Jahren, ihnen zuruft: „Ich fahr' dahin!“

So ſtehen denn wieder die Freunde am Ufer des breiter und breiter werdenden Lebensſtromes und ſehen das Schiff die Anker lichten, kaum daß es landete,

kaum daß ſeine Inſaſſen an ihrem Strand heimiſch werden konnten. Sie ſchauen ihm nach und winken und ſammeln ſich wiederum im Gedächtnis an „ihn“, indes er weiter ſteuert. „Göttliche Ungeduld!“ ruft ihm einer nach, und er antwortet zurück: „Nur nicht binden!“ Das Schiff aber birgt allmählich eine ganze Familie und ſo heiter das Reiſen ſeinen „Zugvögeln“, wie er die Kinder nennt, vorkommt, ſo ſchwer fällt es der hütenden und bewahrenden Mutter, immer wieder guten Mutes das Schifflein zu laden und an neues Land zu gehen. Sie iſt es, die ſchweren Herzens zurückſchaut; ſie iſt es auch, die feſte Freundſchaften knüpft und weiterführt. Sie ſieht den Wellen nach, die unwiderbringlich eine Heimat von der nächſten trennen, er ſieht nur das froh flatternde Fähnlein am Maſt, das neuen Zielen, neuen Aufgaben entgegenſtrebt. Und ſo landet das Schifflein ſchließlich im letzten Hafen, in der Stadt Frankfurt a. M. und verankert ſich dort, lang lang, achtundzwanzig Jahre lang, bis endlich der ernſte Fährmann ein ſehnſüchtiges „Hol‘ über!“ vernimmt und den müden Wanderer liebevoll auf ſeinen Wellen zur letzten ſtillen Fahrt mit ſchwarzem Wimpel davonträgt.

„Wie ich früher leidenſchaftlich gerne ſang, ſo unterrichte ich heute und bin daher Jedem ernſtlich gram, der der Jugend ein X für ein U vormacht“ (Aus: „Der Buchſtabe G“ von Stockhauſen 1880).

DER PÄDAGOGE

Frankfurt am Main 1878—1906.

Julius Stockhauſen an Friedrich Riggenbach-Stehlin, Baſel:

Frankfurt a. M., den 25. September 1878.

Heute iſt das Hochſche Conſervatorium eröffnet worden.[183]) Der Stundenplan ergibt für mich vierzehn Stunden per Woche, aber ſchon häufen ſich die Anmeldungen zu den Geſangsklaſſen, ſo daß die Direktion angefragt hat, ob ich wöchentlich ſechs Stunden mehr geben würde ... Wir ſind hier ſeit dem 15. September wohl inſtalliert und freuen uns Alle der herrlichen Luft. Die vier Kinder ſind wohl und genießen die ſchönen Herbſttage ... Die Stimme iſt wieder da, ich ſang heute [bei dem Eröffnungskonzert] frei und friſch, aber ſehr bewegt, die zwei herrlichen Lieder von Schumann und Schubert „Auf das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes“ und — „Pauſe“. Es waren beinahe vier Jahre, daß ich Lieder nicht öffentlich geſungen hatte ...

„Mein fahrender Sänger in die Feſſeln eines Konſervatoriums! Wie wird er ſich fügen? Wirſt Du nicht immer dies und jenes ſo weit abſeits von Deinen muſikaliſchen Ideen finden, daß Dir das Verbleiben in einer ſolchen Stellung zur höchſten Pein wird?“
So beurteilte Clara Stockhauſen ſchon 1872 dieſe Frage, als ihr Mann mit François Gevaert in Verhandlungen über eine Berufung an das Brüſſeler Konſervatorium ſtand, die 1877, noch einmal wiederholt, feſtere Geſtalt annahmen. Ihre Worte gelten genau ſo gut für Stockhauſens Entſchluß, ſich im Herbſt 1878 dem Lehrerkollegium des neu gegründeten Dr. Hochſchen Konſervatoriums in

Frankfurt a. M. unter der Leitung Joachim Raffs einzureihen. In jedem Kontrakt, wie er auch abgefaßt worden wäre, würden ſich für Stockhauſen Paragraphen gefunden haben, deren Wortlaut zu Reibungen führen mußte. Daß er im September 1878 an die neue, ehrenvolle Aufgabe mit beſtem Willen heranging, daran iſt nicht zu zweifeln. Die rein menſchlichen Beziehungen zu Raff und deſſen Frau waren herzlichſter Art, was ſich in Briefen kundgibt, die Stockhauſen während der Wohnungsſuche in Frankfurt an ſeine Frau nach Berlin ſchrieb. Auch ſie ſelbſt wurde, als ſie das gemietete Haus in der Savignyſtraße 54 (ſpäter mit 45 bezeichnet) einrichtete, hilfreich von dem Ehepaar Raff unterſtützt, was ſie ſehr dankbar empfand. Denn wie ſchwer wurde ihr dieſer dritte Umzug innerhalb von vierzehn Jahren mit der Frage im Herzen: Wird er hier bleiben? Wird er hier bleiben können? Wird er hier Menſchen und Verhältniſſe finden, die ſeiner Eigenart Rechnung tragen können? die fühlen, daß mit ihm nicht zu rechten iſt auf Grund von Paragraphen, ſondern die ein Gefühl dafür haben, daß für ihn nur eines gilt: das Gebot, das die Kunſt in ihn gelegt hat! Wer dies Gebot, das er in ſich trug, nicht ſo ausſchließlich anerkannte wie er ſelbſt, von dem ſchied ſich ſeine Natur, er ſei Schüler, Kollege, vorgeſetzter Direktor oder Freund. Menſchliches, Allzumenſchliches, — er ſtellte es nicht in Rechnung; leider am wenigſten ſein Allermenſchlichſtes: ſeine eigene, „notwendige Erregtheit“, wie Clara Stockhauſen einmal denjenigen Zug ſeines Weſens bezeichnet hat, der ſein künſtleriſch größtes Geſchenk bedeutete, ihm aber im Kampf mit dem praktiſchen Leben den größten Nachteil brachte. Ihm aber wurden Nachteile im praktiſchen Leben nicht zu Niederlagen, ſondern ſie bedeuteten ihm einen Sieg um der Kunſt willen. Das was anderen etwa Hemmung, oder ein Anlaß zu Konzeſſionen an Menſchen und Verhältniſſe geweſen wäre, kannte er nicht; daher auch kein langes Ueberlegen und Zaudern, wenn er von irgend einer Seite her Widerſtand oder Unbill erfuhr. Er zog ſofort die Konſequenz und hat in ſeinem Zuhauſe einen Purzelbaum im Alter von über fünfzig Jahren geſchoſſen, in dem befreiten Gefühl wieder Herr zu ſein über das, was ihm Kunſt galt und was nicht.

Es dürfte ſich in unſerer Zeit erübrigen an Hand von Briefen und Gegenbriefen die äußeren Anläſſe zu erörtern, die eindreiviertel Jahre nach Stockhauſens Eintritt in das Hochſche Konſervatorium unter Raff zu ſeinem Austritt führten[184]). Als nach Raffs Tode Bernhard Scholz, ſein alter lieber Freund aus der Hannoverſchen Zeit, die Leitung des Konſervatoriums übernahm, und beſonderen Wert auf den Wiedereintritt Stockhauſens in den Lehrkörper legte, ließ er ſich im April 1883 noch einmal verleiten zu glauben, ſeine Natur könne in gegebenen, innezuhaltenden Grenzen ſchalten. Clara Stockhauſen war ſkeptiſcher und warnte beide. Schon nach einem Jahr wurde die mit beſten Abſichten begonnene Arbeitsgemeinſchaft gelöſt. Scholz ſtellte die „reizbare, nervöſe Natur“, „deren

Worte man nicht auf die Goldwage legen darf" in Rechnung und verſuchte, den überreizten Lehrer in ſeinem Verhalten gegen zum Teil unmuſikaliſche Schüler, die ihn peinigten, zu beſänftigen. Aber die Unmöglichkeit „im Notfall meine Klaſſen von dem Geſangsproletariat zu reinigen, welches, wie ich Herrn Senator von Mumm ſchrieb, dem Inſtitut ſelber nur ſchädlich ſein kann", beſtimmte ihn zur Kündigung und zum abermaligen Austritt aus dem Lehrerkollegium am 31. März 1884.

Nach der Trennung von Joachim Raff entſchloß ſich Stockhauſen am 1. Oktober 1880 mit zwanzig Schülern eine eigene Geſangsſchule in ſeinem Hauſe zu eröffnen. Mehrere von ihnen waren mit ihm von Berlin nach Frankfurt übergeſiedelt und befanden ſich ſchon im dritten Studienjahr.

Jeder Schüler wurde unterrichtet in Sologeſang (bei Stockhauſen), wöchentlich zweimal $^1/_2$ Std.; in einer vorbereitenden Klaſſe, wöchentlich zweimal $^1/_2$ Std.; in Chorgeſang (bei Stockhauſen), wöchentlich 2 Std.; in Solfeggio, wöchentlich zweimal 1 Std.; in Kontrapunkt und Harmonie, wöchentlich zweimal 1 Std.; in italieniſcher Sprache, wöchentlich zweimal 1 Std.; in mündlichem Vortrag nach Roderich Benedix[185]), wöchentlich zweimal 1 Std. Ohne die Mithilfe der von Stockhauſen in ſpäteren Jahren zum größten Teil ſelbſt herangebildeten Hilfslehrer hätte er ſeine pädagogiſchen Ideen nicht ſo verwirklichen können, als es in der Tat geſchah an denen, die ſich bei ihm in die Lehre begaben. Dadurch, daß der geſamte Unterricht in ſeinem eigenen Hauſe ſtattfand, und jeder Schüler wöchentlich auch von ihm perſönlich unterrichtet wurde, konnte er ſich jederzeit von den Schwierigkeiten überzeugen, die der Einzelne zu überſtehen hatte und gab ihnen auf Abhilfe zielende Übungen an. Wo hätte ſeine Natur die erforderliche Geduld hernehmen ſollen, um ſich der angreifenden, täglich ſich wiederholenden Mühe peinlichſter Stimmpflege mit den Schülern zu unterziehen? Dieſer ſyſtematiſche Teil des Unterrichtes war es, den er ſich von ſeinen Mitarbeitern abnehmen ließ, um deſto freier ſchenken zu können von dem, was nur er ſchenken konnte. Niemand hat die vorbereitende Arbeit am Schüler höher bewertet als er ſelbſt; er wollte die Lehrer niemals auf den öden Standpunkt des Paukers erniedrigt wiſſen. Sagt er doch in ſeinen Richtlinien für einen Hilfslehrer: „Es iſt notwendig, daß der Lehrer Zeit zu ſeinem Selbſtſtudium behalte", denn der Lehrer, das lebendige Beiſpiel, müſſe ſich ſelbſt vollkommen erhalten für den Schüler. Außer Herrn Noeſſel, der bei der Eröffnung der Geſangsklaſſen ſein Hilfslehrer war, haben — ſoweit ich unterrichtet bin — an ſeiner Schule Herr Schubart, Lina Beck (Godesberg), Heinrich Herborn (Frankfurt a. M.), Theodor Gerold (Straßburg), Eduard Bellwidt (Frankfurt a. M.), Rudolf Hellmerich (Hamburg), Heinrich Nahm (Bern), Oscar Noë (Leipzig) gelehrt. Eine ſo muſikaliſch gebildete Perſönlichkeit wie Lina Beck, die zwölf Jahre lang an der Stockhauſenſchen Schule unterrichtete, war im Lauf der Jahre nicht nur die

Hilfslehrerin für die Schüler ſeiner Geſangsſchule geworden, an der ſie auch die Klaſſe für Gehörsbildung und Theorie leitete, ſondern ihre Stellung wuchs ſich immer mehr zu einer in techniſcher und künſtleriſcher Beziehung ſelbſtändigen heraus, ſo daß auch die Privatſchüler Stockhauſens in jenen Jahren faſt ausnamslos Repetitionsunterricht bei ihr nahmen. Außerdem waren die Herren Engelbert Humperdinck (Berlin) und Edmund Parlow (Frankfurt a. M.) lange Jahre als Lehrer für Harmonie und Solfeggio an der Schule tätig. Clara Stockhauſen hat bis zuletzt den Unterricht in dialektfreier Ausſprache erteilt. Ihr anfängliches Sträuben gegen die Herrenklaſſe, der ſie ſich „nicht gewachſen fühlte", hat ihr nichts genutzt.

Auf die Nachricht hin, daß Stockhauſen eine Schule nach ſeinen eigenen Unterrichtsplänen eröffne, ſpendeten perſönliche Freunde und Anhänger ſeiner Kunſtbeſtrebungen Freiſtellen für ſeine Geſangsklaſſen, durch die er in die Lage verſetzt wurde, unbemittelten talentvollen Schülern drei Jahre lang ein volles Studium angedeihen zu laſſen. Das Zirkular, das er verſandte, um mit ſeinen näheren pädagogiſchen Zielen bekannt zu machen, iſt ein Dokument dafür, wie ernſt er es mit der Aufgabe nahm, verantwortlich für die Ausbildung von Geſangskünſtlern zu ſein. Aus Frankfurt waren es Frau Baronin Willy von Rothſchild und Dr. Brüning, die ſich zur Zeichnung von Freiſtellen bereit erklärten; Frau Helene Simons, Elberfeld, Friedrich Riggenbach-Stehlin, Baſel, und der Schwager Adolf Meyer waren die erſten auswärtigen Zeichner. In wenigen Wochen konnte er über acht Freiſtellen verfügen, deren Spender er „die Wohltäter der ſingenden deutſchen Jugend" nannte, denn er war der Anſicht: „Wir bekommen bei der ungeheueren Nachfrage keine Geſangskünſtler für unſere Inſtitute, Theater und Konzerte, wenn wir nicht, wie im Kunſthandwerk, freie Stellen ſchaffen (an Adolf Meyer)". Leicht fiel ihm der Entſchluß nicht, auf eigene Kraft bauend ein Unternehmen zu gründen. Er ſchreibt darüber an ſeine Frau am 27. Auguſt 1880 aus Oſtende:

„Ich wollte ... ich könnte mit Ruhe ein Buch über Geſang ſchreiben. Ich kann Dir gar nicht ſagen, mit welchem Widerwillen ich an das Ungewiſſe gehe. Mit vierundfünfzig Jahren von vorn anfangen, iſt ſchrecklich für meine Natur. Ich wollte, ich ſäße in ... New York. Aber gerade da, wo man ſeine Entlaſſung bekommen hat, Neues ſchaffen, iſt furchtbar. Ich habe Furcht vor den Menſchen bekommen, was ich früher nicht kannte ... und weiß dieſe Gedanken nur los zu werden, ſo lange ich ſtudiere ... Bis 1878 hatte ſich alles ſo normal entwickelt in meiner Laufbahn, ich ſchritt immer mehr und mehr dem Ziele zu, im Großen eine Geſangsſchule zu gründen, glaubte auch unter der Aegide eines gelehrten Mannes [wie Raff] die Sache vollenden zu können, und nun ... mit einem Schlag die ganze Sache vielleicht vernichtet."

Sie antwortet ihm am 29. Auguſt 1880: „Dein Brief vom 27. iſt in einer böſen

Julius Stockhausen 1901
(Photograph Ruf, Freiburg i. B.)

Stimmung geſchrieben! Ich hatte gehofft, daß die andere Luft Dir andere, beſſere Gedanken bringen würde; das iſt meiner Anſicht nach das Schlimmſte bei der Raffſchen Affäre, daß ſie Dich in Deiner Gemütsart verändert hat; früher half Dir Deine Kunſt über alle Widerwärtigkeiten, daß Du ſie vergaßeſt, daß ſie wirklich nicht für Dich exiſtierten. Warum kann es jetzt nicht wieder ſo ſein? Wirſt Du Dir nicht hier — mit der Zeit — einen ebenſo ſchönen Wirkungskreis ſchaffen, wie Du es noch überall vermocht haſt? Von hier fortgehen durfteſt Du nach meiner unmaßgeblichen Meinung nicht, ohne Dir nicht erheblich in den Augen der Menſchen zu ſchaden. Frankfurt liegt für Dein Unternehmen günſtig, und haſt Du nicht gleich ſehr viel Schüler, bleibt Dir eben Zeit, Deine „Geſangsſchule" zu ſchreiben, wie Du es möchteſt.
Ich flehe Dich nur an, ... trage dieſe Verhältniſſe wie ein böſes Geſchick, gegen welches man ſich nicht ſträuben kann; je reſignierter Du biſt, je mehr Du Dein ganzes Denken in Deine neue Tätigkeit verſenkſt, je beſſer für Dich; ſei Egoiſt und verſuche, nur Deiner Sache zu leben ... Einem Künſtler von Deiner unbeſtrittenen einſtimmig anerkannten Bedeutung ſteht es ſchlecht, ſich ſo vom perſönlich Erlittenen beugen, deprimieren zu laſſen ... Addio, mein geliebter Mann: nur Mut! Leicht hat es niemand im Leben und „durch" müſſen wir doch einmal. In treueſter Liebe Dein Weib."
Später ſchrieb er einmal an ſie: „Mit dem „Muß" haſt Du immer zu rechnen gewußt" — und das bewährte ſich auch diesmal. Vom erſten Tag an hat ſeine Frau ihm beigeſtanden, das junge Unternehmen zu ſtützen und zu halten. Von Zeit zu Zeit berichtet ſie ihrem Schwager über die Frankfurter Uebergangsſchwierigkeiten; ſo ſagt ſie im Januar 1879: „Julius iſt zufrieden, ſo weit das möglich iſt, wenn ein Mann in der Kraft, wenn auch nicht mehr in der Blüte der Jahre, von ſeinem eigenſten Beruf ſcheiden muß. Du wirſt das nachfühlen können und mit mir die Art und Weiſe bewundern, wie Julius dieſe Entſagung trägt: es iſt grenzenlos ſchwer nach einem echten Künſtlerleben ſich in die Schulmeiſterei zu ſchicken und ſich mit allerlei muſikunbegabten Naturen tagtäglich zu beſchäftigen." Aber zwei Jahre ſpäter berichtet ſie: „Das Schuljahr 1880 fing mit zwanzig Schülern an, 1881 mit ſechsundzwanzig ... Nur noch eine kleine Geduld." Oder ſie begründet die Abſage einer Einladung nach Kiel folgendermaßen: „Ich bin mit den Jahren Julius' rechte Hand geworden, die ihm eine Menge Arbeit abnehmen muß, wozu er neben ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten keine Zeit hat. Ich muß ihn zur Ruhe ſprechen, wenn der Unmut über ihn kommt, der ihn ungerecht gegen Menſchen und Verhältniſſe macht."
Wie verlief nun das äußere Leben für Stockhauſen in Frankfurt? Es konnte nicht ohne Einfluß bleiben, daß die Öffentlichkeit bald nach Stockhauſens Eintritt in das neugegründete Konſervatorium von jenen Mißhelligkeiten Kunde erhielt, die zwiſchen dem Direktor und ſeinem erſten Geſangslehrer ausbrachen

und Partei ergriff, je nach der Seite, von der man orientiert wurde, bis Stockhausen schließlich zur Darlegung des Sachverhaltes in einem offenen Briefe schritt. Es lag nicht in seiner Natur diplomatisch zu reden und zu handeln; im Gegenteil, er sagt von sich selbst: „Ich bin nun einmal ungeschickt auf meine Weise, und das bekommt Einem immer schlecht.“ Das gleiche Parteiergreifen pro und contra wiederholte sich nach seiner Trennung von Scholz. Es hat lange gedauert, bis Stockhausen die bitteren Enttäuschungen an Menschen und Einrichtungen annähernd überwunden hatte, die seinen Aufenthalt in Frankfurt einleiteten. Trotzdem kann man sich eines gewissen Bedauerns nicht erwehren, daß in dem Kreis derer, die in Stockhausens Heim ein- und ausgingen, Frankfurter Bürger auch späterhin darin einen verschwindend geringen Teil ausmachten. Aus den Briefen Stockhausens und seiner Frau geht immer wieder ein wehmütiges Gefühl hervor, daß sie sich als „outsider“ fühlten. Wo mögen die Ursachen dafür liegen, daß Clara Stockhausen am 31. Oktober 1887 an ihren Schwager schreiben konnte: „Julius ist in seiner Tretmühle von morgens bis abends beschäftigt ... In Frankfurt schweigt man ihn tot, denn in den zehn Jahren seines Aufenthaltes hat er keine Frankfurter Schüler gehabt, weder Dilettanten noch Leute vom Fach ... kurz, er ist hier gänzlich unverstanden in seinem Beruf; die Leute begreifen es nicht, daß so viele Fremde kommen, um von ihm zu lernen.“ Ähnliches erlebten sie staunend bei der Wertschätzung der Frankfurter für Clara Schumann mit; Clara Stockhausen schreibt an Frau Helene Simons am 10. März 1884: „Das Glück, welches Ihnen die Brahmstage gebracht, könnte fast neidisch stimmen, wenn man Ihnen die Freude nicht zu herzlich gönnte. Wir erwarten heute oder morgen Brahms zu seiner neuen Symphonie[186]), aber die Bevölkerung ist nicht danach, um eine so „allgemeine Feststimmung“ zu bringen, — hier begeistert man sich überhaupt nicht, das ist entsetzlich deprimierend! Frau Schumann ist leider jetzt nicht hier; sie reiste vor vierzehn Tagen nach England, wo sie mit ungeheurem Erfolge aufgetreten ist. Auch sie geht hier am Publikum vorüber, als ob solche Persönlichkeiten zu den Dutzendmenschen gehörten — — man „hat“ sie, braucht sie aber nicht zu hören.“

Das Gefühl, ein outsider zu sein und zu bleiben trotz aller ehrenden Anerkennungen, die man ihm zollte, wenn er mit seinen Schülern vor die Öffentlichkeit trat, entstammt vielleicht zum guten Teil der stark lokalpatriotischen Einstellung vieler „echter Frankfurter“. Das gutmütig klingende, oft zitierte Wort: „Wie kann nur der Mensch net von Frankfurt sein!“ drückt für fremd Hinzukommende eine Gesinnung aus, die für den, der mit der Tat beweist, daß er ein ganzer Mann ist, eine Schranke aufrichtet, weil er nicht aus Frankfurt ist. Diese Schranke mag ehemals, als die Stadt nicht so groß war, noch mehr hervorgetreten sein als heute, wo es noch viel mehr „Hergeloffene“ und „Eingeplackte“ neben den „Hiesigen“ gibt als in den Zeiten, in denen dieser heimatstolze Aus-

druck entſtand. Es war Stockhauſen nicht gegeben, typiſche Frankfurter Redensarten aus dem Munde Gebildeter als harmloſe, ortsübliche Liebenswürdigkeiten umzuwerten. Er fand ſich in gewiſſe Formloſigkeiten des Umgangs und der Sprache nicht hinein, die ihn als Künſtler verletzen mußten. Sicher birgt es ein Problem, wie dem Künſtler zu begegnen ſei. Zurückhaltung kann ihn, der ſein warmes Innere gibt, ebenſo erkälten, wie ihn ein zu raſches Wort in Wallung zu bringen vermag. Sobald nach der einen oder anderen Seite die Form verletzt wird — nicht jene leere Form der Höflichkeit, ſondern die ſinnerfüllte Form, deren der Künſtler bedarf —, ſo entſteht ein Mißklang, den der eine leichter abzuſchütteln vermag als der andere, aber geſtört ſcheinen dem Künſtler die Kreiſe jenes Raumes, der die Reſonanz der Gaben aufzunehmen und weiterzuleiten imſtande iſt. Am ſtärkſten hat Stockhauſen dieſe Reſonanz in dem „kühlen" Hamburg verſpürt. Fünf Jahre nur hat er dort gelebt, aber ein ganz ſtarkes Echo iſt in breiteſte Schichten des Hamburger Bürgertums eingedrungen und hat die Kürze der Dauer ſeiner Tätigkeit überwunden durch die Stärke der an ihre Stelle tretenden Legende, kraft deren er in der Hamburger Tradition weiterlebt. Standen ſomit in Frankfurt a. M. ſeiner künſtleriſchen Geſamtauswirkung Grenzen gegenüber, die nicht in ſeiner Macht lagen zu überwinden, ſo verſenkte er ſich um ſo intenſiver, beſonders in den erſten Jahren, in ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten[187]), und genoß als beſtes Heilmittel zur Wiedererlangung der inneren Sicherheit auf dieſem neuen Boden das Herumſtreifen in freier Natur, in der herrlichen Umgebung Frankfurts. Es währte nicht lange, und aus den Ruinen im Taunus erſcholl Chorgeſang aus dem Munde ſeiner Schar, in deren Mitte er wanderte; ſie beſuchten die mutmaßliche Stätte, auf die der Text von Brahms' Volkslied: „Es reit' der Herr von Falkenſtein, Wohl über ein' breite Heide" paſſen mochte, und: „Es ſteht ein Baum im Odenwald, der hat viel grüne Äſt', Da bin ich ſchon viel tauſendmal bei meinem Lieb geweſt", iſt von manchem Hügel an der Bergſtraße herabgeklungen. Oder er ſang allein, während er in den Schatten hineinſchritt von: „Waldesrauſchen, Gottesflügel" und es riß ihn mit fort zu ſingen:

„Hoch in den Kronen wogend ſich's regt
So unaufhörlich mein Herze ſchlägt,
Und wie des Felſen uraltes Herz
Ewig derſelbe bleibet mein Schmerz"

bis wieder ein luſtiges Lied angeſtimmt wurde und ſie alle mit einfielen in den Kehrreim des Volksliedes:

„Droben auf grüner Waldheid
Da ſteht ein ſchöner Birnbaum,
Schöner Birnbaum, trägt Laub."

Auch an den nahen Rhein zog es ihn häufig, wo das Beckerath'ſche Haus in Rüdesheim ſich gaſtlich auftat, oder nach Philippsruh, wo der muſikliebende blinde Landgraf Alexander von Heſſen ihn und ſeine Schüler zum Muſizieren einlud. Seine Mutter, die Landgräfin von Heſſen, geborene Prinzeſſin Anna von Preußen, war eine der verſtändnisvollſten Zuhörerinnen Clara Schumanns und Stockhauſens, eine begeiſterte Freundin Brahmsſcher Muſik, und ihre Kinder Eliſabeth, Erbprinzeß von Anhalt-Deſſau, und Prinz Friedrich Karl von Heſſen gehörten zu den Geſangs- und Sprachbefliſſenen, und nahmen häufig teil an den muſikaliſch-feſtlichen Gelegenheiten, wie das Haus ſie bot. Es tat den Beziehungen auch keinen Abbruch, als Stockhauſens etwa fünfjähriger Sohn Johannes, der die Frau Erbprinzeß voller Spannung zum erſten Mal erblickte, mit den Worten: „Das iſt keine r i ch t i g e Prinzeß! Die hat weder Krone noch Schleier!" bitter enttäuſcht das Zimmer des Vaters verließ!

Mit dem Ende des erſten Schuljahres (vom 1. Oktober 1880 bis 15. Juli 1881) begann Stockhauſen öffentliche Proben der Leiſtungen ſeiner Schüler abzulegen[188]) und eröffnete damit die Reihe jener Matineen und Prüfungsabende, die mit Unterbrechung des Jahres 1883/84, in dem er wieder am Hochſchen Konſervatorium lehrte, bis zum Jahre 1903 in Frankfurt Zeugnis dafür ablegten, was es hieß, unter Stockhauſen Muſik zu ſtudieren. Die Programme beweiſen, daß er eine Fülle ungehobener Muſikſchätze kannte[189]), die er nun ſeine Schüler heben ließ und durch dieſe Auswahl von Muſikſtücken es gleichzeitig erreichte, daß die Schüler in allen Stilarten, auch den modernen (Wagner, Hugo Wolf und Schillings), beheimatet wurden. Techniſche Schulung der Stimme und Ausarbeitung des Vortrags hoben ſo manche Leiſtung eines befähigten Schülers auch ohne ſogenannte „brillante Stimmittel" über den Durchſchnitt bereits vor der Öffentlichkeit wirkender Sänger heraus. Dieſe beiden Grundlagen, die in dem Unterricht durch Stockhauſen im Verein mit ſeinen techniſchen Hilfslehrern, die nach und nach an ſeiner Schule tätig waren, gelegt wurden, waren auch das Geheimnis der Wirkung ſeiner Chorleiſtungen.

Da der a-capella-Geſang nicht letzte, ſondern Grundſtufe aller geſanglichen Ausbildung bei ihm war, boten vielſtimmige Chöre keine muſikaliſchen Klippen für die jungen Schüler; war doch einer ſeiner Hauptlehrſätze der, daß der Schüler ohne Begleitung eines Inſtruments ſingen zu lernen habe, und daß höchſtens eine zweite und eine dritte Singſtimme hinzutreten ſolle, um die muſikaliſche Sicherheit des Schülers zu feſtigen. Und ſo kamen allwöchentlich die ſämtlichen Schüler in ſeiner Wohnung zuſammen, um Chorwerke aller Zeiten und Komponiſten zu ſtudieren. Einzelne Externe ſtellten ſich immer gerne unter die Anfänger, um mit ihnen Ensemblemuſik zu pflegen. Aber mehr als 30—35 ſind es wohl nie geweſen, die hier vom Blatt und aus der Seele ſingen lernten, und ſo manches alte Werk nach der Arbeit in der Studierſtube auf dem Podium neu

erſtehen ließen, ſo manches neue (z. B. die Brahms'ſchen Frauenchöre u. a.) aus der Taufe hoben.

Wie Stockhauſen einſt den Wunſch gehabt hat, den Gemeinbeſitz am deutſchen Lied möglichſt Vielen zu vermitteln, ſo war er es auch, der nun in Frankfurt am Main „Populäre Sonntagskonzerte" zum Preiſe von 1 bis 3 Mark ſchuf und in dieſen Konzerten in den Jahren 1892—1896 das Beſte vom Beſten an mehrſtimmiger Geſangsmuſik im Verein mit ſeinen Schülern weiteren Kreiſen zugänglich machte. Es gab in jedem Winter drei Konzerte im großen Saal des Saalbaus. Von einheimiſchen Künſtlern ſtellten ſich in den Dienſt der Sache: Florence Baſſermann, Katha Widmann, James Kwaſt, Karl Friedberg, Domorganiſt C. Hartmann, Fritz Baſſermann, B. Coßmann, Lazarro und Julia Uzielli. Hier war es, wo u. a. das Fragment von Schubert: „Lazarus, eine Oſterkantate" und „Das Leiden und Sterben Jeſu" von Heinrich Schütz zur Aufführung kamen; wo die Lieder für gemiſchten Chor von Brahms, das „Zigeunerleben" für kleinen Chor mit Begleitung von Klavier und Tamburin und „Der Roſe Pilgerfahrt" von Schumann geſungen wurden, und die „Deutſchen Volkslieder" (mit Klavierbegleitung geſetzt) von Brahms und deſſen „Tafellied" zum erſten Mal in Frankfurt erklangen.

Erſt nach dem Aufhören der populären Konzerte infolge von Stockhauſens zunehmendem Augenleiden — das letzte fand im April 1895 ſtatt — begann die Muſeumsgeſellſchaft (laut Protokoll), infolge einer Anregung des Oberbürgermeiſters Adickes, ihrerſeits populäre Sonntagskonzerte zu veranſtalten, deren erſtes am 21. Februar 1897 ſtattfand. Stockhauſens Chor wurde noch einigemale herangezogen, denn, ſo heißt es in einer Kritik, „ſeitdem Stockhauſen die regelmäßigen öffentlichen Konzerte zum Bedauern aller Muſikfreunde eingeſtellt hat, liegt in Frankfurt ein ganzes Gebiet der Tonkunſt faſt völlig brach."

Ein willkommener Nebenzweck dieſer und der ehemals eigenen Konzerte war für den Lehrer der Umſtand, daß ſeine Schüler auf dieſe Weiſe häufig gezwungen wurden, vor das Publikum zu treten; ſie lernten ſich an das Podium zu gewöhnen und Konzertvater und -mutter Stockhauſen haben ſo manchem Neuling dazu verholfen, kleine Verlegenheitsungeſchicklichkeiten von vornherein abzulegen. Dieſer Teil der Schulung gehörte nach ihrer Anſicht genau ſo dazu, wie der kleine Handſpiegel auf dem Flügel während Unterricht und Studium, der manchen Schüler von einer ihn entſtellenden Mimik oder Unart der Mundſtellung während des Singens überzeugen mußte. Außer den Gelegenheiten, die durch ſeine eigenen Konzerte geboten waren, hielt Stockhauſen darauf, daß die Fortgeſchrittneren möglichſt die Partieen derjenigen Chorwerke ſtudierten, die während des Winters in Frankfurt und Umgebung aufgeführt wurden. Seine enge Fühlungnahme mit Muſikdirektoren, vor allem mit dem von ihm hochverehrten Willem de Haan in Darmſtadt, mit Fritz Vollbach in Mainz,

Wolfrum in Heidelberg, Jenner in Marburg, ſodann die dauernde Korreſpondenz, die er mit ſeinem in Straßburg als Muſikdirektor anſäſſigen Bruder Franz unterhielt, brachten es mit ſich, daß er über ihre Programmabſichten auf dem Laufenden blieb, und er verſtand es, ſeine Schüler zu notwendig werdendem Einſpringen jederzeit bereit zu halten.

Stockhauſen ſelber iſt während der Frankfurter Jahre hier und außerhalb noch mehrfach aufgetreten. Daß die Stimme nicht mehr das hergab, was ſie einſt an Glanz beſeſſen, wußte er ſelber am beſten; daß er dennoch mit Freuden im Verein mit ſeinen Schülern oder als Mitwirkender in den Konzerten hieſiger Muſiker auftrat, das kam von der immer wieder an ſein Ohr dringenden Bitte nach Geſtaltung ſeines Vortrages, der in ungeminderter Lebendigkeit jugendfriſch blieb, und deſſen Zauber immer wieder die Menſchen um ihn ſcharte, wenn eine ihm beſonders am Herzen liegende muſikaliſche Angelegenheit ihn dazu verlockte. Und ſolche Anläſſe fanden ſich immer wieder. Sei es die muſikaliſche Feier zu Ehren der Anweſenheit Anton Rubinſteins, die das Hochſche Konſervatorium beging (28. Oktober 1883), eine Mozart-Feier (18. November 1883), die Aufführung der Bachſchen Matthäuspaſſion „ſtreng nach der Original-Partitur“ unter Verwendung „heute nicht mehr gebräuchlicher Inſtrumente“ (Crefeld 6. April 1884 unter Hugo Grüters), die erſte Aufführung der „Liebesliederwalzer“ von Brahms in Frankfurt mit dem Komponiſten und Lazarro Uzielli am Klavier im Verein mit Maria Fillunger, Fides Keller, Raimund von zur Mühlen (in der Matinee der Muſeums-Geſellſchaft am 16. März 1884), ein Konzert zum Beſten des Ehrenfonds für ſeinen Freund-Komponiſten Theodor Kirchner (15. Februar 1885), die Feier von Händels 200jährigem Geburtstag, bei der er den Polyphem in „Acis und Galathea“ ſang (24. Februar 1885); Quartette von Brahms aus op. 92, erſtmalig in Frankfurt zur Aufführung gelangt in einem Konzert von Stockhauſen und Profeſſor Hugo Heermann (4. Januar 1886); „Die ſchöne Müllerin“ zum Beſten des Wilhelm-Müller-Denkmals in Deſſau, vorgetragen von ihm und ſeinen Schülern (14. März 1886); die Aufführung der Bachſchen Johannispaſſion in der Katharinenkirche, bei der ſämtliche Arien, verteilt an verſchiedene Schüler, zur Wiedergabe gelangten, und bei der er den Jeſus ſang, indes ſein Bruder Franz aus Straßburg dirigierte (18. April 1886). Dieſer Veranſtaltung folgte ein Jahr ſpäter die Wiedergabe der „Matthäuspaſſion“ ohne Striche; die Erſtaufführung des von ſeinem ehemaligen Schüler Max Friedlaender aufgefundenen Quintetts von Schubert „Nur wer die Sehnſucht kennt“ (29. November 1886); die Wiedergabe der „Winterreiſe“ „in der vom Dichter feſtgeſetzten Reihenfolge“, in deren Mitte ein Vortrag Friedlaenders eingeſchoben war; das Konzert, in welchem die damals noch nicht hier gehörten Geſänge für Frauenchor mit Begleitung von zwei Hörnern und Harfe von Brahms aufgeführt wurden (29. Januar 1888).

Und dann ſang er noch einmal vor geladenem Kreiſe aller derer, die ihn zu ſeinem 40. Sängerjubiläum geehrt hatten, die „Dichterliebe“ von Schumann (28. Mai 1888) und griff im Verein mit Marie Fillunger, Fides Keller, Robert Kaufmann als Zigeuner „in die Saiten ein“ (mit Katha Widmann und James Kwaſt am Klavier: 4. November 1888); die Fortſetzung davon aus Brahms op. 103, Nr. 5—11 folgte in der Quartettzuſammenſetzung Johanna Nathan, Johanna Beck, Dr. H. Müller und Stockhauſen in einem Konzert von Frau Florence Baſſermann (20. Januar 1892). Es ſcheint, daß Stockhauſen in dieſem Konzert zum letzten Mal als Sänger aufgetreten iſt; wenigſtens habe ich kein ſpäteres Datum dafür feſtſtellen können. Er ſtand damals im 66. Lebensjahr. Als Dirigent trat er zum letzten Mal am 3. Februar 1901 vor das Publikum der Sonntagskonzerte, als er mit ſeinem kleinen Chor „Drei Sprüche für achtſtimmigen gemiſchten Chor“ op. 97 von Mendelsſohn, die Kantate von Bach: „O Ewigkeit, Du Donnerwort“, das „Opferlied“ von Beethoven und zum Beſchluß Brahms' „Nänie“ aufführte.

Erlebten Außenſtehende Stockhauſen inmitten ſeiner Schüler, wenn er etwa ein neues Werk mit ihnen durchnahm, ſo ſchien er ihnen immer noch der Jüngſte, was Auffaſſung, Ausdauer und Wärme der Empfindung betraf. Im erſten Jahrzehnt des Beſtehens der Schule hat er mitgeſungen, hat die Soli markiert oder beiſpielshalber ganz durchgeführt; im zweiten hat er ſeinen Schülern vorſprechen müſſen, wie er's haben wollte. Es war aber deshalb nicht weniger melodiſch, nicht weniger beſchwörend. Ja, beſchwörend! Denn wie ein Zauberer ſtand er oft am Pult, ſeinen Stab ſchwingend und mit ihm ungeahnte Kraft aus den jungen Seelen herausholend, ſo daß die Stimmen wuchſen, ſich das Kunſtwerk formte und es wiederum Odem erhielt, als ob ſein Schöpfer nochmals in all den Stimmen erwache. Was nutzt es, heute aufzählen zu wollen, was ſie ſangen? Wie ſie ſangen, lebt im Herzen derer, die die Schar gehört haben, und die nun, in alle Winde zerſtreut, Samenkorn geworden iſt. Aber ob der Keim aufging oder nicht, der in jenen befruchtenden Stunden von Stockhauſen ausging, geeint waren ſie alle einmal durch den Genius ſeiner Künſtlerſchaft.

In jenen Stunden war alles vergeſſen, was ſonſt ſo ſchwer zu ertragen war. Vor allem ſeine Ungeduld, wenn er fühlte, der Schüler könnte es, mache es aber nicht. Das waren die, von denen er ſagte: „Sie möchten wohl, aber ſie wollen nicht!“ Sie waren eigentlich die ärgſten Feinde ſeiner Kunſt, die lauen, die trägen im Geiſt. Und doch, wie mancher ſo geſcholtene hat ſpäter Briefe voll tiefſter Dankbarkeit geſchrieben und verſichert, es ſei ihm erſt nach Jahrzehnten aufgegangen, was Stockhauſen eigentlich von ihm gewollt habe. Den anderen, die wirklich nicht konnten, denen riet er nach dreimonatlicher Probezeit unbarmherzig ab. In Wahrheit war es Barmherzigkeit, denn er wußte, wie dornenvoll der Weg ſei, der den „Halben“ beſchieden war auf dem Gebiet der Kunſt,

und wie viel Kraft und Mittel nutzlos von Hunderten Kunſtbefliſſener in unverantwortlicher Weiſe vergeudet wurden. Auch wollte er ſeiner geliebten Kunſt nicht Einen zuführen, der ſich nicht um ihre Fahne ſcharen durfte. Aber dann gab es auch ſolche, die nicht konnten, weil ihre Seele noch nicht frei war, um ſich über das eigene Ich emporzuheben und die nicht durch innere Schau befähigt wurden, die Wiedergabe eines Kunſtwerkes inſpiratoriſch zu geſtalten. Ihnen verſuchte er zu helfen, indem er an ihrer Bildung arbeitete. Er führte ſie an das „Wort" heran und legte ihnen den Text, den ſie ſingen ſollten, mit dem ganzen Reichtum ſeiner Phantaſie und mit dem Schatz ſeines Wiſſens aus. Ja, er trieb vergleichende Sprachwiſſenſchaft mit ihnen, oder er holte die Partitur des betreffenden Oratoriums herbei, um dem Schüler mit Hilfe der an dieſer oder jener Stelle mitwirkenden Inſtrumente den Stimmungsgehalt des Muſikſtückes noch beſſer erklären zu können, und mancher, der im Augenblick innerlich ungeduldig meinte, das gehöre doch wohl nicht in eine „Geſangsſtunde" hinein, hat vielleicht nach ſpäteren Jahren auf dem Podium begriffen, was ihm einſt die alte Hand des Lehrers weiſen wollte. Aber es gab noch andere Wege, die er nicht unverſucht ließ, und ich erinnere mich einer Blondine, die das Lied „Allnächtlich im Traume ſeh' ich Dich" von Mendelsſohn ſtudiert hatte, in welchem der Liebende von dem beſeligenden Worte der Geliebten geträumt hat, es aber erwachend — vergißt. Trocken und ohne Poeſie hatte ſie das Lied geſungen. Da fragte Stockhauſen, was denn das wohl für ein Wort geweſen ſein möge, das den Freund im Traume ahnungsvoll erfüllt habe? Und als ſie die Antwort ſchuldig blieb, und auch ihr Mienenſpiel kein Verſtändnis für die Frage zeigte, da nahm er ihren Lockenkopf in ſeine beiden Hände und küßte ſie auf die Stirn, lang und zart, der alte Mann das junge Geſchöpf. „D a s bedeutet das Wort" ſagte er dann. — Ein ander Mal galt es, einer Schülerin den Eindruck einer Mondlandſchaft zu vermitteln, um ſie zu befähigen, das Lied von Mendelsſohn „Der Mond" in ſeinem Stimmungsgehalt zu erfaſſen. Sie wollte eigentlich zur Bühne und hatte nicht die geringſte innere Neigung, ſich mit einer ſo romantiſchen Naturmalerei zu befaſſen. Stockhauſen ſang ihr das Lied vor, ſie verſuchte es; vergebens. Er ſprach es ihr vor, und ſchilderte die Landſchaft des heraufſteigenden Mondes mit beredten Worten. Sie verſuchte es noch einmal und wiederum vergebens. Da klappte er das Notenbuch hörbar zu, reichte es ihr über den Flügel und ſagte tiefernſt: „Mein Fräulein, Sie ſind noch nicht in jener Gegend geweſen."

Aber welche Wonne für ihn, wenn einmal ein volles Talent, ein wahrhaft muſikaliſcher Menſch zu ihm kam! So ſchwer es mir auch wird, ich zähle die Namen derer, von denen ich's weiß, daß ſie ſeine Freude waren, nicht auf, denn ich weiß ſicherlich nicht alle Namen, und es würde von denen bitter empfunden werden, die ſelber das unnennbare Fluidum verſpürt haben, das in den Stun-

den vom Lehrer zum Schüler, vom Schüler zum Lehrer dringt. Nur von einer Toten, von Hermine Spieß[190]), will ich ſagen, was er von ihr an ſeinen Bruder Franz nach Straßburg ſchrieb, als er von ihrem Begräbnis in Wiesbaden zurückkam. Der eine Satz drückt aus, was für ihn an erſter Stelle ſtand: „Eine ganze Natur, eine ſchöne Stimme, eine begeiſterte Sängerin iſt davon!“ Und ſie hatte ihm einſt geſchrieben: „Glauben Sie mir, mein Herz iſt von großer Dankbarkeit erfüllt für alles, was Sie für meine Laufbahn geweſen ſind! Der Funke, der im tiefſten Grunde meines Herzens ſchlummerte, iſt durch Sie geweckt worden, und der Himmel gebe, daß ich eine Ihnen immer würdigere Schülerin werde.“

Aber, ob Liebling der Muſen oder nicht, ſie wiſſen es alle, die bei ihm lernten, wie ſchonungslos die Worte ſeines Tadels fallen konnten, wie unerbittlich ſeine Kritik war, wie unbeſtechlich ſein Urteil in der Bewertung ihm vorgetragener Leiſtungen ausfiel. Wer die Seiten dieſes Buches geleſen hat, weiß, daß er auf Grund ſeines Lebens und Strebens dazu befugt war, ſich zu denen zu rechnen, von denen der Dichter ſagt:

„Nur der verdient ſich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.“

Und dieſe Freiheit, die nahm er ſich in Sachen des künſtleriſchen Urteils. Es war eine harte Schule und ſtark mußte der ſein oder werden, der ſie durchhielt. Dann aber blieb die Ernte nicht aus, und ein unendlicher Strom von Dankbarkeit aus Anlaß ſeines 70., 75. und 80. Geburtstages, ganz abgeſehen von dem fröhlichen Jubel bei den Feſttagen ſeines 25., 40. und 50. Sängerjubiläums iſt an ihn zurückgeflutet und hat ihn als ſchönſten Lohn beglückt.

Immer wieder führte er im Intereſſe der Geſangskunſt Klage darüber, wie viel in jungen Jahren beim Schulkind verſäumt werde, trotz der zwei wöchentlichen Geſangsſtunden, durch den Mangel an gehörsbildenden, ſolfeggierten Geſangsübungen und der fehlenden Pflege der Ausſprache unſerer deutſchen Mutterlaute (vgl. auch ſeinen Aufſatz in der „Allg. Deutſchen Lehrerzeitung“, Jg. 44, Nr. 46 vom 13. November 1892). Ertappte er ſeine Schüler bei Nachläſſigkeitsſünden gegen eine reine, deutliche Ausſprache, dann freilich hagelte ein arger Spott auf den armen ahnungsloſen Nichtskönner, und die unheilvolle Frage: „Waren Sie wieder bei Ihrer Coussssiene in Gieſen?“ hat Mancher und Manche zu hören bekommen. Nun gar, wenn gar kein „s“ oder „ss“ zu hören war, ſondern ein dem engliſchen „th“ ähnelndes Gebilde an ſein Ohr drang. Faſt jeder hatte einen durch ſeinen Heimatdialekt oder ſeine fremde Mutterſprache angeborenen Feind zu überwinden, ehe diejenige reine Ausſprache der Vokale und Konſonanten zuſtande kam, die nunmehr Helfer bei der Geſtaltung des Vor-

trages wurde. Nicht etwa als ob er ein Feind der Dialekte gewesen sei, im Gegenteil, er war ihr Freund und er begrüßte jedes Schwyzer Maidli im Dialekt seines eigenen Kantons, was die so Angesprochenen oft gar nicht glauben wollten, da selbst Schweizer häufig nicht imstande sind, die Nachbardialekte richtig nachzuahmen. Er liebte ja auch alle Volkslieder mit Anklängen an das Heimatidiom des Landes, dem sie entstammten, aber er verlangte neben der heimatlichen Mundart Ehrfurcht genug vor dem Dichterwerk, um es durch die Wiedergabe in reiner, deutlicher Aussprache zu adeln.

Dr. Hugo Goldschmidt hat Julius Stockhausen in einem Aufsatz der „Allg. Musikztg." (Jg. 1896 Nr. 29/30) als den ersten Lehrer bezeichnet, „welcher aus der Wissenschaft der Phonetik Nutzen für die Praxis der gesanglichen Erziehung" gezogen habe. Schon in seinen vier Aufsätzen, die 1872 in den „Signalen" unter dem Titel: „Das Sängeralphabet oder Die Sprachelemente als Stimmbildungsmittel" erschienen waren, verlangte Stockhausen genaue Kenntnis und Ausbildung aller sprachlichen Elemente insbesondere der Vokale. 1880 erschien seine Broschüre: „Der Buchstabe G und die sieben Regeln des Herrn H. Dorn nebst einer Vokal- und Konsonanten-Tabelle" (Frankfurt a. M. Alt & Neumann), die neben der scharfen Auseinandersetzung mit der ihm falsch erscheinenden Theorie des Autors Dorn seine drei Regeln für die Aussprache des Buchstaben G enthält. Erst in der Broschüre „Das Sängeralphabet", welche den erweiterten Abdruck der vergriffenen Signal-Aufsätze bildet, zu dem ihn der Verleger Bartholf Senff 1901 ermutigte, hat er, auf streng wissenschaftlicher Grundlage fußend, seine Gesamtanschauungen über die Behandlung der Vokale und Konsonanten niedergelegt. Hatte er in seiner 1884 erschienenen „Gesangsmethode" den Versuch ausgesprochen, „die Tonbildung und die Gesangstechnik durch einfache Gesetze zu begründen", so stellte er in seinem „Sängeralphabet" die Gesetze der Aussprache für unsere deutschen Mutterlaute auf. Das Urteil seines Verlegers C. F. Peters über die „Gesangsmethode", die nach unendlichen Schwierigkeiten und erst im Verlauf mehrerer Jahre druckfertig vorlag, lautete: „Ihre Methode ist vortrefflich, deren künstlerischer Erfolg zweifellos, aber sie eignet sich mehr zum Studium für Lehrer als für Schüler", und er schlägt ihm gleichzeitig vor, eine besondere Ausgabe für Schüler genehmigen zu wollen, in der alle die in der Methode auf die verschiedenen Kapitel verteilten Beispiele und Übungen für den Gesangsschüler zusammengestellt werden sollten. Diesem, auch in der Kritik häufig ausgesprochenen Wunsche entsprach er, indem er unter Mitarbeit von Max Friedlaender 1886 die hohe, 1887 die tiefe Ausgabe der „Gesangstechnik" erscheinen ließ. So ist Stockhausens grundlegende Arbeit über die Ausbildung zur Gesangskunst in diesen beiden Bänden enthalten. Es kann nicht mein Amt sein, sie kritisch zu beurteilen. Das ist von allen Seiten her geschehen. Ich kann nur feststellen, daß, obgleich sie kein populäres Buch zum

Studium des Gesanges geworden ist, infolge der hohen Anforderungen, die es an den Leser stellt, sie dennoch als eines der Hauptwerke zum Studium der Gesangskunst gilt. Sie wurde durch seine ehemalige Schülerin Sophie von Glehn, geb. Loewe, mit der zusammen er vielfach in England und Deutschland gereist war, ins Englische übertragen.

Er selber hat zur Erlernung der Gesangskunst das praktische Beispiel noch immer als das wirksamste Mittel aufgefaßt, trotz aller gedruckten Gesetze, die ihm unendlich schwer wurden festzulegen, und darum hat er sich auch für die Verwertung des Phonographen im Dienste der Gesangslehre wesentlich interessiert. Wie er im Berner „Bund" (Nr. 253 vom 13. September 1890) beschrieben hat, brachte ihm ein Herr Schottenfels in Frankfurt im Jahre 1890 einen Edisonapparat: „Ich habe vorläufig für meine Schüler sechs Walzen mit Beispielen angesungen." Monate vergingen, da glaubte eine gesangskundige Dame Stockhausen in einem Schweizer Hotel singen zu hören, aber als sie nachforschte, war es — nur ein Phonograph! Wie gut muß die Wiedergabe gewesen sein, wenn ein geschultes Ohr Stockhausen zu erkennen glaubte! Und doch sind alle späteren Nachforschungen Stockhausens nach jenen Walzen vergeblich gewesen; sie sind verschollen. Auch in Hamburg will man den Apparat gehört haben. Ist ein Leser dieses Buches imstande, die Spur wieder aufzudecken? —

Für den Kreis der in Frankfurt durch und in Brahms Befreundeten waren es Festtage, wenn er wieder einmal selber hier erschien. Wenn dann bei Frau Schumann oder bei Stockhausens seine Kompositionen vor ihm erklingen sollten, dann gab es zunächst ein Lampenfieber schlimmer als vor einem Konzertabend. Aber lang nachwirkend blieb die frohe Erregung und das Glück, seine Zufriedenheit ausgelöst, oder ein Scherzwort von ihm erhascht zu haben. Seine grimmen Worte blieben ihnen ja erspart, etwa jener Laune entsprungen, von der Clara Stockhausen schrieb: „Die Brahmstage sind vorüber; zum Teil waren sie schön, aber er hatte die Manie „Liebenswürdigkeiten" auszuteilen, und so war man immer ein wenig in Angst und Sorge. Die Symphonie ist herrlich! Sonntags darauf gab es eine so animierte Matinee mit den Liebesliedern, wie wir es in Frankfurt noch nicht erlebt" (an Frau Helene Simons am 24. März 1884). Nie wurde diese „Manie" schlimmer bei Brahms, als wenn man ihn als Komponist „ehren" wollte. Da kamen Situationen zustande, wie Stockhausen sie in einem Brief an seine Frau vom 27. März 1891 schildert: „Die Kammermusik fiel brillant aus. Zuerst kam die Sonate mit Violoncell. Nach derselben brachte S. H. der Landgraf von Hessen dem Brahms einen Lorbeerkranz ins Künstlerzimmer. Brahms mußte denselben dem blinden Herrn abnehmen, aber er rief gleich nach dem Bassermann: „Lieber Bassermann, Sie haben so wunderschön umgewendet! Seine Hoheit widmet Ihnen einen Lorbeerkranz."

Stockhausens Schüler hatten die nahe Verbundenheit, die Brahms mit seinem

Sänger umſchloß, häufig genug miterlebt; ſo entſprach es nur ihrem eigenen, tiefempfundenen Bedürfnis, als Stockhauſen ſie nach Brahms Tode (3. April 1897) zu einer Gedenkfeier am 9. Mai 1897 für den toten Freund aufrief, und ſie den „Begräbnisgeſang" anſtimmen hieß:

„Nun laßt uns den Leib begraben,
Bei dem wir kein'n Zweifel haben,
Er werd' am letzten Tag aufſtehn
Und unverrücklich herfür gehn."

Hatte ihn doch ſein Augenleiden daran gehindert nach Wien zu eilen, um dem geliebteſten ſeiner Freunde das letzte Geleit zu geben.
Clara Schumann (geſtorben am 20. Mai 1896) war Brahms im Tode vorauf gegangen. Ihr Haus bedeutete für Stockhauſen in Frankfurt den Hort, wo er ſich in ſeinem künſtleriſchen Wollen verſtanden fühlte. Ein reger Verkehr hatte beide Familien miteinander verbunden. Teilnahme an allem Freud und Leid, das über beide Häuſer reichlich kam — beſonders das Leid — hielt ſie verknüpft. Galt es einen auswärtigen Freund oder Muſiker zu ehren, ſo teilte man alle Genüſſe und trug bis zuletzt zu ihrer Mehrung bei.[191])Aber dann kam der 23. Mai herauf, an dem galt es für Stockhauſen und ſeine Schüler in dem ſtill gewordenen Hauſe in der Myliusſtraße 32 die Totenklage anzuheben; ſie ſangen, geführt von der Sopranſtimme Johanna Nathans, die „große Clara" mit dem Grabchor aus „Paradies und Peri" von ihrem mühevollen, aber köſtlichen Erdendaſein zur Ruhe. Danach wurden die ſterblichen Überreſte nach dem Bonner Friedhof überführt und neben Robert Schumann zur Ruhe gebettet. Das Leid, das Stockhauſens Familie heimſuchte, war der Tod der älteſten Tochter Margarethe. Sie war Glasmalerin in Freiburg, erlitt eine Verletzung an der Hand und ſtarb an den Folgen einer daraus entſtehenden Blutvergiftung im Alter von achtundzwanzig Jahren[192]). Es war die zweite Tochter, die ihnen ſtarb; die dritte war damals noch ein kleines Mädchen von acht Jahren, ein Nachkömmling, das nichts von all dem Schönen, was des Vaters Leben bedeutet hatte, miterlebt hat, das auch nicht des Vaters Hoffnung auf ein echtes Muſikerkind erfüllte, und das doch im fünften Lebensjahr durch die Gewalt einer Altſtimme in der Arie „Ach, ich habe ſie verloren!" von Muſik erſchüttert, und für immer von ihr ergriffen worden iſt. —
Bald nach dem lähmenden Unglück des Verluſtes der erwachſenen Tochter befielen Stockhauſen die Vorboten ernſterer Erkrankungen. Auf beiden Augen hat er Staroperationen durchmachen müſſen, mit ihren langen vorhergehenden Geduldsprüfungen. Das eine Auge erhielt ſeine voll Sehkraft infolge der Operation durch Herzog Carl Theodor von Bayern zurück; das andere blieb verloren. Trotz aller vorbeugenden Kuren trat ſein alter Feind, der Gelenkrheumatismus

wieder auf den Plan, ihm das Alter Jahre hindurch mit Schmerzen beſchwerend. Kein Mittel half, nur das eine untrüglich ſichere: Die Kunſt. Mochte er noch ſo heftig unter Schmerzen gelitten haben, ſobald ein Schüler das Zimmer betrat, war er ein Anderer, und die Arbeit ſchenkte ihm wohltätiges Vergeſſen ſeiner Leiden. Dieſe ſtändige Arbeit an und mit der Jugend erhielt ihn friſch, und deshalb wurde auch die Geſangsſchule aufrecht erhalten, ſolange es irgend ging. Er gab ſie erſt mit Schluß des Semeſters im Sommer 1904 auf. Er hat ſie Niemand übertagen. Von nun an erteilte er nur noch Privatſtunden. Frühjahr 1906 erfolgte die Überſiedlung aus dem Hauſe Bockenheimer Landſtraße 87, wo er ſeit 1896 wohnte, in die ſonnige Parterre-Wohnung Arndtſtraße 25. Er war damals ſchon lange ein ganz an das Haus Gefeſſelter. Konzerte konnte er ſeit Jahren nicht mehr beſuchen. Wie peinvoll war es ihm ſchon, ſich ſeinen Nächſten und den Schülern gegenüber im Fahrſtuhl zeigen zu müſſen; ſein angeborenes ritterliches Empfinden, das ihn bis in die letzten Tage hinein beherrſchte, litt darunter, daß er ein unſelbſtändiger Kranker geworden war, und deſto beglückender waren ihm jene Stunden, in denen ſein Geiſt Gewalt über das Siechtum errang und er ſich aufrichten konnte an dem, was ehemals ſeine Freude geweſen war. Dankbar war er jedem, der ihm in ſeinem Heim ſchöne Muſik bereitete. Das Ehepaar Baſſermann ſowie Karl Friedberg im Verein mit Hugo Becker oder Johannes Hegar haben ihm öfters ſolche Freudenſtunden angedeihen laſſen und ihm lang entbehrte Kammermuſik vermittelt. Er war bis zuletzt geſellig geſtimmt. Profeſſor Auguſt Bertuch, ein chevalier wie er, war ihm einer der liebſten Freunde, der durch ſeine Miſtralüberſetzungen, die er ihm vorlas, den Zweig von Stockhauſens Liebhabereien traf, der ihn immer wieder aufs ſtärkſte feſſelte, die vergleichende Sprachwiſſenſchaft. Kluges Etymologie und Heyses Fremdwörterbuch behielten bis zuletzt ihren Platz auf ſeinem Schreibtiſch.

Sein ſchönes Heim! Wie liebte er es, das ſonnendurchflutete Eckzimmer mit dem Flügel und den Noten, die das Leben mit ihm geteilt hatten, deren Seele die ſeine am Leben erhielt! Die Muſik, ſie gab ihm noch Odem, ſo wie er einſt ihr den ſeinen geliehen. Zu ſeinem achtzigſten Geburtstag beſcherte ihm die geliebte Wiener Freundin, ehemalige Schülerin und Konzertgenoſſin Helene Hornboſtel-Magnus eine Brahmsbüſte. Auf ihren Wunſch hatte die Schöpferin des Brahmsdenkmals, Ilſe Conrat, das Haupt, das ſie für ſein Grabmal modelliert, zum zweitenmal in Marmor gebildet. Wochen ſpäter, nachdem Stockhauſen die Büſte wieder einmal lange angeſchaut hatte, ſagte er vor ſich hin: „Der iſt ſchon bei den Engeln.“

Und die Heilige Cäcilia vernahm die Sehnſuchtsworte dieſes Herzens, das auf Erden ausgeliebt und ausgeſungen hatte und rief ihn zu ſich in ihren himmliſchen Chor.

Ohne Schmerzen, nach mehreren Tagen bewußtloſen Schlafens, aus dem er nur noch einmal, ſeine Clara erkennend, erwachte, iſt er am 22. September 1906, zwei Monate nach ſeinem achtzigſten Geburtstag, umſtanden von ſeinen Kindern, entſchlafen.[193]) Seine Schüler ſangen ihm bei der allgemeinen Trauerfeier im Hauſe das „Geiſtliche Lied“ von Brahms, während die Feuerbeſtattung in Offenbach nur unter Beteiligung der Allernächſten anſchließend daran ſtattfand. Da war es einer ſeiner Schüler, der mit den Worten: „Schlaf ſüß, Du guter alter Mann!“ während der ſchmerzlichſten Augenblicke des Losreißens alle in den Geiſt des ſo oft von Stockhauſen vernommenen Liedes bannte:

Wenn über Berge ſich der Nebel breitet
Und Luna mit Gewölken kämpft,
So nimmt der Alte ſeine Harfe und ſchreitet
Und ſingt waldeinwärts und gedämpft:
Du heil'ge Nacht!
Bald iſt's vollbracht!
Bald ſchlaf ich ihn den langen Schlummer,
Der mich erlöſt von allem Kummer,
Die grünen Bäume rauſchen dann:
Schlaf ſüß, du guter alter Mann.
Die Gräſer liſpeln wankend fort:
Wir decken ſeinen Ruheort
Und mancher liebe Vogel ruft:
O, laßt ihn ruh'n in ſeiner Gruft.
Der Alte horcht, der Alte ſchweigt.
Der Tod hat ſich zu ihm geneigt.

Die Aſche von Julius Stockhauſen ruht in Ohlsdorf im Sockel eines von Hermann Obriſt (München) geſchaffenen Grabdenkmals. Das Heimatgefühl, das beide Gatten für Hamburg empfanden, wurde beſtimmend für die Wahl der Ruheſtätte. Die ſymboliſchen Geſtalten des geiſtlichen und weltlichen Liedes ſitzen trauernd am Sockel, in welchen das Reliefportrait Stockhauſens von der Hand Joſeph Kowarziks (Frankfurt a. M.) eingelaſſen iſt. Die Enthüllungsfeier des Denkmals, zwei Jahre nach ſeinem Hinſcheiden, geſtaltete ſich unter Vertretung der Hamburger Behörden zu einer weihevollen Ehrenſtunde für den toten Sänger.[194]) Max Friedlaender gedachte in tief empfundenen Worten ſeiner als des „Erweckers des Schubertſchen Liederfrühlings!“

Clara Stockhauſen hat das Leben ihres Gatten nur kurz überdauert. Am 31. Dezember 1908 folgte ſie ihm im Tode nach. Sie ging der letzten Stunde gefaßt und groß entgegen. Beider Aſche birgt der gleiche Schrein. Er umſchließt ihrer beider große, alles überdauernde Liebe.

BRIEFE, DIE SICH AUF DIE JAHRE 1876 BIS 1906 BEZIEHEN

Theodor Fontane an Clara Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Berlin, den 10. September 1878

Hochgeehrte Frau und Freundin, — Längst hätt' ich geschrieben und Ihnen für all das Liebe und Freundliche, das Sie uns in diesen Wochen mehr denn je bewiesen haben, von Herzen gedankt, wenn ich nicht in der Weißglühhitze der Arbeit gewesen wäre. Seit gestern Abend hat nun „Grete Minde", meine neue Heldin, Ruhe; ruht, selber Asche unter der Asche der von ihr aus Haß und Liebe zerstörten Stadt, und ohne Säumnis eile ich nunmehr, wie's auch andere Leute zu tun pflegen, um vom Begräbnis zu freundlicheren Dingen überzugehen. Und dazu gehört eine Unterhaltung mit Ihnen.

... Meta[195]) ... ist mir eine beständige psychologische Aufgabe. Wenn es das Kriterium genialischer Naturen ist, daß Allerklügstes und Allerdümmstes bei ihnen dicht beieinanderliegen, so ist sie ein Hauptgenie; sie Abends beim Tee perorieren zu hören, oft über die schwierigsten und sublimsten Themata, ist ein Hochgenuß; sie sagt dann Sachen, die mich absolut in Erstaunen setzen; alles Tiefblick und Weisheit; Salomo Cadet ... Es wäre schade, wenn diese reich begabte Natur, an ihren „shortcomings", die nur zu gewiß da sind, scheiterte .. Vor ordentliche Aufgaben gestellt, bewährt sich ihre Kraft; zweck- und planlos der Stunde überlassen, überwuchert ihre Fantasie, und die Torheit beginnt ... Halten Sie an einem rechten Glückstage Ihren Einzug in das neue Heim.

In vorzüglicher Ergebenheit wie immer Ihr Th. Fontane.

Emilie Fontane an Clara Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Berlin, den 1. Oktober 1878.

Geliebte Frau Clara. — Ihr lieber Brief wurde mir von Forsteck nachgeschickt, wo wir leider schon am Sonnabend wieder fort mußten, damit mein Mann seines wichtigen Kritikeramtes warten konnte.[196]) Nun, es hätte sich schon noch

einmal eine Entſchuldigung finden laſſen, aber Theodor hat den Grundſatz und die ſich daranknüpfende Berliner Redensart: Nur nichts austitſchen, und ſo reiſten wir nach anderthalb ſchönen Wochen wieder heim und erwachten eines ſchönen Morgens wie weiland der verwunſchene Prinz in unſerer Klauſe. Aber fröhlich und guter Dinge ... In Hamburg Ihre Schweſter [Marie Meyer]! Bezaubernd liebenswürdig; auf der Fahrt mit ihr nach Kiel wurde ſie mir ſo ſympathiſch, daß ich bei ihrem fröhlichen Lachen im dunklen Coupé, wo der Hut die gepuderten Haare bedeckte, vermeinte, in Ihr liebes Geſicht zu ſchauen. Dann in Kiel Ihr Schwager! Dieſer feine, ſinnige Menſch; der es einem antut mit der Melancholie in den lieben Augen und dem man „helfen" möchte, trotzdem er einem wie ein Fürſt erſcheint! ... Mein Mann grüßt Sie in alter Verehrung; er iſt ſehr fleißig, hat viel Stoff durch Mitteilungen Ihres Schwagers [Adolf Meyer] aufgehäuft; wird vielleicht einen Artikel über Klaus Groth ſchreiben. Ende dieſes Monats hoffe ich Ihnen endlich ſeinen Roman [„Vor dem Sturm"] ſchicken zu können. Er iſt ſehr erfriſcht und ſprach geſtern Abend ſo lebhaft von allerlei Arbeiten, die er vorhätte, daß Mete ſagte: „Ach, Papa, Du wirſt am Ende noch ein Schwärmer." Worüber er eingedenk ſeiner Tiftelei, doch herzlich lachen mußte. — Und nun Herzensfrau, möchte es Ihnen doch ſo gut ergehen, wie ich es Ihnen und dem lieben „Lehrer" wünſchte! Dann ſollten Sie beide auf Roſen gehen und die teuren Kinder dazu. Möchten wir bald hören, daß alles im Geleiſe, ruhig und eben, die Kinder recht munter und Sie einen Anſchluß für Geiſt und Gemüt gefunden. Ihre getreue alte Freundin

Emilie Fontane.

Emilie Fontane an Clara Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Berlin, den 1. Dezember 1878.

... Es war eine böſe Zeit und doch der Ausgleichungen wegen ſo reich, wie wir ſie nach einer Richtung hin noch nicht erlebt, ich meine die Anerkennung, die meines Mannes Roman [„Vor dem Sturm"] findet; ſie geht weit über das hinaus, was er in ſeinen kühnſten Hoffnungen erwartet. Ich ſchreibe Ihnen das gleich zuerſt, weil ich weiß, daß niemand ſich mehr mit uns freuen kann, als Sie. Die Preſſe hat es ſchon teilweiſe in einigen großen Zeitungen beſprochen und ſtellt es als Beſtes hin, was dieſer Weihnachten bringt; verſchiedenes in der „Rundſchau", „Gegenwart" etc. ſteht noch in Ausſicht und anerkennende, reizende Briefe von Lübke, Paul Heyſe, Roquette etc. haben meinem Mann unendlich wohlgetan.

Es iſt ſehr wichtig und wird von dem Verleger ſehr betont, daß in dem Roman ein gewiſſer reaktionärer Zug vorwaltet, ſowohl politiſch wie kirchlich, ja auch

Il y a une fermeté, une netteté dans l'écriture de Clara qui rappelle la parole du grand naturaliste Buffon : le style c'est l'homme. On pourrait ajouter, l'écriture c'est la femme, dans ce cas au moins. Et la tienne n'est elle pas aussi complètement l'expression de ton caractère tendre et souple, de ce goût exquis qui t'a guidé dans le monde et dans ton art ? Les anglaises seules, (nulle règle sans exception) semblent vouloir donner toutes à leur écriture une uniformité désespérante, "langweilig" comme elles le sont généralement.

1873

12 3. 64.

Meine Clara! Mein Hort, mein Port! Mein Alles! Wie lieb, wie rührend haben Sie den Ton an die Eltern getroffen! Wenn sie nicht gleich ja sagen so haben sie ein Herz von Stein, & dann bleibt uns nichts übrig als consequent gut & lieb mit den Alten zu seyn bis sie einsehn daß unsere Religion die Menschen tröstet & zusammenführt nicht aber entzweit & gegeneinander hetzt. Dank, tausend Dank für den lieben Brief!

1864

Schriftbildproben
von Julius Stockhausen

moraliſch, der, weil ungewollt, nur als Ausdruck einer idealen Natur, die Leſer ſo wohltuend berührt. In jeder Kritik wird die Vornehmheit der Geſinnung und die freimütige des Geſagten hervorgehoben und darin ſtimmen auch Sie mit ein... Das Haus Stockhauſen fehlt meinem Manne ebenſo ſehr wie mir; ſo werden wir nach und nach immer weniger unter Menſchen gehen, und uns auf unſere Jugend beſchränken. Dazu bringt die jetzige Zeit täglich faſt freudige Aufregungen, ſo daß mein Alter froh iſt, wenn er abends in Stille und Einfachheit ſeinen tea trinken kann. In voriger Woche trat die Verlockung ſo an uns heran, daß wir beinah reingefallen wären; ich nenne das ſo, da ein Buchhändler aus Leipzig kam und meinem Alten einen Vorſchlag und Antrag machte, daß man mal auch hätte mit dem Gelde „mantſchen" können, aber wir waren beide vernünftig und ſchrieben nach drei aufgeregten Tagen ab.[197]) Nur nicht mehr verkaufen, nun ſoll er für den Reſt ſeiner Tage frei bleiben. Ach, wie fehlt es mir, zu Ihnen gehen zu können und Ihnen Leid und Freud mitzuteilen und von Ihnen verſtanden zu werden...

Theodor Fontane an Clara Stockhauſen, Frankfurt a. M.:
Berlin, den 27. Dezember 1878.

Hochgeehrte Frau und Freundin. — Schon vor dem Feſt wollte ich ſchreiben, da mein Zeit-Exempel aber wie gewöhnlich nicht ſtimmte, ſo iſt mittlerweile der dritte Feiertag herangekommen. Sein herkömmliches Aſchermittwochgeſicht hat ſich gegen Abend etwas aufgehellt, denn die en masse „zu Sommerfeldts" ausgewanderte Familie hat mich allein zurückgelaſſen, ein Zuſtand, der immer Frieden und Verklärung über mich ausgießt. Ich liebe Geſellſchaft, aber noch viel mehr liebe ich Einſamkeit. Im Ganzen, um raſch in medias res zu ſpringen, hab ich in dieſem Winter genug davon, denn mit Ausnahme einer großen Abendgeſellſchaft bei Wilhelm Gentz, wo ich der ſchönen Grete Begas ihren nach Ylan-Ylan oder einem ähnlichen orientaliſchen Extrakt duftenden Handſchuh küſſen durfte, hab' ich eigentlich keinen Menſchen geſehen. Freilich, die ſchöne Grete zählt gleich für viele, ſchon weil die hundert Geſchichten, die von ihr kurſieren, ihre Exiſtenz multiplizieren. Einer kann ſoviel garnicht tragen, obſchon ſie ſtarke Schultern hat, faſt ſo ſtark wie bloß. Eine Freundin, der wir den Namen Marie geben wollen, wurde neulich in einem flanellenen Badekoſtüm mit blauen Schleifen und Pantöffelchen von ihr empfangen. Dabei ſagte ſie, während ſie lachend auf einem zum Lever erſchienenen Kreis von Verehrern zeigte: „Vor Ihnen, liebe Marie, muß ich mich wohl entſchuldigen." Ein feiner Unterſchied, und in guter Laune vorgetragen, nicht übel. Ich möchte nicht, daß die ſchöne Grete meine Frau wäre (worin ich ganz und gar die Empfindung

ihres Mannes treffen ſoll), aber in allem übrigen amüſiert mich dergleichen. Iſt nicht eigentlich alle Welt einig darüber, daß Philine netter und liebenswürdiger iſt als Aurelie? Frauen, die beſtändig mit einem kleinen Dolch ſpielen, kann ich nicht leiden.

Das war bei Gentz; vorgeſtern waren wir bei Heydens. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein"; anders aber nicht beſſer. Das Schlimmſte bleibt ſchließlich noch immer die Langeweile; vom Standpunkt der Geſellſchaft aus, ganz gewiß. Wir tranken noch Punſch, als wir wieder zu Hauſe waren, bloß zur Kräftigung, wie Mörike einen großen ſchwarzen Rettich aß, nachdem er zwei Stunden lang „Kamillentee-Lyrik" genoſſen hatte. Ich meinerſeits begnügte mich nicht mit dem Punſch, ſondern las auch noch 50 Seiten Bismarckiana in M. Buſchs vielgenanntem Buch. Meine Frau hat es mir zu Weihnachten geſchenkt. Ich freue mich ſeines Beſitzes und fühle bei ſeiner Lektüre, daß jeder, der noch nolens volens in der Welt lebt, den Inhalt des Buches kennen muß. Als „Buch" aber, ganz abgeſehen von der Frage, ob ſolche Horcher- und Detektiv-Literatur zu tolerieren iſt, (den Mann ziert ſie ſicherlich nicht) find' ich die ganze Publikation doch ziemlich ſchwach. Der Stil iſt greulich, alles hackrig und ſtolprig, ſo daß einem das Leſen, daß einem bei ſolchem Stoff eine Wonne ſein müßte, zur Qual wird. Er hätte, nach meinem Dafürhalten, klar und kunſtvoll die Szenerie geben und nach Herſtellung dieſes Rahmens die Bismarckſchen Sentenzen einfach in denſelben hineinſtellen müſſen. Ohne jede Zutat. Ihr Gatte war im Britiſchen Muſeum und wird mir zuſtimmen, daß nichts mächtiger wirkt, als Shakespeares bloße Namensunterſchrift oder Lord Nelsons aus fünf Kleckſen und zwei Linien beſtehende „Schlacht bei Abukir", beides in richtiger Umrahmung. Würde man ein ganzes Album herſtellen, zu dem irgend ein Nobody den Text ſchriebe und dann Shakespeare und Nelson mit ihren paar Krikelkrakeln hineinſetzen, ſo wäre der ganze Zauber hin. Natürlich ſoll dieſer Vergleich nicht in all und jedem Stücke paſſen, aber er zeigt wenigſtens, was ich meine und worin mir der Fehler des Buches zu liegen ſcheint. Daneben darf es einen bleibenden Wert beanſpruchen; dafür hat Bismarck geſorgt.

Von Bismarck bis zu Senfft iſt, nach dem bekannten Satze, nur ein Schritt. Denken Sie ſich, Sonntag vor acht Tagen kam er zu mir, um mich zu fragen, ob er mir den Sonntag darauf den „Archibald Douglas" vorſingen dürfe. Da Sie Senfft beſſer kennen als ich, ſo wiſſen Sie, daß dieſe Anfrage eine Anmeldung war. Alſo nächſten Sonntag. Richtig er kam, nachdem er mir's am Freitag vorher noch mal auf einer Sechſerkarte angezeigt hatte; beiläufig in einer ſchauderhaften Handſchrift. Vergleicht man es mit ſeiner Stimme, ſo kann man ſagen: er ſingt wie ein Pommer (wo er her iſt), aber er ſchreibt wie ein Sachſe. Nun denken Sie ſich eine „Matinée musicale" bei Fontanes[198]); Rot- und Weißwein, Ungar, und namentlich ſo viel Weingläſer auf japaniſchen Tabletts wie irgend

aufzutreiben waren. Dazu Kings Cake von Schilling. Ich ſagte nachher zu Zöllner: „Wird der „Archibald Douglas“ noch dreimal bei mir geſungen, ſo bin ich bankerott.“ Und nun ging es los. Natürlich hatt' ich auch ſtimmen laſſen müſſen, und ein junger Klaviermenſch, ich glaube Herr Otto Schmidt, war mit von der Partie, hatte Noten auf den Stuhl gepackt, entweder weil er zu niedrig war oder weil er was Hartes haben wollte, Stimmgabel 'raus (mit der Senfft beſtändig operiert wie andere mit dem Lorgnon), und „Ich hab' es getragen ſieben Jahr“ brauſte durch meine ſieben Fuß hohen Hallen. Um gerecht zu ſein, er ſang es recht gut und hatte die Genugtuung, auf uns alle eine große Wirkung ausgeübt zu haben. Der Menſch ſtellte aber ſehr bald wieder den Sänger in Frage; er platzt vor Eitelkeit und ich war froh, daß ich durch eine Flaſche uralten Nordhäuſer-Kornbranntweins, die ich neulich von dorther als Geſchenk erhalten, nun als Rarität hervorholte, ſeine Aufmerkſamkeit einen Augenblick von ſeinen Triumphen abziehen konnte. Denn, ſo ſehr er Bismarck haßt, ſo hat er doch einzelnes mit ihm gemein; darunter die Vorliebe für Nordhäuſer. Der Ungar wurde ſofort wie Limonade behandelt und als „zu matt“ zurückgeſchoben.

Da haben Sie ſo Einiges aus unſerm und dem Berliner Leben. Grete Begas und Baron Senfft, zwei wundervolle Typen unſerer Geſellſchaft; Juden- und Junkertum. Senfft hat ohnehin beides „in glücklichem Familienkreiſe“ zu verſchmelzen gewußt. — Über Frau und Kinder ſchreibe ich nichts; Frau Mila macht das beſſer, und außerdem ſeh' ich nicht ein, warum ich von meinem ſchlechten Ruf als Familienmenſch, nicht auch einmal Vorteil ziehen ſoll. Im Übrigen trag' ich dieſen ſchlechten Ruf ſo unverdient wie möglich; denn das Einzige an das ich, in dem Verkehr der Menſchen mit- und untereinander, noch einen Reſt von Glauben gerettet habe, iſt die Familie. Wehe dem, den auch die im Stich läßt. Er hat nichts mehr und kann zur Retraite blaſen. Es gibt hilfsbereite Menſchen, die, nach einem gewiſſen Freimaurer-Rezept, dreiviertel Eitelkeit und Wichtigtuerei, ein Viertel Pflichtgefühl und Mitleid, ihren Mitmenſchen Gutes tun; aber liebevolle Menſchen, die, weit über ihren Armen-Taler und den abgelegten Überzieher hinaus ſich des Glückes ihrer Mitmenſchen neidlos freuen können, ſolche gibt es nicht. Unter Zehntauſenden immer einer. Und dann iſt es in der katholiſchen Welt. Der norddeutſche Proteſtantismus hat bloß den Neid großgefüttert. Die Päffchen-Träger (sic!) ſelbſt ſind der Ausdruck davon. Es klingt alles ſehr peſſimiſtiſch, und warum? Weil es ſo klingen muß. Meiner Natur nach bin ich Optimiſt; aber ich habe zwei Augen im Kopf und meine Erfahrungen haben ſchließlich meine Neigungen korrigiert. Übrigens bild' ich mir's nicht ein, als weißer Engel über den anderen zu ſtehen. Sehr im Gegenteil. Und mit dieſem pflichtſchuldigen Bekenntnis unter Gruß und Empfehlung an Gemahl und Kinder, wie immer Ihr treu ergebenſter Th. Fontane.

Johannes Brahms an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:
[Wieden-Wien, 14. Januar 1879].

Lieber Freund, — Habe doch die Freundlichkeit mir zu schreiben, aus welcher Tonart Du meine Lieder op. 63 (Peters) singst oder singen könntest? Sie sollen in tiefer Ausgabe erscheinen. In Leipzig hätte ich Dich gern gehabt, aber noch lieber in Pest oder hier, wo sich's doch einmal besonders hübsch musiziert, was wir heute auch mit dem Konzert zu beweisen hoffen. Sage nur Frau Schumann, daß es uns jedesmal mehr Spaß macht — über welchen Ausdruck sie dann zunächst bös wird! In Eile aber mit herzlichen Grüßen Dein J. Brahms.

Derselbe: [Wieden-Wien, 21. Januar 1879].

Lieber Freund, — Eben will ich für das Eine danken, da kommt Simrock mit dem Anderen! Er frägt wegen op. 69—72. Magst Du mir auch dafür Deine Vorschläge sagen? (Einige Lieder werden höher herausgegeben). Durch Liszt'schen Schwindel und Katzenjammer brauche ich meine Abneigung gegen Konzerte nicht zu verstärken, sie ist ohnedeß genügend und nur zu üppig ausgebildet. Mit dem Violinkonzert hatten wir hier einen Erfolg, wie ich ihn nicht besser erlebt habe, Publikus hörte nicht auf zu lärmen[199]). Grüße die Deinen bestens und Frau und Fräulein Schumanns. Herzlich Dein J. Br.

Julius Stockhausen an Johannes Brahms, Wien:
Frankfurt a. M., 29. Januar 1879.

Lieber Freund, — Ich habe Deine Bestellungen bei Frau Schumann pünktlich ausgerichtet. Sie lachte herzlich, daß sie so böse geworden war über das Wort Spaß. Levi war dabei, Franck und Koning auch. Es wäre ganz hübsch hier, nur Du fehlst uns sehr, und ich hoffe wir seh'n Dich wenn „Robin Hood" [Oper von Dietrich] aufgeführt wird. Für meine Schüler und -innen schicke mir nur recht bald schöne Canons, aber keine Rätsel; Du weißt, das kann ich nicht entziffern. Ich bin nicht so gelehrt wie unser Lieder-Böhme. Ich kann nur singen und — lehren. Aber das gründlich. Du hättest Deine Freude daran, und so habe ich für die erste Zeit Tonbildung vor, und mehrstimmiges Singen. Man weiß ja, daß die berühmtesten Solistinnen, wenn sie zusammenkommen, nicht einmal das Engel-Terzett aus dem „Elias" korrekt und schön zusammen singen. Ergo — — mehrstimmiges Musizieren, wie ich es mit der Mutter, mit den Kusinen Bildstein, mit dem Vater Kienzl aus Graz s. Z. in Gebweiler getan, und viele Messen von Mozart und Haydn Sonntags mitmachen mußte.

Hier nun die Transpoſitionen. Mann Gottes, warum wendeſt Du Dich an mich? Ich weiß ja nicht mal ob für Baß oder Bariton transponiert werden ſoll, Alt oder Baß, Mezzo S. oder Bariton müßte es doch heißen. Aber dennoch! Was tät' ich nicht für Dich? Habe ich doch hier [im Cäcilienverein am 19. November 1878] Dein „Requiem" geſungen und dafür vom Verfaſſer einliegende Kritik ins Haus geſchickt bekommen. Nicht nur dumm iſt der Menſch, ſondern ungerecht, denn ich kann wieder ganz nett herausſingen ſeit ich hier bin. Der Rotſtift iſt vom Verfaſſer ſelbſt, ein gewiſſer Rübsam-Veit, früher Sänger, jetzt Mann einer Sängerin und Geſanglehrerin, die gerne an die Hoch'ſche Schule wollte. Doch genug. Ich wollte in dem Werk mitmachen und tätig dabei ſein. Es nutzte nur nicht viel, denn der alte Müller läßt ſich nichts ſagen. Die Chorleiſtung war in Berlin eine beſſere. Hier iſt das Orcheſter prächtig! Man kann nicht alles haben. Unſer Chor wächſt langſam heran. Wir haben ſechs Tenöre. Nun fragt es ſich mit wie vielen Damen es ſechs Tenöre aufnehmen können? Es ſind zwar ſtramme Kerls, aber ich glaube, daß zwölf oder fünfzehn Soprane und zehn Alt ſie doch unterkriegen. Was meinſt Du? Wie viele macht Dein Tenor zahm? U. A. w. g.

Doch nun zu den Liedern!

Erſtes Heft:	Klage	in C
	„	„ G
	Abſchied	„ Des
	Schwur	„ Es
	Tambourliedchen	„ F, auch fis
Zweites Heft:	Vom Strande	„ F
	Über die See	„ C
	Salome	„ A
	Mädchenfluch	„ F
Drittes Heft:	1.	„ Es
	Lerchengeſang	„ As
	Serenade	„ As
	Abendſegen	„ A
Viertes Heft:	1. frei nach J. St. (Schalk!)	„ B
	2.	„ G
Eine herrliche Nummer!	3.	„ E
Gefährlich!	4.	„ C
	5.	„ B auch A
Fünftes Heft: (Für Tenor)	Alte Liebe	„ H
	Sommerfäden	bleibt

Ein Kabinettſtück	O kühler Wald	bleibt
	Verzagen	in E
	Unüberwindlich	„ G für Tenor in C

An Hanslick und Billroth viel Schönes. Dein J. St.

Aus Briefen von Emilie Fontane an Clara Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Berlin, den 26. März 1879.

... Meinem Alten, gottlob, geht es gut; er puſſelt immer noch an ſeiner Novelle [„Grete Minde"] herum, die fertig war, als Sie hier waren, was weder unſere Einnahmen noch meine Stimmung verbeſſert, ſo daß er es glücklich dahin gebracht hat, daß ſie, wie es jetzt heißt, im Mai erſcheinen ſoll. Unſer Leben wird immer ſtiller, einſamer, Zöllners ſehen wir höchſt ſelten; ſie geben jetzt Büffet-Geſellſchaften, über 36 Perſonen, mit immer neuen Menſchen ...

Berlin, den 18. April 1879.

... Mein Alter hat nun wirklich zwei große Arbeiten vollendet und abgeliefert; im Mai kommt die Novelle [„Grete Minde"] in „Nord und Süd" und im Juli ein Aufſatz über Katte in Weſtermann[200]); gegenwärtig hat er, gottlob, eine leichte Arbeit, die ihm ſeines Namens wegen übertragen, angenommen, und ich atme auf. Zufällig habe ich vor einigen Tagen den vollen Aufſchluß bekommen, wie man ihn vom Miniſterium aus behandelt hat, und ich muß Ihnen bekennen, ich ſtand beſchämt vor meinem geliebten Alten. Wie hat er all das Mißgeſchick, all die Ungerechtigkeit ertragen! Einen fleißigen, armen Mann reißt man aus ſeiner Tätigkeit, ſchildert ihm die Stellung ganz anders als ſie in Wahrheit iſt; er ſagt in ſeiner Noblesse zu, zwei Monate ohne Gehalt dem Staat zu dienen, muß trotzdem ſogleich ſeine ſichere Theaterſtellung aufgeben, und nachdem er gezwungen iſt, durch die unerhörte Behandlungsweiſe des Herrn Hitzig die Stellung aufzugeben, muß er, von dem Vierteljahrsgehalt, welches ihm bereits ausgezahlt war, — zwei Monate zurückzahlen; — aber Herr Schöne reiſt jetzt auf Staatskoſten nach Rom, um dem Architektenverein dort eine Adreſſe zu übergeben!! Ich finde, man hat ihn behandelt wie einen Schuſter. Und dabei ſchrieb er ſein Buch, krank, gebrochen, mit einer Schuldenlaſt, die er, ſolange wir verheiratet ſind, nie gekannt. Nun, jedenfalls intereſſante Details für ſeine einſtige Biographie. — Er ſagte nur: und keinen Menſchen haben, der gekommen wäre und geſagt hätte: Alter Junge, man hat Dir arg mitgeſpielt.

Sie ſehen, daß es mich nach wie vor treibt, Ihnen mein Herz auszuſchütten; ich verſpreche Ihnen aber noch zum Schluß immer nett zu meinem wirklich braven Kerl zu ſein. — ...

Berlin, den 29. April 1879.

Ihr letzter lieber Brief beunruhigt mich, und ich leſe noch mehr zwiſchen den Zeilen, als was Sie ausſprechen. Das hatte ich nun doch für Sie von Ihrem Frankfurter Aufenthalt gehofft, daß Ihr Mann befriedigt, anerkannt, ausgefüllt durch ſeinen Beruf ſein würde, und nun ſcheinen ſchon wieder ſchwarze Wolken an dieſem Horizont aufzuziehen. Das beklage ich tief. Denn mein jetziges Leben zeigt mir wieder ſo deutlich, daß es das erſte Bedingnis eines häuslichen Glückes iſt, daß der Mann in ſeiner Tätigkeit glücklich und unbehindert iſt; alles andere, Umgang, Freundſchaft, etc. iſt nur Ornament. Ich denke täglich Ihrer, Herzensfreundin, und betrübe mich, daß Sie ſo gar nicht zur Ruhe kommen können ... Wir leben faſt ſo einſam, wie Sie es ſchildern. Mein Alter bildet ein wenig Menſchenhaß aus und ſagte geſtern einem General, der ihn aufforderte (wahrſcheinlich um ihn ſehr zu ehren), ein Feſtſpiel zur goldenen Hochzeit der Majeſtäten zu ſchreiben, „die Hohenzollern behandelten (außer den Malern) die Künſtler zu ſtiefmütterlich, um ſie zu Loyalitätsergüſſen zu begeiſtern.“ Früher, noch nicht gewitzigt, wäre er vielleicht darauf reingefallen und hätte ſeine Zeit, die unſere Exiſtenz iſt, daran geſetzt, und die hohen Arrangeurs hätten die Ehre eingeheimſt, und der Dichter im Dachſtübchen ſich mit Devotion den — Mund gewiſcht. Es war meinem Alten eine Genugtuung, ſich derart, natürlich überzuckert, zu einem Flügeladjutanten auszulaſſen ... Durch die an das hohe Kultusminiſterium zurückgezahlten vierhundert Taler ſind wir natürlich wieder zu unerhörter Sparſamkeit aufgefordert und wollen uns von Anfang Juni in die nächſtliegenden Berge zurückziehen, vielleicht wieder nach Wernigerode, wo es meinem Manne ſo gut im vorigen Jahre gefallen hat. Goethe ſchreibt ſeiner Freundin Sophie von la Roche: „Wir nur wiſſen was Sie haben, denn wir empfinden nicht, was Ihnen fehlt.“ Da würde ich an Sophiens Stelle dem großen Manne geantwortet haben: das iſt es eben, aufs Empfinden kommt es an. Und ich empfinde es als eine Ungerechtigkeit, daß mein Alter trotz angeſtrengteſter, anerkannter Arbeit, nicht ſo weit kommen kann, ſorgenlos in dem hohen, bekannten Poetenſtübchen mit den geringſten Anſprüchen zu leben ... Ihre getreue alte Emilie Fontane.

Wernigerode a. Harz, den 29. Juli [1879].

... Mein Alter hat ſich ſoweit erholt, daß er ſchon wieder in voller Produktion

ist, und an einer Novelle arbeitet, die er „Über Land und Meer“ versprochen hat [„Graf Petöfy“] ... Wir haben eigene Menage, wobei wir doch viel besser und billiger leben, wie im vorigen Jahre ... Zeit haben ist ein Luxus, den man, wie Sie wissen, in Berlin, sei es in welchen Verhältnissen man auch lebt, nicht kennt, und dessen ich mich hier tagtäglich, allstündlich erfreue. Auch die Seele und das Gemüt ruht aus, und weder hastige Gedanken noch überstürzende Eindrücke rauben einem den Genuß der Gegenwart. Menschen fehlen uns garnicht; der lieben sind so wenig ... und das Gros? Nun Sie, teuerste Freundin, wissen am besten, daß sie zur Freude und zum Frieden des Lebens wenig beitragen. So begnügen wir uns, im Geist unsere Freunde aufzusuchen, und vielleicht fühlen Sie dann und wann einmal, daß Ihre alten, getreuen Fontanes bei Ihnen vorsprechen ... Mein Alter grüßt Sie mit alter Verehrung und Liebe und vermißt nach wie vor Haus Stockhausen. In Freundschaft Ihre Emilie Fontane.

Michael Bernays an Hermann Uhde und Frau[201]):

München, den 26. Oktober 1879.

... Über den Aufenthalt in Frankfurt läßt sich nur in Bausch und Bogen berichten, daß er für Geist und Gemüt gleich anregend und ergiebig war. Ich verkehrte zumeist und zwar auf das intimste mit Devrients, Stockhausens, meinem lieben Ehlers und sah außerdem noch vierzig bis fünfzig Menschen, obgleich ich jeder größeren Gesellschaft auswich und selbst die Besuche bei den alten Frankfurter Familien unterließ, in deren Kreisen ich früher so heimisch gewesen. Ich sah und beobachtete viel und tat mancherlei Blicke in das städtische Leben des modernsten Frankfurt. Anziehend war besonders ein Zusammensein mit den vornehmen Vertretern des alten reichsstädtischen aber deutsch gesinnten Frankfurt; sie sind gleichsam die letzten Pfeiler des früheren städtischen Gemeinwesens, bekennen sich mit einer Art von vornehmem Stolz zur einflußlosen Minorität. Bei Frau Schumann war ich einen Abend. Welch ein jugendlicher Geist lebt noch in dieser mehr als sechzigjährigen Frau, auf deren Haupte doch die Hand des Schicksals oft so schwer geruht. Mit der heiteren Naivität eines jungen Mädchens freut sie sich auf jede Theatervorstellung. Und welch edle Vornehmheit ist dabei über ihr ganzes Wesen ergossen. Wie unverletzt hat sie sich durch die Trübsal des Lebens hindurch die einfach ideale Gesinnung bewahrt, von welcher das Leben erst seinen Wert empfängt.
Stockhausen nahm mich mit offenen Armen und seine Frau mit offenem Gemüte auf. Auch dort traf ich auf eine Krisis. In der Tat, wenn ich in so vielen Kreisen des Lebens beobachte, wie schwer es selbst den vortrefflichsten Menschen wird, einen Platz zu gewinnen, den sie dauernd behaupten können und wollen,

ſo gewinnt meine akademiſche Stellung in meinen Augen einen doppelten Wert, und ich ſöhne mich gern mit allem aus, was in ihr und an ihr minder befriedigend ſein mag. Wie Stockhauſen den Ausfall ſeines Gehalts [am Hoch'ſchen Konſervatorium] erſetzen will, das vermögen ſeine Freunde noch nicht abzuſehen, und auch er wüßte wohl kaum Rechenſchaft davon zu geben. Für jetzt erfreut er ſich nur an der Ausſicht auf die wieder zu erlangende Freiheit, und ſo fand ich ihn in der empfänglichſten und mitteilſamſten Stimmung. Zum erſten Mal ſeit faſt drei Wochen drang wieder Muſik an Ohr und Herz. Zwei Schülerinnen ſangen; auch ihn ſelbſt wußte ich zum Singen zu bewegen. Von ſeiner Stimme iſt freilich kaum noch ein voller Klang übrig geblieben; man vernimmt nur Anklänge; aber ſelbſt mit dieſen Trümmern des koſtbaren Materials beweiſt er, daß er der erſte, ja der einzige Sänger unter den Lebenden iſt. Den inneren Zuſammenhang und den äußeren Zuſammenklang von Ton und Wort, — dies Geheimnis hat niemand ſo ergründet wie er; die Beſeelung des Wortſtoffes iſt hier vollbracht. Ergetzlich iſt ſein Verhältnis zu Wagner, theoretiſierend hat er mancherlei an ihm auszuſetzen; ja er ſucht an den Grundfeſten der Wagnerſchen Kunſt zu rütteln; ſobald er aber zwei Zeilen von ihm geſungen hat, läßt er nur Ausrufe des Entzückens hören: „Das iſt wirklich einzig! wunderbar!" Gerade an den ſcheinbar trockenſten Stellen, z. B. an der Erzählung Wotans im zweiten Akt der „Walküre" bewährt er ſeine Kunſt und ſein Verſtändnis. Brächte er es wirklich dazu, eine große Schule zu errichten, ſo könnten aus ihr die Sänger hervorgehen, die der Meiſter bisher vergebens geſucht; er ſelbſt gibt zu, daß Wagneriſche Werke im Wagneriſchen Sinne vorgeführt, auf jeden ohne Ausnahme überwältigend wirken müßten. Der Abend bei Stockhauſens war der letzte in Frankfurt ...

Emilie Fontane an Clara Stockhauſen, Frankfurt a. M.:
Berlin, den 1. Januar 1880[202]).

Ich hätte nicht gedacht, daß Ihr letzter ſo liebenswürdiger Brief ſo lange Zeit unbeantwortet von mir bleiben würde; wenn ich Ihnen aber ſage, daß ich Anfang November an einem gaſtriſchen nervöſen Fieber erkrankte, von deſſen Folgen ich mich noch nicht recht erholen kann, ſo werden Sie begreifen, daß ich lieber ſchwieg, als immer wieder Klagebriefe zu ſchreiben. Nun kann ich aber das neue Jahr nicht begonnen haben, ohne Ihnen, teuerſte Frau, zu ſagen, wie treu mein Dichter und ich Ihrer gedenken, und wie Sie uns fehlen, immer mehr, je mehr wir vereinſamen und alte Leute werden. Nun iſt freilich dieſe Vereinſamung im großen und ganzen unſere Schuld, und wir beklagen ſie auch nicht, denn beſſer iſt es doch noch, allein zu ſein, als mit Menſchen verkehren, bloß um

mit ihnen zu reden, zu eſſen und zu trinken ... Meinem Mann geht es unberufen ſeit ſeiner Herbſtniederlage gut. Er arbeitet unausgeſetzt, jetzt eine Novelle, worin er den Ravené-Stoff benutzt [„L'Adultera"]. Vorgeſtern iſt er nun ſechzig Jahre geworden und war dies doch ein Abſchnitt, den er ernſter nahm, als ich erwartet hatte. Weder der Rückblick auf ſein Leben, noch der in die Zukunft konnten ihn befriedigen und dies arbeiten müſſen in ſeinem Alter wird ihm doch oft recht ſchwer. Aber ich komme ſchon wieder ins Klagen und muß und kann doch für ſo vieles dankbar ſein. Sehe ich mich in unſerem Kreiſe um, ſo iſt unſer Familienleben, das an-richtiger-Stelle-ſtehen unſerer Kinder, ſo viel Glück und Freude Gewährendes, daß wir gern Einfachheit, Beſchränkung und Arbeit dafür hinnehmen ... Leſen tue ich wenig, I am sick of it; aber Lübkes neueſtes Werk, die italieniſche Malerei, ſtudiere ich mit Entzücken und gehe an ſeiner Hand und durchlebe im Geiſt noch einmal die Genüſſe unſerer italieniſchen Reiſe, für deren Leichtſinn ich meinem Alten bis zu meinem letzten Atemzuge dankbar ſein werde ... Hoffentlich ergeht es Ihrem ganzen Hauſe gut, und Johannes iſt nach wie vor der Sonnenſchein des Hauſes. Küſſen Sie das ſüße Kind ...

Paul Heyſe an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

München, den 3. Januar 1880.

Wem von uns beiden haben Sie nicht recht getraut, verehrter Freund? Mir, daß ich Ihr Andenken nicht ohne ſtets erneute ſichtbare Zeichen bewahren könnte? oder ſich ſelbſt, daß Sie ſich mir nicht hinlänglich in die Seele hineingeſungen, geplaudert, gezeichnet und geſcherzt hätten? Ich war in der Tat, als ich Ihren Neujahrsgruß mit „Ernſt und Scherz" [von Albert Hendſchel] empfing, eine kleine Weile ganz erſchrocken, faſt böſe, zwiſchendurch wieder gerührt und erfreut. Ein ſo fürſtliches Bilderbuch! Dem Fürſten unter den Sängern mag es freilich in der Natur liegen, daß, wenn er jemand erfreuen will, das Beſte ihm gerade gut genug erſcheint, und obgleich ich nur ein deutſcher „bürgerlicher Schriftſteller" bin, der zwar mit dem König zu gehen gewohnt war, dem es aber nie königlich ging, habe ich in meiner Natur auch einen ähnlichen Hang, ſo daß ich es nicht länger übers Herz brachte, den Kopf zu ſchütteln, ſondern nachdem ich mich vom erſten Schrecken erholt, mich einzig Ihrer Liebenswürdigkeit und der reizenden Gabe erfreute[203]). Von uns werden Sie inzwiſchen durch Bernays gehört haben, doch weiß er freilich nicht recht, wie mir zumut iſt, da er ſein Leben lang keine drängenden ſchöpferiſchen Aufgaben gekannt und ſtets Herr ſeiner Kräfte geweſen iſt. Ich habe Mitte November wieder einen Verſuch gemacht, zu arbeiten, der aber nach wenigen Wochen ins Stocken kommen ſollte.

Nun lebe ich vom Tag in den Tag, von der Hand in den Mund. Können Sie mich zu irgend welcher Handwerkerei brauchen, beſter Freund, ſo erweiſen Sie mir einen wahren Dienſt. Überſetzen, Korrekturen leſen (nur keine Noten!), extirpieren, — alles beſſer, als vor ſich hinbrüten und ſich als ein Überzähliger vorkommen.
Inzwiſchen hat es ſich herausgeſtellt, daß meine Frau gleichfalls eine Karlsbadkandidatin iſt. Vielleicht trifft ſie mit Ihnen dort zuſammen, und ich habe Gelegenheit, meinen alten Ruf, daß ich keine Anlage zur Eiferſucht beſitze, glänzend zu bewähren.
Zweifeln Sie nicht daran, daß Sie hoch erfreut haben Ihren Ihnen warm ergebenen Paul Heyſe.

Emilie Fontane an Clara Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Berlin, den 1. Juni 1880.

Daß ich ſo ſchmählich darum kommen mußte, Sie zu ſehen! Haben Sie Dank für Ihre liebenswürdige Abſicht, mich in Naſſau beſuchen zu wollen ... Seit meiner Rückkehr habe ich nun allerhand gehört und geſehen; einmal tauchte durch Frau Meyerheim die Hoffnung auf, Sie könnten wieder die Unſrigen werden, aber ich unterdrückte alle egoiſtiſchen Regungen ... Es iſt Ihnen, teuerſte Freundin, ja ſo zu wünſchen, daß Ihr Nomadenleben ein Ende erreicht, und Sie beide ſind Perſönlichkeiten, die überall Freunde und Verehrer finden; hoffentlich hören wir nur Gutes über die Neugeſtaltung von Ihres lieben Mannes Tätigkeit. Mein Alter iſt ſeit geſtern im Bilde in „Nord und Süd", außerdem mit der Hälfte ſeiner Novelle, die den pikanten Titel hat: „L'Adultera"; ich hoffe, daß nicht darin allein das Senſationelle der Arbeit liegt. Ich wollte ſie Ihnen ſchicken, aber ich weiß, Sie haſſen Halbheiten, und ſo warte ich bis Anfang Juli und ſende Ihnen dann das Ganze. Mein Mann hat in letzter Zeit viel Freude und Ehre um ſeine Arbeiten erlebt; die „Wanderungen" ſind ſeit dem Herbſt in zwei Auflagen erſchienen[204]), außerdem iſt von den beſten Blättern Nachfrage in dringlichſter Weiſe nach Beiträgen. Gottlob iſt er trotz beſtändig angeſtrengter Arbeit friſcher denn ſeit Jahren, und da ihm nichts außerdem mehr Freude oder Vergnügen gewährt, ſo habe auch ich mich in unſeren nun faſt gänzlich erfolgten Rückzug von jeder Geſelligkeit gefunden ... Von unſerem alten Freunde Z[öllner] hat mein Mann in letzterer Zeit ſich leider noch mehr abgewandt als ich ... So muß es nun auch ſo gehen, und da mein Alter ſtets in beſter Stimmung, ſo freue ich mich während des Tages auf den Abend, wo wir zuſammen leſen und mit den Söhnen plaudern ...

Emilie Fontane an Clara Stockhausen, Frankfurt a. M.:
Berlin, den 10. August 1880.

Meine liebste Frau Clara. — ... Mein Alter ist seit acht Tagen wieder in Wernigerode und fleißig bei einer neuen Arbeit; seine „L'Adultera" hat hier Sensation gemacht und ist vergriffen; wird jetzt in Süddeutschland [in Breslau] gedruckt[205]). Er grüßt Sie ganz besonders zärtlich ... Von uns ist im großen und ganzen nichts besonderes zu melden. Der Dichter quält sich, trotz seines unverkennbaren, wachsenden Renommees redlich weiter, zu Weihnachten wird seine „Grete Minde" im Buchhandel erscheinen, aber wie er sagt, keine Auflage erleben und so ist denn aus unserem beginnenden alten Leben der Hoffnungsmut geschwunden, und wir sind schon dankbar, daß wir zufrieden sein wollen, wenn uns kein Unglück trifft. Gegenwärtig scheint etwas die Sonne dadurch in unsere Herzen, daß Meta so sehr zufrieden in ihrer Stellung ist ... Mit zärtlichem Gruß für alle Stockhausens Ihre alte Emilie Fontane.

Klaus Groth an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:
Kiel, den 15. Oktober 1880.

Lieber Freund! Mein Sänger! — Wir haben diesen Herbst schöne Tage auf „Forsteck" verlebt, und Sie können sich schon denken, daß, wo wir versammelt sind, da sind Sie im Geiste schon mitten unter uns; wenigstens ich höre Sie immer, wenn von Gesang die Rede ist. Sie haben mir das Schönste, was größte Meister im Gesang für denselben geschaffen, in einer Weise erschlossen und verklärt, daß Sie einzig „mein Sänger" sind, solange ich Musik erinnern und genießen kann, in einem Maße, daß mir niemals eine andere Wiedergabe etwas anderes weckt, als die Sehnsucht, Sie wieder zu hören.
Bei Meyers las ich zum Teil Ihre „G-Broschüre". Diese weiß ich als Philologe zu würdigen. Ich finde sie so wertvoll und interessant, daß ich Sie bitten wollte, wenn Sie es noch nicht getan, sie an Helmholtz und Wilhelm Scherer in Berlin, an Max Müller in Oxford und an Donders in Utrecht zu schicken, oder mir fünf Exemplare zu senden, damit ich es tue. Daß Sie Brücke ein Exemplar gesandt haben, setze ich voraus. Wäre ich Germanist ex professo, so würde ich einen Artikel über die Broschüre schreiben. Jetzt müssen Sie sich mit meiner privaten Anerkennung begnügen ...
Es freut mich, daß es mit Ihrer Gesangsschule einen so guten Anfang genommen hat. Möge der Fortgang ein noch besserer sein, ich bezweifle es nicht, denn noch weiß man in Deutschland immer das Edelste zu schätzen, wenn es auch nicht den Lärm macht, wie das Mittelmäßige.

Gern hörte ich Fräulein Adele Aßmann ſingen, die nicht wie [Georg] Henſchel und Andere „à la Stockhauſen“ ſingt, ſondern wie mir ſcheint, in ſeinem Geiſte. Ich ſelbſt mache noch mitunter Verſe und andere brotloſe Künſte. Nächſtens erſcheint etwas halb Neues von mir. Ihr Klaus Groth.

E. Brücke an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Wien, den 25. Oktober 1880.

Hochgeehrter Herr! — Sehr willkommen iſt mir ein Brief von einem Manne geweſen, der in ſeinem Leben ſo viele Menſchen erfreut und begeiſtert hat, und freudig hat es mich überraſcht, aus demſelben zu erfahren, daß ich der göttlichen Kunſt des Geſanges einen Dienſt erwieſen, überraſcht, weil mir für die Muſik zwar nicht die Liebe, aber jegliche Begabung verſagt iſt. Für Ihr Buch [„Der Buchſtabe G und die ſieben Regeln des Herrn H. Dorn“] ſage ich Ihnen herzlichen Dank. Es hat mich in hohem Grade intereſſiert zu ſehen und zu lernen, wie ein ſo erfahrener und berühmter Sänger die Fragen der Ausſprache von ſeinem Standpunkte anſieht und behandelt. Es würde vermeſſen von mir ſein, wenn ich in dieſer Richtung überhaupt irgend eine Meinung äußern wollte, damit aber darf ich Ihnen wohl meine volle Übereinſtimmung ausſprechen, daß Sie ſich mannhaft dagegen wehren, dialektiſche Eigentümlichkeiten, auch wenn ſie aus dem Munde zahlreicher Gebildeter gehört werden, in die ernſte Kunſt übertragen zu laſſen. Der Sänger ſoll ſich von ihnen ebenſo frei halten, wie ſich der Schauſpieler im ernſten Drama, der Parlamentsredner und der Prediger davon frei halten ſoll. Wir ſollen nach Einheit in der deutſchen Sprache ſtreben, und dies kann nicht erzielt werden, wenn jeder die Ausſprache ſeines Gaues für die beſte, für die zu lehrende halten will.

Erlauben Sie mir ſchließlich, daß ich unſerer wenigen Kontroverſen noch mit wenigen Worten erwähne. Die auf S. 14 berührte exiſtiert meiner Anſicht nach nicht; denn auch ich bin weit entfernt, dem ſch irgend eine Doppelbewegung der Zunge zuzuſchreiben. Ich habe nur das ſch aus meinen einfachen Konſonanten ausſcheiden müſſen nach der unabweislichen Forderung, daß man beim Syſtemmachen ſeinen Einteilungsgrund feſthalten müſſe. Die Artikulationsſtelle iſt bei mir Einteilungsgrund. Nun hat aber das ſch zwei Artikulationsſtellen, die gleichzeitig in Funktion treten, und deshalb konnte ich es nicht in einer Reihe klaſſifizieren mit Konſonanten, welche nur eine haben. Der Name „zuſammengeſetzte Konſonanten“ war vielleicht nicht glücklich gewählt, aber in der Sache wird keine Meinungsverſchiedenheit zwiſchen uns exiſtieren. Was Seite 18 und 19 anlangt, ſo ſind wir hier wohl auf einem Gebiete, das noch durch keinen durchgreifenden Sprachgebrauch geregelt iſt [bezieht ſich auf die Ausſprache des ng];

doch glaube ich, daß hier der Sänger den Sprecher leicht übertreffen kann, indem er bei der längeren Zeit, die ihm gegeben ist, der Orthographie mehr gerecht werden kann, als es die gewöhnliche Konversationsprache geworden ist, ja selbst als der Schauspieler und Kanzelredner. In l ä n g s und r i n g s höre ich Ihr dünnes k nicht. Mir scheint es, daß hier der Resonant des dritten Artikulationsgebietes länger ausgehalten wird, etwa so lange, wie in l i n k s s und k zusammen dauern, und daß ihm dann s unmittelbar folgt, ohne daß ein Verschluß dazwischen tritt. In größter Hochachtung und mit nochmaligem Dank

Ihr ergebener E. Brücke.

C l a r a a n J u l i u s S t o c k h a u s e n, H a n n o v e r:

Frankfurt a. M., den 12. April 1881.

... Morgen ist also der große Tag [der Konfirmation] für unsere Kinder! Ich habe ihnen eben die Sachen, die ich für sie besorgt, gegeben; jedem ein Buch, Emanuel Deine goldene Uhrkette, Visitenkarten und das Los von Onkel; Gretchen das schöne Werk „Rafael" [herausgegeben von Gutbier in drei Bänden], das Kreuz von Onkel Adolf ... Ich wollte nicht, daß der morgige Tag mit solchen Äußerlichkeiten anfinge. Gebe Gott, daß die Anregung, die sie durch diese Feier bekommen, sie zum Guten und Idealen im Leben leite; die besten Dispositionen haben beide dafür; es fehlt nur noch, daß sie mit Bewußtsein danach ringen.

J u l i u s a n C l a r a S t o c k h a u s e n, F r a n k f u r t a. M.:

[Hannover,] den 13. April 1881.

Nun seid Ihr alle in der Kirche und singt: „Veni sancte spiritus." Wer diesen heiligen Geist suchet, der findet ihn bald. Er ist überall zu finden: In der Natur wie in der Kunst und Wissenschaft, und darum ist es mir nicht bange, wenn die Jungen fleißig sind, daß sie auch etwas davon mitbekommen. Die Hauptsache ist und bleibt der Fleiß ...

C l a r a a n J u l i u s S t o c k h a u s e n, H a n n o v e r:

Frankfurt a. M., den 13. April 1881.

Die kirchliche Feier ist vorüber, und die Kinder sehen froh und befriedigt darauf zurück. Auch ich muß sagen, daß neben vielem Konventionellen auch manch

gutes Wort kam; Pfarrer Ehlers[206]) ſagte ihnen unter anderem: „Die chriſtliche Religion iſt nicht frommer Müßiggang, ſondern Arbeit und „Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben, Der täglich ſie erobern muß.“ Das war ungefähr eine Wendung, wie in Baurs [Trau-]Rede: „Dein iſt mein Herz und ſoll es ewig bleiben!“ Ich mußte unwillkürlich lächeln.

Clara Stockhauſen an Adolf Meyer, Hamburg:
Frankfurt a. M., den 18. April 1881.

... Mich haben dieſe Einſegnungstage mehr angegriffen, und ergriffen, als ich ſelbſt dachte; ſie haben auf die Kinder einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß wir alle den Austauſch, das Zuſammenſein mit Julius ſehr entbehrten. Man mag nun über Religion denken wie man will, dieſes Aufnehmen der Kinder in die Gemeinde der Erwachſenen, die erſte öffentliche Mahnung an die jungen Gemüter, daß das Leben nicht nur Rechte, ſondern auch Pflichten für ſie habe; daß die chriſtliche Religion nicht frommer Müßiggang, ſondern Arbeit ſei, der Beſchluß mit Goethes Worten „Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben, Der täglich ſie erobern muß“ — das alles wirkt auf ein Elternherz in unvergeßlicher Weiſe; auf die Kinder, die dieſe Feier nicht als äußerlich zu abſolvierende Form anſehen, ſondern ſich in die Bedeutung vertiefen, erſchütternd. Gebe Gott, daß dieſe Anregung zum Streben nach dem Höchſten, Wahren, einen dauernden Einfluß auf Emanuel und Grethchen haben ...
Mein alter Barde iſt noch wieder als „Chriſtus“ zu Oſtern ausgezogen, und wie es ſcheint, hat er in alter, ergreifender Weiſe gewirkt, — wenigſtens lauten die Berichte von allen Seiten als von etwas Unerreichtem ...

Otto Gildemeiſter an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:
Bremen, den 16. Oktober 1881.

Verehrteſter Herr Profeſſor, — Das Einfache iſt das Schwierige, deshalb reizen mich Ihre Aufgaben [italieniſche Texte zu Canons von Cherubini zu überſetzen]. Ich gebe Ihnen nachſtehend meine Löſungen preis. Sie mögen nach Gutfinden daran ändern, was der techniſche Zweck erfordert. Ich freue mich aus Ihrem Briefe zu ſehen, daß Sie ſo tapfer mit der Vergänglichkeit alles Irdiſchen ſich abfinden. Wem iſt dies Weltgeſetz nachteiliger als Ihnen, der ſo viel zu verlieren hatte, und doch tragen Sie es mit heiterer Seele! Ja, wenn es möglich wäre, daß der Künſtler, der Schulmeiſter wird, ſeinen Schatz auf eine neue Generation übertrüge. Aber (frei nach Mephiſto): „Das Beſte was ihr habt,

könnt ihr die Jugend doch nicht lehren." Indes einiges von der Kunst läßt sich doch weiterpflanzen, ich meine nicht bloß das eigentlich Technische, sondern auch das Verständnis für dasjenige, was man Stil nennt, als dessen großer Meister ich Sie immer bewundert habe und bewundern werde, wenn auch die Stimme dermal einst verschwunden sein sollte. Für Lehre in diesen Dingen gibt es vielleicht noch hie und da ein empfängliches Ohr, und es ist für die Welt wichtig, daß die große Tradition ihre Organe finde. Aus meinem Hause kommen Ihnen und Ihrer verehrten Frau „faustdicke Grüße" (Ausdruck meiner Gattin) zu; wir gehören zu den dankbaren Seelen, die nicht vergessen, was man ihnen Gutes getan, im Konzertsaal und in der gastfreundlichen Häuslichkeit. O die schönen vergangenen Zeiten! Addio! Ihr ergebener Gildemeister.

Karl Scheidemantel an Clara Stockhausen, Frankfurt a. M.

Weimar, den 31. Dezember 1881.

Liebe Frau Professor! — Nach einer langen Pause endlich zwingt mich eine Notwendigkeit Ihnen wieder zu schreiben. Die Notwendigkeit ist aber nichts anderes als die Erinnerung heute an das verflossene Jahr, das für mich ein so sehr wichtiges geworden ist durch Ihren Mann und durch Sie. Die Kunst von ihrer hohen und höchsten Seite anschauen zu lernen, das Leben von seiner hellen, aber vor allem auch von seiner dunklen Seite sehen zu lernen, ist mir in Ihrem Hause vergönnt gewesen; und ist das nicht viel, sehr viel für einen Unerfahrenen in jeder Hinsicht? Und ist es nicht sehr wertvoll für das eigne Leben? Nun sehen Sie, wenn ich dieses Wertes mir bewußt bin, bin ich auch dieses Wertes wert, und das ist es, was mich am Jahresschluß erhebt und in dankbarer Erinnerung nach Frankfurt zieht. Das ist keine Selbstüberschätzung, aber eine Selbstschätzung, und Sylvester ist immer der beste Tag zu solchen Dingen ... Mein Repertoir ist dasselbe geblieben, meine Beziehungen hier wie ehedem beschränkt, wir leben als frohe Menschen im Familienkreis und lassen die Welt Welt sein. Sagen Sie nicht, daß ein beschränktes Leben auch den Gesichtskreis beschränkt, — man holt das Versäumte dann in Frankfurt nach.
Wir wünschen Ihnen Allen ein recht glückliches neues Jahr ...

Ihr Karl Scheidemantel.

Otto Gildemeister an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Bremen, den 10. Januar 1882

Herzlichen Dank für die beiden übersandten Feuilletons, die wir mit größtem Interesse gelesen haben. Mir ist dabei die dringende Vermutung aufgestiegen,

daß in Ihnen der philologiſchen Kritik und zugleich der deutſchen Proſa eine ſeltene Kraft entzogen worden iſt. Freilich trägt zum Reize des Feuilletons der Reiz des Sujets viel bei, aber trotzdem, nicht jeder hätte Cherubini ſo aimable gezeigt.[207]) Apropos, der von Ihnen zitierte Vers „Intenda mi chi puo, che m'intend' io" ſteht im Orlando furioso, Canto 43, Stanze 5. Beſten und ehrfurchtvollſten Gruß der verehrten Frau Gemahlin . . .

Paul Meyerheim an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Berlin, den 22. Januar 1882.

Liebe Freunde! — Ihrer habe ich in letzter Zeit, Montags namentlich, oft gedacht. O wie vergeßlich ſind doch alle Menſchen! Daß die Seele das Beſtreben hat, nicht im Menſchen lange zu weilen, habe ich eben erſt beobachtet. Wir ſingen die Meſſe und ich kann Ihnen zum Untroſt melden, daß auch nichts mehr von dem, was Sie an Seele bei dieſem opus in die Glieder des Vereins eingehaucht haben, oft mühſam freilich, noch darin iſt. Die Meſſe ſcheint beinahe ein langweiliges Stück zu ſein. Wir wollen dieſelbe trotzdem im großen Saale des scating rink wiederholen, d. h. ohne Rollſchuhe, trotzdem ich fürchte, daß Platz zum Scaten übrig bleibt. Bei Arnim ſind wir rausgeſchmeißt, das wiſſen Sie. Bei Sommer war es nicht ſchön; Biergeruch allein tut es nicht; im Architektenſaal iſt wenig Platz, aber wir ſind vorläufig einmal drin und ſchwitzen. Malen tue ich auch noch, immerzu, und viele Tiere. Grüßen Sie nun Ihre Gattin . . . von Ihrem alten Freunde Paul Meyerheim.

Julius Stockhauſen an ſeinen Bruder Franz Stockhauſen, Straßburg:

Frankfurt a. M., den 24. Februar 1883

. . . An dem Tage, an dem der große Meiſter Richard Wagner in Bayreuth beerdigt worden iſt, haben wir mit unſeren zweiunddreißig Stimmen das „Requiem" von Mozart aufgeführt. Es lag mir daran, dieſen denkwürdigen Tag in das Gedächtnis der Schüler einzugraben, nicht nur wegen der Muſik allein, aber wegen der Kunſt, denn kein Künſtler hat ſeine Kunſt mehr geliebt, wie Richard Wagner. Er hat wie ein Held für ſeine Sache gekämpft, und ſeine Energie, ſein Enthuſiasmus für das, was er für gut hielt, ſind bewunderungswürdig. Er hatte nur einen großen Fehler: Er liebte ſich ſelbſt noch mehr wie ſeine Kunſt, und dies bewirkte in ſeinen, noch dazu recht wenig dramatiſchen Werken unbeſchreiblich langweilige Stellen. Er wird nie fertig . . .

Wer zuviel ſagt, ſagt garnichts, und Rossini hat über Beethoven geſagt, was auf Herrn „Wagnaire“ paßt, er habe entzückende Augenblicke; er aber hat ſchlimme Viertelſtunden ...

Amalie Joachim an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:
[Berlin], den 22. Oktober 1883.

Lieber Herr Stockhauſen! Verehrter Meiſter! — Es iſt eine große Kühnheit von mir, daß ich mir erlaube, nachſtehende Bitte an Sie zu richten — aber — es käme mir doch ſo ſchrecklich unnatürlich vor, wenn ich's eben nicht wagte!
Ich werde im Anſchluſſe an das Muſeumskonzert [in Frankfurt a. M.] am 16. November eine Liederſoiree geben, alſo etwa am 18. und da habe ich den brennenden Wunſch, nochmal im Leben mit Ihnen „unſere“ Duette von Brahms zu ſingen! Schlagen Sie mir die Bitte nicht ab! Sie können nicht ahnen, wie ſchmerzlich es mir wäre, wenn dieſer ſo lange gehegte Wunſch ſich nicht realiſierte! —
Sie wundern ſich vielleicht, daß ich jetzt, wo ich in ſo ernſter Lage bin, ſo viel konzertiere! Aber, lieber Herr Stockhauſen — ich bin aus zwei triftigen Gründen dazu gezwungen. Erſtens muß ich — Geld verdienen. Es iſt zwar nicht denkbar, daß mein Prozeß ſo eine Wendung nehmen kann, daß ich nicht in ganz auskömmlicher Weiſe von Joachim erhalten werden müßte! Aber wenn Joachim vor mir ſtürbe, ſo wäre ich vielleicht in alten Tagen gänzlich mittellos, wenn ich nicht die wenigen Jahre, die mir noch bleiben, möglichſt ausnutze. Alles, was ich während meiner Ehe verdient habe, hat Joachim! — Aber, nicht dieſe Sorge, die oftmals drückend genug iſt, beſtimmt mich allein, jetzt ſo fleißig zu ſein. — Meine Stellung als Künſtlerin gebietet mir, jetzt nicht zu erſchlaffen und meinen Feinden nicht den Triumph zu gönnen, daß ſie ſagen können, die Frau war nur durch ihren Mann etwas! Sie wiſſen ſehr gut, ververehrter Meiſter, daß ich auch ohne Joachim meine Künſtlerlaufbahn nicht ruhmlos begonnen habe, und ſie ehrenvoll zurückgelegt hätte! Aber, zu allem Bittern auch noch das Gefühl haben ſollen, daß ich nur durch ihn Ruf und Geltung erhalten habe, das kann ich jetzt nicht!
Sie mißverſtehen mich nicht. Nicht Eitelkeit iſt's! Aber ich ſuche ſo viel als möglich feſtzuhalten, was mir ſelber noch Lebensmut und etwas Freudigkeit gibt!
Und wenn es Ihnen möglich iſt, ſo ehren Sie mich und ſchlagen Sie mir meine Bitte nicht ab![208]) Ihre altergebene Amalie Joachim.

Klaus Groth an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Kiel, den 7. November 1884.

Mein Sänger, lieber Freund! — Ich habe Ihr schönes Buch [Gesangsmethode] mit großem Genuß und mannigfaltiger Belehrung gelesen. Die physiologische und philologische Grundlage ist mir ja geläufig, ich übersehe nun im Zusammenhange Ihre Methode, von der Sie mir dann und wann schon Andeutungen gegeben, die mir nur halb klar wurden. Ihr System ist auf dieser Grundlage sicher und genial aufgebaut, ist nicht wieder umzustoßen, zugleich auch merkwürdiger Weise nationaldeutsch. Näheres behalte ich mir für später, am liebsten mündlich vor; Kenner Ihrer Literatur bin ich ja auch nicht. Diesmal nur ein paar Bemerkungen, da ich den Brief gern gleich abschicken will.

Ärgern Sie sich nicht über die wenigen Druckfehler, die Sie angestrichen haben, einen verständigen Lehrer werden sie nicht irre leiten. Was für schändliche Druckfehler stehen noch in meinem Quickborn 14. Aufl.! Ohne sie kommt keiner durch.

Freuen Sie sich über die vortreffliche Ausstattung ... Ihr Stil ist vortrefflich! Das Vorwort hat mich fast zu Tränen gerührt,[209]) die Systematik klar ohne pedantisch zu werden. Ihr Klaus Groth.

Klaus Groth an Clara Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Kiel, den 13. November 1884.

Liebe Freundin! — Ihr lieber Brief bewegte heute den ganzen Tag meine Seele, und es treibt mich am Abend endlich, Ihnen einige Worte darauf zu erwidern. „Oben ist's einsam", sagt einmal Goethe im Vollbesitz der Anerkennung, um zu bezeichnen, daß sie ihm doch nicht genüge.

„Sollen dich die Dohlen nicht umschrein,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchturm sein"

sagt er sich zum Troste gegen Neid und Mißgunst. Ähnliches muß ich Julius sagen, oder etwa:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Getan, der hat gelebt für alle Zeiten."

Die Verehrung, welche Ihr Mann von allen Besten genießt, von Otto Jahn 1856 an, ist ohne gleichen, ist ganz etwas anderes als Beifall, Bewunderung und all dergleichen. Ihn umschwebt etwas von einem Heiligenschein als Sänger, er ist der Hohepriester der wunderbaren Kunst des Gesanges und anerkannt als der

Meiſter von allen, allen, die ſingen oder hören gelernt haben. Da widerſpricht auch keiner. Der deutſche Geſang iſt durch ihn, durch ihn allein begründet. Jedes Konzert, in welchem irgend eine hervorragende Geſangskraft mitwirkt, jedes Programm beweiſt es. Julius Stockhauſen hat uns Schubert, Schumann und Brahms erſt kennen lehren, er hat es bewirkt, daß alles Niedrige in dieſe Konzerte ſich nur einzuſchleichen wagt, und wenn etwas vom Höchſten den Sängern gelingt, ſo mißt jeder von uns ſeine Höhe nur daran, wie weit er dem Meiſter nahe gekommen. Mir und meinen Freunden haben nur ganz einzelne Einzelnes ſo vorgetragen, daß wir die Wehmut unterdrückt, nicht ihn ſelbſt zu hören. Die Zahl derer, die ſo denken, iſt viel, viel größer als Stockhauſen ſich vorſtellt, die Begeiſterung für ihn viel intenſiver, als es gerade bei ſeiner Art und Kunſt zutage kommen kann. Ich, Dr. Thomſen und ähnliche ſind wahrlich nicht die einzigen, die ihre Tränen verbeißen müſſen, wenn ſie nur einen Ton von ihm hören; deren gibt es Tauſende. Aber der irdiſche Lohn? Ach, da ſpreche ich auch für mich. Iſt nicht. Und doch ſagte mir noch kürzlich eine wohlhabende Dame: „Herr Profeſſor! Können Sie es denn nicht machen, daß in Hamburg ein Konzert gegeben wird und Stockhauſen ſingt irgend etwas. Tauſend Zuhörer à zwanzig Mark?“ Und ich ſagte: „Gewiß, wenn ich in Hamburg wohnte!“ — Als Brahms vor zwei Jahren bei mir logierte, fragte ihn beim Eſſen der Rat Thomſen, ob er ſich nicht freue über den herzlichen Empfang im Konzert in Kiel. Er entgegnete zögernd: „Ja, hier wohl!“ Gewöhnlich denke er bei ſolchem Empfange: Wen will man hier wohl ärgern? So kürzlich in . . . da habe er ſich geſagt: Ach ja, Max Bruch wohnt hier! — So geht es den Großen. Aber die Beſten jauchzen ihnen zu! Und durch ſeine Geſangsſchule lebt Julius Stockhauſen ewig.

Klaus Groth.

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Wien:

Frankfurt a. M., den 31. Dezember 1884.

Geliebter Freund, — Simrock ſchickte mir unlängſt Deine neuen opera. Ich dankte ihm gleich dafür und hätte Dir auch gleich geſchrieben, wenn ich gewußt hätte, wohin ich meinen Brief adreſſieren ſollte. Ich höre nun Du biſt wieder in Wien und will das alte Jahr mit einem Dank ſchließen. Ich habe ſelten ſo große Freude an Deiner Kunſt gehabt als diesmal. Die Vielſeitigkeit Deiner ſchöpferiſchen Kraft offenbart ſich hier ſo glänzend, daß man wiederum ſagen möchte: Das Letztgeſchaffene iſt das Beſte. Die Tiefe aber der Empfindung in op. 94, die Anmut in op. 95, das herrliche Gewebe der vier Stimmen in op. 92 legen Zeugnis ab für den unerſchöpflichen Quell an dem Du ſchöpfeſt. Ganz beſonderen Dank muß der Baßſänger in den Quartetten ausſprechen. Wie wirkt gleich

das Solo nach den einleitenden Takten! Wie ſchön der Gegenſatz in Melodie und Begleitung bei dem Tenor. Dazu immer wieder das Hauptthema e dis fis e bei dem „Refrain". „O ſchöne Nacht"! und wie ſchlägt die Nachtigall, wie rühren ſich die beiden Hände des Begleiters dabei! Dann das herrliche C-dur, — „ſacht-ſacht". Du läßt uns doch Allen Zeit nach dem „O" — (wo es wieder übergeht nach E) zu atmen! Es iſt himmliſche Muſik und nun das Gewebe der vier Soloſtimmen in Nr. 2 [„Spätherbſt"]; dann die Gegenſätze in Nr. 3 [„Abendlied"]: „Freude", „Schmerz", „was war's doch mein Herz?" Wie haſt Du das zu „dämpfen, zu löſen" vermocht in dem fünfſtimmigen vollen und ſo zarten Schlußſatz!

Verzeih die Ausrufungszeichen. Ich bin zu ergriffen von all den ſchönen Sachen um anders zu ſchreiben. Als ich jüngſt das erſte der tiefen Lieder ſang, ſtockte mir am Schluß des Nr. 1 bei dem H-dur der Atem, und ich mußte eine ſekundenlange Pauſe machen. Wenn Du kommſt, ſingen wir Dir vieles vor . . .

Emilie Fontane an Clara Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Berlin, den 2. März 1885.

Geliebte Frau Clara! — Daß ich erſt heut' für Ihren ſo lieben und mich ſo erfreuenden Brief danke, hat verſchiedene Gründe; der eine iſt erledigt, indem Pauſ Heyſes „Alkibiades" aufgeführt iſt, ſchon bei der Premiere, trotzdem das Haus mit Freunden und Verehrern überfüllt war, nicht den Beifall gefunden hat, den der Dichter wohl erwartet hatte. Die Kritik hat ſich ungemein ſchonend geäußert, den Mißerfolg auf die armen Schauſpieler geſchoben (die meines Erachtens ihr Möglichſtes getan haben), die ſchöne Sprache etc. gelobt. Sie kennen meine und meines Mannes Heyſeverehrung, und einige ſeiner Sachen im Buch der Freundſchaft halten dieſe auch aufrecht; aber dieſer hohle Held, dieſer ſich nur mit Erfolgen bei dieſer und jener brüſtende Liebhaber, iſt keine Figur, für die ich mich erwärmen kann und nun gar die Weiber! Dieſe Mandane mit ihrem lächerlichen Haß! Leider, denn ich hätte ihm dauernden Erfolg gegönnt, iſt das allgemeine Urteil ebenſo, und der große Grieche mit der zweiten und dritten ſehr dürftig beſuchten Aufführung zu Grabe getragen. Mein Mann hatte, kann ich wohl ſagen, das Glück, bei der Premiere, die er hätte beſprechen müſſen, krank zu ſein, und wir laſen dann in den Tagen von Pauls Anweſenheit ſeine ſchönen Reiſebriefe und andere Gedichte von ihm und erquickten uns daran, was wir an ſeiner Perſon nicht konnten, wie er uns denn bei jedem Beſuch fremder wird: Er iſt immer in Poſe, und wir alten Leute, die im Leben ſo viel für ihn übrig gehabt haben, werden immer befangen und möchten ſagen: Wirf doch bei uns Dein Staatskleid ab. Und wir ſind es nicht allein; frühere bewußte Freunde

äußern ſich ebenſo, für niemand hat er mehr Zeit und wendet ſich den neuen Göttern zu. Seinetwegen tut es uns leid, wir können es ertragen ... Aber nun genug davon, nur noch das, daß auch ſeine drei Einakter auf dem Deutſchen Theater kein Glück gemacht haben, trotzdem die Preſſe des Lobes voll iſt; lieſt man genau, ſo ſieht man, die Herren drücken ſich alle drumrum, um nicht in den Ruf zu kommen, dem berühmten Autor nicht gerecht zu werden, und dann iſt er ja nur „Gaſt", perſönlich ſowohl, wie mit ſeinen Stücken; wäre er einer der Unſrigen, er würde ſchön zerpflückt werden ... Die „Stellungsloſigkeit", unter der wir früher dann und wann litten, iſt uns zum Segen geworden. Wir können ganz nach unſerem Gefallen leben, niemand verlangt etwas von uns, und was wir nehmen und geben iſt freie Wahl, iſt Geſchenk. Und da kommt im Lauf der Wochen, Monate und Jahre immer genug zuſammen, um dankbar aufs Leben zu blicken, ſo z. B. der liebenswürdige Brief von Ihnen, teure Frau. Auch darüber ſind wir ruhig geworden, daß mein alter guter Mann arbeiten muß fürs tägliche Brot ſo lange er Kraft zum Schaffen behält. Erſtlich könnte er ohne Arbeit, ſeines Lebens Luſt, gar nicht exiſtieren, dann aber iſt die Frage um die Exiſtenz doch weniger brennend geworden, ſeitdem die Kinder ſoweit gebracht, daß alle vier uns im Notfall entbehren könnten ... Alle machen ſie uns Freude, und je mehr der Älteſte und die Tochter uns zeitweiſe bekümmert und geradezu beängſtigt haben, um ſo mehr ſind wir jetzt zufrieden mit ihnen, da ſie ſich endlich mit ihrem Charakter herumgekämpft haben. Das geiſtige Zuſammenleben mit ihnen iſt wohl für meinen Mann der ſchönſte Lohn für das, was er für ſie getan, und die Anerkennung ohne Überſchätzung, die er in ſeiner Familie findet, ein Troſt für ſein faſt freudloſes Alleinſtehen in der Außenwelt.
Wir ſind dieſen Winter, Metas wegen, wieder etwas geſellig geweſen ... am öfteſten ſind wir noch mit Menzel zuſammen, deſſen Neffe und Nichte jetzt, auf ſein Erſuchen, den Namen Krigar-Menzel führen ...

Eliſabeth von Herzogenberg an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Königsſee, den 12. Juni 1885.

... Darf ich Ihnen ſagen, wie viel Freude ich dieſen Winter an Ihrer „Geſangsmethode" gehabt? Im allgemeinen und im beſonderen, in der Gruppierung und an unzähligen feinen Details (wie z. B. dem Vergleichen der Funktion der Konſonanten mit dem Blinzeln der Augenlider) und der geſunden Betonung des Muſikaliſchen, das in anderen Schulen ſo vornehm ignoriert wird, und wie ich mich ergötzt an den hübſchen zweiſtimmigen Übungen, einmal oben, einmal unten, ſie mir ſingend und ſpielend, und wie es mich faſt rührte, daß Sie vor lauter

ſelbſtloſer Luſt, einem ſo Hübſches zu vermitteln, manchmal vergaßen noch tiefer in den eigenen Säckel zu greifen, in dem noch Manches, was nur Sie ſagen können, für das nächſte Mal aufgehoben blieb; — oder täuſche ich mich? Und tauchen Sie nicht noch einmal, in einem Nachtrage, in Ihren Schatz von Erfahrung und Eingebung über das Anſchließen des Tons an den Konſonanten und das Continuierliche, das Sie ſo handhaben, wie nie ein anderer Sänger; über das Explodieren der Silben, über das Atemſparen, über die verſchiedene Wertgebung an dieſelben Konſonanten, je nach ihrer Bedeutung in der Phraſe, lauter Dinge, die man nur bei Ihnen vernommen und über die Sie noch etwas zu predigen verpflichtet ſind? —
Verzeihen Sie nur, ich bin vorlaut wie Carlchen Miesnick, aber eben weil ich ſo zu ſchätzen wußte was Sie uns gaben, bin ich durſtig nach mehr geworden[210])! . . . Hoffentlich führt Sie einmal wieder der Weg nach Berlin dieſen Winter, und wir wollen dann mit Ihnen die Kreuzſtab[kantate] und Anderes, wonach mein Herz begehrt, ruhig tragen! . . . Ihre aufrichtig ergebene Eliſabeth Herzogenberg.

Otto Goldſchmidt (Gatte von Jenny Lind) an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Hamburg, den 12. Dezember 1887.

Lieber Herr Profeſſor Stockhauſen. — Es iſt mir bisher nicht möglich geweſen, Ihren lieben Brief vom 6. November perſönlich zu beantworten, obſchon Sie wohl durch Mr. L . . . meine Botſchaft erhalten haben über die zu richtiger Zeit zum Begräbnis angelangte Ankunft des ſchönen Kranzes, den Sie der Mitgenoſſin auf dem hehren Kunſtpfade, den Sie beide gewandelt und gepflegt, zur Ruheſtätte ſandten.
Unſere drei Kinder trugen jedes ein ſolches Kunſtpfand — mein zweiter Sohn das Ihrige. Ihre Worte, von denen es begleitet, die uns L . . . wörtlich mitteilte, waren ganz rührend, obſchon ſie mich nicht überraſchten, da Ihre Schätzung der Gaben der Heimgegangenen mir wohl bekannt war, und von Ihnen ſtets mit Wärme ausgeſprochen und an den Tag gelegt worden iſt.
Daß Sie als ein weiteres Zeichen dieſer Wertſchätzung auch eine Gedenkfeier in Ihrem Heim veranſtaltet haben, habe ich nicht nur aus Ihrem lieben Briefe, ſondern auch von anderer Seite erfahren. Und dafür haben Sie dann unter anderem auch den Chor aus dem „Elias“ gewählt, den ich als einziges Muſikſtück bei dem Trauergottesdienſte in der Kirche zu Malvern ſingen ließ, eben weil meine Teure es zu dem Schönſten zählte, nicht nur im „Elias“, ſondern von geiſtlicher Kunſtmuſik überhaupt. So ſind wir, mein verehrter Freund, uns wieder einmal bei dem „Elias“ begegnet!

Und brauche ich Ihnen zu ſagen, wie die Heimgegangene ſich der Male, wo ſie mit Ihnen vereint der Kunſt gepflogen, erinnerte, und wie gerne? Oder ſoll ich dem Papier anvertrauen, was ich an dieſem großen Geiſte mit dem großen warmen Herzen, an dieſer Lebensgefährtin verloren habe? Ach nein, das erſparen Sie mir, auch ich erſpare es Ihnen!
Haben Sie namens meiner Kinder, wie für mich ſelbſt, Dank für Ihre hochherzige warme Teilnahme, und mit beſten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin ſeien Sie herzlichſt gegrüßt von Ihrem verehrungsvoll ergebenen

Otto Goldſchmidt.

Bernhard Scholz an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Frankfurt a. M., im Dezember 1887.

Einladung zur Beerdigung.

Schmerzerfüllt melde ich hierdurch allen teilnehmenden Freunden, daß mein geliebtes jüngſtes Kind, das „Lied von der Glocke", nach kurzer Krankheit zu den Wohnungen des Friedens eingegangen iſt[211]). Die Beiſetzung wird auf dem Kirchhofe Sancta Simplicitas noch im Laufe dieſes Jahres in dem bekannten Scholz'ſchen Erbbegräbnis ſtattfinden, wo bereits meine älteren, in zarteſter Jugend an Blutleere dahingeſchiedenen Kindlein „Golo", „Trompeter von Säkkingen" (den auch ich komponiert habe!), „Ziethen-Huſaren" etc. etc. ſeit Jahren ruhen. Die Zipfel des Leichentuches werden die Muſikreferenten von zwanzig Berliner Zeitungen halten.
Die feierlichen Exequien werden am folgenden Tage ſtattfinden. Herr Julius Stockhauſen wird bei dieſer traurigen Veranlaſſung vier von meinen traurigen Liedern ſingen, und Herr Andreas Romberg wird dazu aus beſonderer Gefälligkeit ſeine Glocke läuten.
Sollte ſich jemand einfallen laſſen, trotz dieſer freundlichen Einladung zu Hauſe zu bleiben, ſo werde ich ihn ſofort in einem offenen Brief brandmarken und der öffentlichen Verachtung preisgeben. Bernhard Scholz, Doktor- Magiſter, Schriftſteller und ſogar Komponiſt.

Otto Gildemeiſter an Julius Stockhauſen, Frankfurt am Main:

Bremen, den 5. Februar 1888.

Ihre Abfertigung des engliſchen Laryngologen [Morell Mackenzie][212]), verehrteſter Herr Profeſſor, fiel geſtern dank Ihrer freundlichen Aufmerkſamkeit, auf unſeren Frühſtückstiſch nieder, erregte freudigſte Senſation und machte ſogar dem

Deutſch-Öſterreichiſchen Schutz- und Trutzvertrage erfolgreiche Konkurrenz. Mein Laienurteil kann Ihnen von keinem Werte ſein, doch bin ich jeder Zeit bereit, die Hand dafür ins Feuer zu legen, daß Sie in dem Hauptpunkte (von den Details verſtehe ich nichts), nämlich darin Recht haben, daß für die Theorie der Stimmbildung und folglich auch für die Praxis, das Ohr das maßgebende Inſtrument iſt, geradeſo wie für die Theorie des Kochens die Zunge, nicht Tiegel und Retorte des Chemikers. Auch ſage ich mir, daß die Vermutung dafür ſpricht, daß auch in allen techniſchen Detailfragen auf dieſem Gebiete der größeſte Sänger ſeiner Zeit mehr Glauben verdient, als der berühmteſte Laryngologe des Jahrhunderts. Vielleicht mit einiger Sachkunde kann ich über die literariſche Seite der Angelegenheit urteilen. Und da kann ich Ihnen nur mein Kompliment machen. Sie führen die Klinge mit vollendeter Eleganz, und faſt möchte man wünſchen, Sie würden häufiger von ſolchen „gelehrten Tyrannen" auf die Menſur gelockt.

Ich hoffe, daß dieſe Zeilen Sie und Ihre verehrte Frau Gemahlin in beſtem Wohlſein treffen; wir Bremer wenigſtens ſchließen dieſen Punkt in unſer Gebet ein. Wie oft nennen wir Alten Ihren Namen und gedenken der hohen Genüſſe, die wir Ihrem Kehlkopf einſchließlich „Strohbaß" verdanken! Meine Frau ſendet mit mir die allerbeſten Grüße. Ihr ergebenſter Gildemeiſter.

Adolf Meyer an ſeinen Schwager Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Kiel, Haus Forſteck, den 26. März 1888.

Lieber Schwager, — Unter den zahlreichen Beweiſen von Anerkennung Deiner vierzigjährigen Wirkſamkeit ſoll doch auch derjenige nicht fehlen, den ein warmes Wort von mir allein zu liefern imſtande iſt.

Als ich zuerſt Dir näherzutreten dachte, da haſt Du mir fremde Namen genannt, die mir Garantie bieten ſollten, daß ich das Geſchick eines ernſten, ſtrebſamen Künſtlers, nicht das eines nur gottbegnadeten Günſtlings der Natur, mit dem meiner Familie vereinigte. Du haſt meinen Wunſch erfüllt, weil es ein berechtigter war. Heute wär er ein überflüſſiger; heute könnteſt Du einen jeden an mich verweiſen und vollere Wahrheit, durch in Vergangenheit bewieſene Tatſachen, erfahren, wie ich ſie damals noch nicht ahnen konnte.

Nicht Deine Stimme, nicht was in Dir lebt, webt als Deine Muſik allein, — Dein Charakter hat Dich zu dem gemacht, was Du geworden biſt und was heute Einzelne, die Dir ſich beſonders verpflichtet glauben, zeigen möchten.

Dein Geſang fliegt dahin, Deine Schule nicht ſo leicht, aber an den Charakter, den nur der Ernſt, das Streben und die Höhe der Auffaſſung Deiner Aufgaben

auf Erden liefern konnte, wird die Nachwelt noch lange ihre Anforderungen machen dürfen.
Das haben viele mit mir erkannt, das haben manche durch Dein Leben gelernt, wenn ſie auch nicht Dir nahe ſtanden durch natürliche Begabung.
Mag dieſer willkürlich gewählte Zeitabſchnitt darum auch Dir ein gut gewählter erſcheinen.
Er führt Dir einmal wieder vor Augen, daß Du doch von vielen erkannt, wenn auch von vielen verkannt biſt, daß Dir in Liebe mancher treu iſt und treu bleibt, und daß Deine Größe nicht auf dem allein ruht, was andere Künſtler ihr Eigentum nennen. Dein Schwager H. A. Meyer.

Julius Stockhauſen an Johannes Brahms, Iſchl:

Thun, den 13. September 1890.

Lieber Freund, — Morgen verlaſſen wir dieſen herrlich gelegenen Ort. Wir haben viel Deiner gedacht. Du haſt uns bei großen Spaziergängen ſehr gefehlt. Aber grüßen wollen wir den lieben Führer, der uns zuerſt die Kohlerenſchlucht zeigte. Auch von Herrn Spring, Deinem Wirt, und von Herrn Boehlen, bei dem Du zuweilen Walliſer Roten trankſt, habe ich Grüße. Die Meinen waren von Auguſt an oben im Maderanertal, während ich unten in Amſteg die „Verzierungen im Dienſte der Rhythmen“ fertig ſchrieb[213]). Eine ſchwierige aber notwendige Arbeit für Lehrer und Schüler! Der Schablonen-Vorſchlag, der ſogenannte lange, iſt eintönig, langweilig. Der kurze, ſchimmernde auch bindende, ausfüllende, ſcheint mir die Regel; der lange, vorhaltähnliche, macht kaum ein Viertel der Andern aus.
Ich höre Du kommſt im Herbſt nach Frankfurt? Du brauchſt aber die Arbeit nicht zu leſen. Wir unterhalten uns nur darüber. Morgen will ich noch Riggenbach auf der Bechburg beſuchen und dann über Freiburg i. B. nach Hauſe. Am 20. fängt der Unterricht wieder an. Gehab' Dich wohl und amüſier Dich viel!
Hat Dir Dr. Widmann [Bern] 'was über den Phonographen als Geſangsrepetitor zugeſchickt?[214]) Es iſt eine wahre Geſchichte und es ſollte mich nicht wundern, wenn Deine Magelone auf den elektriſchen Flügeln des Ediſon nach Amerika wanderte! — Dein getreuer J. St.

Johannes Brahms an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

[ca. Ende Januar 1894.]

Lieber Stockhauſen, — Ich kann Dir nicht ſagen, wie ſehr und tief ich erſchüttert

bin durch die ſchreckliche Trauerbotſchaft, die Du mir ſchickſt. Die liebe Margarethe! So jung und, wie ich ſie nicht anders kannte, ſo voll Lebensluſt und Lebenskraft, hat ſie Euch verlaſſen, iſt den dunklen Weg dahingegangen, und ich meine noch immer, ſie müßte ja den langen, ſonnig-hellen Lebensweg vor ſich ſehen.

Wie überaus ſympathiſch mir das liebe Mädchen ſtets war, das weißt Du und es iſt mir, als müßte ich ſie ganz zärtlich zurück und feſthalten.

Wie muß es Euch erſt zu Mute ſein! Den ſchrecklichen Schlag müßt Ihr ertragen zu all dem, was Euch die letzten Jahre ſchwer genug gemacht hat! Ich kann nicht den leiſeſten Verſuch machen, Euch tröſten zu wollen, ich kann nur mit der ernſteſten Teilnahme Eurer gedenken und mit Euch trauern.

Möge Gott Euch Kraft verleihen, ſo überhartes Schickſal zu ertragen; möge jetzt wenigſtens Dein Augenleiden ſich beſſern, ich kann Dir unmöglich ausſprechen, mit wie innig teilnehmenden Gedanken ich bei Euch bin! Herzlichſt Dein

J. Brahms.

Julius Stockhauſen an ſeine Schülerin Elſe Billroth, Wien:

Frankfurt a. M., den 8. Februar 1894.

Liebes Stimmkind, — Vorige Woche beweinte ein Vater ſeine Tochter, ein werdendes, fleißiges, liebes Kind; nun beweint eine Tochter den Vater, den herrlichen großen Mann, den Wohltäter der Seinigen und der Menſchheit im allgemeinen, den Vater im ſcheinbar rüſtigen Mannesalter, den der Tod der tückiſchen Krankheit plötzlich entreißt[215]). „Ihr habt nun Traurigkeit", und er hat die Ruhe gefunden, die dem armen Herzen fehlte. Wer hätte geglaubt, daß das Ende ſo nah war, nachdem wir den lieben Freund in ſeinem Tusculum, wie er St. Gilgen nannte, dieſen Sommer geſehen hatten? Doch genug; Troſt kann man nicht geben und Tränen rinnen ſo genug. Ein liebevolles Andenken den Ihrigen, wie wir es dem herrlichen Freunde bewahren! . . .

Clara Schumann an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Interlaken, den 20. Juli 1894.

Ich möchte Ihnen zum 22. einen innigen Gruß ſenden, aber wohin? . . . Was ich Ihnen wünſche, iſt das, was ich bei jedem Gedanken an Sie für Sie erbitte, daß Ihnen das Augenlicht wiedergegeben werde, und bald, bald! Sie müſſen ſo viel leiden, und wie Viele möchten Ihnen helfen können! So lange hörte ich nichts,

wüßte gerne, ob noch kein wesentlicher Fortschritt zur Operation zu bemerken ist? ... Ich lasse die liebe Frau recht herzlich um Nachricht bitten ...
Leben Sie wohl, lieber Stockhausen, Marie, und Eugenie, die seit gestern bei uns ist, vereinigen ihre wärmsten Wünsche mit den meinigen. Ihnen beiden drückt die Hand in alter Freundschaft Ihre getreue Clara Schumann.
NB. Die Brahms'schen Volkslieder sind in wundervoller Ausstattung eben erschienen. Nächsten Winter musizieren wir, will's Gott, zusammen. Sie singen sie, ich begleite Sie! —

Julius Stockhausen an Johannes Brahms, Wien:

Frankfurt a. M., den 20. Juli 1896.

Lieber Freund, — Ich bin seit sechs Monaten so geschwächt und verstimmt durch den Rheumatismus, der bald die Achseln, bald die Knie, bald den Hals heimsucht, daß ich schon verzagte. Da kamen Deine „4 Ernsten Gesänge", und sie haben mir wieder Kraft gegeben auszuhalten im Schmerz, und ich wurde wieder mutiger, fröhlicher bei der Arbeit, und dachte viel Deiner. Auch Du hast seelisch viel durchgemacht seit Billroths Erkrankung; ich sah Dir's in St. Gilgen wohl an. Seit Jahr und Tag sahst Du Frau Clara Schumann dahinsiechen, und so brachte Dich wohl Dein guter Genius auf die großartigen Bibelsprüche, wovon das letzte wahren Balsam auf die Wunden streut, und Du hast über Leid und Weh gesiegt, hilft aber auch anderen siegen. Seit Grethchens Tod, seit meiner Augenkrankheit habe ich wenige glückliche Stunden erlebt, aber nun fühle ich, wenn ich wieder gesunde, werde ich wieder „fröhlich in meiner Arbeit sein" können. Habe Dank, lieber Held, und möge das gütige Geschick Dich vor Brechen jeder [Art] bewahren!
Soeben kommt die Dienerin und bringt die freundliche Photographie mit der herzlichen Widmung. Daß so ein vergänglicher Sänger bei seinem siebzigsten Geburtstag noch unvergessen bleibt! Es kommt mir vor wie ein schöner Traum, und ich muß die Namen Schubert, Schumann, Beethoven, Brahms niederschreiben, um zu verstehen, wie es mit dem guten Ruf des Sängers stand. Ja, ja, so war es! Weil ich die besten Gesänge unserer Liederliteratur immer wieder brachte, stand ich hoch in Ehren beim Publikum, und der größte unter den lebenden Komponisten nennt mich „Kollege"! Schöneres bringt gewiß das Fest nicht als das eine Wort! Wir werden es ja übermorgen sehen.
Verzeih die Schrift und die hastige Art zu schreiben. Vorgestern erst schloß die Schule. Es war das letzte Semester in diesem Hause [Savignystraße 45]. Die Erben von Gramm haben es gekauft und uns — gekündigt. Was nun? — Ich hätte große Lust zu meinem Bruder nach Straßburg zu ziehen! Nochmals Dank von Deinem Sänger J. S.

Johannes Brahms an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:

[Ischl, den 24. Juli 1896.]

In den Tagen ein Brief von Dir kommt so unerwartet, daß er einen ganz besondern, jedenfalls einen sofortigen Dank verdient. Nach Allem was ich schon vorher höre, wird der Tag Dir und den Deinen wirklich eine große Freude sein, und ich hätte ihn gar gern mitgefeiert.
Ich war in Zweifel, ob ich Dir gerade vor den so fröhlichen Tagen meine etwas säuerlichen Schnaderhüpfln schicken sollte! Jetzt ist es mir natürlich lieb, und ich höre sie im Geist von Dir singen — sie sind wirklich wie für Dich gemacht! Ganz betroffen war ich über die Nachricht, daß Ihr Eure so behagliche Wohnung verlassen müßt! Da begreife ich, daß Du an Straßburg und den Bruder denkst! Jedenfalls lasse nun die schönen Festtage auch recht schön nachklingen und nachwirken und — sei doch „fröhlicher" bei der Arbeit als es bei mir und Salomo klingt! — Mit herzlichen Grüßen an alle Dein J. B.

Max Bruch an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Friedenau bei Berlin, den 3. August 1896.

Mein lieber Freund, — Ihre Karte ist mir . . . hierher nachgeschickt worden. Wie sehr freute ich mich, Ihre Handschrift zu sehen! Ich frage nicht, wie Ihnen das herrliche und unvergeßliche Fest, welches ich mitfeiern durfte, bekommen ist, denn Freude bekommt dem Menschen immer gut; und es muß Ihnen doch eine herzliche Freude gewesen sein, alle diese unzähligen Beweise aufrichtiger und begeisterter Teilnahme aus aller Welt Enden zu empfangen. Dankbarkeit ist eine seltene Pflanze in dieser Welt, wie sie nun einmal ist; aber daß sie dennoch vorhanden ist, daß es manchmal nur eines äußeren, besondern Anlasses bedarf, sichtbare Zeichen dankbarer Anhänglichkeit und Verehrung hervorzulocken, das haben Sie gesehen; Sie haben es empfunden, daß Tausende Ihr Lebenswerk verstehen und es dankbar zu würdigen wissen. Ihr Lebenswerk aber war meines Erachtens, die wahren Traditionen der edlen Gesangeskunst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts treu zu hüten durch ihre eigenen unerreichten Leistungen und durch Ihre weithin wirkende Lehre, und diese Traditionen über eine, dem wahren Gesang feindliche Zeit hinüberzuretten ins 20. Jahrhundert. Und diese Aufgabe haben Sie so schön gelöst, daß niemand in unserer Zeit sich Ihnen an die Seite stellen kann. Glauben Sie mir's, daß ich das alles sehr tief empfinde, denn ich habe zu allen Zeiten dem Gesang und der wahren Gesangskunst sehr viel näher gestanden, wie die meisten anderen deutschen Komponisten unserer Tage; tief empfinde ich die, auch auf diesem Gebiete herein-

brechende Barbarei, und dankbar bin ich mir Ihres großen Verdienſtes bewußt. Wie viel wäre noch zu ſagen, aber wie wenig ſind in ſolchem Falle Worte! Manches hätte ich doch beim Abendeſſen ausſprechen mögen, aber ich bin kein Redner, und Dr. Spiess kam mir zuvor. Einiges ſagte er, aber lange nicht genug! — Im Übrigen wiederhole ich, was ich Ihnen mündlich ſagte: Wir haben uns in früheren Jahren viel geſehen, in ſpäteren leider wenig, da mich das Schickſal hin und her geworfen hat; meine Geſinnung iſt aber zu allen Zeiten dieſelbe geblieben und kann ſich nie ändern, und ich war glücklich Ihnen hiervon einen kleinen Beweis geben zu dürfen. Und wenn ich auch ſeit Jahren nicht mehr offiziell nach Frankfurt komme, (da weder Herr Scholz noch die jetztigen Machthaber im Muſeum irgendwelche Sympathie für mein Schaffen empfinden), ſo werde ich doch von jetzt an keine Gelegenheit vorübergehen laſſen als Privatmann und Freund nach Frankfurt zu kommen und Sie wieder zu ſehen. Halten Sie ſich nur noch recht lange aufrecht! . . .
Empfangen Sie die herzlichſten Grüße Ihres altergebenen M. Bruch.

Clara Stockhauſen an Frau Helene Simons, geb. Kyllmann, Elberfeld:

Wildbad, den 11. Auguſt 1896.

Teuerſte Frau! — Innigen Dank für Ihren lieben Brief aus Kiſſingen, den ich erſt heute beantworten kann. Hoffentlich iſt Ihrem lieben Mann die Kur gut bekommen und haben auch Sie ſich von den Frankfurter Strapazen erholt. Der Eindruck des [70. Geburtstages] mit ſeinen überwältigenden Beweiſen von Treue, Liebe und Verehrung war wirklich angreifend, und noch jetzt ſcheint alles meinem Mann faſt unbegreiflich. Er hat eben nie darüber nachgedacht, welchen Eindruck das, was er künſtleriſch gab, machte; und ſo war er ſich nie des tiefgehenden, unauslöſchlichen Eindruckes bewußt geworden, den ſeine Art und Weiſe gemacht. Jetzt empfindet er plötzlich wie tief, wie warm er im Herzen ſo Vieler fortlebt, und daß er unvergeſſen bleibt bei denen, die ihn gekannt. Das iſt ihm ein ganz neuer, unendlich wohltuender Gedanke.
Und ich bin mit ihm dankbar, daß ihm das einmal noch in ſeinem Leben zu vollem Bewußtſein gekommen; ich wußte es beſſer wie er, daß er eine große treue Gemeinde hatte; ſprach ich ihm aber in Stunden der Entmutigung darüber, wollte er's nicht glauben; — nun hat er den Beweis, und die Erinnerung daran wird ihn aufrecht halten, und ihm eine Quelle ſteter Freude bleiben. Das iſt das größte Geſchenk, was ihm hat werden können! Dafür möchte ich Jedem einzeln danken, der dazu beigetragen! — Die hieſige Kur ſcheint ihm gut zu tun . . .

Johannes Brahms an Julius Stockhausen, Tegernsee, Augenklinik S. H. Herzog Karl Theodor von Bayern.

[Karlsbad, den 10. September 1896.]

L. Fr.! — Daß Du bei Deinem so viel bedeutenderen Leiden noch Interesse für mein bürgerliches hast, ist gar sehr freundlich. Ich werde hoffentlich nur von ein paar Wochen, hier angenehm verlebt, zu melden haben. Dich aber bitte ich dringend, mich wissen zu lassen, wie die Operation ausfällt und auch — was schließlich wegen Straßburg — Frankfurt entschieden wird! Für Nachricht über beides wäre Dir sehr dankbar Dein herzlich grüßender J. Brahms.

Bernhard Scholz an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Frankfurt a. M., Ostersonntag 1897.

... Nicht um vergangene Differenzen zu erneuern, richte ich diese Zeilen an Sie. Brahms ist dahingeschieden, und der Kreis derjenigen, die die Kunst der Musik noch in ihrem alten, natürlichen Sinne auffassen, wird immer kleiner. Joachim, Sie und ich, wir bilden noch die alte Garde. Lassen Sie uns dessen in unsern alten Tagen eingedenk bleiben. Sie haben aus meinem Büchlein ersehen können, daß ich an dieser Gesinnung stets festgehalten habe, mochte auch der amtliche, der offizielle Verkehr zwischen uns unmöglich geworden sein. Vermischen wir nicht ferner mehr Schul- und Künstlerbeziehungen! Sie haben mir ein freundliches Wort über die neuliche Aufführung der „Missa" zugerufen; ich danke Ihnen dafür, denn Ihnen eine musikalische Freude bereitet zu haben, ist mir ein ganz besonderer Genuß. Mit freundlichem Gruß Ihr ergebener Scholz.

Eusebius Mandyczewski an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Wien, den 7. April 1897.

Teurer, viel werter Freund! — So haben wir ihn gestern Nachmittag hart neben Franz Schubert in die Erde gelegt.[216]) Einer von uns Musikern hat ihm noch einige Worte nachgesprochen, und nun ist's aus.
Nehmen Sie für Ihren lieben herzlichen Brief meinen wärmsten Dank entgegen. Wie lieb ist es mir, ihn von Ihrer Hand erhalten zu haben, ganz von Ihrer Hand geschrieben!
Das ist ein gutes Zeichen und mir so wertvoll. Sie machen am 7. Mai seine Musik. Wer wird das nicht tun? Wir wollen hier an diesem Tage dasjenige

tun, was er ſelbſt ſein Leben lang gern tat: Armen Muſikern mit barem Gelde beiſtehen und eine ziemliche Summe zur Verteilung bringen. Der Verein gibt tauſend Gulden her, mehrere ſeiner Freunde vergrößern den Betrag weſentlich. Unſere muſikaliſche Feier für ihn wird am 13. d. M. ſein.
Wir fühlen alle, daß uns ein Zentrum abgeſtorben iſt. Hoffentlich verlieren wir nicht allen Halt und ſchließen uns im Unglück nur enger aneinander. Drum bitte ich zuweilen freundlich zu gedenken Ihres ſehr ergebenen Sie herzlich grüßenden Mandyczewski.

Klaus Groth an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Kiel, den 21. April 1897.

Mein Sänger, lieber Freund! — Wer iſt nun noch nach von den Unſeren? O Tod, o Tod, wie biſt du hart für die, da noch bleiben und ſehnen ſich vergeblich! Ich kann nicht mehr darüber denken, ich bin noch wie zerſchlagen.
An Ihrem kurzen Weihnachtsgruß ſah ich an der altbekannten Handſchrift, daß es Ihnen beſſer geht. Gottlob! Aber ich war ſchon in Sorge um ihn, ſonſt hätte ich Ihnen längſt einmal geſchrieben ... Gott mit Ihnen! Grüßen Sie herzlich Frau Clara! Ihr alter Verehrer Klaus Groth.

Coſima Wagner an Julius Stockhauſen, Frankfurt a. M.:

Bayreuth, den 22. Juli 1897.

Hochgeehrter Herr Profeſſor! Wir haben Ihnen zu danken, da die Ausbildung, welche Sie den herrlichen Anlagen unſeres van Rooy gegeben haben, ihn befähigte, geiſtig wie phyſiſch, der ſchwerſten aller Aufgaben gewachſen zu ſein. Ihnen auch verdankt er die vornehme Ausſprache, welche einzig und allein den Dichtungen unſerer Kunſt angemeſſen iſt. So war es mir eine Genugtuung, Sie an dem beiſpielloſen Gelingen dieſes erſten Auftretens Anteil nehmen zu ſehen, da ein Hauptteil daran Ihnen zukommt. Für das freundliche Verſprechen, mir andere Ihrer Schüler zuſenden zu wollen, meinen verbindlichſten Dank; ich kann Ihnen hingegen melden, daß unſer Tenoriſt Burgſtaller ſich zu Ihnen begeben wird, um ſich Ihrer Leitung anzuvertrauen. So hoffe ich auf die freundlichſten Wechſelbeziehungen zwiſchen uns, und Ihnen im Voraus dankend, verſichere ich Sie und Ihre Frau Gemahlin meiner vorzüglichſten Hochachtung. C. Wagner.

Cosima Wagner an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Bayreuth, den 21. Mai 1898.

Mein lieber und sehr geschätzter Herr Professor! — Ich erhielt heute erst Ihre Zeilen vom 18. ds. und möchte Ihnen gleich dafür auf das Beste danken.
Was Sie mir von Burgstaller berichten, ist sehr traurig. Es zeigt Einem wieder, daß der Mensch seines Glückes (oder Unheils) Schmied ist, und daß die besten Absichten da scheitern, wo die eigene Natur Einem nicht zu Hilfe kommt.
Burgstallers Leben wäre künstlerisch gesichert gewesen, wenn er Ihren unschätzbaren Unterricht zu würdigen gewußt und dann weitere Aufgaben bei uns sich angeeignet hätte. Er zieht die Ungebundenheit, das unfertige Vagabundieren vor, es bleibt mir nur übrig zu wünschen, daß seine Verblendung so weit gehe, daß er's nie bereut.
Wie anders steht van Rooy da! Ich erfahre soeben, daß er den größten Erfolg als „Wotan" in London gehabt, daß er alles geschlagen. Den ritterlichen Gang für Wolfram hoffe ich ihm beigebracht zu haben. Er scheint ihn überflüssig fürs Leben zu finden; ob „Don Juan" glücken würde, wage ich nicht zu entscheiden.
Die Arbeit mit Sistermans war mir eine unbedingte Freude, und ich muß es Ihren Schülern, lieber Herr Professor, nachrühmen, daß sie sich durch künstlerischen Ernst und bewußte Fertigkeit wesentlich auszeichnen, so daß mein Verhältnis zu ihnen augenblicklich einen unterschiedlichen Charakter erhält. Ich erwarte geradezu einen Muster-Pogner von Sistermans und bin Ihnen sehr dankbar, die „Anrede" von ihm angehört zu haben. Auch auf die Arbeit am Gurnemanz freue ich mich...
Van Rooy wird sich über Ihre Grüße sehr freuen, und ich freue mich darauf, sie ihm zu überbringen. Vermutlich gehe ich nach London, es ist der einzige Punkt, wo ich Gelegenheit habe, [Jean u. Edouard] de Reszkés zu hören.
Empfangen Sie, lieber und sehr geschätzter Herr Professor, die Wiederholung meines Dankes für Ihre mich lebhaft erfreuende Teilnahme an unseren Bestrebungen und für Ihre wohlwollende Beurteilung meiner stillen Arbeit, sowie die Versicherung meiner freundschaftlichsten Hochachtung und Ergebenheit.

C. Wagner.

Emilie Fontane an Clara Stockhausen, Frankfurt a. M.:

Berlin, den 1. Oktober 1898.

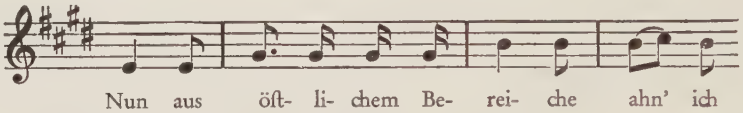
Teure Frau Clara. — Ihnen Beiden muß ich selbst meinen Dank sagen für all die Freundschaft, die Sie meinem über alles geliebten Manne in seinem Leben und bis zu seinem Tode bezeugt haben! Ich klage nicht, ich danke nur, gesegnet gewesen zu sein, an seiner Seite durchs Leben zu gehen, aber — er fehlt mir![217])
Ihre alte Freundin Emilie Fontane.

Hermann Levi an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:

München, den 17. Januar 1899.

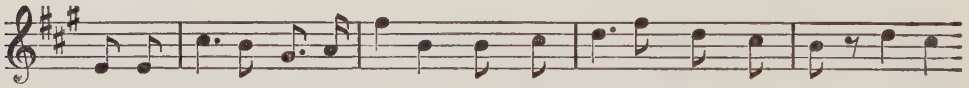
Lieber Freund. — Sei herzlich bedankt für Deinen lieben Brief und für die wohlwollende Beurteilung der Lieder. Bezüglich des dritten hast Du ganz recht: Es stammt allerdings noch aus der Zeit meines intimen Verkehrs mit Brahms. Wir waren in einer kleinen Gesellschaft abends bei meinen Hausleuten, einer Familie von Poetz zusammen. Auch die Dir bekannte Sängerin Johanna Schwartz war anwesend, und sie sang das Lied, das ich ihr eiligst — nur die Singstimme und mit Bleistift — aufschrieb, vom Blatt. Brahms nahm, ohne daß ich darauf achtete, das Notenblatt mit, und drei Tage später erhielt ich es samt seiner Komposition desselben Gedichtes zurück.

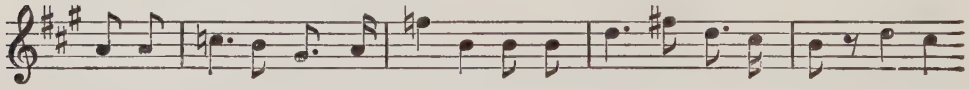
Ich sende Dir, jedoch mit der dringenden Bitte um eingeschriebene Rücksendung, beide Blätter zur Ansicht. Die Bemerkung: „versuchte Uebersetzung einliegenden Palimpsestes" bezieht sich wohl darauf, daß Brahms vier Takte aus meinem Liede



Note für Note in das seine herübergenommen hatte.

Ich habe mir die „Abenddämmerung", die mir ganz entfallen war, auf Deinen Brief hin wieder angesehen, und Du hast ganz recht, in der Grundstimmung eine gewisse Aehnlichkeit zu finden, wenn auch in der eigentlichen Melodieführung, der Singstimme, kein Anklang ist. Bei dieser Gelegenheit staunte ich wieder über die — wie soll ich sagen — Naivität Brahms' in Beziehung auf Deklamation:





Oder in dem Dämmrungs-Liede:

Dämmrung / senkte / sich von / oben
Schon ist / alle / Nähe / fern
Doch zu / erst etc.

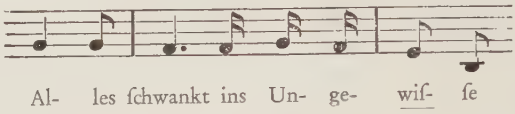
Oder: Wie bist du / meine König / in.

Dergleichen war mir schon damals unbegreiflich, und ich habe es ihm auch nicht verhehlt, (und seine Lieder weisen viele Korrekturen in dieser Richtung von mir auf). Jetzt aber sind mir solche Schnitzer ganz unerträglich. — — —
Du fragst, was uns eigentlich entzweit habe? Darauf kann ich nur antworten: Nichts Bestimmtes. Wir wurden nur eines schönen Tages gewahr, daß wir uns nicht mehr verstanden, daß wir uns nichts mehr zu sagen hatten. Schon im Jahre 1868 wurde ich durch die „Meistersinger" vollständig aus meiner Bahn geworfen [Erstaufführung unter Hans von Bülow am 21. Juni 1868 in München]. Ich wäre schon damals mit Sack und Pack ins andere Lager übergegangen, wenn mir nicht, trotz meiner Begeisterung für Lohengrin, Meistersinger, Faust-Ouvertüre, der Tristan immer noch ein Stein des Anstoßes gewesen wäre. Ueber diesen wurde ich erst im Jahre 1872 durch eine Aufführung in München, die erste, die ich hörte, belehrt. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen und Ohren und ich erkannte, wohin ich gehöre, und was es mit der Musik für eine Bewandtnis habe. Natürlich konnte diese Entwicklung (dafür halte ich nämlich die Wandlung, die in den Augen anderer eine Felonie schien) Brahms nicht verborgen bleiben, doch kam es nicht zu einer eigentlichen Auseinandersetzung. Wir verkehrten noch weiter bis zum Jahre 1875; da dirigierte er ein Konzert in München, wohnte, wie immer, bei mir, aber es war eine gewisse Verlegenheit zwischen uns, wir vermieden tiefergehende Gespräche, und als ich ihn bei der Abreise auf die Bahn brachte, sagte ich ihm Lebewohl mit dem Gefühl, daß ich ihn nicht mehr wiedersehen werde. Brahms muß wohl dieselbe Empfindung gehabt haben, denn er schrieb mir nicht mehr, und ich habe ihn weder mehr gesehen, noch sonst ein Zeichen von ihm erhalten. Kürzlich habe ich seine Briefe abschreiben lassen, aber habe noch nicht Zeit gefunden, sie zu ordnen. Bei den meisten wird es mir auch schwer werden, sie chronologisch zu bestimmen. Willst Du nicht einen Blick hineinwerfen? Er war ja eigentlich kein Briefschreiber und ließ sich selten gehen, aber Einiges ist doch, scheint mir, interessant. An eine Veröffentlichung denke ich natürlich nicht. Nun aber genug! Schönste Grüße von meiner Frau! Dein und Claras treu ergebener Hermann Levi.

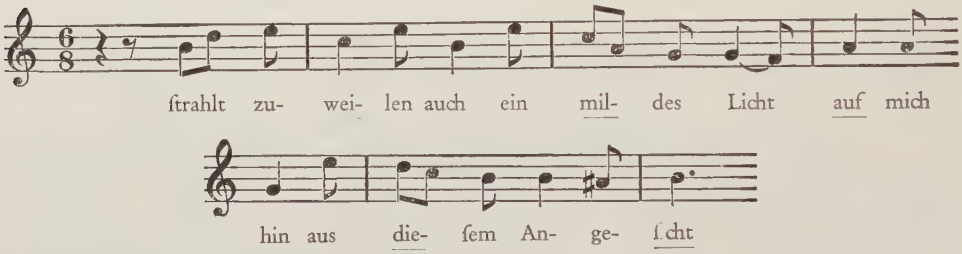
Hermann Levi an Julius Stockhausen, Frankfurt a. M.:
München, den 14. Februar 1899.

Lieber Freund, — Es ist sehr rührend von Dir, daß Du Brahms auch in bezug auf Deklamation zu verteidigen suchst. Aber das ist ein vergebliches Bemühen. Bei ihm verschmelzen niemals Wort und Ton zu einer Einheit; die Melodien sei-

ner Lieder gehen nicht naturgemäß aus den Worten hervor, ſondern es iſt, als ob die Melodie ſchon fertig geweſen wäre und er hinterher die Worte mühſam unterlegt hätte. Ich bin gewiß keiner von den Modernen, die zugunſten einer richtigen Deklamation die Verſe wieder in Proſa auflöſen und den Reim ignorieren. So fände ich es z. B. fehlerhaft, wenn man in „Wanderers Nachtlied“: ſpüreſt du kaum einen Hauch deklamieren wollte, denn das Wort „du“ ſteht am Ende einer Verszeile und reimt ſich auf „Ruh“, alſo muß man nach „du“ eine kleine Caeſur machen, was auch jeder vernünftige Rezitator tun wird. Ebenſo kann man es bei einem Strophenlied, und wenn eine bereits exponierte Melodie mit anderen Worten wiederholt wird, nicht ſo genau nehmen. So weiß ich z. B. ſehr wohl, daß



an ſich ſchlecht iſt, denn es heißt nicht ungewiſſe, ſondern ungewiſſe, hier ſchien es mir aber wichtiger, die Hauptmelodie möglichſt genau wiederzubringen. Brahms aber deklamiert auch da fehlerhaft, wo er durch ſolche Rückſichten gar nicht beengt war.



Gibt es bei Schubert oder bei Mozart eine ähnliche, verzeihe mir — Stümperei? „Das Veilchen“!! „Dies Bildnis iſt bezaubernd ſchön“!! Ueberhaupt alle Melodien in den Opern (Mozarts). Wie oft habe ich auf Brahms einzuwirken verſucht; oft hat er auch meine Aenderungsvorſchläge angenommen — im ganzen aber ſchien er gar nicht zu begreifen, was ich meinte. So erinnere ich mich z. B., daß ich ihn bat, in dem ſchönen Liede: „Die Kränze“ ſtatt

zu ſetzen:

was der Klavierbegleitung ganz entſprechen würde, und wobei der Sänger Atem holen könnte und die letzte Silbe in ſchmerzlichem nicht ſo ungebührlich betont würde. Dieſer Mangel hängt, glaube ich bei Brahms damit zuſammen, daß er mehr Sinn für Melodieführung und Kontrapunkt hatte, als für Rhythmus. Denn das mußt Du mir zugeben, daß in ſeinen Werken eine große rhythmiſche Monotonie herrſcht. Ich habe in meinem letzten Briefe Deine Frage nach dem Grund unſerer Entzweiung mit dem Eintreten Wagners in mein Leben beantwortet. Aber mitgewirkt hat wohl auch, daß mir Anfang der ſiebziger Jahre plötzlich die Erkenntnis aufdämmerte, daß Brahms' Entwicklung bereits abgeſchloſſen ſei, und daß er zu jenen Talenten gehört, die — wie auch Mendelsſohn, Schumann, Eichendorff, Uhland, Scheffel etc. — ſich in ihrer Jugend bereits vollſtändig ausgeſprochen und ausgegeben haben.
Wenn Du die Meiſterſinger beſitzeſt, lies doch in dem Zwiegeſpräch zwiſchen Sachs und Walther die Stelle nach: „Mein Freund, in holder Jugendzeit"! —
Sehr dankbar wäre ich Dir, wenn Du von meinen Mozartklavierauszügen eine kurze Anzeige in irgend einem muſikaliſchen Blatte vom Standpunkte des Sängers aus machen wollteſt! — Herzliche Grüße von Haus zu Haus Dein Levi.

Brief des 100jährigen Manuel Garcia an ſeinen ehemaligen Schüler, den 79jährigen Julius Stockhauſen:

Mon Abri, Cricklewood, 7. April 1905.

Mon cher Stockhauſen, — J'ai appris avec chagrin que les infirmités vous retiennent chez vous et j'ai été touché de votre idée d'envoyer vos enfants pour vous représenter à la manifestation du 17.[218])
Votre fils a obtenu un brillant succès par son discours. Malheureusement ne sachant pas l'allemand je n'ai pu qu'admirer, comme un chaqu'un a pu faire, sa belle prestance, son feu entraînant et sa voix sonore.
Je regrette que les indispositions et l'âge viennent s'ajouter aux distances et rendent impossibles toute rencontre. Aussi s'il est vrai, comme l'assurent les hypnotistes, que la pensée voyage et se transmet à distance et qu'elle opère d'accord avec le vouloir de l'émissaire, je produirais sans doute un mieux sensible dans votre état. — Ainsi soit-il! — M. Garcia.

Profeſſor Dr. Rudolf Meißner veröffentlichte bald nach Stockhauſens Tode (22. 9. 1906) in der Beilage zur „Königsberger Allgemeinen Zeitung" v. 5. Oktober 1906 kurze Erinnerungen, die ich zum Abdruck bringe, weil ſie den „alten" Stockhauſen am beſten charakteriſieren.[219]) Die Gattin Meißners, Frau Lorle Meißner, geb. Viſcher, hatte als eine der Letzten mit Stockhauſen ſtudiert; er, ſeine

Frau begleitend, saß oftmals am Klavier dabei; aus jenen Stunden erwuchs ihm das tiefe Verständnis für Stockhausens Art, das sich in dem Aufsatz bekundet:

Ich weiß nur von dem alten Stockhausen zu erzählen, der gelähmt im Rollstuhl saß, nur von dem Musiker und Lehrer, nicht von dem Sänger. Man kann sich kaum einen rührenderen und ergreifenderen Anblick denken, als diesen Greis mit dem schön und kühn geschnittenen Kopf. Dieser Mann war als Triumphator, umjauchzt von Tausenden, bewundert und geliebt von den besten seiner Zeit, durch das Leben gewandert; nun hatte ihn ein grausames Geschick in die Fesseln eines unablässig quälenden Leidens geschlagen, das seine Hände verkrümmte und sein Gesicht mit tiefen Falten durchfurchte. — Sein Körper war zerstört, sein Geist blieb frisch, seine Liebe zur Kunst so warm wie in seiner Jugend.
Mit erstaunlicher Willenskraft rang er sich aus seinen Schmerzen los, wenn er Unterricht gab. Von seiner Methode will ich garnicht sprechen. Eine Methode ist keine Zauberformel, die immer wirkt, wer sie auch aussprechen mag. Im tiefsten Kern der Persönlichkeit liegt der Lehrerfolg begründet. Dieser Kern war bei dem Lehrer Stockhausen unerbittliche Wahrhaftigkeit. Er galt als furchtbar streng; er war auch erbarmungslos; wenn er beim Schüler ein leises Sichgehenlassen, ein Nachlassen der Konzentration merkte, dann standen ihm scharfgeschliffene ironische Worte zu Gebote. Wehe dem, der nicht ein aufrichtiger gläubiger Musikant war, der Symptome von Oberflächlichkeit oder gar Eitelkeit und Streberei zeigte; ihm verschloß sich das kleine Haus in der Bockenheimer Landstraße, ehe er's gedacht. — Er war aber ein liebevoller, nachsichtiger Lehrer, wenn ihm die gleiche Wahrhaftigkeit entgegentrat, die der Grundzug seines künstlerischen Wesens war. Schönheit und Reinheit des Tons, absolute Strenge im Rhythmus — selbstverständliche Voraussetzungen des Gesanges! Wir können die Sänger und Sängerinnen zählen, bei denen diese Elemente wirklich zusammen da sind. Hier war Stockhausen streng bis zur Grausamkeit; diese Anforderungen wurden in seinem Unterricht gewissermaßen zu sittlichen Geboten. Das ist nicht zu viel gesagt. Stockhausen war ein hochgebildeter Mann, nicht nur in der Musik, er setzte manchen Schüler in Verlegenheit und verlangte auch in bezug auf Bildung das Höchste vom Musiker. Die Alten, die Stockhausen in seiner Blütezeit gehört haben, schwärmen von ihm als dem unübertroffenen Meister des Ausdrucks, der Durchgeistigung des Gesanges. In neuerer Zeit redete man von ihm als dem großen Vortragslehrer. Nach Beendigung der Gesangsstudien ging man nach Frankfurt, um beim alten Stockhausen noch ein wenig Vortrag zu lernen. Welch ein dummes Geschwätz! Stockhausen war viel zu gebildet, um etwas zu lehren, was man nicht lehren kann. Die positiven Anweisungen, die er gab, bezogen sich nur auf die Elemente, die Aussprache z. B.: hier

war er unermüdlich, dem Schüler einzuprägen, daß der Ausdruck in den Konſonanten ſitzt. Das alles war keine Lehre, nichts, das nur ihm zu eigen geweſen wäre. — Und doch, wer je einen Zyklus von Liedern, wie etwa die „Dichterliebe“, oder eine Paſſion hat mit Stockhauſen durchnehmen dürfen, hat etwas köſtliches nach Hauſe getragen. — Ich meine nicht die einzelnen oft wundervollen Bemerkungen, die er den Liedern mitgab; man fühlte ſich einer Seele gegenüber in der die Kompoſition zauberhaft wiederklang, ohne daß Töne den Lippen entſchwebten: Wenn er ihn berührte, ſo erglühte der Gral. Sein warmes muſikaliſches Gefühl war nicht hinter einer Kruſte von Dogmen verborgen. Seine Neigung zog ihn zu den Meiſtern, in deren Werken ſeine Künſtlerherrlichkeit ſich entfaltet hatte. Aber er war ohne Vorurteile und hatte den tiefen Reſpekt des richtigen Muſikers vor jedem ernſten künſtleriſchen Schaffen, mochte es ihm auch in fremdartiger Form entgegentreten. Meine letzte Erinnerung zeigt mir den greiſen Meiſter, der zuerſt das deutſche Volk mit Schubert vertraut gemacht hat, vor einer Kompoſition Hugo Wolfs aus dem zweiten italieniſchen Liederbuch: „Keiner macht ihm das in dieſer Enge nach“, rief er mir zu.

Clara Stockhauſen an Frau Henny Schneider, geb. Möller, Dresden:

Frankfurt a. M., den 20. Oktober 1906.

...Wenn wir uns auch in vielen Jahren nicht geſehen und geſprochen, ſo bleibt doch die gleiche freundſchaftliche Geſinnung, die uns ſchon ſo manches Jahrzehnt verbindet. Das iſt viel wert im Leben, und vielleicht der einzige Troſt oder Halt, wenn das Schickſal Unabänderliches über uns bringt, daß wir uns dann nicht ganz verlaſſen fühlen. Haben Sie darum Beide innigen Dank für Ihre lieben getreuen Worte!...

Vierzehn Tage nach dem ſchönen Feſttag [dem 80. Geburtstag], den er noch ſehr glücklich im Kreiſe aller Kinder und Enkel verlebte, trat eine plötzliche Veränderung ein. Seine großen Schmerzen hat er wie ein Dulder getragen — Mittel halfen ja nicht — nur die Muſik übte bis zuletzt einen faſt hypnotiſchen Einfluß aus; ſobald ein Schüler das Zimmer betrat — der letzte a. 9. Juli — da war er der alte, energiſche, anfeuernde, nicht müde werdende Lehrer — da merkte man ihm die achtzig Jahre nicht an. Gottlob, war ſein Ende ſchmerzlos; fünf Tage vorher hatte er wohl einen Schlaganfall und lag meiſt im Schlaf; am Donnerstag erkannte er mich noch einmal, und dann erwachte er zu keinem Bewußtſein mehr. Sanft und friedlich ging dieſes bewegte Herz zur Ruh!

REPERTOIRE
VON JULIUS STOCKHAUSEN

der Programm- und Kritik-Sammlung, Briefen und Notizen entnommen, mit Orts- und Jahresangabe des Studiums, resp. der ersten öffentlichen Wiedergabe des betreffenden Werkes.

1852	Adam, Adolphe:	Arie aus „Le Chalet“	Basel
1853		„Postillon von Lonjumeau“	Karlsruhe
1852	Auber:	Arie aus „Le Philtre“	Basel
		„Le Serment“	Mannheim
		„Lestoq“	Mannheim
1853	Bach:	Kantate „Wie schön leuchtet der Morgenstern“	Basel
1856		Kantate „Du Hirte Israel“	Frankfurt a. M.
1859		Matthäuspassion	Leipzig
1861		Johannispassion	Basel
1862		Kantate „Liebster Gott wann werd' ich sterben“	Aachen
1864		Kantate „Freue dich, erlöste Schar“	Leipzig
1864		Kantate „Wachet auf, ruft uns die Stimme“	Hamburg
1867		Magnificat	Zürich
1867		Kreuzstabkantate	Düsseldorf
1872		Kantate „Gottes Zeit“	Brüssel
1844	Beethoven:	Neue Liebe, neues Leben	Paris
1850		Adelaide	London
1851		IX. Symphonie	London
1852		Missa solemnis	Basel
1861		An die ferne Geliebte	Hamburg
1862		Schottische Lieder	Kolmar
1865		Andenken	Bremen
1866		Das Liedchen von der Ruhe	Hamburg
		Mailied	Hamburg

	Das Blümchen Wunderhold	Hamburg
	Wonne der Wehmut	Hamburg
1867	Irische u. ital. Volkslieder mit Beethovenscher Trio-Bearbeitung	Hamburg
1868	Die Ehre Gottes aus der Natur	Genf
1870	Mignon	England
1849 Bellini:	Duett aus „La Straniera“	Luzern
1852	Rolle des Waldeburg aus „Die Fremde“	Mannheim
1853	„Meco tu veni o misera“	Mannheim
	Rolle des Conte aus „La Sonnambula“	Karlsruhe
	Rolle des Riccardo aus „I Puritani“	Karlsruhe
1853 Berton, Henri:	„Aline, Reine de Golconde“	Karlsruhe
1849 Boieldieu:	Arie aus „Le Chaperon rouge“	Zürich
1851	Arie aus „Jean de Paris“	Basel
1852	Rec. u. Arie „Dieu qui me poursuivez“ aus „Deux Nuits“	Mannheim
1854	„Fête du village voisin“	Mannheim
	„Nouveau Seigneur“	Mannheim
1855	Duett aus „Ma tante Aurore“	Rennes
1874	Arie aus „Les voitures versées“	Berlin
1862 Brahms	Vor dem Fenster	Hamburg
	Ein Sonett	Hamburg
	Romanzen aus Tiecks Magelone, Nr. 1	Hamburg
1865	Dass., Nr. 1—3	Köln
1868	Ein deutsches Requiem	Bremen
	Duette für Alt und Bariton op. 28	Neuenahr
	Romanzen aus Tiecks Magelone Nr. 5	Berlin
	Die Mainacht	Hamburg

		Von ewiger Liebe	Hamburg
		Die Schale der Vergeſſenheit	Bonn
1869		Quartette op. 64 u. 31	Hamburg
		Sandmännchen	Wien
		Magyariſch	Wien
		Sehnſucht	Friedrichshafen
1871		Sonntag	London
1872		„Es reit' der Herr von Falkenſtein"	Münſter i. W.
		„Guten Abend, gut' Nacht"	Münſter i. W.
		„Mir iſt ein ſchön's braun's Maidelein"	Bern
1872		Triumphlied	Karlsruhe
1884		Liebesliederwalzer	Frankfurt a. M.
1888		Zigeunerlieder	Frankfurt a. M.
1889		Verrat	Frankfurt a. M.
		Fragen	Frankfurt a. M.
1867	Bruch:	Frithjof	Zürich
1862	G. B. Buononcini:	Romanze aus „Griselda"	Hamburg
1867		„Per la gloria"	Hamburg
1860	Carafa:	Arie aus „Der Kammerſänger"	Leipzig
1853	Cherubini:	Rolle des Micheli in „Les deux journées"	Karlsruhe
1872	Chopin:	Lithauiſches Lied	Berlin
1873		Das Ringlein	Haag
1853	Cimarosa:	Rolle des Conte in „Il matrimonio segreto"	Karlsruhe
1851	Donizetti:	Duett aus „Don Pasquale"	London
1852		Duett aus „Belisar"	Baſel
		„La Favorite"	Mannheim
		Rolle des Chevreux aus „Maria von Rohan"	Mannheim
		„Don Sebastiano"	Mannheim
		Rolle des Padre in „Linda di Chamouni"	Mannheim
		Rolle des Malatesta in „Don Pasquale"	Mannheim
		Rolle des Ashton in „Lucia di Lammermoor"	Mannheim

1864	Romanze aus „Torquato Tasso“	Berlin
1854 Esser:	Des Sängers Fluch	Wien
1852 Fioravanti, V.:	Terzett aus „Le cantatrici villane“	Basel
1852 Generali:	„Che bella vita è il militar“	Mannheim
1859 Gluck:	Arie des Agamemnon aus „Iphigenie in Aulis“	Hannover
1855 Gordigiani:	„Il nome di mia madre“	Basel
1855 Graun:	Arie aus „Der Tod Jesu“	Mannheim
1852 Grétry:	Arie aus „Anacréon chez Polycrate“	Mannheim
1867	Arie aus „Ricard Löwenherz“	Leipzig
	„Wenn das Alter kommt“	
1851 Händel:	Arie aus „Ezio“: „Nasce al bosco“	Basel
1852	Messias	Basel
1853	Samson	Basel
1856	Alexanderfest	Düsseldorf
1861	Arie aus „Julius Caesar“: „Tu sei il cor“	Basel
1861	Arie des Luzifer aus „La Resurrezione“	Basel
1862	Josua	Elberfeld
1865	Dettinger Tedeum	Kiel
1867	Judas Maccabäus	Zürich
1869	Arie aus „Susanna“: „Oh herbe Pein“	Wien
1870	Duett „Che voi pensando“	Liverpool
1872	Acis und Galathea (Polyphem)	Stuttgart
1873	Arie aus „Alcina“: „Verdi prati“	
1874	Jagdlied aus „L'Allegro, il Pensieroso ed il Moderato“	Hamburg
	Kammerduett: „Tacete, ohimè, tacete“	Berlin

1851	Haydn:	Schöpfung	London
1856	Henkel, Heinr.:	Frühlingsdrängen	Frankfurt a. M.
1850	Hérold, Louis:	„Zampa“	Luzern
1852		„Le Pré aux Clercs“	Mannheim
1860	Hiller	Ver sacrum	Köln
1862		Harold (Lied)	
1853	Isouard, Nicolo:	„Joconde“	Mannheim
1857		„Jeannot et Colin“	Paris
1874	Kiel:	Christus	Berlin
1865	Kirchner, Th.:	Preislied	Hamburg
1867		„Was gibt doch der Sonne den herrlichſten Glanz“	Zürich
		„O wärſt du wie der Wiederhall“	Zürich
1852	Kreutzer:	Rolle des Jägers in „Nachtlager von Granada“	Mannheim
1847	Lemoine	„Les Prétendus“	St. Cloud
1852	Lortzing:	„Wildſchütz“	Mannheim
		„Die beiden Schützen“	Mannheim
		„Czar und Zimmermann“	Mannheim
		„Waffenſchmied“	Mannheim
		„Hans Sachs“	Mannheim
1851	Macfarren, G. A.:	Kantate: „The Sleeper awakened“	London
1852	Marſchner:	„Hans Heiling“	Mannheim
		„Templer und Jüdin“	Mannheim
		„Der Vampyr“	Mannheim
1863	Martini, Padre:	Romanze: „Plaisirs d'amour“	Kolmar
1843	Méhul:	Romanze des Joſeph aus „Joſeph u. ſ. Brüder“	Paris
1845		Arie aus „Stratonice“	Paris
1852		„Irato“	Mannheim
		„Une Folie“	Mannheim
		„Euphrosine et Corradin“	Mannheim
		Rolle des Simeon aus „Joſeph und ſeine Brüder“	Mannheim
1855	Membrée, Edm.	Pſalm 54	Rennes
1848	Mendelsſohn	Elias	Baſel
1851		Paulus	Baſel

1854	Herbſtlied	Wien
	Morgengruß	Wien
1856	Schilflied	Heidelberg
	Wenn ſich zwei Herzen ſcheiden	Frankfurt a. M.
	Die Liebende ſchreibt	Frankfurt a. M.
	Reiſelied	Frankfurt a. M.
	„Es brechen im ſchallenden Reigen“	Wien
1860	Walpurgisnacht (Partie des Druiden)	Mainz
1861	Rheiniſches Volkslied	Gebweiler
1866	Lieblingsplätzchen	Hamburg
1867	Nachtlied	Hamburg
1870	Altdeutſches Minnelied	London
1871	„Es iſt beſtimmt in Gottes Rat“	Berlin
1872	Venezianiſches Gondellied	Hamburg
1849 Mercadante:	Arie aus „Zaira“	London
1852 Meyerbeer:	Rolle des Nevers aus „Hugenotten“	Mannheim
1855	Arie aus „L'Etoile du Nord“	Baſel
1852 Monsigny:	„Le Déserteur“	Mannheim
1848 Mozart:	„Don Juan“	Paris
1852	„Figaro“	Mannheim
1856	Arie: „Mentre ti lascio, o figlia“	Frankfurt a. M.
1868	Terzett aus „Titus“	Neuenahr
1883	Abendempfindung	Frankfurt a. M.
	Dans un bois solitaire	Frankfurt a. M.
1870	Quintett aus „Cosi fan tutte“	London
1843 Niedermeyer, L.:	Le Lac	Gebweiler
1853 Paër:	„Le Maitre de Chapelle“	Mannheim
1871	Duett aus „Agnese“	London
1853 Paisiello:	„Tre giorni sono che Nina“	Karlsruhe
1868 Pergolese:	„Pro peccatis suae gentis“ aus „Stabat mater“	Genf

1854	Randhartinger:	Schilflied	Wien
1848	Reber, N.:	La Captive	Paris
1851	Reiter, Ernſt:	Duett aus „Das neue Paradies“	Baſel
1852		Herbſtlied	Baſel
1856		Schiffe dich ein	Baſel
1852	Ricci, F.:	„La Prigione d'Edimbourg“	Mannheim
1829	Rossini:	„Di tanti palpiti“ aus „Tancred“	Edinburg
1851		Duett aus „Wilhelm Tell“	London
		Terzett aus „Zelmira“	London
		Soirées musicales	Baſel
1852		Arie aus „La Gazza ladra“	Baſel
1853		„Barbier von Sevilla“	Mannheim
		Rolle des Jago in „Othello“	Mannheim
		„Cenerentola“	Mannheim
1853		Tarantella	Baſel
1854		Duett aus „Italiana in Algieri“	Wien
1870		Terzett aus „Messe Solennelle“: „Gratias agimus“	Manchester
1866	Rubinstein:	Asra	Hamburg
1883		Veilchen vom Berg	Frankfurt a. M.
		Morgens	Frankfurt a. M.
		Die Waldhexe	Frankfurt a. M.
		Es blinkt der Tau	Frankfurt a. M.
1851	Sacchini:	Arie aus „Oedipe à Colone“	Baſel
1873	Saint-Saëns:	Menuet	Straßburg
1843	Schubert:	Erſter Verluſt	Paris
1851		Winterreiſe	London
1854		Die ſchöne Müllerin (Vollſtändiger Zyklus)	Wien
		An die Leyer	Wien
		Liebesbotſchaft	Wien
		Taubenpoſt	Wien
		Der Zwerg	Wien
1856		Erlkönig	Heidelberg
		Frühlingsglaube	Wien
1860		Der Doppelgänger	Baſel
1861		Nachtſtück	Gebweiler

1862	Greiſengeſang	Bern
	Kriegers Ahnung	Bremen
	Willkommen und Abſchied	Köln
	Geheimes mit Orcheſterbegleitung von Brahms	Bremen
1863	Memnon mit Orcheſterbegleitung von Brahms	Hamburg
	Waldesnacht	Hannover
1865	Ständchen	Schwerin
1866	Fiſchermädchen	Hamburg
	Der Tod Ascars	Hamburg
1867	Wiederſchein	Hamburg
	An Schwager Kronos mit Orcheſterbegleitung von Brahms	Hamburg
	Dithyrambe	Düſſeldorf
1868	Greiſengeſang mit Orcheſterbegleitung v. Brahms	Breslau
1868	Litanei	Genf
	Die zürnende Diana	Karlsruhe
1869	Der Sänger	Karlsruhe
1870	Der Wanderer	Dublin
1872	Der Schiffer	Düſſeldorf
	Auf dem See	Düſſeldorf
	Der Muſenſohn	Münſter i. W.
1873	Der Tod und das Mädchen	Stuttgart
1874	Schäfers Klagelied	Bremen
	Meereſtille	Berlin
	Raſtloſe Liebe	Berlin
1883	Kreuzzug	Frankfurt a. M.
1886	Quintett: „Nur wer die Sehnſucht kennt“	Frankfurt a. M.
1854 Schumann:	Stille	Wien
	Mondnacht	Wien
	Frühlingsnacht	Wien
1856	An den Sonnenſchein	Heidelberg
1859	Szenen aus Goethes Fauſt	Leipzig
	Des Sängers Fluch	Dresden
	Frühlingsfahrt	Dresden
	Nußbaum	Dresden

	Waldesgeſpräch	Dresden
1860	Drei rote Röslein	Baſel
	Widmung	Baſel
1861	Der Harfner	Baſel
	Duette	Gebweiler
	Sonntags am Rhein	Gebweiler
	Schöne Wiege meiner Leiden	Hamburg
	Dichterliebe (vollſtändiger Zyklus)	Hamburg
	Szenen aus Goethes Fauſt (vollſt. Erſtaufführung)	Köln
1862	Frauenliebe und Leben (vollſtändiger Zyklus)	Köln
	In der Fremde	Köln
1863	Liederkreis (vollſtändiger Zyklus)	Hamburg
1865	Dein Angeſicht	Hamburg
	Lehn' Deine Wang'	Hamburg
	Spaniſches Liederſpiel (vollſtändiger Zyklus)	Baſel
1866	Morgens ſteh' ich auf und frage	Hamburg
	Es treibt mich hin, es treibt mich her	Hamburg
	Wanderlied	Hamburg
	Ich wandelte unter den Bäumen	Hamburg
	Luſt der Sturmnacht	Hamburg
	Paradies und Peri	Düſſeldorf
	Die Löwenbraut	Düſſeldorf
1867	Blondels Lied	Kiel
	Freiſinn	Hamburg
	Jemand	Hamburg
	Die Lotosblume	Hamburg
	Aus dem Schenkenbuch	Hamburg
	Gottes iſt der Orient	Hamburg
	Frühlingslied	Vitznau
1871	Kinderwacht	London
1872	Muſenſohn	Elberfeld

1874		Auf das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes	Berlin
1856	Speyer, W.:	Drei Liebchen	Frankfurt a. M.
1851	Spohr:	Arie aus „Jessonda“	London
1852		„Fauſt“	London
1852	Spontini:	Rolle des Cinna aus „Die Vestalin“	Mannheim
1862		„Ferdinand Cortez“	Kolmar
1849	Stockhauſen, F. A.:	Die Kindheit	Luzern
1862	Stradella [zugeſchrieben] aber wahrſcheinlich von Louis Niedermeyer:	„Pietà, Signore“	Luzern
1870	Sullivan:	„Prodigal Son“	Edinburg
1862	Tauſch, Julius:	„Jetzt weiß ich's“	Düſſeldorf
1857	Thomas, Ambroise:	„Carneval de Venise“	Paris
1852	Verdi:	„Don Carlos“	Mannheim
		„Nabucco“	Mannheim
1872	Volkslieder:	altengliſche aus dem 17. Jh.	England u. Schottland
		Schottiſches Lied mit dem Refrain „Wine, Wine, Wine“ und: „Oh, thou art the lad of my heart, Willy“	England u. Schottland
1852	Wagner, R.:	Rolle des Wolfram aus „Tannhäuſer“	Mannheim
1865	Weber, C. M. v.:	Rezitativ u. Arie „Wo berg' ich mich“ aus „Euryanthe“	Bremen
1852	Weigl, Joſeph:	Rolle des Jacob in „Die Schweizerfamilie“	Mannheim
1851	Winter, P. v.:	Terzett aus „Il Maometo“	London

CHRONOLOGISCHES VERZEICHNIS

der gedruckten Veröffentlichungen und gesangspädagogischen Werke von Julius Stockhausen.

1858 Rundschreiben zur Werbung von Mitgliedern zu dem von Stockhausen begründeten, 120 Mitglieder umfassenden „Deutschen Gesangverein" in Paris (vom 26. Oktober).

1863 „Aus der Mappe eines reisenden Enthusiasten" in: Niederrheinische Musik-Zeitung. Jg. 11, Nr. 20 vom 16. Mai.

1872 „4 Gesänge" mit Begleitung des Pianoforte. Wien Gotthard.

1872 „Das Sänger-Alphabet oder Die Sprachelemente als Stimmbildungsmittel" in: Signale. Jg. 30, Nr. 37—39; 43; 44.

1873 „J. Stockhausen über Theaterleitung, mit Rücksicht auf die Hamburger Oper" in: Hamburger Nachr. v. 19. 3. 1873; auch abgedruckt in: Allg. Musikalische Zeitung hrsg. von Chrysander. Jg. 8, Nr. 16.

1876 Vorbemerkung zu einer von August Lindner eingerichteten Ausgabe: „Altitalienische Canzonetten und Arien für Gesang mit Pianoforte". H. 1. 2. op. 40. Offenbach, Joh. André.

1878 Cherubini: 12 zwei-, drei- und vierstimmige Canons mit Pianoforte-Begleitung ad libit. Nebst einer Anleitung zum Studium derselben. Ausg. A für Sopran; B für Alt oder Baß. Main, B. Schott's Söhne.
Offene Aussprache über die geplante Anstellung an der Kgl. Hochschule für Musik in: Vossische Zeitung vom 24. April.

1879 Offene Aussprache über die Ursache seines Rücktritts vom Dr. Hoch'schen Konservatorium in: Frankfurter Zeitung vom 2. November.

1880 Rundschreiben betreffend die Eröffnung eigener Gesangsklassen in Frankfurt a. M., Oktober 1880.
Prospektus der Gesangsschule.
„Der Buchstabe G und die sieben Regeln des Herrn Dorn." Frankfurt a. M., Alt u. Neumann.

1881 1. Jahresbericht der Gesangsschule 1880—81.
„In Sachen Leporellos" in: Allg. Musikalische Zeitung vom 16. November.
„La vielle", die Leyer der Menestrels in: Frkf. Ztg. vom 24. November 1881.

1882 „Cherubinis Canoni“ in Frkf. Ztg. vom 6. Januar.

1884 Gesangs-Methode. Leipzig, C. F. Peters.

1886 Gesangs-Technik. Leipzig, C. F. Peters. Hohe und tiefe Ausgabe.
A method of singing written by Julius Stockhausen. Translated into English by Sophie Löwe. London, Novello.
Cherubini: 24 zwei- und dreistimmige Canons ausgewählt und mit Anleitungen zum Vortrag versehen. H. 1. 2. Mainz, B. Schott's Söhne.

1887 Dankschreiben an die Mitwirkenden der vollständigen Aufführung der Matthäus-Passion in Frankfurt a. M. am 2. Mai 1887.
„Die Zunahme des künstlerischen Proletariats“ in: Frkf. Ztg. vom 19. Juli.

1888 „Dr. Morell Mackenzie über Singen und Sprechen“ in: Frkf. Ztg. vom 28. Januar.

1889 „Händel und die Quellen zu „Israel in Aegypten“ in: Frkf. Ztg. vom 27. November.

1890 „Edisons Phonograph als Gesangsrepetitor“ in: Berner Bund vom 13. September.

1892 „Ein Beitrag zur Reform des Schulgesanges in Deutschland“ in: Allg. Deutsche Lehrerzeitung vom 13. November.

1893 „Die Matthäus-Passion von Schütz in: Frkf. Generalanzeiger vom 9. April.

1895 „L'Allegro, il Pensioroso ed il Moderato“ in: Frkf. Ztg. vom 5. Januar.

1898 „Die Trauer-Ode auf den Tod der Königin-Churfürstin Eberhardine“ in: Frkf. Ztg. vom 31. März.
„Wie ich Sänger wurde“ in: Frkf. Generalanzeiger vom 5. August.

1901 „Die Vorschläge im Dienste der Rhythmen“ in: Allg. Musik-Zeitung, Jg. 27, Nr. 45, 46 und 47.

1901 Das Sänger-Alphabet oder Die Sprachelemente als Stimm- und Bildungsmittel. Erweiterter Neudruck der vergriffenen Signal-Aufsätze von 1872. Leipzig, Bartholf Senff, 1901; 2. Taus. 1906; 3. Taus. bei N. Simrock G. m. b. H.

1905 „Zu Emanuel Garcias 100. Geburtstag (17. März 1905)“ in: Allg. Musik-Zeitung, Jg. 31, Nr. 10.

ANMERKUNGEN

[1]) Eintragung über Philipp Stockhaufen im Ratsprotokoll von Köln auf Blatt 16 a.

[2]) Es ift mir nicht gelungen den Beweis für diefe Familientradition zu erbringen. Rambaud erwähnt in feiner „Histoire de la civilisation contemporaine" 9. éd. S. 438 „En 1811 Erard construisait la harpe à double mouvement" und 1819 wurde diefe Harfe in Paris patentiert. Es gelang nicht, die Patentfchrift einzufehen oder durch das Londoner Haus Erard zu erfahren, ob die Erfindung des Philipp Stockhaufen mit diefem Patent Erards verwertet worden war. Die heute noch im Befitz der Familie Stockhaufen in Straßburg befindliche Harfe ift dasjenige Inftrument, welches Franz Anton Stockhaufen fpäter in London kaufte und auf feinen Konzertreifen fpielte. Es trägt die Auffchrift: „Sebaftian Erard's Patent N 3962. 18 Great Marlborough Street London."

[3]) Vgl. Urhans Briefe in: P. Dr. Remaklus Förfter, Chriftian Urhan, ein fonderausgeprägter Kunftfürft u. Heilskämpfer, Studien und Mitteilungen a. d. Benediktiner- und Ciftercienfer-Orden, Jg. 1904, 05, 06.

[4]) L. Ramann, Franz Liszt, Leipzig 1880, enthält in Bd. 1 eine eingehende Würdigung der Eigenart Urhans.

[5]) François Etienne Habeneck, geb. in Mézières 1. 6. 1781; geft. zu Paris 8. 2. 1849; Sohn eines Mannheimers; Schüler von Baillot; Primgeiger der Opéra; 1821: Directeur der Opéra; 1824: Inspecteur général du Conservatoire; begründete die Société des Concerts du Conservatoire, deren erfte Aufführung am 9. 3. 1828 ftattfand. 1848 dankte H. ab; Narcisse Girard wurde fein Nachfolger (vgl. Elwart, Histoire de la Société des Concerts, Paris 1860).

[6]) Der Beethovenbrief wurde erftmalig veröffentlicht durch Geh. Rat Profeffor Dr. Max Friedlaender im Archiv für Mufikwiffenfchaft, Jg. 1922, H. 3.

[7]) Charlotte Keftner, geb. in Hannover 17. 9. 1788; geft. zu Bafel 22. 5. 1877; vgl. Briefwechfel zw. Auguft Keftner und feiner Schwefter Charlotte, hrsg. v. Hermann Keftner-Köchlin. Straßburg 1904 und den Nachruf von Henriette Feuerbach in der „Augsb. Allg. Zeitg." vom 29. 6. 1877.

[8]) Es ift ein Profpekt einer „Ecole de Chant" erhalten, die Franz Anton Stockhaufen in Paris zu jener Zeit eröffnet haben foll; es ift nicht gelungen hierüber Näheres zu ermitteln; nur Beethoven erwähnt einen „Singverein", den „ein gewiffer Stockhaufen" bildet, in feinem Brief an B. Schotts Söhne vom 22. 1. 1825 (Beethovens fämtliche Briefe hrsg. E. Kaftner, Leipzig, Heffe).

[9]) Sosthène de la Rochefoucauld-Doudeauville, geb. 15. 2. 1785; geſt. 7. 10. 1864; Directeur général des beaux-arts; ministre de la maison du Roi; Vicomte.

[10]) „Fanny"; von dieſem Zärtlichkeitsnamen iſt wohl der Irrtum herzuleiten, mit dem M. B. Foſter in „The History of the Philharmonic Society of London 1813—1912", London 1912, Margarethe Stockhauſen irrtümlich als „Fanny Stockhauſen" im Namensregiſter aufführt.

[11]) Ignaz Moſcheles, geb. in Prag 30. 5. 1794; geſt. zu Leipzig 10. 3. 1870; hervorragender Pianiſt; Beethovenverehrer; Komponiſt.

[12]) Sir George Smart, geb. in London 10. 5. 1776; geſt. 23. 2. 1867; gründete 1813 die „Philharmonic Society" in London; bemühte ſich Beethoven, Weber, Schumann und Schubert zuerſt in England zur Aufführung zu bringen. Hervorragender Dirigent; trat auch bei den Muſikfeſten in der Provinz für die Verbreitung klaſſiſcher Muſik in England ein.

[13]) Angelica Catalani, geb. in Sinigaglia 10. 5. 1780; geſt. zu Paris 12. 6. 1849; vgl. u. a. J. B. Weckerlin, „Nouveau Musiciana". Paris 1890; John H. Mee, „The oldest music-room in Europe", London 1911.

[14]) Franz A. Stockhauſen komponierte hauptſächlich für die Harfe. Außer den verſchiedenſten Arrangements erſchien 1822 bei Pacini in Paris eine 4ſtimmige Messe mit Begleitung von 2 Harfen etc.; aufgeführt in Notre Dame am 20. 5. 1817. Desgl. u. a. „Souvenirs religieux", 3 airs sacrées pour soprano; als Manuſkript befindet ſich in Baſel in der Muſikabteilung der öffentlichen Bibliothek der Univerſität: „Vidimus stellam" f. Chor, Sopranſolo, Harfe und Orgel (1835). Vgl. auch: Fétis, Biographie universelle des musiciens. Paris 1865.

[15]) Staatszugehörigkeit vgl. Wilhelm Cahn: Kommentar zum Reichsgeſetz über die Erwerbung und den Verluſt der Reichs- und Staatsangehörigkeit vom 1. 6. 1870. Berlin 1908, Anm. zu § 25, S. 185: „Auch galt vor Erlaß des preuß. Geſetzes v. 31. 12. 1842 in Betreff des Verluſtes der preußiſchen Staatszugehörigkeit der Grundſatz, daß diejenigen Individuen als ausgeſchieden aus dem preußiſchen Untertanenverband angeſehen wurden, welche ihr Domizil in den diesſeitigen Staaten aufgegeben und ſich unter Umſtänden im Auslande niedergelaſſen hatten, aus denen die nicht beabſichtigte Rückkehr in die Heimat zu folgern war."

[16]) Edouard Stockhauſen ſtarb am 23. Oktober 1836 im Alter von acht Jahren; er hatte eine ſchöne Altſtimme beſeſſen und viel mit der Mutter zuſammen geſungen. Der Verluſt dieſes begabten Kindes ſpiegelt ſich in einem Brief von Charlotte Keſtner an ihren Bruder Auguſt vom 2. 4. 1838 (vgl. Keſtner-Köchlin, Briefwechſel zwiſchen Auguſt Keſtner und ſeiner Schweſter Charlotte. Straßburg 1904).

[17]) Karl Kienzl, geb. in Graz; geſt. 1874 zu Gebweiler; Organiſt und Muſiklehrer; 1830: Gründer und ſeither Dirigent der Konzerte der „Muſikaliſchen Geſellſchaft" (Société philharmonique) in Gebweiler, als deren Direktor er bis zu ſeinem Tode wirkte. Verf. der: Muſikaliſchen Geſchichte der Stadt Gebweiler, Mülhauſen 1868. — Vgl. die Lebenserinnerungen ſeines Großneffen, des Komponiſten Wilhelm Kienzl: „Meine Lebenswanderung", Stuttgart 1926.

[18]) Sigismund Ritter von Neukomm, geb. in Salzburg 10. 7. 1778; geſt. 3. 4. 1858 zu Paris; Komponiſt; Schüler von Haydn; 1809: Kapellmeiſter und Operndirektor am Kaiſerl. deutſchen

Theater in Petersburg; danach in Paris lebend, wo er zum Gefolge Tayellerands gehörte, und mit ihm viele Jahre reiſte. Seit Ende der 1830er Jahre Standquartier London und Paris (vgl. Frances von Bunsen: Chriſtian Carl Joſias Freiherr von Bunſen. Bd. 1, S. 264 f. und Bd. 3, S. 509).

[19]) Wilhelm Mangold, geb. in Darmſtadt 19. 11. 1796; geſt. 23. 5. 1875 daſelbſt; Leiter der Darmſtädter Oper von 1825—58; nannte ſich wie Franz Anton Stockhauſen: „Bruder in Beethoven" (vgl. Kniſpel: Bunte Bilder aus dem Kunſt- und Theaterleben, Darmſtadt 1901).

[20]) Ueber das Auftreten des Künſtlerpaares im Saale des Weidenbuſches in Frankfurt a. M. vgl. „Didaskalia" vom 8. 3. 1833.

[21]) Ernſt Reiter, geb. in Wertheim a. M. 30. 4. 1814; geſt. 14. 7. 1875 zu Baſel; ſeit 1840 Kapellmeiſter in Baſel; vermählt mit Joſephine, geb. Bildſtein, einer Kuſine von Julius Stockhauſen; geſt. 22. 4. 1854 zu Baſel.

[22]) Jean-Baptiste-Théodore Weckerlin, geb. in Gebweiler 9. 11. 1821; geſt. 20. 5. 1910 ebendort; Muſikſchriftſteller, Komponiſt; lebte in Paris. Seit 1876 Bibliothekar des Conservatoire in Paris.

[23]) Sir Charles Hallé (Karl Halle), geb. 11. 4. 1819 in Hagen i. W.; geſt. 25. 10. 1895 in Manchester. Hallé war zu jener Zeit (1847/48) in Paris mit Alard und Franchomme Veranſtalter von Kammermuſikſoireen im Salle du Conservatoire, die bald ſtärkſten Zulauf fanden. Quintette und Quartette von Schumann, Trios von Mendelsſohn, wurden u. a. durch dieſe Künſtler erſtmalig in Paris zu Gehör gebracht; 1848 ging Hallé wegen der politiſchen Ereigniſſe nach England, wo er blieb. Dort war er ſehr um die Pflege des Muſiklebens bemüht und iſt eine der einflußreichſten und bedeutendſten Perſönlichkeiten des dortigen Muſiklebens geweſen. Vermählt mit der Geigerin Neruda.

[24]) Henriette Niſſen-Saloman, geb. 12. 3. 1819 zu Gotenburg; geſt. 27. 8. 1879 in Bad Harzburg. Studierte Geſang bei Garcia, Klavier bei Chopin, ſeit 1859 erſte Geſangslehrerin am Petersburger Konſervatorium, veröffentlichte 1881 eine Geſangsſchule. Vgl. auch S. 291 f.

[25]) Manuel Garcia, geb. 17. 3. 1805 in Madrid; geſt. 1. 7. 1906 zu London. Einer der berühmteſten Geſangslehrer ſeiner Zeit; Erfinder des Kehlkopfſpiegels (1855), wofür ihn die Königsberger Univerſität zum Dr. med. hon. c. ernannte. 1840 ſandte er der franz. Akademie ein „Mémoire sur la voix humaine" (deutſch Wien 1878). Sein grundlegendes Werk iſt: Traité complet du chant, 1847, (deutſch von Wirth und Mangold), in abgekürzter Form als „Garcia-Schule" von Fritz Volbach 1899, und in zwei Bänden 1911 hrsg. Garcia war ſeit 1850 Lehrer in London an der Royal academy of music.

[26]) Charles Valentin Alkan ainé; geb. 30. 11. 1813 in Paris; geſt. 29. 3. 1888 daſelbſt; Pianiſt, Komponiſt.

[27]) Henri Herz, geb. in Wien 6. 1. 1806; geſt. 5. 1. 1888 in Paris, Klavierkomponiſt, Pianiſt; ſeit 1842 Profeſſor am Conservatoire; Inhaber eines Konzertſaales „Salle Herz" in Paris; Begründer einer Klavierfabrik, die Weltruf erlangte.

[28]) Camille Marie Stamati, geb. 23. 3. 1811 in Rom; geſt. 19. 4. 1870 zu Paris; Pianiſt und Komponiſt; Schüler von Kalkbrenner, Benoiſt und Reicha. 1836 verließ er Paris und ging nach Leipzig, um dort im Verkehr mit Schumann und Mendelsſohn Anregung und weitere Entwicklung zu erfahren. Seit jener Zeit eifriges Studium der Werke Bachs, Beethovens und Mozarts. Von 1848 an wirkte er als hervorragender Klavierpädagoge in Paris; u. a. war Saint-Saëns ſein Schüler.

[29]) Louis Antoine Eléonore Ponchard, geb. in Paris 31. 8. 1787, geſt. 6. 1. 1866. Berühmter Tenor; ſeit 1819 Geſangsprofeſſor am Conservatoire. Von 1812—37 Mitglied der Opéra comique in Paris.

[30]) Charles Legentil, geb. 5. 3. 1788 in Rouen; geſt. 1. 10. 1855 zu St. Ouen; économiste français. Vgl. Michaud, „Biographie universelle ancienne et moderne." T. 23.

[31]) Jacques Fromental Halévy, geb. 27. 5. 1799 zu Paris; geſt. 17. 3. 1862 in Nizza. Seit Fétis' Weggang nach Brüſſel erhielt er 1833 die erſte Profeſſur für Kontrapunkt und Fuge, 1840 die für Kompoſition am Conservatoire.

[32]) Matthäus Nagiller, geb. 24. 10. 1815 in Münſter i. Unterinntal; geſt. 8. 7. 1874; Schüler von Sechter in Wien; Lehrer für Kompoſition in Paris; gründete dort 1846 den „Mozartverein"; lebte und wirkte ſpäter in Innsbruck am Konſervatorium (vgl. Nekrolog in der Beilage zur „Augsb. Allgem. Ztg." v. 15. 7. 1874 und Allgemeine Deutſche Biographie, Bd. 23).

[33]) Eduard Silas, geb. 22. 8. 1827 in Amſterdam; geſt. 8. 2. 1909 zu London; muſikaliſches Wunderkind; Komponiſt; Schüler von Kalkbrenner, Benoist und Halévy. Lebte ſeit 1850 in London, wo er eine Organiſtenſtelle übernahm; Lehrer der Guildhall Muſikſchule und der Londoner Academy of Music.

[34]) Der Vater der Braut Marie Marcotte war ſeit deſſen Aufenthalt in Rom, wo er franzöſiſcher Beamter geweſen war, ein Freund des Malers Ingres. Ingres bot der jungen Frau Marie Legentil, geb. Marcotte 1852 ſein Gemälde „Jeanne d'Arc" an (vgl. Lili Fröhlich-Bum: Ingres, ſein Leben und ſein Stil. Wien 1924; auf Tf. 14 befindet ſich das Portrait des Vaters Marcotte).

[35]) Marietta Alboni, geb. 10. 3. 1823 zu Cesena; geſt. 23. 6. 1894 in Ville D'Avray bei Paris. Berühmte Altiſtin; Schülerin von Beſtolitti und Rossini zu Bologna; vgl. A. de Rovray im „Moniteur" v. 18. 10. 1857 über Mme. Alboni in „La Cenerentola" im Théatre impérial italien: „Si quelqu'un me demandait quel est le morceau de chant, que j'ai entendu le mieux exécuter depuis que je vais au théatre, je répondrais sans hésiter: C'est le rondo de la Cenerentola par l'Alboni. L'art ne va pas plus loin; c'est la perfection portée à ses dernières limites."

[36]) Ueber Julius Stockhauſens Erwerbung der Hamburger Staatszugehörigkeit vgl. S. 272 und Anmerkung 126.

[37]) Vgl. „Allgem. Muſik Ztg." Jg. 31, Nr. 10: „Zu Emanuel Garcias 100. Geburtstag (17. März 1905)".

[38]) Mit dem „Circulaire" iſt wahrſcheinlich die Anweiſung gemeint, die den neuen Commissairs in den Départements für die Vorbereitung der Wahlen zugingen.

[39]) Narcisse Girard, geb. in Mantes 27. 1. 1797; geſt. 16. 1. 1860 zu Paris; Schüler von Baillot; ſeit 1849 Dirigent der Concerts du Conservatoire.

[40]) Vgl. Stockhauſens Aufsatz „Wie ich Sänger wurde", im „Frankf. Generalanzeiger" vom 5. Auguſt 1898.

[41]) Cabarrus, docteur en médicine; Homöopath in Paris, „der alle Heiſerkeiten der Grand Opéra kuriert" (Stockhauſen an Reiter).

[42]) Ueber die Technik des Trillerns vgl. das Nähere in Stockhauſens Geſangsmethode (Leipzig, C. F. Peters) S. 85 ff. und in ſeiner Geſangstechnik (ebenda) S. 51 ff.

[43]) Pauline Viardot-Garcia, geb. 18. 7. 1821 in Paris; geſt. 18. 5. 1910 ebenda; eine der größten und intereſſanteſten Geſangsvirtuoſinnen, Schweſter und Schülerin Manuel Garcias; Schweſter der Sängerin Malibran. Aeußerſt vielſeitig begabt für Sprachen, Zeichnen, Klavierſpiel, Kompoſition. Stilgefühl, Intelligenz und raſtloſer Fleiß ließen ſie die höchſte Stufe der Könnerſchaft auf dem Gebiete des Geſanges erreichen, ſowohl als dramatiſche Opernſängerin, wie als Konzertſängerin. Ihr Hauptwohnſitz blieb Paris. Später lebte ſie in Baden-Baden und wirkte dort als Geſangslehrerin.

[44]) Chriſtian Karl Joſias von Bunſen; geb. 25. 8. 1791 in Cordach (Waldeck); geſt. 28. 11. 1860 in Bonn; Theologe, Hiſtoriker, Archäologe, Diplomat; 1851: Preußiſcher Geſandter in London.

[45]) Sir Henri Bishop, geb. 18. 11. 1786 in London; geſt. 30. 4. 1855. Komponiſt und engliſcher National-Tondichter. Univerſitätsprofeſſor in Oxfort und Edinburg; 1813 zum Leiter der neugegründeten Philharmoniſchen Geſellſchaft ernannt; Profeſſor an der Royal Academy.

[46]) Nicholas Wiseman, geb. in Sevilla 2. 8. 1802; geſt. 15. 2. 1865 zu London. Papſt Pius IX. ſtellte durch Bulle von 1850 die katholiſche Hierarchie in England wieder her und ernannte Wiseman am 30. 9. 1850 zum Kardinal und Erzbiſchof von Weſtminſter. Das Verbot zur Führung dieſes Titels durch die Regierung (Kirchentitelbill) blieb praktiſch ohne Bedeutung; Wiseman ſetzte den engliſchen Katholiken ſeine neue Stellung in „Three lectures on the Catholic Hierarchy, delivered in St. Georges, Southwark" auseinander. Es gelang Wisemann, der ſich als „reviver of the Roman catholic hierarchy" fühlte allmählich, den ſcharfen Gegenſatz zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, die ſeine Ernennung hervorgerufen hatte, zu mildern (vgl. Dictionary of National Biography. London 1900).

[47]) Julius Benedict, geb. 24. 12. 1804 in Stuttgart; geſt. 5. 6. 1885. Klavierſpieler; Komponiſt; war für Kompoſition faſt der einzige Schüler C. M. von Webers geweſen. Nach vielen Konzertreiſen kam er 1835 nach London, und blieb in England anſäſſig. Schrieb mehrere Opern, mit denen er in Deutſchland keinen Erfolg hatte, aber in England. War 1850/51 der Begleiter Jenny Linds nach Amerika. Als Orcheſterdirigent hatte er in England bedeutenden Ruf; ſeit 1859 beſonders als Leiter der Monday popular concerts.

[48]) Zitat aus der Baßarie des „Messias": „Warum denn raſen und toben die Heiden im Zorne".

[49]) Der deutſche evangeliſche Gottesdienſt in Rom fand ſeit 1819 in der Kapelle des preußiſchen Geſandtſchaftsgebäudes Palazzo Orsini ſtatt; 1899 wurde die deutſch-evangeliſche Gemeinde ge-

bildet. Die Grundſteinlegung für eine eigene Kirche, Pfarr- und Gemeindehaus erfolgte am 2. Juni 1911.

[50]) Bei Erwähnung des Berliner Domchors vgl. auch S. 157.

[51]) Bei Beſprechung der Konzerte des Jahres 1851 heißt es in Fosters „History of the Philharmonic Society of London" S. 219: „A selection from Spohrs „Jessonda", the „Midsummer Night's Dream" music, and the Choral Symphony were all rendered at this concert and Mr. Julius Stockhausen, one of the remarkable singers of that period, made his first appearance. He sang at three of this season's concerts, creating considerable effect."

[52]) Vincenz Lachner, geb. 19. 7. 1811 zu Rain i. Oberbayern; geſt. 22. 1. 1893 in Karlsruhe; Hofkapellmeiſter in Mannheim von 1836—1873; zuletzt Lehrer am Karlsruher Konſervatorium.

[53]) Eduard Devrient, geb. 11. 8. 1801 in Berlin; geſt. 4. 10. 1877 zu Karlsruhe. Baritonſänger, Tonkünſtler, dramaturgiſcher Schriftſteller, Bühnendichter, Oberregiſſeur in Dresden; ſeit 1852 Direktor des Hoftheaters in Karlsruhe. Verfaſſer d. „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt".

[54]) Philipp Johann Düringer, geb. 23. 7. 1807 in Mannheim; geſt. 12. 5. 1870 in Coburg. Schauſpieler; Regiſſeur am Stadttheater in Leipzig, am Kgl. Schauſpielhaus in Berlin u. a.; 1861 techniſcher und artiſtiſcher Direktor daſelbſt. 1869 in den Ruheſtand getreten. Verfaſſer einer Lortzingbiographie.

[55]) Otto Devrient, älteſter Sohn von Eduard Devrient, war Schauſpieler, ſpäter Regiſſeur und Charakterſpieler am Weimarer Hoftheater; 1877/78: Intendant in Frankfurt a. M. Verfaſſer der Volksſchauſpiele „Luther", „Guſtav Adolf". Starb am 23. Juni 1894 zu Stettin.

[56]) Anton Haizinger, geb. 14. 3. 1796 in Wilfersdorf in Unteröſterreich; geſt. 31. 12. 1869 zu Karlsruhe; berühmter Tenoriſt; wirkte ſeit 1828 am Hoftheater in Karlsruhe; ſeine zweite Frau war die ſpäter in Wien an der Burg berühmte Schauſpielerin Amalie Neumann-Haizinger, geb. Morſtadt.

[57]) Heinrich Eſſer, geb. 15. 7. 1818 in Mannheim; geſt. 3. 6. 1872 zu Salzburg; deutſcher Tonkünſtler und Liederkomponiſt. Seit 1847 Kapellmeiſter in Wien; einige Zeit Dirigent der Sinfoniekonzerte des Philharmoniſchen Vereins in Wien.

[58]) Den „Haß auf die Welt", den „Fluch der Affekte", wie er in jener katholiſchen Auffaſſung des Komödiantenberufs im Gegenſatz zu Stockhauſens Auffaſſung davon hervortritt, hat Nietzſche 1886 im „Verſuch einer Selbſtkritik" ſo deutlich umgewertet, daß es hier im Wortlaut wiedergegeben ſei: „In Wahrheit, es gibt zu der rein äſthetiſchen Weltauslegung und Welt-Rechtfertigung, wie ſie in dieſem Buche gelehrt wird, keinen größeren Gegenſatz als die chriſtliche Lehre, welche nur moraliſch iſt und ſein will und mit ihren abſoluten Maßen, zum Beiſpiel ſchon mit ihrer Wahrhaftigkeit Gottes, die Kunſt, jede Kunſt ins Reich der Lüge verweiſt, — das heißt verneint, verdammt, verurteilt. Hinter einer derartigen Denk- und Wertungsweiſe, welche kunſtfeindlich ſein muß, ſo lange ſie irgendwie echt iſt, empfand ich von jeher auch das Lebensfeindliche, den ingrimmigen rachſüchtigen Widerwillen gegen das Leben ſelbſt: denn alles Leben ruht auf Schein, Kunſt, Täuſchung, Optik, Notwendigkeit des Perſpektiviſchen und des Irrtums."

[59]) Vgl. Litzmann, Bd. 2, S. 326.

[60]) François Augüste Gevaert, geb. 31. 7. 1828 in dem oſtflandriſchen Dorfe Huisse; geſt. 24. 12. 1908 in Brüſſel. Berühmter belgiſcher Komponiſt, Muſikkenner und Pädagoge; Fétis' Nachfolger in der Leitung des Konſervatoriums in Brüssel.

[61]) Heinrich Stockhauſen, geb. 11. 4. 1832 in London; ſtudierte in Paris das Eiſenbahningenieurfach und trat ſpäter in Wien in die Dienſte einer franzöſiſchen Geſellſchaft; geſt. ebenda 29. 4. 1897.

[62]) Gabriel Monod, geb. 7. 5. 1844 in Ingouville bei Le Havre; geſt. 10. 4. 1912. Hiſtoriker; Hrsg. der „Revue historique". Hatte ſeine Studien in Göttingen abſolviert; ſchrieb u. a.: „Allemands et Français. Souvenirs de la Campagne", Paris 1871.

[63]) A. de Rovray, Kritiker des „Moniteur"; der erwähnte Artikel vom 29. 4. 1855 gibt vier Gründe an für die Gleichgültigkeit, die das Pariſer Publikum den Konzerten gegenüber hegt: 1. eine zu große Anzahl von Konzerten; 2. die Ueberzahl eitler Mittelmäßigkeiten, die ſich hören läßt; 3. ſchlechte Auswahl der Stücke; 4. die zur Verzweiflung bringende Eintönigkeit der Programme.

[64]) Cathérine Troubetskoi, ſpäterhin vermählt mit Fürſt Orloff; ſtarb 1875 in St. Moritz.

[65]) Das Auftreten Stockhauſens im Muſeumskonzert in Frankfurt am Main vom 1. 2. 1856 blieb, ſoweit ich an Hand der Akten der Muſeumsgeſellſchaft ermitteln konnte, das einzige in dieſer Geſellſchaft, bis er am 16. 3. 1884 noch einmal in einer Matinee der Muſeumsgeſellſchaft mitwirkte, die zu Ehren der Anweſenheit von Johannes Brahms veranſtaltet wurde (vgl. S. 438). Von ſeinen Schülern traten ſpäterhin mehrfach in den Konzerten der Muſeumsgeſellſchaft auf: Adele Aßmann, Jenny Hahn, Fides Keller, Antonia Kufferath, Sophie Löwe, Hermine Spieß, Karl Scheidemantel, Robert Kaufmann u. a. — Im Cäcilienverein ſang er am 18. 4. 1862, 3. 4. 1885 und 9. 4. 1886 die Jeſuspartie in der Bachſchen Matthäuspaſſion; am 29. 11. 1878 im „Deutſchen Requiem" von Brahms. — Im Rühlſchen Verein trat er einmal, und zwar am 19. 10. 1873 in den „Szenen aus Goethes Fauſt" von Schumann auf.

[66]) Heinrich Henkel, geb. 16. 2. 1822 in Fulda; geſt. 10. 4. 1899 zu Frankfurt a. M. Seit 1859 Leiter des Philharmoniſchen Vereins in Frankfurt a. M.; Begründer der dort am 1. 10. 1860 eröffneten Frankfurter Muſikſchule, deren Direktor er bis zu ſeinem Tode blieb. Seine Tochter Sophie Henkel wurde ſeine Nachfolgerin auf dieſem Poſten.

[67]) Otto Müller, geb. 1. 6. 1816 in Schotten (Heſſen); geſt. 6. 8. 1894 in Stuttgart. Redigierte u. a. das „Frankfurter Konverſationsblatt", 1854 „Die Deutſche Bibliothek" und gründete die Wochenſchrift „Das Frankfurter Muſeum". Verfaſſer mehrerer Erzählungen und Romane, u. a.: „Der Stadtſchultheiß von Frankfurt". Stuttgart 1856.

[68]) Die mit Clara Schumann befreundete Familie Preußer in Leipzig war im Begriff nach Lockwitz bei Dresden überzuſiedeln und vor der endgültigen Trennung von den Leipziger Freunden fand jene Abſchiedsmatinee ſtatt (vgl. Litzmann, Bd. 2, S. 403).

[69]) Wilhelmine Schröder-Devrient, geb. 6. 12. 1804 in Hamburg; geſt. 26. 1. 1860 in Koburg.

Eine der gefeiertſten Bühnenſängerinnen ihrer Zeit; von 1821—1847 Mitglied der Dresdner Oper; vermählte ſich 1850 in dritter Ehe mit dem kurländiſchen Baron von Bock. Nachdem ſie ſich von der Bühnenlaufbahn zurückgezogen hatte, trat ſie 1856 in Berlin als Liederſängerin wieder auf.

[70]) Wilhelm Müller, geb. 7. 10. 1794 in Deſſau; geſt. ebenda 1827. In ſeinem Büchlein: „Aus den hinterlaſſenen Papieren eines Waldhorniſten", das die Zyklus-Dichtung „Die ſchöne Müllerin" enthält, heißt es: „Ich kann weder ſpielen noch ſingen und wenn ich dichte, ſo ſinge ich doch und ſpiele auch. Wenn ich die Weiſen von mir geben könnte, ſo würden meine Lieder beſſer gefallen als jetzt. Aber getroſt, es kann ſich ja eine gleichgeſinnte Seele finden, die die Weiſe aus den Worten heraushorcht und ſie mir zurückgibt."

[71]) Klaus Groth, geb. 24. 4. 1819 in Heide i. Holſtein; geſt. 1. 6. 1899 zu Kiel. In ſeinen „Lebenserinnerungen", Kiel 1891, ſchreibt Groth: „Ich ſtand und ſtehe im allerbehaglichſten Verkehr mit Muſikern wie Brahms, Stockhauſen, den Joachims, Hermine Spieß u. s. w. Die Muſik bringt mir noch den einzigen Sonnenſchein, und wenn Brahms etwas von mir komponiert, ſo empfinde ich das immer wie die Verleihung eines Verdienſtordens."

[72]) Vgl. Kalbeck Bd. 1, S. 284 ff. und Schumann-Brahms-Briefwechſel Bd. 1, S. 189.

[73]) Zum Engagement Stockhauſens in Paris ſchrieb Otto Jahn an H. Härtel in Leipzig am 22. 10. 1856: „Ich wäre begierig zu hören, ob Sie einverſtanden ſind mit dem, was ich über Stockhauſen[in den „Grenzboten"] geſagt habe; viele werden es übertrieben finden, allein ich bin auf ihn und auf mich ſelbſt recht aufmerkſam geweſen und konnte nicht anders. Mir ſcheint auch, daß die Kritik nicht die Aufgabe hat, allenthalben noch etwas auszuſetzen und zu mäkeln, ſondern jedes ſeinem wahren Wert nach zur Geltung zu bringen, alſo das Vorzügliche und echt Künſtleriſche auch als ſolches. Ich habe ihn nachher hier und in Köln gehört, und mich immer wieder erfreuet. Er ſagt, es wäre ſo gut als gewiß, daß er den Winter in Leipzig ſingen würde; nun leſe ich aber, daß er in Paris engagiert iſt; das tut mir ſehr leid. Ich ſollte denken, wenn ein ſolcher Sänger längere Zeit gehört würde, das könnte nicht ohne Einfluß bleiben auf Urteil und Bildung in der Kunſt" (aus: Otto Jahn in ſeinen Briefen hrsg. von Eugen Peterſen. Leipzig 1913).

[74]) Zitat aus dem Briefe eines katholiſchen Geiſtlichen, den ich zu meiner eigenen Belehrung um Beurteilung dieſer Konflikte gebeten hatte.

[75]) Garcia hatte im März 1855 der „Royal Society" ſeine „Physiological Observations on the Human Voice" unterbreitet, die im 7. Bd. der „Proceedings of the Royal Society" abgedruckt worden waren. In dieſer Schrift legte er die Ergebniſſe dar, zu denen er auf Grund ſeiner Erfindung des Kehlkopfſpiegels gekommen war.

[76]) Ary Scheffer, geb. 10. 2. 1795 in Dordrecht; geſt. 15. 6. 1858 in Argenteuil. Maler; vgl. u. a. „Life and letters of Charles Hallé. London 1896; Frances von Bunſen: „Chr. C. Josias Freiherr von Bunſen". Bd. 1—3. Leipzig 1868—1871.

[77]) Emil Stockhauſen, geb. 17. 8. 1842 in Baſel; geſt. 14. 12. 1871 in Wien. Studierte auf dem Polytechnikum in Zürich als Ingenieur; ſattelte ſpäter um und wurde, mit ſeinem Bruder Henri zuſammen in Wien lebend, Schüler des dortigen Konſervatoriums für Violine.

[78]) Stockhausen hatte am 24. Februar im Gewandhauskonzert im 1. Teil der „Szenen aus Goethes Faust“ von Schumann mitgewirkt, und sang am 3. und 10. März nochmals im Gewandhaus; vgl. Schumann-Brahms-Briefwechsel Bd. 1, S. 247.

[79]) In einem späteren Brief an seinen Bruder Franz schreibt Stockhausen über einen seiner Schüler: „Quant à * * * il n'a jamais sû ce que c'est que la mesure et il ne l'a pas apprise en la battant. Malheureusement la mode du „Fidelboge“ que le père [Sebastian] Bildstein [Organist in Gebweiler i. E.] brisait sur les têtes de ces éléves, est passée, autrement je lui aurais fait sentir les temps forts, les „Schläg“ et „Doppelschläg“ pendant les leçons!“

[80]) Vgl. Georg Fischer, „Opern und Konzerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866.“ Hannover 1899. S. 323 ff.

[81]) Vgl. Kalbeck, „Johannes Brahms“, Bd. 1, S. 364 ff. und Schumann-Brahms-Briefwechsel, Bd. 1, S. 250 ff.

[82]) Zum Brief aus London vom 6. Juni 1859 vgl. Litzmann, Bd. 3, S. 57 Anm.

[83]) Vgl. Monod, „Briefe von Malvida von Meysenbug an ihre Mutter“ (aus Paris vom 23. Nov. 1859), veröffentlicht in der Deutschen Revue Jg. 31—33. Stuttgart 1906—1908.

[84]) Eduard Möller, geb. 3. 4. 1807 in Bremen; gest. 8. 1. 1886 ebenda; war von 1840—1860 Vorstand der Privatkonzerte des Bremer Musikvereins; Autorität auf dem Gebiete des Geigenbaus.

[85]) „Normalton“. Ueber die Ursachen, warum eine Prüfung und allgemeine Behandlung der Frage notwendig geworden war, vgl. Berlioz: „Die Normalstimmung“ in „A travers chant“ (Gesammelte Schriften, hrsg. v. Pohl, Bd. 1).

[86]) Sehen wir davon ab, daß dieser Schlußsatz hier im Zusammenhang mit theologischen Erörterungen steht und dadurch enger wirkt als er empfunden ist, und setzen wir „Eros“ statt „Gott“, so erinnern diese Worte an die Stelle bei Ludwig Klages, wo er über das Wesen des erotischen Rausches spricht: „Er kann sich vollenden beim bloßen Anblick eines geliebten Wesens, und das mag ein gegengeschlechtliches Wesen, aber auch ein gleichgeschlechtliches, es mag ein Tier, eine Pflanze sein; und er kann sich nicht minder vollenden beim Riechen eines Duftes, Schmecken eines Weines, Hören eines Klanges, Betasten eines tropfenden Zweiges. Er kann im Wachen erwachen wie im betäubendsten Traum. Er feiert seine Orgien unter dem Wehen der Frühlingsstürme, angesichts des sternbesäten Firmamentes, im Schlossenschauer, auf flammendem Bergesgrat, im Toben der Meeresbrandung, unter dem Wetterleuchten der „ersten Liebe“, aber nicht weniger in der Umarmung des Schicksals, das seinen Träger zermalmt. Er ist Wollust zugleich des Aufgangs und Unterganges; Wollust, der Sterben und Tod zur wehvoll seligen Wandlung wird! Im Ewigkeitsaugenblick seiner Vollkommenheit liegt: entfesseltes Rasen oder kristallene Entrücktheit“ („Vom Kosmogonischen Eros“, München, Georg Müller). — Innere Schau — Entrücktheit — Ekstase —, immer kehren in den zeitgenössischen Berichten und Aussagen über Stockhausens Gesang diese Motive als Ursache seiner Wirkung auf die Zuhörer wieder. —

[87]) 1896, anläßlich seines 70. Geburtstages verlieh ihm Kaiser Wilhelm II. die Große goldene Medaille für Kunst.

[88]) Elisabeth Ney, geb. 1830 in Münster i. W.; gest. im Juli 1907 in Austin i. Texas. Bildhauerin, Schülerin der Berliner Akademie. Lebte in München, war dann viele Jahre in Amerika (Texas) tätig. Schöpferin der Büsten von Amalie Joachim, Garibaldi, J. Grimm, Schopenhauer, Bismarck u. a. (vgl. auch „Biographisches Jahrbuch" Bd. 12). Ob E. Ney Stockhausen modelliert hat, ist unbekannt. — Ottilie W. Roederstein malte 1893 ein lebensvolles Portrait von ihm, das sich im Besitz der Familie befindet.

[89]) Die „Revue germanique" wurde durch Charles Dollfus und A. Nefftzer 1858 begründet. Ernest Renan leitete die Zeitschrift durch einen Brief an die Herausgeber ein und gab als ihr Ziel an, ein vollständiges Bild vom Stand der Forschungen in Deutschland zu geben. Später hieß sie „Revue germanique et française", schließlich „Revue moderne" (vgl. u. a. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich Bd. 2, II. S. 61 ff.).

[90]) H. Wallon untersagte in seinem Buch: „De la croyance à l'Evangile" der Kritik die Prüfung sowohl eines Werkes wie der Iliade, als auch der Heiligen Schrift. Nicht nur deutsche Kritiker wie David Strauß, sondern auch dessen franz. Anhänger E. Renan wurden von ihm in Bann getan (vgl. Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich Bd. 2, II. S. 66 ff.).

[91]) Familie Kyllmann, Bonn, hatte drei Töchter: Addy, Helene und Ida (verehelichte Dunklenberg). Die beiden ersteren vermählten sich mit zwei Brüdern Simons; Louis Simons, Textilfabrikant in Elberfeld, und seine Gattin Helene blieben Stockhausen durch treueste Freundschaft zeitlebens verbunden.

[92]) Garcias Kehlkopfspiegel wurde 1857 zum ersten Mal zu diagnostischen Zwecken angewandt. J. N. Czermak (Budapest), der durch Türck (Wien) Kenntnis von dem Laryngoskop erhielt, verbesserte das Instrument wesentlich, indem er es unabhängig von dem einfallenden Sonnenlicht machte. Er war es, der die Vielseitigkeit der Verwendungsarten ausprobierte: „If Garcia was the founder, Czermak was the apostle of laryngology" (Sterling-Mackinlay, „Garcia, the Centenarian". London 1908 p. 204 ff.).

[93]) Cécile Stockhausen trat in die Gemeinschaft der Soeurs du Sacré Coeur ein, und war viele Jahre lang mère supérieure im Hôpital Civil zu Poligny (Jura), dessen Nonnen dem Mutterhause in Besançon unterstanden. Sie starb 79jährig in Poligny am 6. 3. 1915. Als Beweggrund für ihren Eintritt ins Kloster galt späterhin die Vermutung, sie habe den Schritt um ihres Bruders Julius willen getan. Als ich sie 1913 in Poligny besuchte, war sie durchdrungen davon, daß Gott ihre Gebete für ihn erhört habe.

[94]) Vgl. Feuilleton der „Frkf. Ztg." vom 21. Juli 1898.

[95]) Stockhausen sang in diesem Jahr die Jesuspartie am 24. März in Köln, 26. März in Aachen und am 29. März in Darmstadt.

[96]) Vgl. Kalbeck, Bd. 1, S. 444 ff. und: Schumann-Brahms-Briefwechsel Bd. 1, S. 360 ff.

[97]) Adèle Stockhausen vermählte sich am 24. 6. 1861 mit dem Arzt Emil Macker in Kolmar; sie starb 84jährig daselbst am 24. 7. 1921.

[98]) Friedrich Riggenbach-Stehlin, geb. 11. 9. 1821; geſt. 3. 3. 1904 zu Baſel. Bankier, bedeutender Förderer des Muſiklebens in Baſel; Botaniker und Enthomologe (vgl. Gedenkſchrift von Emanuel Probſt, Privatdruck, Baſel).

[99]) Carl G. P. Grädener, geb. 14. 1. 1812 in Roſtock; geſt. 10. 6. 1883 in Hamburg. Komponiſt und Theoretiker in Hamburg.

[100]) Ferdinand Hiller, geb. 24. 10. 1811 in Frankfurt a. M.; geſt. 10. 5. 1885 in Köln. Pianiſt, Komponiſt und Lehrer; von 1850 an ſtädtiſcher Kapellmeiſter in Köln und Leiter des dortigen Konſervatoriums. — Ueber die erſte vollſtändige Aufführung der „Szenen aus Goethes Fauſt" vgl. Litzmann, „Clara Schumann", Bd. 3, S. 114 und Schumann-Brahms-Briefwechſel Bd. 1, S. 391 f.

[101]) „Ich ſeh's am Glanze", vgl. Bernhard Scholz, Verklungene Weiſen. Mainz 1911, S. 127.

[102]) Vgl. Litzmann, Bd. 3, S. 115, und Anm. über ihr Konzert in Gebweiler; S. 116 ff. über ihren Pariſer Aufenthalt; dsgl. Schumann-Brahms-Briefwechſel, Bd. 1, S. 394 ff.

[103]) Xaver Segesser auf Rigi-Kaltbad kaufte auf Drängen einiger Stammgäſte und mit deren Unterſtützung den erwähnten Flügel, um Künſtler herbei zu locken.

[104]) „Ich ſelbſt habe, nachdem ich bereits öffentlich die ſchwierigſten Koloraturarien der italieniſchen u. franzöſiſchen Schule vorgetragen hatte, noch Jahre lang an folgender Figur der Arie aus Bachs Kantate „Liebſter Gott, wann werd' ich ſterben" zu üben gehabt: „Doch weichet, weichet, weichet, ihr tollen, vergeblichen Sorgen, vergeblichen Sorgen" in zwei Figuren (Stockhauſen, „Geſangsmethode", Leipzig 1884, S. 108 f.).

[105]) Addie Kyllmann vgl. Anm. 91 „Familie Kyllmann".

[106]) Zu Familie Simons vgl. Anm. 91 „Familie Kyllmann".

[107]) Friedrich Wilhelm Grund, geb. 7. 10. 1791 in Hamburg; geſt. 24. 11. 1874 ebenda. Dirigent und Muſiklehrer. Gründete 1819 die Hamburger Singakademie, und übernahm 1828 die Philharmoniſchen Konzerte, die er bis 1862 dirigierte.

[108]) Vgl. Schumann-Brahms-Briefwechſel Bd. 1, S. 412 ff. — Ueber Stockhauſens „idealiſtiſches Dirigenten-Duo-Freundſchaftsverhältnis mit Brahms" vgl. auch Klara Schumann an Theodor Kirchner vom 5. 12. 1863 in Litzmann Bd. 3, S. 135.

[109]) Brahms Brief an Stockhauſen vom 22. 7. 1862 hat ſich nicht im Nachlaß gefunden. Der erſte der vorhandenen Briefe datiert von Anfang 1864 (vgl. S. 269). Die Veröffentlichung der Briefe Brahms geſchieht im Einvernehmen mit der Deutſchen Brahms-Geſellſchaft m. b. H., (Berlin).

[110]) Vgl. auch die Zeitungsnotiz in „Les Echos du Rhin" vom 2. 1. 1863 unter der Ueberſchrift: „Des Sociètés de musique".

[111]) Mit Bezug auf dieſe Bemühung, das Elſaß auf ſeine Weiſe zu „erobern", nennt er in einem ſpäteren Brief an ſeine Frau, Bismarck ſeinen „Kollegen" (vgl. S. 313).

[112]) Amalie Schneeweiß, (Weiß war ihr Bühnenname) ſpäter Gattin Joſeph Joachims, geb. in Marburg in Steiermark 10. 5. 1839; geſt. 3. 2. 1899 zu Berlin, eine der gefeiertſten Sängerinnen ihrer Zeit. Unter vielen anderen Zeugniſſen ihrer hohen Künſtlerſchaft ſei an die wenigen Worte erinnert, die der Referent der „Kölniſchen Zeitung" anläßlich der Gedächtnisfeier für Robert Schumann über das „Ewig-Weibliche in dem Geſang der Frau Joachim" ſchrieb: „... dieſer großen, klaren, ruhigen Schönheit mit dem unnennbaren Zauber in der geiſtigen Hoheit, eine mild glänzende und in erregten Momenten mächtig wachſende Lichtgeſtalt" (Kölniſche Ztg." Nr. 299, 2. Blatt, vom 19. 8. 1873).

[113]) Vgl. Litzmann, „Clara Schumann" Bd. 3, S. 137 f.

[114]) Ellen Franz, geb. 30. 5. 1839 in Naumburg; geſt. 24. 3. 1923 zu Meiningen. Schauſpielerin an den Theatern von Koburg, Stettin, Oldenburg und Mannheim; von 1867—1873 an der Meininger Bühne tätig. Seit 18. 3. 1873 morganatiſche Gemahlin des Herzogs Georg II. von Sachſen-Meiningen, als welche ſie den Namen einer Freifrau von Heldburg erhielt (vgl. „Fünfzig Jahre Glück und Leid. Ein Leben in Briefen aus den Jahren 1873—1923". Leipzig 1926).

[115]) Zitat aus Shakespeare: „Viel Lärm um Nichts". 2. Akt. 1. Szene: Beatrice zu Leonato: „Die Schuld wird an der Muſik liegen, Muhme ... Denn ſiehſt Du, Hero, freien, heiraten und bereuen ſind wie die Courante, eine Menuett und eine Pavana; der erſte Antrag iſt heiß und raſch wie eine Courante, und ebenſo fantaſtiſch; die Hochzeit manierlich, ſittſam wie eine Menuett, voll altfränkiſcher Feierlichkeit; und dann kommt die Reue und fällt mit ihren lahmen Beinen in die Pavana immer ſchwerer, bis ſie in ihr Grab ſinkt."

[116]) 1. Strophe des „Altdeutſchen Liedes" von Mendelsſohn, op. 57, Text von Heinrich Schreiber.

[117]) In einem Brief von Stockhauſen an Joſeph Joachim findet ſich die Nachſchrift: „Iſt es wahr, daß Brahms als Direktor des Stegmayerſchen Vereins nach Wien überſiedelt [?] Das wäre Pech für mich!"

[118]) Emil Hegar, geb. 3. 1. 1843 in Baſel; geſt. 12. 6. 1921 ebenda. Schüler des Leipziger Konſervatoriums, 1866 erſter Celliſt des Gewandhausorcheſters und Lehrer am Leipziger Konſervatorium; mußte infolge eines Leidens ſeinen Beruf als Celliſt aufgeben und ſtudierte Geſang; wurde ſpäterhin Geſanglehrer an der Muſikſchule in Baſel.

[119]) Vgl. Schumann-Brahms-Briefwechſel Bd. 1, S. 433.

[120]) Ernſt Rudorff, geb. 18. 1. 1840 in Berlin; geſt. 31. 12. 1916 zu Berlin-Lichterfelde. Pianiſt, Komponiſt, Dirigent des Sternſchen Geſangvereins (1880—90); von 1868 an bis zu ſeinem Tode erſter Lehrer und Direktor der Klavierabteilung an der Kgl. Hochſchule für Muſik in Berlin.

[121]) Vgl. Schumann-Brahms-Briefwechſel Bd. 1, S. 435 f.

[122]) Heinrich Adolf Meyer, geb. 11. 9. 1822 in Hamburg; geſt. 1. 5. 1889 in Forſteck bei Kiel; vgl. „Erinnerungen an Dr. Heinrich Adolf M. Nach ſeinen eigenen Aufzeichnungen". Enth. auch: „Kurzer Abriß der wiſſenſchaftlichen Tätigkeit Meyers" von G. Karſten und „Am Sarge", Abſchiedsworte von Dr. Albert Hänel. Hamburg. Privatdruck, 1890; dsgl. über Meyer in Seelig: „Klaus Groth". Hamburg 1924; und in Bd. 11 des „Biographiſchen Jahrbuches" in dem

Nachruf auf Karl Schurz, deſſen Gattin Margarethe, geb. Meyer, eine Schweſter von Heinrich Adolf M. geweſen war.

[123]) Charitas Biſchoff, geb. Dietrich: Tochter der Naturforſcherin Amalie Dietrich, deren romanhafte Lebensbeſchreibung ſie unter dem Titel „Amalie Dietrich" Berlin 1909 bei Grothe herausgab. Ebenſo veröffentlichte ſie „Bilder aus meinem Leben" Berlin 1912; das Kapitel „An der Alſter 24a" ſchildert die Häuslichkeit von Adolph und Marie Meyer.

[124]) Das erwähnte Muſikfeſt kam nicht zu ſtande; es fand erſt am 29., 31. Mai und 1. Juni 1866 ſtatt.

[125]) Der Glückwunſch, mit dem Stockhauſen zur Hochzeit von Joachim am 10. 6. 1863 gratuliert hatte, lautete: „Das Glück liegt in Eurer Hand. Laßt es nicht los. Dieſes mein Hochzeitswunſch".

[126]) Der am 13. Mai 1864 von Stockhauſen geleiſtete Bürgereid hatte folgenden Wortlaut (Wedde-Protokoll A. 1864. Fol. 558): „Ich gelobe und ſchwöre zu Gott, dem Allmächtigen, daß ich der freien und Hanſeſtadt Hamburg und dem Senat treu und hold ſeyn, das Beſte der Stadt ſuchen und Schaden von ihr abwenden will, ſo viel ich vermag: daß ich die Verfaſſung und die Geſetze gewiſſenhaft beobachten, alle Steuern und Abgaben, wie ſie jetzt beſtehen und künftig zwiſchen dem Senat und der Bürgerſchaft vereinbart werden, redlich und unweigerlich entrichten, und dabei, als ein rechtſchaffner Mann, niemals meinen Vorteil zum Schaden der Stadt ſuchen will. So wahr mir Gott helfe!"

[127]) Brahms gab die Stellung als Leiter der Singakademie in Wien auf. — Häusliche Konflikte im Elternhaus riefen ihn in der zweiten Juniwoche nach Hamburg, als Stockhauſen bereits auf der Hochzeitsreiſe war (vgl. Kalbeck Bd. 2 I, S. 142 ff).

[128]) Guſtav Baur, geb. 1816 in Hammelbach i. Odenwald; geſt. 1889. Seit 1861 Hauptpaſtor an St. Jakobi in Hamburg bis 1870; 1871 bis 1889 Profeſſor in Leipzig. Stammte aus altberühmtem Theologengeſchlecht.

[129]) Stockhauſen erwähnt hier nichts von dem viertägigen Beſuch bei Clara Schumann in Baden-Baden; vgl. Schumann-Brahms-Briefwechſel Bd. 1, S. 456.

[130]) Louis Mandl, geb. zu Peſt 1812; geſt. 5. 7. 1881 in Paris; Anatom; las an der Medizinischen Klinik in Paris über die Krankheiten der Stimmorgane. Veröffentlichte 1872 ebendort ſein Buch: „Traité pratique des maladies du larynx et du pharynx". Näheres in „Allg. Deutſche Biographie", Bd. 20.

[131]) Vgl. Richard Wagners Geſammelte Schriften und Dichtungen, Bd. 8. Leipzig 1873, enthaltend: „Bericht an S. M. König Ludwig II. von Bayern über eine in München zu errichtende deutſche Muſikſchule". Eine Kommiſſion, unter dem Vorſitz des Intendanten von Perfall lehnte die unter dem 31. 3. 1865 eingereichten Vorſchläge Wagners als „allzu koſtſpielig" ab (Glasenapp, Das Leben Wagners Bd. 4).

[132]) Frau Eva Chamberlain, geb. Wagner, antwortete mir am 18. 2 1913 auf meine Bitte, die Antworten meines Vaters auf dieſen und den auf Seite 194 abgedruckten Brief Wagners ken-

nen lernen zu dürfen: „Leider kann meine Mutter Ihnen nicht mit dem Einblick in die Briefe Ihres Vaters dienen, indem — einer alten häuslichen Gepflogenheit nach — auch diese, wie so zahlreiche andere, vernichtet wurden!" — Im gleichen Briefe läßt Frau Wagner mich bitten, für den Fall einer Briefpublikation von einer Veröffentlichung ihrer eigenen Briefe an meinen Vater absehen zu wollen, „indem es von jeher ihr Wunsch gewesen sei, abseits von der Oeffentlichkeit sich zu halten". Trotz dieser Bitte bringe ich auf S. 480 f. einige der Briefe von Frau Cosima Wagner zum Abdruck, da ich sie wegen ihres bedeutsamen Inhaltes mit Bezug auf meinen Vater nicht unterdrücken kann. — Zur Vernichtung der in Rede stehenden Briefe meines Vaters vgl. auch: „Peter Cornelius" von Carl Maria Cornelius. Bd. 2, S. 247 ff. Regensburg 1925.

[133]) Franz Stockhausen, geb. 30. 1. 1839 in Gebweiler; gest. 4. 1. 1926 zu Straßburg. Zwei Jahre lang wirkte er an der von seinem Bruder Julius in Hamburg eingerichteten Singakademie als Lehrer für Klavier, von wo aus er 1868 dauernd nach Straßburg übersiedelte. Dort wurde er zunächst mit der Leitung des Münsterchores betraut, und 1871 zum Direktor des Städt. Musikkonservatoriums ernannt. Er hat dies Amt bis 1907 innegehabt und in diesen Jahrzehnten in höchstem Maß befruchtend auf die Belebung der Straßburger Musikverhältnisse eingewirkt (vgl. u. a. „Le Journal de l'Est" v. 31. 5. 1925, „Portraits strasbourgeois" u. zahlreiche Nekrologe).

[134]) 19. 3. 1865 Geburt des ältesten Sohnes Emanuel Stockhausen. Wurde Schauspieler und Rezitator. Seine Hauptwirkungsstätte war Hamburg, wo er von 1898—1905 Mitglied des Thaliatheaters war, und von wo aus er seine Tätigkeit als Rezitator entfaltete. Seit 1901 erteilt er Kurse in der Kunst des Sprechens und des Vortrages für die Hamburger Lehrerschaft i. A. der Oberschulbehörde (jetzt Institut für Lehrerfortbildung). Seit 1916 vermählt mit Alice Aschaffenburg aus Frankfurt a. M. Lebt in Wohldorf (Bez. Hamburg).

[135]) Daß Stockhausens sich der Brahms'schen Bücher annahmen, hängt wohl mit dem Umzug des am 22. 3. 1865 neuvermählten Vaters von Johannes Brahms zusammen.

[136]) Vgl. Elisabeth Förster-Nietzsche: „Der junge Nietzsche". Leipzig 1912, S. 157 ff.

[137]) In einer Hamburger Zeitungsnotiz vom April 1867 heißt es: „Seit zwei Jahren bemühte sich Hr. Julius Stockhausen vergebens, daß der Kreis der Philharmonischen Konzerte auf zehn Abende ausgedehnt, und daß innerhalb derselben ein wirkliches Bild von dem musikalischen Besitze der Gegenwart zum Vorschein käme. Das heißt, daß sich die Programme nicht auf die einseitige Pflege eines kleinen Abschnittes der gangbaren Klassizität beschränkten, sondern daß auch Neuigkeiten vorgeführt würden, an denen sich das Urteil des Publikums weiter bilden und unter den Werken von jüngerem Datum orientieren lernte".

[138]) Man hatte Stockhausen eine Stellung am Petersburger Konservatorium für jährlich 4000 Rubel angeboten.

[139]) Großfürstin Helene von Rußland, Witwe von Großfürst Michael von Rußland, einem Bruder Nikolaus I.; Tochter des Herzogs Paul von Württemberg.

[140]) Geburt der ersten Tochter Margarethe am 7. 8. 1866. Sie wurde Glasmalerin und starb an den Folgen einer im Beruf zugezogenen Blutvergiftung in Freiburg i. B. am 26. 1. 1894 (vgl. S. 444); beigesetzt auf dem Stockhausenschen Familiengrab in Ohlsdorf.

141) Ueber die Wahl von Stockhausens Nachfolger in Hamburg vgl. auch: Joachim an Avé Lallemant vom 18. Februar 1867, in: „Briefe von und an Joseph Joachim" Bd. 2, S. 418 ff. — Die endgültige Wahl fiel auf Julius von Bernuth.

142) Eingedenk seiner künstlerischen Wirksamkeit in Hamburg wurde die Büste Stockhausens, von der Hand seines Schwagers, des Bildhauers Robert Toberentz (1849—1895) modelliert, im Foyer der Laeiszhalle neben derjenigen von Joseph Joachim, Clara Schumann und Hans von Bülow aufgestellt.

143) Vgl. Litzmann, „Clara Schumann", Bd. 3, S. 218.

144) Vgl. auch die Darstellung bei Florence May, „Johannes Brahms". 2. Aufl., Leipzig 1925, T. 2, S. 75 f.

145) Vgl. Stockhausens Brief an Eduard Möller S. 238 f.

146) Wilhelm, Lübke, geb. 17. 1. 1826 in Dortmund; gest. 5. 4. 1893. Kunsthistoriker. Eine Charakteristik Lübkes findet sich im Vorwort zu „Briefe von W. Lübke und H. Kestner 1846—59". Karlsruhe 1895. 1857 vermählt mit Mathilde Bennewitz; gest. 1892. Bald darauf wiederum vermählt.

147) Kretzschmer-Zuccalmaglio: „Deutsche Volkslieder in ihren Originalweisen". Unter Mitwirkung des Prof. Dr. Maßmann in München, des Herrn von Zuccalmaglio u. a. T. 1: Berlin 1838; T. 2 unter Zuccalmaglios Namen als Fortsetzung.

148) Hermann Levi, geb. 7. 11. 1839 zu Gießen; gest. 13. 5. 1900 in München. Hervorragender Dirigent; Komponist; Schüler von V. Lachner in Mannheim; 1861—64 Kapellmeister der Deutschen Oper in Rotterdam; 1864—72 Hofkapellmeister in Karlsruhe, dann bis 1896 in München als solcher tätig. War 1882 der erste Dirigent des „Parzifal" in Bayreuth. Ueber seine innere Trennung von Brahms vgl. S. 482 ff.; Anna Ettlinger gibt in ihren „Lebenserinnerungen" (Privatdruck) eine Aeußerung von Brahms darüber zu Allgeyer wieder: „Das Leben nimmt uns mehr als der Tod." — Ebenda auch Hermann Levis treffende Antwort, als man ihn fragte, wieso er „Levi", sein Bruder aber, der Bassist war, „Lindeck" heiße: Der Name Lindeck habe ihm nicht mehr gefallen und darum habe er sich „Levi" genannt. —

149) Gastspiel Klara Zieglers, der Heroine des Münchner Hoftheaters an der Burg in Wien in sechs ihrer bedeutendsten Rollen.

150) Helene Magnus, spätere Frau von Hornbostel-Magnus, blieb Stockhausen bis zu seinem Tode in Freundschaft verbunden. Sie errichtete 1901 in Wien zu Ehren Stockhausens eine Stiftung, aus deren Mitteln besonders befähigte Gesangsschüler der Wiener Akademie für Kunst ein Prämium erhielten. Eine der ersten, mit diesem Prämium Ausgezeichneten, die, bevor sie zu ihrer weiteren Vervollkommnung zu Stockhausen selbst nach Frankfurt a. M. ging, war Ilona Durigo (jetzt Zürich). Die letzte Verleihung vor völliger Entwertung der Stiftung erfolgte 1919. — Eine Würdigung ihrer Persönlichkeit durch Max Kalbeck erschien nach ihrem Tode (18. 10. 1914) im „Neuen Wiener Tagblatt".

151) Ueber die Konzerttournee von Brahms und Stockhausen vgl. Kalbeck Bd. 2 II, S. 317.

[152]) Vgl. Wilhelm von Humboldts Aktenſtück über die Forderung einer muſikaliſchen Abteilung der Kgl. Akademie der Künſte in Berlin in der „Allg. Muſikaliſchen Ztg.“ hrsg. von Chryſander, Jg. 1869 Nr. 26 v. 30. 6. 1869; ebendort Notiz über die Hochſchule in Berlin und die Kontrakte betreffend Joachim und Stockhauſen.

[153]) Friedrich Eggers, geb. 27. 11. 1819 zu Roſtock; geſt. 11. 8. 1872. Dr. phil., Profeſſor; Schriftſteller; im Mai 1872 von Kultusminiſter Falk zum Leiter der Preußiſchen Kunſtangelegenheiten ernannt. Hrsg. vom „Neuen Kunſtblatt“ in Berlin (1849). Redakteur der „Preußiſchen Ztg.“ 1858 (vgl. Lübkes Briefe an Keſtner. Karlsruhe 1895).

[154]) Ueber Stockhauſens geplantes Amt beim Kultusminiſterium in Württemberg finden ſich nähere Angaben in der „Allg. Muſikaliſchen Ztg.“, hrsg. von Chryſander, Jg. 1869, Nr. 38, vom 22. 9.

[155]) Thereſe Tietjens, geb. 17. 7. 1831 in Hamburg; geſt. 3. 10. 1877 in London. Berühmte Sängerin; zeitweiſe Primadonna von Her Majesty's Theater in London für das hochdramatiſche Fach. — Zu Stockhauſens Tournee und Aufenthalt in England vgl. auch Schumann-Brahms-Briefwechſel Bd. 1 S. 614 f.

[156]) Vgl. Litzmann „Clara Schumann“ Bd. 3, S. 243 f. — „Brüder“ iſt nicht ſo aufzufaſſen, als ſeien es ſeine leiblichen Brüder; er meint im allgemeinen ſeine Mit-Brüder. — Zum Thema Krieg vgl. auch den in Fakſ. wiedergegebenen Brief von Julius Stockhauſen an ſeinen Verleger Gotthard in Wien vom 16. 7. 1870 in der Ztſchr.: „Die Muſik“ Jg. 6, H. 3.

[157]) Geburt des zweiten Sohnes Friedrich Stockhauſen. Wurde ſpäter Chemiker; Dr. phil.; lebte mehrere Jahre in Transvaal und wirkte von 1903 bis zu ſeinem Tode in Frankfurt a. M. an der Deutſchen Gold- u. Silberſcheideanſtalt. Vermählte ſich am 12. 9. 1899 mit Anna Kroeplien (Hamburg). Starb nach ſchwerem Leiden am 21. 10. 1921, beigeſetzt auf dem Stockhauſenſchen Familiengrab in Ohlsdorf.

[158]) Max Müller, geb. 6. 12. 1823 in Deſſau; geſt. 28. 10. 1900 zu Oxford; Sohn des Wilhelm Müller („Griechenmüller“); Orientaliſt, Sanskritforſcher und Schriftſteller. Wirkte in Oxford. Vgl. u. a. Seelig, „Klaus Groth“ Hamburg 1924.

[159]) Gemeint ſind die folgenden Aufſätze: 1) David Friedrich Strauß an Ernſt Renan, abgedruckt in der „Beilage zur Allg. Ztg.“ Nr. 230 v. 18. 8. 1870. — 2) Max Müller: Antwort an Sir Henry Verney, abgedruckt ebenda Nr. 250 vom 7. 9. 1870. — 3) Thomas Carlyle: Brief an die „Times“ v. 11. 11. 1870, abgedruckt ebenda in der Beilage vom 23. 11. 1870; unter dem Titel: „Wie ein Engländer 1870 über Elſaß-Lothringen dachte“, auch im Inſel-Verlag, Leipzig 1919 erſchienen. — 4) „Der erſte bittere Tropfen“ von Friedrich Viſcher in Nr. 268 der „Beilage zur Allg. Ztg.“ vom 25. 9. 1870.

[160]) Erſtaufführung des „Schickſalsliedes von Brahms am 18. Oktober 1871; vgl. Kalbeck Bd. 2 II, S. 370; u. „Muſik. Wochenblatt“ Jg. 2, S. 714. — Stockhauſen ſang am gleichen Abend in Schumanns „Szenen aus Goethes Fauſt“; außerdem „Greiſengeſang“ und „Geheimes“ von Schubert mit der Inſtrumentierung von Johannes Brahms.

[161]) Brahms Vater war am 11. 2. 1872 geſtorben. — Die „franzöſiſche B-dur-Romanze“ iſt eine

Kompoſition von Stockhauſen auf einen Text von Ronsard, die er Brahms in Peſt vorgelegt hatte; gedruckt wurde ſie nicht.

[162]) Zur Erſtaufführung des „Requiem" von Brahms: vgl. auch über die Erſtaufführung in England am 7. 7. 1871 im Hauſe von Lady Thompson in Florence May's „Johannes Brahms". Leipzig 1925, T. 2. S. 100.

[163]) Vgl. auch Litzmann, „Clara Schumann" Bd. 3, S. 272: „Aus dem Tagebuch" und ihre auf S. 274 geſchilderten Erfahrungen in England; desgl. eine Briefſtelle von Stockhauſen vom 19. 2. 1872 (an ſeine Frau): „Schwer werde ich für meine Eitelkeit beſtraft, die Engländer zu deutſchen Liedern bekehren zu wollen."

[164]) Eliſa-Felix Rachel, geb. 28. 2. 1821; in Munf bei Aarau geſt. 3. 1. 1858; Mitglied des „Théatre Français". Briefſtelle von Stockhauſen über dieſe Künſtlerin: „A great impression Rachel made on my exitable mind in „Phaedra". I became ill, had a sort of serious attack of fever for having tried to write an ouverture to „Phaedra". Vgl. auch: „Mes mémoires (1826—1848)" par Le Cte. d'Alton Shée. 2. partie. Paris 1869.

[165]) Nach den mir zur Verfügung ſtehenden Quellen fand die Bekanntſchaft mit Wilhelmine Schoeder-Devrient 1854 in Berlin ſtatt, wo ſie einem ſeiner Konzerte durch ihre Mitwirkung erhöhte Bedeutung verlieh; ein anderes gemeinſames Konzert fand in Mannheim ſtatt (vgl. „Neue Ztſchr. f. Muſik" Bd. 45 Nr. 9).

[166]) „Was wir von Frankreich lernen können." Bonn, Cohen u. Sohn, 1872; enthalten in „Vorträge und Aufſätze". Berlin, A. Hofmann u. Co., 1874.

[167]) Robert Franz, geb. 28. 6. 1815 in Halle a. S.; geſt. 24. 10. 1892 ebendort. Muſiker, Komponiſt. Stockhauſen hatte, dem Beiſpiel Senfft von Pilſachs in Berlin und Helene Magnus in Wien folgend, zugunſten des Ehrenfonds für den Komponiſten am 9. 4. 1873 ein Konzert gegeben. Daraufhin ſandte Robert Franz ihm drei Bände ſeiner Lieder; vgl. auch: „Robert Franz und Arnold Freiherr Senfft von Pilſach. Ein Briefwechſel 1861—1888." Berlin 1907. S. 165 u. a.

[168]) Julius Röntgen, geb. 9. 5. 1855; lebt zu Amſterdam. Klavierſpieler, Komponiſt, Dirigent; zuletzt Lehrer am Konſervatorium in Amſterdam. Ueber die frühe Begabung des Kindes vgl. auch: „Aus Moſcheles Leben", hrsg. von ſeiner Frau. Leipzig 1872. Bd. 2, S. 297.

[169]) Die kleine Tochter Eliſabeth Stockhauſen war im Alter von zehn Monaten am Tage des Einzuges der Eltern in Berlin einer plötzlichen Hirnhautentzündung erlegen.

[170]) Vgl. hierzu auch „Briefe von und an Joſeph Joachim", hrsg. von Johannes Joachim und Andreas Moſer. Berlin, J. Bard, 1913, Bd. 3, S. 134 f.

[171]) Der Abdruck von Friedrich Th. Viſchers Worten am Grabe Mörikes iſt enthalten in: Friedrich Notter, „Eduard Mörike". Stuttgart 1875. — Vgl. auch Harry Maync: „Eduard Mörike". Stuttgart 1902, S. 375.

[172]) „Tu es Petrus", 5ſtimmiges Chor- u. Orcheſterwerk. op 111 (posthum). Es gelangte nicht wie beabſichtigt, am 4. 11. 1875 zur Aufführung.

173) Klaus Groths Gedicht auf Stockhausen erschien am 27. 7. 1876 in der „National Zeitung".

174) Die „Flasche" und die „Falsche" bezieht sich auf das Brahms'sche Lied „Unüberwindlich" op. 72 Nr. 5. — „Marschieren", Lied für 4stimmigen Männerchor op. 41 Nr. 4.

175) Unter seinen späteren Schülern zeichneten sich vor allen van Roy, Scheidemantel und Sistermans als Wagnersänger aus. — An dieser Stelle sei auf eine der Unsachlichkeiten in der Darstellungsweise bei Hunnius in: „Mein Weg zur Kunst" (Heilbronn 1925) hingewiesen, mit der sie z. B. auf S. 74 von dem „Selbstherrschertum Stockhausens" in Bezug auf seine Stellungnahme gegen Wagner schreibt. Leider enthält das Buch für Kenner eine Fülle derartig falscher Behauptungen. Die gröbste ist wohl diejenige auf S. 91: Stockhausen habe sich nicht für Atemtechnik interessiert.

176) Vgl. auch S. 482 ff.

177) Geburt des jüngsten Sohnes Johannes Stockhausen am 9. 2. 1877. Von Beruf Landwirt; Beamter von Organisationen der landwirtschaftlichen Berufsvertretung in Ostpreußen und im Freistaat Sachsen; Sächs. Staatsbeamter und Oberregierungsrat a. D.; Mitarbeiter der Deutschen Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung m. b. H. und Leiter ihrer Landwirtschaftlichen Beratungsstelle in Berlin. Seit dem 15. 4. 1907 vermählt mit Maria, geb. Gumtau (Berlin).

178) Notenzitat aus der „Missa solemnis": „et vitam venturi".

179) Bachs Werke, Jg. 1, Nr. 7: Cantate am Fest Johannis des Täufers „Christ unser Herr zum Jordan kam".

180) Joachim hat in späteren Jahren Stockhausen in Frankfurt a. M. aufgesucht. Es ist kein Mißton zwischen den beiden Künstlern geblieben. Joachims Tochter Marie (gest. 1918) hat während ihrer Laufbahn als Bühnensängerin bei Stockhausen gesangstechnische Schwierigkeiten zu überwinden gesucht und in naher Freundschaft zu ihm und seiner Familie gestanden.

181) Gemeint ist das 50. Jubiläum der Philharmonischen Konzerte in Hamburg.

182) Clara Schumann siedelte ebenfalls nach Frankfurt a. M., als Lehrerin am Raffschen Konservatorium über; vgl. Litzmann, „Clara Schumann" Bd. 3, S. 368 ff.

183) Vgl. Helene Raff, „Joachim Raff", Regensburg 1925. S. 217 ff.

184) Zu Stockhausens Konflikt mit Joachim Raff vgl. die Aufsätze: „Das Hochsche Konservatorium und seine Direktion" in der „Allg. Musikalischen Ztg.", hrsg. von F. Chrysander. Jg. 15. Nr. 39, 40 und 41, die der „Frankf. Presse" vom 18. 19. und 21. 9. 1880 entnommen sind.

185) Als Lehrbuch wurde der 1. Teil von Roderich Benedix: „Der mündliche Vortrag" verwendet. Als Uebungsstücke wurden die Chöre aus der „Braut von Messina" angewandt; außerdem die komponierten Liedertexte.

186) Aufführung der 3. Symphonie unter Brahms im Museumskonzert am 24. 3. 1884: vgl. auch Schumann-Brahms-Briefwechsel Bd. 2, S. 273 f.

[187]) Vgl. das Verzeichnis der gedruckten Veröffentlichungen Stockhausens.

[188]) Besprechung der ersten Schülerprüfung in Nr. 32 der „Allg. Musikalischen Ztg." Jg. 16 v. 10. 8. 1881. Ebendort anschließend und in Nr. 33 schließend, steht eine Besprechung des 1. Jahresberichtes aus der Feder Chysanders, in der es heißt: „Wer uns heute für das Konzert den echten Solisten schafft, der ist unser Wohltäter".

[189]) Ueber Stockhausens Verdienste um die Musikwissenschaft vgl. u. a. Theodor Gerolds Aufsatz in der „Zeitschr. d. Internationalen Musikgesellschaft" Jg. 8, H. 2.

[190]) Hermine Spieß, geb. 25. 2. 1857 zu Löhneberger Hütte bei Weilburg; gest. 26. 2. 1893 in Wiesbaden; 1892 vermählt mit Dr. jur. Hardtmuth in Wiesbaden. Vgl. auch Klaus Groths Gedicht auf sie in: Kurt Seelig: „Klaus Groth". Hamburg 1924. S. 336.

[191]) Vgl. auch „Eine Erinnerung an Stockhausen" von Erik Meyer-Helmund in „Frkf. Ztg." v. 10. 9. 1925, Stadtblatt.

[192]) Vgl. Schumann-Brahms-Briefwechsel Bd. 2, S. 540 f.

[193]) Infolge einer Bitte von Professor Dr. L. Edinger in Frankfurt a. M. entschloß sich Clara Stockhausen, die Erlaubnis zur Sektion des Gehirnes ihres Mannes zu erteilen. Das Ergebnis hat Siegmund Auerbach im „Archiv f. Anatomie und Physiologie, Anatomische Abt. 1908" mitgeteilt: „Zur Lokalisation des musikalischen Talentes im Gehirn und am Schädel". Vgl. auch K. Kleist: „Gehirnpathologie auf Grund der Kriegserfahrungen". Leipzig, Barth, 1927.

[194]) Vgl. „Hamburger Nachrichten" Abd.-Ausg. v. 19. 10. 1906: „Ehrung eines toten Sängers".

[195]) „Meta" Theodor Fontanes Tochter Martha, genannt „Mete" oder „Meta".

[196]) Fontanes waren Gäste bei Adolf Meyer und Frau auf „Forsteck" bei Kiel gewesen.

[197]) Gemeint ist Herr Klasing (Velhagen u. Klasing). Fontane sollte den Text zu einer illustrierten Weltgeschichte schreiben, wodurch er jahrelang gebunden gewesen wäre.

[198]) Die hier geschilderte Szene ist in ähnlicher Form in Fontanes autobiographischem Werk: „Von 20—30" wiedergegeben.

[199]) Joachim spielte das Brahms'sche Violinkonzert in Wien am 14. Januar 1879; vgl. Kalbeck Bd. 3, I. S. 212.

[200]) „Die Katte-Tragödie" (später aufgenommen in „Wanderungen" Bd. 2 (Oderland) neue Aufl. — „... eine leichte Arbeit": vgl. Fußnote zu Gesammelte Werke, Berlin, Fontane u. Co., Ser. II, Bd. 6, I. S. 274: Text zu einer von dem Kunstverlage von R. Schuster in Berlin veranstalteten Veröffentlichung der Camphausenschen „Brandenburgisch-preußischen Reiterbilder".

[201]) Dem Buche: „Briefe von und an Michael Bernays". Hrsg. von Hermann Uhde-Bernays, Berlin, B. Behr, 1907, mit Erlaubnis des Verlages entnommen.

[202]) Vgl. auch inhaltlich mit Brief von Fontane an Wilhelm Hertz. Gesf. Werke, Berlin, Fontane u. Co., Ser. II. Bd. 11, II. S. 15 f.

[203]) Paul Heyse, sowie Otto Gildemeister und F. v. Holtzendorff hatten für Stockhausen die Texte der Cherubinischen Canons übertragen, die er 1878 und 1886 bei Schott in Mainz herausgab. Der Verlag hat kürzlich eine neue Ausgabe der beiden Hefte veranstaltet (Edition Schott Nr. 621 und 1049). — Vgl. auch „Allg. Musikalische Ztg." Jg. 1880, Nr. 24 und 25.

[204]) Vom 3. Band der „Wanderungen" war eine 2. Auflage des 3. Bandes („Havelland") erschienen; möglicherweise auch eine 3. Aufl. des 1. Bandes.

[205]) S. Schottländer in Breslau war der Verleger der Ztschr. „Nord und Süd", die im 1. Jg. bei Stilke, Berlin, erschien. — „Grete Minde": Die Prognose stimmte. Erst viele Jahre später kam es zu einer 2. Auflage.

[206]) Rudolf Ehlers, geb. 30. 3. 1834 in Hamburg; gest. 7. 8. 1908; Oberkonsistorialrat Pfarrer D. an der Deutsch-Reformierten Gemeinde in Frankfurt a. M.

[207]) Vgl. „Frkf. Ztg." vom 6. Januar 1882: „Cherubinis Canoni".

[208]) In den Tageszeitungen fand sich keine Anzeige des Konzerts. Auch ist Stockhausens Antwort nicht erhalten. Jedoch ist kein Zweifel darüber, daß sie, was das Grundsätzliche der Anfrage betrifft, nur im zusagenden Sinne gehalten gewesen sein kann, falls Stockhausen disponiert war. — Die Scheidung von Josef und Amalie Joachim wurde 1884 ausgesprochen; über den versöhnlichen Ausklang zwischen beiden Gatten am Schluß von Amalie Joachims Leben, vgl. Moser, Josef Joachim, Berlin 1910. Bd. 2. S. 228.

[209]) In diesem Buch wieder abgedruckt auf S. 1 f.

[210]) Vgl. auch Elisabeth v. Herzogenbergs Brief an Brahms vom 13. Juli 1882 in: Brahms i. Briefwechsel mit Heinrich und Elisabeth Herzogenberg. Bd. 1, 2; 2. Auflage, Berlin, Deutsche-Brahms-Gesellschaft. 1908.

[211]) Die Erstaufführung der „Glocke" von Bernhard Scholz im Rühl'schen Verein hatte am 14. 11. 1887 in Frankfurt a. M. stattgefunden.

[212]) „Dr. Morell Mackenzie über Singen und Sprechen" in „Frankf. Ztg." vom 28. 1. 1888.

[213]) Der Aufsatz erschien erst 1901 in der „Allg. Musik-Ztg.", hrsg. von Leßmann, Jg. 27, Nr. 45, 46 und 47.

[214]) „Edisons Phonograph als Gesangsrepetitor", erschienen im „Berner Bund" vom 13. September 1890.

[215]) Der Chirurg Theodor Billroth war am 6. Februar 1894 in Abbazia gestorben. — Ein Nachruf auf Else Billroth von A. F. Seligmann erschien im Mai 1915 in der „Neuen Freien Presse".

[216]) Johannes Brahms war am 3. April 1897 an den Folgen eines Leberkrebses gestorben.

[217]) Theodor Fontane war am 20. 9. 1898 in Berlin geſtorben.

[218]) Durch ſein Leiden am Reiſen verhindert, ſandte Stockhauſen zur Feier des 100. Geburtstages ſeines ehemaligen Lehrers Manuel Garcia am 17. März 1905 ſeinen Sohn Emanuel und ſeine Tochter Julia nach London, um ihm ſeine Glückwünſche darzubringen.

[219]) Außer dieſem Aufſatz über Stockhauſen wären hervorzuheben: Carlos Droſte in: „Der Klavierlehrer" Nr. 19 v. 1. Oktober 1906. — Theodor Gerold in: „Straßburger Poſt" vom 22. Juli 1906. — G. R. Kruſe in: „Reclams Univerſum" Jg. 22, H. 42 vom 19. Juli 1906. — Jenny Hirſch-Hahn in „Frkf. Neueſte Nachrichten" vom 21. Juli 1906.

Ergänzend ſei vermerkt, daß die „Schweiz. Muſik-Zeitung" im Maiheft des laufenden Jahrganges (1927) mit dem Abdruck der in dieſem Buche nicht verwendeten Briefe Theodor Kirchners an Julius Stockhauſen beginnt.

VERZEICHNIS DER BENUTZTEN QUELLEN UND BÜCHER

Akten der Frankfurter Muſeums-Geſellſchaft von 1855—1890. Porgramm-Sammlung.

Avé-Lallement, Theodor: Rückerinnerungen eines alten Muſikanten. In Veranlaſſung des 50-jährigen Beſtehens der philharmoniſchen Konzerte für deren Freunde als Manuſkript gedruckt. Hamburg 1878.

Bauer, Moritz: Franz Schubert (enthalten in: Jahrbuch des Freien Deutſchen Hochſtifts zu Frankfurt a. M. 1909).

Beethovens ſämtliche Briefe. Hrsg. von Emerich Kaſtner. Leipzig, H. Heſſe, 1910.

Berlioz, Hektor: Lebenserinnerungen. Ins Deutſche übertragen und hrsg. von Dr. Hans Scholz, München, C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhdlg., 1914

Berlioz, Hektor: Geſammelte Schriften. Autoris. deutſche Ausgabe von Richard Pohl. Bd. 1—4. Leipzig. G. Heinze, 1864.

Bettelheim-Gabillon, Helene: Amalie Haizinger. Gräfin Louiſe Schönfeld-Neumann. Biographiſche Blätter. Wien, C. Konegen, 1906.

Blätter der Erinnerung an die fünfzigjährige Dauer der Niederrheiniſchen Muſikfeſte. Köln, Du Mont-Schauberg'ſche Buchhdlg., 1868.

Blangini, Felix: Souvenirs (1797—1834). Paris, Ch. Allardin, 1834.

Die Veröffentlichungen der „Deutſchen Brahms-Geſellſchaft m. b. H.

Breitenbach, F. J.: Die große Orgel der Hofkirche in Luzern. Luzern 1920.

Briefe von und an Michael Bernays. Berlin, B. Behrs Verlag, 1907.

Briefe von und an Joſeph Joachim. Geſammelt und hrsg. von Johannes Joachim und Andreas Moſer. Bd. 1—3. Berlin, J. Bard, 1912.

Briefwechſel zwiſchen Franz Liszt und Hans von Bülow, hrsg. von La Mara. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1898.

Bülow, Marie von: Hans von Bülow in Leben und Wort. Stuttgart, J. Engelhorns Nf., 1925.

Bunſen, Frances, Freifrau von: Chriſtian Carl Joſias Freiherr von Bunſen. Deutſche Ausg. von Nippold. Bd. 1—3. Leipzig, 1868—1871.

[Cox, John E.:] Musical recollections of the last half-century. Vol. 1, 2. London, Tinsley Brothers, 1872.

Dandelot, A.: La Société des Concerts du Conservatoire (1828—1923). Paris, Delagrave, 1923.

Dörffel, Alfred: Geſchichte der Gewandhauskonzerte zu Leipzig vom 25. November 1781 bis 25. November 1881. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1884.

Dunker, D.: Julius Stockhauſen. Charakterſtudie. Enthalten in: „Neue Berliner Muſikztg.", Jg. 34, Nr. 18, 19 und 20.

Elwart, A.: Histoire de la Société des Concerts du Conservatoire impérial de musique. Paris, S. Castel, 1860.

Ettlinger, Anna: Lebenserinnerungen, für ihre Familie verfaßt. Privatdruck.

Fétis „Essai sur la musique en Angleterre" (Enth. in „Revue des Deux Mondes." T. 3. Sér. II. Paris 1833).

Fiſcher, Georg: Opern und Konzerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866. Hannover, Hahnſche Buchhdlg., 1899.
Förſter, A.: Chriſtian Urhan, ein ſonderausgeprägter Kunſtfürſt und Heilskämpfer (Enthalten in: „Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und dem Ciſtercienſer-Orden." Jg. 1904, 05, 06).
Foster, Myles Birket: The History of the Philharmonic Society of London 1813—1912. London, John Lane, 1912.
Robert Franz und Arnold Senfft von Pilſach. Ein Briefwechſel 1861—1888. Berlin, Duncker, 1907.
Friebel, E. R. H.: Der Sänger Julius Stockhauſen. Enthalten in: „Neue Ztſchr. f. Muſik", Bd. 44, Nr. 18/19 vom 25. 4. und 2. 5. 1856.
Fröhlich-Bum, Lili: Ingres, ſein Leben und ſein Stil. Wien, Manzſche Univ.-Buchhdlg., 1924.
The musical gem; a souvenir for 1833. Edited by N. Mori and W. Ball. London, Mori and Lavenu [1833].
Der Geſangverein Baſel in den Jahren 1824—1899. Feſtſchrift beim 75jährigen Beſtand des Geſangvereins und Bericht über das Vereinsjahr 1898/99. Baſel 1899.
Grenzboten. Jg. 1854, 1856, 1857, 1865, 1866.
Groth, Klaus: Lebenserinnerungen. Kiel und Leipzig, Lipsius u. Tiſcher, 1891.
Grove, Sir George: A Dictionary of music and musicians. London, Macmillan and Co., 1890.
Hallé, Charles: Life and letters of Sir Charles Hallé. Being an autobiography (1819—1860) with correspondance and diaries. Edited by his son, C. E. Hallé and his daugther, Marie Hallé. London, Smith, Elder & Co., 1896.
Hanau, Heinrich: Dr. Hoch's Konſervatorium zu Frankfurt a. M. Feſtſchrift zur Feier ſeines 25jährigen Beſtehens (1878—1903). Frankfurt a. M. 1903.
Hanslick, Eduard: Aus dem Konzertſaal. Wien, W. Braumüller, 1870.
Heldburg, Freifrau von: 50 Jahre Glück und Leid. Ein Leben in Briefen aus den Jahren 1873 bis 1923. Leipzig, Köhler u. Amelang [1926].
Hiller, Ferdinand: Aus dem Tonleben unſerer Zeit. Bd. 1. 2. Leipzig, H. Mendelsſohn, 1868.
Hohenemſer, Richard: Luigi Cherubini. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1913.
Holland und Rockſtro: Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künſtlerin 1820—1851. Autoris. deutſche Ueberſetzung von Hedwig J. Schoell. Bd. 1. 2. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1891.
Jahn, Otto: Geſammelte Aufſätze über Muſik. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1866.
Otto Jahn in ſeinen Briefen. Mit einem Bilde ſeines Lebens von Adolf Michaelis. Nach deſſen Tode hrsg. von Eugen Peterſen. Leipzig, Teubner, 1913.
Kalbeck, Max: Johannes Brahms. Bd. 1—4. Wien, Wiener Verlag 1904; und Berlin, Deutſche Brahms-Geſellſchaft.
Briefwechſel zwiſchen Auguſt Keſtner und ſeiner Schweſter Charlotte. Hrsg. von Hermann Keſtner-Köchlin. Straßburg, K. J. Trübner, 1904.
Kienzl, Wilhelm: Muſikaliſche Geſchichte der Stadt Gebweiler. Mühlhauſen, 1868.
Kienzl, Wilhelm: Miscellen. Leipzig, Matthes, 1886.
Kienzl, Wilhelm: Meine Lebenswanderungen. Stuttgart, J. Engelhorns Nf., 1926.
Knispel, Hermann: Bunte Bilder aus dem Kunſt- und Theaterleben. 2. verm. Aufl. Darmſtadt, J. C. Herbertſche Hofbuchdruckerei, 1901.
Knorr, Iwan: Feſtſchrift zur Feier des 100jährigen Beſtehens der Frankfurter Muſeumsgeſellſchaft. 1808—1908.
F. Lamy: Jean François Le Sueur 1760—1837. Paris, Librairie Fiſchbacher, 1912.
Lassabathie: Histoire du Conservatoire impérial de musique et de déclamation. Paris, Michel, Lévy frères, 1860.

Legouvé, Erneste: Soixante ans de souvenirs. T. 3. 11. éd. Paris, J. Hetzel et Cie., 1888.
Litzmann, Berthold: Clara Schumann. Bd. 1—3. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1902.
The Quarterly Musical Magazine and Review. Vol. X. 1828/29.
May, Florence: Johannes Brahms. 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1925.
Mayne, Harry: Eduard Mörike. Stuttgart, Cotta, 1902.
Mee, John H.: The oldest music room in Europe. London, Lane, 1911.
Merian, Wilhelm: Basels Musikleben im 19. Jahrhundert. Basel, Helbing u. Lichtenhahn, 1920.
Michaelis, Adolf: Vermischte Aufsätze über Musik. Leipzig, R. Kühn, 1895.
Moniteur: Jg. 1855—1858.
Monod: Briefe von Malwida v. Meysenbug an ihre Mutter. Veröffentlicht in der Deutschen Revue Jg. 31—33. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1906, 07, 08.
„Aus Moscheles Leben". Nach Briefen und Tagebüchern, hrsg. von seiner Frau, Bd. 1. 2. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1872, 1873.
Müller, F. Max: Alte Zeiten alte Freunde. Lebenserinnerungen. Autoris. Uebersetzung von H. Groschke, Gotha, F. A. Perthes, 1901.
Müller, Hans: Julius Stockhausen und seine Gesangsmethode. Enthalten in: „Nord und Süd", Jg. 1887, Februarheft.
Allgemeine Musik-Zeitung, hrsg. von Lessmann. Jg. 1890—1900.
Nef, Karl: Aus den Tagebüchern des Basler Musikdirektors Ernst Reiter. Sep. Abdr. aus dem Sonntagsblatt der „Basler Nachrichten" 1907, Jg. 2, Nr. 41—44.
Niggli, A.: Theodor Kirchner. Leipzig, Hug [1888].
Niggli, A.: Die Schweizerische Musikgesellschaft. Zürich u. Leipzig, Hug, 1886.
Notter, Friedrich: Eduard Mörike. Als Anhang: Die von Friedrich Vischer am Grabe gesprochenen Worte. Stuttgart, A. Auerbach, 1875.
Philipps, Henry: Musical and personal recollections. Vol. 1. 2. London, 1864.
Pietsch, Ludwig: Die Künstlerfamilie Begas. Enth. in: Westermanns Monatsheften. Jg. 29, Bd. 59. Braunschweig, G. Westermann, 1886.
Planche, Gustave: Études sur les arts. Paris, Michel Lévy frères, 1855.
Pontmartin, A. de: Souvenirs d'un vieux mélomane. 2. éd. Paris, Calmann Lévy, 1879.
Probst, Emanuel: Friedrich Riggenbach-Stehlin. Gedenkschrift. Privatdruck. Basel.
Raff, Helene: Joachim Raff. Regensburg, Gustav Bosse Verlag, 1925 (Deutsche Musikbücherei Bd. 42).
Rambaud, Alfred: Histoire de la Civilisation Contemporaine en France. 9. éd. Paris, Armand Colin, 1912.
Ramann, L.: Franz Liszt. Als Künstler und Mensch. Bd. 1. 1811—1840. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1880.
Raumer, Friedrich von: Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830. T. 1. 2. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1831.
Raumer, Friedrich von: England im Jahre 1835. T. 1. 2. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1836.
Refardt, E.: Die Programme der von Ernst Reiter geleiteten Sinfoniekonzerte. Sep. Abdr. aus „Basler Jahrbuch" 1926. Basel, Helbing u. Lichtenhahn.
Reinick, Robert: Aus Biedermeiertagen. Briefe Robert Reinicks und seiner Freunde. Hrsg. von Johannes Hoffner. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1910.
Revue des Deux Mondes. 1855—1860. 1836, 1843, 1846, 1849.
Roothaan, Louis: Aus vergangenen Tagen. Geordnet und hrsg. von P. Rave. Münster i. W., Visarius, [1909].
Scheidemantel, Karl: Gesangsbildung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1913.

Schindler, Anton: Schindler's Beethoven-Biographie. Neudruck hrsg. von Dr. Alfred Chr. Kalischer. Berlin u. Leipzig, Schuster u. Loeffler, 1909.
Schletterer, H. M.: Die Geschichte der Hofkapelle der französischen Könige. Berlin, R. Damköhler, 1884.
Scholz, Bernhard: Verklungene Weisen. Mainz, Jos. Scholz, [1911].
Clara Schumann — Johannes Brahms. Briefe aus den Jahren 1853—1896. Im Auftrage von Marie Schumann hrsg. von Berthold Litzmann. Bd. 1. 2. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1927.
Schumann, Eugenie: Erinnerungen. Stuttgart. J. Engelhorns Nf., 1925.
Scudo, P.: Angelica Catalani. Enth. in: Revue des Deux Mondes. Nouvelle période. T. 4. Paris 1849.
Seelig, Geert: Klaus Groth. Sein Leben und Werden. Hamburg, Alster-Verlag, 1924.
Servières, Georges: Episodes d'histoire musicale. Paris, Librairie Fischbacher 1914. Enth.: „La chapelle royale sous la restauration".
Sittard, Josef: Geschichte des Musik- und Konzertwesens in Hamburg. Altona, A. C. Reher, 1890.
Sitzmann, J. Edouard: Dictionnaire de biographie des hommes célèbres de l'Alsace. T. 1. 2. Rixheim, 1909, 1910.
Spach, Ludwig: Moderne Kulturzustände im Elsaß. Bd. 1. 2. Straßburg, K. J. Trübner, 1873.
The Spectator vom 27. Oktober 1906 (Nekrolog über Julius Stockhausen von C. L. G.; übersetzt durch Arnold Kalisky erschienen im „Hamburger Korrespondent", Morgenblatt vom 23. November 1906).
Spohr, Louis: Selbstbiographie. Bd. 1. 2. Cassel u. Göttingen, G. H. Wigand. 1860, 1861.
Sternfeld, Richard: Chronik des Philharmonischen Chors in Berlin zu seinem 25jährigen Bestehen ihm und seinem Dirigenten Siegfried Ochs gewidmet. Berlin, H. S. Hermann, 1907.
Süpfle, Th.: Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich. Bd. 1. 2 I, II. Gotha, Thienemanns Hofbuchhdlg., 1866—1890.
Tohler, Alfred: Das Einfache im Kunstgesang. Enth. in: „Schweiz. Musikztg.", Jg. 27, Nr. 1 ff.
Véron, L.: Mémoires d'un bourgeois de Paris. T. 1—3. Bruxelles et Leipzig, Kiessling, Schnée et Co., 1854.
Ward, Wilfrid: The life and times of Cardinal Wiseman. Vol. 1. 2. London, Longmans, Green and Co., 1897.
Wasielewski, J. von: Aus 70 Jahren. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, 1897.
Weckerlin, J. B.: Nouveau Musiciana. Paris, Garnier frères 1890.
Weckerlin, J. B.: Dernier Musiciana. Paris, Garnier frères, 1899.
Weißmann, Adolf: Berlin als Musikstadt. Geschichte der Oper und des Konzerts von 1740 bis 1911. Berlin, Schuster u. Loeffler, 1911.
Weißmann, Adolf: Die Primadonna. Berlin, P. Cassirer, 1920.
Wey, Franz Rudolf: Die Deutschordens-Kommende Hitzkirch, deren Twinge Buttisholz, Menznau-Geiss, Oberreinach, Tannenfels und die dem Orden inkorporierte Pfarrstelle Altishofen (1236—1528). Luzern, E. Haag, 1923.
Wolff, Felix: Auf dem Berliner Bahnhof. Das Leben einer Hamburger Familie um 1860. Hamburg, Gg. Westermann, 1925 (Hamburgische Hausbibliothek).
Allgemeine musikalische Zeitung. Jg. 6—50. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1803—1850.
Allgemeine musikalische Zeitung hrsg. von Chrysander. Jg. 1—17. Leipzig, 1866—1882.

REGISTER

Die Zahlen bedeuten die Seiten des Buches; in Klammern geſtellte Seitenzahlen kennzeichnen den Namensträger als Brieffchreiber.

Adickes, Franz, Oberbürgermeiſter, 437
d'Affre, Erzbiſchof von Paris, 94
Alard, Delphin, Geiger, 83, 221, 503
Alboni, Marietta, Sängerin, 77, 82 f, 85, 102, 504
Alkan ainé, Ch. V., Pianiſt, 51, 171, 503
Alexander II., Kaiſer von Rußland, 342, 344
Alexander, Landgraf von Heſſen, 436, 443
Altona 242
Amſterdam 289
Anna, Prinzeſſin von Preußen, Landgräfin von Heſſen, 436
Anderſen, Chriſtian, Dichter, 309
Angri, Elena, Bühnenſängerin, 119
Assmann, Adele, Sängerin, 461, 507
Auber, Daniel F. E., Komponiſt, 52 f, 69, 74, 87 f, 101
Auerbach, Berthold, Schriftſteller, 413
„Augsburger Allg. Ztg.", Beilage, 9
Avé Lallemant, Theodor, Muſiker, 190, 222, 233, 236, 242 f, 247, 250 f, 275, 287 f, (414 f)

Bach 370, 439
  Matthäuspassion 190, 438
  Johannispassion 213 ff, 282, 438
Backofen, Joſephine, Photographin, 235
Baglehole, Pianiſtin, 355
Bargiel, Woldemar, Komponiſt, 322
Barmen 229
Barnby, Joſeph, Dirigent, 351, 355
Barth, Richard, Geiger, 365
Basel 90, 143, 151, 338
  Muſikfeſt (1853) 131
  1. Aufführung der Johannispassion (1861) 213 ff
„Basler Ztg." 151
Baſſermann, Florence, Pianiſtin, 437, 439, 445
Baſſermann, Fritz, Geiger, 437, 443, 445
Bataille, Charles, Opernſänger, 178, 362
Baur, Guſtav, Pfarrer D., 275, 416, 463, 513
Bayreuth 405, 408 ff
Beale, T. F., Konzertunternehmer, 119
Beck, Johanna (verm. Stüve), Sängerin, 439
Beck, Lina, Geſanglehrerin, 431 f
Becker, Hugo, Celliſt, 445
Beckerath, Rudolf Leonhard von, 436
Beer, Celliſt, 257
Begas, Carl, d. Ae., Maler, 3, 5 f
Begas, Grete, 449 f
Beethoven 6, (7), 29, 70, 102, 439, 501, 503
  Eroica 7, 52
  Messe in C 8
  Missa solemnis 157, 415 ff
  Fidelio 60, 74 f
  9. Symphonie 118, 296
  An die ferne Geliebte 343
Belletti, Giovanni, Bariton, 112
Bellwidt, Eduard, Geſanglehrer, 431
Bendemann, Eduard, Direktor der Düſſeldorfer Akademie, 228, 230
Benedict, Sir, Julius, Kapellmeiſter, 112, 505
Benedix, Roderich, Schriftſteller, 431
Bernays, Michael, Literarhiſtoriker, (456)
Bériot, Ch. A. de, Geiger, 23, 150
Berlin 157 f, 307
  Domchor 118 f, 157
  Gründung der Hochſchule für Muſik 321, 330 ff
  Sternſcher Geſangverein 378 ff, 386 ff
Berlioz, Hector, 145, 194, 201
  „L'Enfance du Christ" 147

Bernuth, Julius von, Dirigent, 298, 300, 371
Bertuch, Auguſt, Neuphilologe, 445
Betz, Franz, Bariton, 408, 410
Bieling (Hamburg) 234, 254
Bildſtein, Joſephine, ſiehe Reiter, Joſephine
Bildſtein, Madeleine, Sängerin, 47 f
Bildſtein, Sebaſtian, Organiſt (Gebweiler), 509
Billroth, Elſe, 475, 521
Billroth, Theodor, Chirurg, 381, 393, 396, 417, 475 f, 521
Biſchoff, Charitas, geb. Dietrich, 262, 513
Biſchoff, Ludwig, Hrsg. der „Niederrheiniſch. Muſikztg.", 218, 226, 228, 241, 249, 258, 295 f
Bishop, Sir Henry, Komponiſt, Dirigent, 108, 505
Bismarck, 313
Blanc, Louis, Politiker, 80, 85, 89
Blanchard, Henri Louis, Muſikkritiker, 179, 184
Bletzacher, J., Sänger, 239
Bochkoltz-Falconi, Anna, Sängerin, 146
Bock, G., Verleger, 425 f
Böie, John, Geiger, 288
Boieldieu
  Jean de Paris 159, 168, 176 ff
  La Fête du village voisin 179
Bossuet, J. B., Theologe, 133
Bottesini, Giovanni, Kontrabaſſiſt, 128
Bourcart, Emile, 68
Bourcart, J. J., 26
Brahms, Johannes, 150, 165, 188, 190 f, 208, 212 f, 221, 224, 234 f, 241 f, 247, 251, 257, 259, (268), 271 f, (274), 281, 285 f, (286), 287 f, (288), 304, 306 ff, 315 ff, (318 f), 319, 321, (321 f), (325), 328 f, 348, (348 f), 350, (352), 355, 362, 371 f (372 f), 373, 381, 391 f, (392), 396, 398 f, (399), 401 f, 406 ff, (407 f), (415 ff), 423, (424 ff), 434, 443 f, (452), 452 f, 468 f, 474, (474 f), 476, (477), (479), 479 f, 482 ff, 507, 512, 513, 520
  Romanzen aus Tiecks Magelone 213, 474
  Requiem 311 f, 326, 399, 401 f, 453
  Schickſalslied 348, 371 f, 374, 399
  Triumphlied 357, 391 f, 395, 398 f
  Quartette op. 92, 438
  Frauenchöre 437, 438
  Zigeunerlieder 439
  Nänie 439
  4 Ernſte Geſänge 476 f
  Liebesliederwalzer 438
Brahms, Peter, Kontrabaſſiſt, 236, 241, 352
Bremen 195, 208, 224, 242, 284, 312
Breuer, Odilia, ſiehe Stockhauſen, Odilia
Bruce, James, 10
Bruch, Max, 299 f, 304, 364, 426, 468, (477 f)
Brücke, Ernſt W. von, Phyſiologe, 460, (461 f)
Brüning, Dr. von, (Frankfurt a. M) 432
Bülow, Hans von, (159), 483, 515
Bunſen, Chr. K. J. von, Archäologe und Diplomat, 107, 110, 156 f, 505
Buol, Gräfin (Wien), 137 f
Burckhard, A., Tenor, 91
Burckhard-Schrickel, Frau (Baſel), 91
Burgſtaller, Alois, Tenor, 480 f
Bussine, Prosper Alphonse, Opernſänger, 169 f, 184, 360

Cabarus, Homöopath, 98, 505
Capoul, J. A. V., Tenoriſt, 340
Carafa, Michele, Komponiſt, 184
Caradori-Allan, M., Sopraniſtin, 18
Carl Theodor, Herzog von Bayern, 444
Carlyle, Thomas, Hiſtoriker, 345, 516
Caſtellan, Sänger, 106
Catalani, Angelica, Sängerin, 5, 12, 19, 20 f, 98, 502
Catruffo, Guiseppe, Geſanglehrer, 1, 10, 359
Cavaignac, General, 94 f, 100
Chamberlain, Eva, geb. Wagner, 513
Chappel, John, Impreſario, 342 f, 349, 355
Charles X., König von Frankreich, 13 f, 23 f
Chénier, J. de, Dichter, Politiker, 92
Cherubini, Luigi, 7 f, 52 f, 463, 465
Chevillard, P. A. F., Celliſt, 221
Chopin 189
Chorley, Henry, Muſikkritiker, 193
Chryſander, Friedrich, Händelforſcher, (300 f)
Coggiati, Frau, Sängerin, 239
Collet, Harmonielehrer, 75
Conrat, Ilſe, Bildhauerin, 445
Cossmann, Bernhard, Celliſt, 437
Costa, Sir Michael, Dirigent, 108, 118, 351
Cramer, J. B., Klaviervirtuoſe, 1, 48
Czartorisky, Prinz, 138 f
Czermak, J. N., Phyſiologe, 209, 332, 393, 510

Damoreau-Cinti, Laura, Sängerin, 147

Darmſtadt 29
Dautheville, Schuldirektor (Gebweiler), 26, 31 f, 33, 35, 39, 41, 43
David, Ferdinand, Geiger, 237 f, 290
David, Félicien, Komponiſt, 71
Davidoff, J. W., Celliſt, 283, 291 f
Davison, Muſikkritiker, 112, 118, 193
Delaborde, Pianiſt, 342
Dessoff, Otto, Dirigent, 424
Devonshire, Herzog von, 24
Devrient, Eduard, Dramaturg, 126, 129 f, 135 f, 152, 506
Devrient, Otto, Schauſpieler, 130, 506
„Didaskalia" 29, 153, 357, 359, 503
Dietrich, Albert, Hofkapellmeiſter, 165, 241, 408, 452
Dietrich, Charitas, ſiehe Biſchoff, Charitas
Dollfus, Charles, Hrsg. der „Revue Germanique" 201
Donndorf, Karl, Bildhauer, 412 f
Dorn, H., 442
Dreyſchock, Alexander, Pianiſt, 292
Dufour, General, 76 f
Dumas fils, Alexandre, Schriftſteller, 340
Dünkirchen 26
Duprez, Gilbert, Tenoriſt, 146 f, 158, 362
Düringer, Ph. J., Regiſſeur, 129 f, 506
Düſſeldorf
  Muſikfeſt (1856) 160, 163, 165 ff
  Muſikfeſt (1860) 208
  Muſikfeſt (1863) 249 f, 251
  Muſikfeſt (1865) 286 f
  Muſikfeſt (1866) 294
Durigo, Ilona. Sängerin, 515

Eckert, Karl, Kapellmeiſter, 253, 411
Eckert, Kathi, 405, 411
Edinger, Ludwig, Neurologe, 519
Edison-Phonograph 443, 474
Eggers, Friedrich, Dr. phil., 331, 516
Ehlers, Rudolf, Pfarrer D., 456, 463, 520
Eiſenbahn, Die erſte in England, 23
Eliason, Geiger, 42, 152 f
Eliſabeth, Erbprinzeſſin v. Anhalt-Deſſau, 436
Eliſabeth, Großherzogin von Oldenburg, 192, 244, 259 f, 368
Elwaert, A. E., Muſikhiſtoriker, 51, 53, 60, 62, 69, 75, 360
Erard frères, Inſtrumentenbauer, 51, 56, 107, 501
Ernſt, Wilhelm, Geiger, 110, 119, 123, 128
Eſſer, Heinrich, Hofkapellmeiſter, 137, 506
Ettlinger, Anna, Schriftſtellerin, 183 f, 515

Faure, J. B., Bühnenſänger, 178, 339
Feuerbach, Henriette, 501
„Figaro" 357 f
Fillunger, Maria, Sängerin, 438 f
Fiſchhof, Joſeph, Pianiſt, 135, 137 f
Fiſcher, Joſeph, Baſſiſt, 129
Fiſcher, K. L., Kapellmeiſter, 188
Fleckenſtein (Luzern) geb. Schmuck 25
Förſter, P. Remaklus, 64, 501
Fontane, Emilie, (447 ff), (454 ff), (457 f), (459 f), (469 f), (481)
Fontane, Meta, 447, 448, 460, 470
Fontane, Theodor, Dichter, 393 f, (399 f), 403, 413, 415, 418 f, (447), 447 ff, (449 ff), 454 ff, 458 ff, 469 f, 481, 520
Franchomme, Auguste, Celliſt, 74, 221, 503
Frankfurt a. M. 152 f, 158, 169, 211, 230, 237, 429 ff, 456
  Cäcilienverein 453, 507
  Geſangſchule Stockhauſen 431 ff
  Hochſches Konſervatorium 429 ff
  Lokalpatriotismus 434 f
  Muſeumskonzerte 152, 438, 466, 507
  Rühlſcher Verein 507
  Sonntagskonzerte 437
„Frankfurter Muſeum" 152 ff
Franz Joſeph I. (Vermählung) 141
Franz, Ellen, Schauſpielerin, 224, 242 ff, 259 f, 512
Franz, Robert, Komponiſt, (369 ff), 517
Frege, Livia, 159 f, 236 f, 242, (289 f)
Freiligrath, Ferdinand, Dichter, 404 f
Friedberg, Karl, Pianiſt, 437, 445
Friedlaender, Max, Muſikhiſtoriker, 438, 442, 446, 501
Friedrich Karl, Prinz von Heſſen, 436
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, 159
Fries, Graf Moritz, 138 f

Gade, Niels W., Komponiſt, 311 f
Garcia, Guſtav, 338

Garcia, Manuel, Gesangspädagoge, 48, 82 ff, 90 f, 93, 95 ff, 103 f, 105 f, 184 f, 193, 209, 291 f, 360 ff, (485), 503, 504, 508, 510, 521
Garnier-Pagès, franz. Finanzminister, 80, 89
Gebweiler (Elsaß) 21, 26, 68, 216 f, 220, 223, 502
Gentz, Wilhelm, Maler, 449 f
Georg V., König von Hannover, 188, 190, 199 ff, 239
Gernsheim, Friedrich, Komponist, 183
Gerold, Theodor, Musikhistoriker, 431, 521
v. Geßler, Württ. Kultusminister, 339
Gevaert, F. A., Musikgelehrter, 145, 429, 507
Gildemeister, Otto, Philologe, (463 ff), (472 f), 520
Gilli, verm. Schmuck, siehe Schmuck
Girard, Narcisse, Dirigent, 87 f, 92, 102, 501, 505
Girardin, Emile, Journalist, 94
Girzick-Bromeisel, Rosa, Sängerin, 315, 321, 324, 328
Gluck, Chr. W., 194, 242
Goethe 228, 236 f, 244, 247 f, 421 f, 456
Goldschmidt, Hugo, Gesanglehrer, 442
Goldschmidt, Otto, 294 f, 300, (471 f)
v. Golther, Württ. Kultusminister, 326, 332 ff, 339
Goßler, Ernst, Jurist, 233, 289
Gotthard, Verleger, 348, 350, 352 f
Gounod, F. Ch., Komponist, 194
Nonne sanglante 145, 147
La Reine de Saba 220
Grädener, Carl G. P., Musikhistoriker, 214, 288, 511
Graun, K. H., Komponist, 157
„Grenzboten" 165
Grimm, Julius Otto, Dirigent, 228, 242, (364 f)
Grisar, Albert Komponist, 220
Grisi, Giulia, Sängerin, 55, 77, 85, 109, 178
Gros, Aimé, Bankier (Paris) 192
Gros, Edouard, 177
Gros, Jean-Antoine, Maler 6
Groth, Klaus, Dichter, 165, 284 f, 304, (305), (316 f), 347, 373 f, 375 ff, 406 f, (460), (467 f), (480), 508, 517
Grüters, Hugo, Musikdirektor, 438
Grund, Wilhelm, Dirigent, 191, 233 ff, 240, 243, 254, 257, 511
Guizot, François P., Politiker, 80
Gunz, Sänger, 239, 255

Haan, Willem de, Hofkapellmeister, 437
Habeneck, François Etienne, Dirigent, 7, 9, 52, 55, 74 f, 87, 92, 102, 361, 501
Hackenschmidt, Dichter, 348, 360
Hahn, Jenny, siehe Hirsch-Hahn, Jenny
Händel, G. F.
Acis und Galathea 438
Alexanderfest 167 f
Israel in Aegypten 300 f
Judas Makkabäus 305 f
Messias 294 f
Samson 131
Haizinger, Anton, Tenorist, 135, 506
Hallé, Sir Charles, Pianist, 48, 74, 342, 361, 503
Halévy, Fromental, Komponist, 53, 55 f, 60 f, 66, 69, 504
Hamburg 233 f, 240 ff, 250 f, 252, 254 ff, 278 f, 287 f, 301, 329 f, 365, 435
Bürgereid 272, 513
Kammermusikpflege 250, 255 f, 258, 288
Musikfest (1866) 294 ff
Singakademie 253, 256, 258 f, 282, 300 f
Hamilton, Herzog und Herzogin, 24
Hammer, Pianist, 221
Hannover 188 ff, 213, 224, 233, 239, 241 f
Hanslick, Eduard, Musikkritiker, 139 ff, 163, 412
Hartmann, Carl, Organist, 437
Hauptmann, Moritz, Komponist, 283, 299
Haydn 59
Heermann, Hugo, Geiger, 438
Hegar, Emil, Cellist, Sänger, 284, 288, 512
Hegar, Friedrich, Komponist, Dirigent, (216 f), 220, 222 f, 238, 250 f, 255, 257
Hegar, Johannes, Cellist, 445
Hehnle, Anatom, 421
Heldburg, Freifrau von, siehe Franz, Ellen
Helene, Großfürstin von Rußland, 268, 292 ff, 514
Heller, Stephan, Pianist, 145, 209
Hellmerich, Rudolf, Gesanglehrer, 431
Hemsen, Wilhelm, Bibliothekar, 345, 371, 375, (385 ff), 392, (393), 395, (397), (400 f), (404 f), (412 ff)

Henkel, Heinrich, Muſikpädagoge, 152, 169, 211, 215, 297, 507
Henkel, Sophie, Muſiklehrerin, 507
Herbeck, Johann v., Dirigent, Komponiſt, 424
Herborn, Heinrich, Geſanglehrer, 431
Hertel, Adalbert, Maler, 383
Herz, Henri, Pianiſt, Komponiſt, 51, 503
Herzogenberg, Eliſabeth von, (470 f)
Heugel, J. L., Verleger, 149
Heyden, Auguſt von, 450
Heyſe, Paul, Dichter, 397 f, 405, 448, (458), 469 f, 520
Hill, Karl, Baritoniſt, 410
Hiller, Ferdinand, Komponiſt, Muſikdirektor, 165, 208, 218 f, 223 f, 226 f, 289 f, 511
Hirſch-Hahn, Jenny, 507, 521
Hölderlin 371
Holtzendorff, F. von, 520
Homilius, Louis, Organiſt, 290 f
Hornboſtel-Magnus, Helene von, 328, 445, 515, 517
Hülſen, Botho von, Generalintendant, 382, 389, 411
Humboldt, Alexander von, (157)
Humboldt, Wilhelm von, 516
Humperdinck, Engelbert, Komponiſt, 432
Hunnius, Monika, Geſanglehrerin, 518

Ingres, Maler, 72
„Intelligenzblatt der Stadt Baſel, Allg.", 125
Jacquard, Léon, Celliſt, 181
Jahn, Otto, Philologe, 165, 228, 302, 305, (508)
Jenner, Dirigent, 438
Joachim, Amalie geb. Weiß, 239, (271), 280 f, 385, 389, 425, (466), 512, 520
Joachim, Johannes, 280 f
Joachim, Joſeph, 150, 188, 190 ff, 199, 201, 208, 221, 223 f, 235, 241 ff, 245, 257, (267), 271, 280 f, 295, 303 ff, 316, 318, 333 f, 342, 355, 362, 364, 369, 377, 379 ff, (385), 389 ff, 407, 414, 424 f, 466, 479, 512, 513, 515, 518, 519, 520
Joachim, Marie, Sängerin, 518
Jourdan, Tenor, 182, 184
„Journal des Débats" 7
Kalbeck, Max, Muſikhiſtoriker, 212 f, 515
Karl I., König von Württemberg, 334 f
Karlsruhe 129, 134 f, 152, 322, 357
Kaſtner, Roſa, Sängerin, 151
Kaufmann, Robert, Tenor, 439, 507
Keller, Fides, Sängerin, 438 f, 507
Keſtner, Charlotte (Baſel) (9), 48, 501
Kiel 304 f, 375 f
Kiel, Friedrich, Komponiſt, 388 f
„Kieler Ztg.", 376 ff
Kienzl, Karl, Muſiker, 26, 29, 41, 44, 361, 452, 502
Kindermann, Auguſt, Baritoniſt, 210
Kirchenſtreit in England 1850—51 114 ff
Kirchner, Theodor, Komponiſt, Pianiſt, Organiſt, 165, 222, 239, 241, 251, (271), 274 ff, 281 f, 284 ff, 312 f, 349 f, 362 ff, 396, 438, 521
Klages, Ludwig, Philoſoph, 509
Koechlin, Jean (Gebweiler), 27 f
Köln 30, 165, 219 f, 223 f, 226
„Kölniſcher Correſpondent", 30
„Kölniſche Ztg." 76
Kolmar 217, 223, 238 f
„Königsberger Allgemeine Zeitung" 485
Koning, David, Pianiſt, 296
Kopenhagen 308 ff
Kowarzik, Joſeph, Bildhauer, 446
Kreuznach 210 f
Krumbholz, Geiger, 394
Kruſe, G. R., Schriftſteller, 521
Kufferath, Antonia (verm. Speyer), 134, 507
Kurz, Hermann, Schriftſteller, 397 f, 414
Kwaſt, James, Pianiſt, 437, 439
Kyllmann, Addie, 226, 511
Kyllmann, Familie (Bonn), 208

Lablache, Luigi, Baſſiſt, 55, 85, 109, 362
Lachner, Vincenz, Kapellmeiſter, 125 f, 129, 145 f, (322 ff), 506
L'Arronge, Pauline, Schauſpielerin, 223
Laub, Ferdinand, Geiger, 291
Lausanne 34, 313
Lazarus, Moritz, Philoſoph, 277
Leander, Richard, ſiehe Volkmann, Richard v.
Lecoeur, Curé (Gebweiler), 43, 57
Ledru-Rollin, Politiker, 80, 86, 88
Lefebvre, Directeur des Fêtes et Spectacles de la Cour, 14
Legentil, Geiſtlicher, 64

Legentil, Alexandre, 52, 60, 63 f, 71, 75, 79, 84, 90, 93, 145, 147
Legentil, Charles et Mme., 37, 47 f, 52, 57 f, (59), 60, 65 f, 75, 82, 86, 94, 96 f, 99, 102, 125, 141 f, 145, 147, 175, 177, 504
Legentil, Marie, geb. Marcotte, 71
Lehfeldt, P., Kunſthiſtoriker, 399
„Lehrer-Zeitung, Allg. Deutſche", 441
Leipzig 155 f, 159 f, 190, 236 f, 306, 509
Leitert, Georg, Pianiſt, 299
Leo, Auguſte, 237
Leſchititzki, Pianiſt, 292
Lesueur, J. F., Komponiſt, 4, 6
Levasseur, N. P., Baſſiſt, 106, 362
Levi, Hermann, Hofkapellmeiſter, 286, 296, 323 ff, 350, 357, 372 f, 409, 411, (482 ff), 515
Levié, Johanna, 395
Lewald, Fanny, Schriftſtellerin, 393
Lerinsky, Joſef, Schauſpieler, 399
Lind, Jenny, Sängerin, 20, 83, 90, 95, 104, 106 f, 108 ff, 168, 187, 193, 248, 251, 294, (294 f), 360, 376 f, 471 f
Liszt, Franz, 83, 135, 153, 155 f, 159, 281
„Lloyd", Pester, 138
Loewe, Sophie (verm. v. Glehn), 443, 507
London 114, 193
Konzertweſen 16 f, 108, 110, 118 f, 122 f, 342, 349, 351, 355 f
Louis Napoleon ſiehe Napoléon III.
Louis Philippe, König von Frankreich, 74, 79 f
Lübeck, Louis, Celliſt, 217, 238
Lübke, Wilhelm, Kunſthiſtoriker, 319, 324, (326), 333, 335 f, 339, 349, (374), 375, 381, (384), 392 f, (394 f), (396 f), (402 f), (405 f), 414, 448, 458, 515
Ludwig, Karl, Maler, 412
Lütgen, Hilarius, 64 f
Lütgen, Paul, Muſiker, 64, 184
Lutze, Homöopath, 306
Luzern 109, 222

Mackenzie, Morell, Laryngologe, 472 f
Magnus, Helene, ſiehe Hornboſtel-Magnus, Helene v.
Mainz, Mittelrheiniſches Muſikfeſt (1860), 210
Maladetta (Pyrenäen) 172, 175
Malibran, Maria, Sängerin, 12, 22 f
„Manchester Guardian" 23
Mandl, Louis, Laryngologe, 209, 277 f, 340, 513
Mandyczewski, Eusebius, Archivar der Geſellſchaft der Muſikfreunde (Wien), (479 f)
Mangold, Wilhelm, Hofkapellmeiſter, 29, 503
Mannheim 125 ff, 141
Manns, A., Dirigent, 355
Mapleson, I. H., Konzertunternehmer, 335, 337, 349
Marmorito, Julie, geb. Schumann, 368
Marſchner, Heinrich, Komponiſt, 201
Martin, Bühnenſänger, 193
Maszkowski, R., Geiger, 217, 238, 257, 282 f
Materna, Amalie, Sängerin, 409
Maubaret, Mme., geb. Schmuck, 9
Maurin, J. P., Geiger, 221
Mayseder, Joſeph, Geiger, 139
Meißner, Lorle, geb. Viſcher, 485
Meißner, Rudolf, Philologe, 485 ff
Mendelsſohn-Bartholdy, Felix v., 83, 159 f, 370, 389, 401 f, 439, 503
Elias 90 f, 125 f, 165 f, 182, 248
Paulus 143
Walpurgisnacht 210
Mendelsſohn, Franz von, 383, 399
Menzel, Adolf, 470
Merck, Baron v. (Hamburg), 233, 251
Meyer, Adolf (Hamburg), 260 f, 263, 270, 330 ff, 343, 346, 353, 387 ff, 407, 410, 432, 448, 463, (473 f), 512, 513
Meyer, Marie, geb. Toberentz (Hamburg), 260, 273, 345 f, 448, 513
Meyerbeer, Giacomo, 101
Les chercheurs d'or 185
Nordſtern 145
Prophet 102, 106
Meyerheim, Paul, Maler, 383, 393, (465)
Meyſenbug, Malvida v., Schriftſtellerin, 194
Milde, Roſa v., Sängerin, 237
Möller, Eduard (Bremen), 195, 224, 238, 242, 509
Möller, Henny, ſiehe Schneider, Henny, geb. Möller
Mörike, Eduard, Dichter, 351, 398, 400 f, 413, 450, 517
„Moniteur" 149, 178 f
Monod, Gabriel, Hiſtoriker, 149, 507
Mori, Sänger, 109
Mortier de Fontaine, H. L. St., Pianiſt, 194

Moſcheles, Ignaz, Pianiſt, 17, 159, 283, 290, 502
Mozart, W. A., 59, 484
Don Juan 55
Figaros Hochzeit 182
Requiem 422 ff
Mühler, Heinrich v., Preuß. Kultusminiſter, 308, 330 ff
Müller, H., Sänger, 439
Müller, Karl, Kapellmeiſter, 453
Müller, Max, Sprachforſcher, 345, 351, 357, 516
Müller, Otto, Schriftſteller, 155, 507
Müller, Wilhelm, Dichter, 226, 438, 508
Munck, Richarde, ſiehe Schmuck, Richarde
Mury, Geiſtlicher (Straßburg), 114
„Musical World" 363
„Muſikzeitung, Allg.", 442
„Muſikzeitung, Niederrheiniſche", 223, 296

Nadermann, Harfeniſt, 11
Nagiller, Matthäus, Komponiſt, 60 f, 66 f, 71, 105, 350, 360 f, 374, 504
Nahm, Heinrich, Geſanglehrer, 431
Napoléon I. 4, 6
Napoléon III. 88, 92
„National-Zeitung" 426 f
Nathan, Johanna (verm. Adler-Nathan), Sängerin, 439, 444
Neher, Bernhard, Direktor der Stuttgarter Kunſtſchule, 395
Neruda, Wilhelmine, Geigerin, 503
Neukomm, Sigismund v., Komponiſt, 26, 35, 73, 186, 502
Ney, Eliſabeth, Bildhauerin, 201, 510
Neumann-Haizinger, Amalie, Schauſpielerin, 135 f, 138, 142
Neumann, Louiſe, ſiehe Schönfeld-Neumann, Louiſe
Niemann, Albert, Bühnenſänger, 408, 410
Nissen-Salomon, Henriette, Sängerin, 48, 291 f, 503
Nietzſche 287, 506
Noë, Oskar, Geſanglehrer, 431
Noeſſel, Geſanglehrer, 431
Normalſtimmung (Normalton) 195, 233, 241, 509
Norwich (Muſikfeſt 1839) 42 f

Obriſt, Hermann, Bildhauer, 446
Oldenburg 192, 224, 242 ff, 368
Oſtende 144
Otten, G. D., Dirigent, 254

Panofka, Heinrich, Geſanglehrer, 145
Panseron, Auguste, Geſanglehrer, 61
Paris, Beamter der preußiſchen Okkupationsarmee, 7
Paris 68, 144 f, 208, 276, 339 ff
Bach-Chor 183 ff
Conservatoire 52 ff, 83, 360 ff
Einführung Beethovenſcher Muſik 6 f, 9
Konzertweſen 11 f, 145, 149, 169, 182, 221, 503, 507
Mozartverein 67, 71
Opéra 55
Opéra-Comique 169 ff, 361
Société des concerts 52, 55, 68, 83, 99, 106, 185
Théatre des Italiens 51, 55, 77
Théatre Français 88
Parlow, Edmund, Muſiklehrer, Dirigent, 432
Pasdeloup, J. E., Dirigent, 182
Pasta, Giuditta, Sängerin, 17
Pelico, Silvio, Dichter, 63
Pélissier, Abbé (Mannheim), 133
Perrin, Operndirektor, 169, 179, 339
Persiani, Fanny, Sängerin, 55 f, 109
Peter, Großherzog von Oldenburg, 368
Peters, C. F., Verleger, 425, 442
Petersburg 290 ff
Piſcheck, Joh. B., Baritoniſt, 145 f
Pius IX. 114
Planer, Profeſſor (Sternſcher Verein), 390
Platen, Graf, Intendant, 188
Ponchard, Charles, Bühnenſänger, 358
Ponchard, Louis Antoine E., Geſangspädagoge, 51, 56, 58 f, 61, 71 f, 82, 86, 97 f, 101, 109, 148, 360 f, 504
Prault, Marquis de (Paris), 38
Preusser, Familie (Leipzig), 155 f
Probſt, Emanuel, 214
Pruckner, Dionys, Pianiſt, 335, 394

Rachel, Eliſa-Felix, Schauſpielerin, 88, 361, 517
Raff, Joachim, Komponiſt, 422, 425, 430 f, 432 f
Ravignan, P., 117, 123

Reber, N. H., Komponiſt, 145
Redern, Graf v., Intendant, 158 f
Renan, Ernest, Theologe, 510
Reinecke, Karl, Dirigent, Pianiſt, 165, 237, 306
Reinthaler, Karl, Muſikdirektor (u. Frau), 195, 248, 284, 305 f
Reiter, Ernſt, Muſikdirektor, 55, 90 f, 97, 107 f, 118, 125 ff, 131, 136 f, 143 ff, 151, 182, 213 ff, 217 f, 503
Reiter, Joſephine, geb. Bildſtein, 26, 35, 43, 47 f, 91, 503
Rellſtab, Ludwig, Muſikkritiker, 159
Reszke, Jean u. Edouard de, 481
„Revue des Deux Mondes" 179
„Revue Germanique" 201, 205, 510
Richter, Hans, Dirigent, 424
Riedel, Carl, Chordirigent, 379, 425
Rieter-Biedermann, Verleger, 213
Rietz, Julius, Hofkapellmeiſter, 165, 289
Riggenbach-Stehlin, Friedrich, Bankier, 214, 239, 429, 432, 511
Ritter, Théodore, Pianiſt, 221
Rochefoucauld, Sosthène de la, franz. Miniſter, 12 f, 14, 502
Rocqueplan, Operndirektor, 179, 193
Roederſtein, Ottilie W., Malerin, 510
Röntgen, Julius, Pianiſt, 299, 374, (374 f), 376, 378, 387, 517
Roger, Gustave, Tenoriſt, 106, 174, 358, 363
Roquette, Otto, Schriftſteller, 448
Roſe, Carl (Carlo Rosa), Geiger, 251, 255, 257, 282, 288
Rossini 9, 69
Rothſchild, Baronin Willy v., 237, 432
Rotterdam 289
Rovray, A. de, Muſikkritiker, 149, 178 f, 182, 504, 507
Roy, Anton van, Sänger, 480 f, 518
Rubinstein, Anton, Pianiſt, 175, 181, 268, 290 ff, 340, 438
Rudorff, Ernſt, Dirigent, 257, 281 ff, 298, 331, 379 f, 382, 512
Rübſam-Veith, Fr., Theateragent, 453

Sahr, Heinrich v., Komponiſt, 237, 411
Saint-Saëns, Komponiſt, 147, 221
Santley, Charles, Sänger, 349, 356
Schack, A. F. Graf v., 318, 321
Scheffer, Ary, Maler, 183, 205, 508
Scheffzky, Joſephine, Sängerin, 410
Scheidemantel, Karl, Sänger, (464), 507, 518
Schiller 67, 69, 143, 262, 327 f
Schillings, Max, Komponiſt, 436
Schindler, Anton, Beethovenfreund u. -Biograph, 7
Schlöſſer, Louis, Hofkapellmeiſter, 7, 9
Schloſſer, Sänger, 410
Schlumberger, Jean (Gebweiler), 206
Schlumberger, Mme. (Gebweiler), 181, 191
Schmidt, Leopold, Muſikkritiker, 420
Schmuck, geb. Gilli, 10, 359
Schmuck, Louis, Notar, 9 f, 17 ff, 29
Schmuck, Margarethe, ſiehe Stockhauſen, Margarethe, geb. Schmuck
Schmuck, Richarde, geb. Munck, 10
Schneeweiß, Amalie, ſiehe Joachim, Amalie
Schneider, Henny, geb. Möller, 213, 487
Schnorr v. Carolsfeld, L., Bühnenſänger, 222
Schnyder v. Wartenſee, Muſiklehrer, Schriftſteller, 151
Schöne, Richard, Generaldirektor der Königl. Muſeen, 425, 454
Schönfeld-Neumann, Louiſe, 135 f, 138, (139), 142, (146)
Schönhardt, Staatsanwalt, 401
Scholz, Bernhard, Komponiſt, Dirigent, 188, 239, 280, 411, 430, (472), 478, (479), 520
Schornſtein, Muſikdirektor, 227
Schott, B., Verleger, 520
Schottenfels (Frankfurt a. M.) 443
Schröder-Devrient, Wilhelmine, Sängerin, 158, 160, 362, 507, 517
Schubart, Geſanglehrer, 431
Schubert, Franz
Lieder 110, 123, 136, 140, 149, 151, 162 f, 223, 226, 229, 293, 438, 484
Quintett: „Nur wer die Sehnſucht kennt" 438
Schulze, Adolf, Geſanglehrer, 282, 382, 390 f
Schultzen v. Aſten, Anna, Sängerin, 383
Schumann, Clara, 144, (150), 151, 155 f, 160, 165, 186 f, 189, 192, 199, 208 ff, 218, 220, 222, 224, 228, 233 ff, 237, 241 f, 245, 247, 251, 253, (253), 255 ff, (268), 277, 281 f, 304, 306, 310, 312, 316, 318, 349 f, 357, 362, 364, 368, 391 f, 425 f, 434, 436, 443 f, 452, 456, (475 f), 476, 503, 513, 515, 518
Schumann, Robert, 144, 160, 165, 227, 286, 344

Symphonie C-dur 253, 256
Lieder 136, 140, 144, 168, 212, 293, 439
„Szenen aus Goethes Faust“ 208, 218 ff, 223, 227 f, 237, 241 f, 258 f, 373 f
Schurz, Karl, Politiker, 393, 512
Schurz, Margarethe, geb. Meyer, 512
Schwartz, Johanna, Sängerin, 482
Schwiedam 217, 238
Scudi, P., Musikkritiker, 19
Seegen, Joseph, Balneologe, 393
Seeger, Major (Lauffen a. N.), 371
Segesser, Xaver (Rigi), 222, 511
Senff, Bartholf, Verleger, 442
Senfft v. Pilsach, Sänger, 383, 390, 450 f, 517
Servais, Cellist, 291
Shakespeare 16, 245, 356, 512
Silas, Edouard, Pianist, 61, 110 f, 117, 119 f, 123, 125, 128
„Signale“ 442
Simons, Familie (Bonn) 226 ff, 510, 511
Simons, Helene, geb. Kyllmann, 208, (365), 422, 432, 443, 478, 510
Simons, Louis, Textilfabrikant, 510
Simrock, Karl, Verleger, 381, 402, 426, 468
Sina, Johann, Geiger, 7
Singer, Edmund, Geiger, 364, 374
Sistermans, Anton, Sänger, 481, 518
Sivori, Camillo, Geiger, 128
Sleevogt, Dr. (Sondershausen), 406 f
Smart, Sir George, Dirigent, 18, 113, 502
Sonntag, Henriette, Sängerin, 12, 19, 108, 111, 128, 178
Spieß, Dr. (Frankfurt a. M.), 478
Spieß, Hermine, Sängerin, 441, 507, 519
Spontini, Gasparo v., Komponist, 51
Spohr, Louis, Komponist, Geiger, 42 f, 71
Stamati, C. M., Pianist, 51, 145, 221, 504
Steger, Franz, Tenorist, 137
Stern, Julius, Dirigent, 378 ff, 388, 399
v. Stockhausen, Hannov. Gesandter in Wien, 139, 188
Stockhausen, Adèle (verm. Macker), 22, 35, 70, 100, 132, 171, 176 ff, 183, 185 f, 189, 205, 210, 213, 510
Stockhausen, Adolf, 11
Stockhausen, Alice, geb. Aschaffenburg, 514
Stockhausen, Anna, geb. Kroeplien, 516
Stockhausen, Cécile, 22, 35, 70, 100, 132, 205, 209 ff, 510
Stockhausen, Clara, geb. Toberentz, 260 ff, (264), (270), (273), 275 f, (276 f), 277 ff, 280, (280), 283 ff, 289 ff, (291), 293, 296, (297 f), 299, 302, (302 ff), 304, 306 ff, (309), 311, (312), (313 f), 315, (316), 317, (319), 324, (327), 327 ff, (332), 334 ff, (338 f), 341 f (344), (346), 346 f, 349 ff, (350 f), 351 f, (353 f), 364 ff, 367 f, (368), 378 f, (379 ff), 383 f, (384), 386 ff, 391, 393 f, (395), 396 ff, 404 f, 423, (429), 430, 432 ff, (432 ff), (443), 446, 447 ff, 454 ff, 459 f, 462, (462 f), 464, 467 ff, (478), (487)
Stockhausen, Edouard, 21, 26, 30, 32, 35, 502
Stockhausen, Elisabeth, 386 f, 517
Stockhausen, Emanuel, 283 f, 286, 463, 485, 514, 521
Stockhausen, Emile, 47, 100, 186, 205, 210, 276, 509
Stockhausen, Franz (1829—31), 21, 24
Stockhausen, Franz (1839—1926), 35, 70, 100, 171, 175 f, 183, 185 ff, 189 f, 205, 210, 216 f, 222, 243, 250, 275, 283, 341, 438, 465, 476, 509, 514
Stockhausen, Franz Anton Adam, 3 ff, 9 ff, (12), 14 f, (17 ff), 20 f, (20), (22 ff), 24 ff, (29), 29 ff, (31), (44 f), 47 f, (50), 57, 62 f, 65, 67, 70 f, 77, 79, (81 f), 84 f, (85), 86 f, 94, 97, 100 f, 103 ff, 120 ff, 126 f, 129 ff, 137 ff, 141 f, 145 ff, 152 f, 155 f, 160 ff, 169 ff, 176 ff, 181, 184 ff, 192 f, 199 ff, 208 ff, 238, 248, 250 f, 254 ff, 257 ff, 264 ff, 277, 312, 315 f, 359 f, 381, 501, 502, 503
Stockhausen, Friedrich, 343 f, 354, 516
Stockhausen, Henri, 22, 50, 70, 72, 100, 111, 147 ff, 215, 272, 507, 509
Stockhausen, Johannes, 414 ff, 436, 458, 518
Stockhausen, Julia (verm. Wirth), 444, 521
Stockhausen, Julius
Geburt 11
Kindheit 14 f, 19
Musikalische Ausbildung 20 f, 26, 28 f, 33, 41, 43 ff, 47, 48 ff, 53, 54 ff, 65 f, 72, 103, 114, 122, 176, 239, 255, 360 ff
Schulzeit in Gebweiler 26 ff, 41 f, 47
Schulzeit in Straßburg 50 f
Religiöse Erziehung 32, 37
Sprachstudien 20, 26, 28, 90, 129 f, 304, 357, 440, 441 f, 461 f

Verantwortung für die Geschwister 27, 33, 36, 40
Konstitution 35, 43, 70, 73, 75, 146, 221, 296, 299, 335, 430
Erste Kommunion 43 ff
Erster Besuch in Paris 47 ff
Zweiter Besuch in Paris 50 f
Auf dem Pariser Conservatoire 52, 56, 59 ff, 65 f, 71, 73 ff, 82, 87 f, 95 ff, 101, 107
Ueber seine Stimme 58 f, 61, 67, 69, 72, 76, 78, 82, 95 ff, 98 f, 101, 104, 107, 119 f, 122, 134 f, 140, 143 f, 148, 151, 158, 160 f, 165, 173 f, 179 f, 186, 189, 201, 209, 312, 438, 457
Als Nationalgardist in Paris 1848 79 ff
Chorrepetitor 87 f, 102
Erstes öffentliches Auftreten (Basel) 90 f
Repetitor an Ponchards Klasse 97, 99
Stellvertretender Dirigent am Conservatoire 102
Ziele 82 f, 95 ff, 102 f, 240, 320, 432, 474
Studium: Bach 68, 120, 181 f, 183, 190, 217, 224 f, 282; Beethoven 118, 120; Händel 113 f, 119; Haydn 59, 121; Mendelssohn 90 f, 113; Mozart 59, 99, 105; Rossini 21, 99, 129; Schubert 114, 120 f; Schumann 208, 218; Volkslieder 211
Schüler von Garcia 82 ff, 90 f, 93, 95 ff, 104 f, 107, 109
In London 107 ff
Auf der Bühne: Luzern, 109; Mannheim 125 ff; Paris 169 ff, 361
Erste Reise nach Wien 135 ff
Zweite Reise nach Wien 161 ff
Das Düsseldorfer Musikfest 1856 160, 163 ff
Eigener Bach-Chor in Paris 183 ff
Erstes Auftreten in Hamburg 190 f
Schumanns „Szenen aus Goethes Faust" in Köln 219 f
Dirigententätigkeit in Hamburg 233 ff, 239, 240 ff, 287 f, 289, 298
Volkskonzerte 213, 223, 226, 437
Verlobung 262
Staatszugehörigkeit 79, 360
Heirat 275
Aufgabe d. Hamburger Stellung 297 f, 302 f
Berufung nach Stuttgart 326 f, 333 ff, 343 f
Konzertreisen 302 ff, 335 ff, 364 ff, 374 ff
Cannstatt 335 ff, 375
Kompositionen 57, 62, 67, 329, 348, 350, 352 f, 418
Schriftstellerische Tätigkeit 223, 435, 442 f, 460, 465, 467, 474
Leiter des Sternschen Gesangvereins (Berlin) 380 ff, 386 ff
Berufungen an das Hochsche Konservatorium (Frankfurt a. M.) 422, 429 f, 430
Begründer einer eigenen Gesangschule in Frankfurt a. M. 431 ff, 468
Sein Tod 446, 487

Bücher 75, 114, 236 f, 242, 304
Deutschland 122 ff, 132 f, 151 ff, 174, 252, 297, 351, 354
Dilettantismus 356, 439 f
Elsaß 68, 71, 215 ff, 238 f, 240, 312 f, 348
Gesangsmethode 2, 356 f, 421, 432, 442 f, 467, 470 f
Kindererziehung 314, 316 f, 462 f
Konflikt mit seinen Eltern über religiöse u. berufliche Fragen 126, 128 131 f, 141 ff, 148, 160 ff, 170 ff, 177, 195 ff, 246, 248, 272 f, 275 f, 303 f, 314
Kunstauffassung 66, 69, 105, 122 f, 126, 129 f, 133, 142, 156, 161, 165, 174 f, 180, 218, 221, 252, 278, 293 f, 328, 337, 349, 354, 389, 406, 410 f, 430, 441, 467 f, 477
Lehrend 98, 103, 148, 150, 180, 349, 352, 389, 420 f, 431, 439 ff, 477, 486 f
Liebe und Ehe 108 f, 127, 132 ff, 141, 144, 146 f, 149, 161 f, 224 f, 227 ff, 243 ff, 262 f, 267, 278, 341 f, 353 f, 367, 384 f
Naturfreuden 68, 172 ff, 252, 435
Politik 76 f, 86 f, 193, 343, 347 f, 357 ff
Protestantismus 123
Publikum 105, 119, 156, 238, 292, 349, 362
Reklame und Kunst 351
Religiöse Auffassung 57 f, 72 f, 85, 90, 100 f, 115 ff, 123, 127, 130, 133, 141 ff, 177 f, 179, 196 ff, 206 ff, 219, 246, 252, 273, 315,
Tagebuch 224 ff 236, 242 f, 245, 247, 283
Ueber das Technische im Gesang 72, 92, 98, 104, 134 f, 210 f, 258, 295 f 306, 340 f, 421, 436
Träume und Gesichte 43, 70, 294
Julius Stockhausen als Briefschreiber: 32 f, 34 f, 40 ff, 44, 48 f, 51, 54 ff, 57 ff, 60 ff,

65 ff, 72 ff, 80 f, 84, 86 ff, 91 ff, 103 ff, 126 ff, 136 ff, 141 f, 143 ff, 147 ff, 152 f, 155 f, 157 f, 160 ff, 169 f, 172 ff, 176 ff, 184 ff, 189 ff, 196 ff, 205 ff, 213 ff, 217 ff, 220 ff, 234 f, 238 f, 241 ff, 244 f, 246 f, 248 ff, 263, 266, 272 f, 276 f, 280 ff, 295 ff, 302 ff, 324 ff, 334, 336 ff, 348 ff, 359 ff, 368, 371, 378 ff, 387 ff, 401, 408 ff, 415 f, 423 ff, 432, 452 ff,462, 465 f, 472 f, 474 ff, 509, 512
Stockhausen, Margarethe, geb. Schmuck, 1 f, 9 ff, (14), 17 ff, (21), 22 ff, 29 ff, (33 f), (36 ff), (42 f), 45 f, 47, (50), 63, 65 ff, 70 f, (72), 74, 77, (79), 84, 95 f, 100 ff, 103 ff, 108 ff, 111 f, 120 ff, 126 f, 131 ff, 137 ff, 141 f, 157 f, 160 ff, 169 ff, 176 ff, 181, 196 ff, 209 f, 238, 244, 246 f, 248, 250 f, 252, 257 ff, 264 ff, (265 f), 277, 280, 297 f, 302, 315, 327, 336, 338, 344 ff, 359, 364, 422 f, 502
Stockhausen, Margarethe, 297, 345 f, 406, 444, 463, 475 f, 515
Stockhausen, Maria, geb. Gumtau, 518
Stockhausen, Odilia Margarethe, geb. Breuer, 3
Stockhausen, Philipp, 3, 501
Strauß, David Friedrich, Theologe, 345, 516
Strehl, Musikdirektor, 407
Stuttgart 326 f, 333 ff, 343 f, 364
Sybel, H. v., Historiker, 362

Tachard (Gebweiler) 144
Tagliafico, J. D., Sänger, 51, 85
Tamburini, Antonio, Bassist, 109, 119, 128
Tanara, Sängerin, 55
Tannenfels 24 ff, 71, 141, 170, 172, 211 f
Tausch, Julius, Komponist, 228, 230
Tausig, Karl, Pianist, 340
Testament, Das Neue —, 197 f, 200, 204, 206 f
Thalberg (geb. Lablache) 51
Thalberg, Sigismund, Pianist, 51
Thomas, Ambroise, Komponist „Carneval de Venise" 181 f
Thompson, Lady (London), 355, 517
Thomsen (Flensburg) 468
Thorwaldsen, Bildhauer, 308 f
Tietjens, Therese, Sängerin, 282, 337, 516
„Times" 118
Toberentz, Christian Friedrich Gustav, 260 ff, 264 f, 343
Toberentz, Clara, siehe Stockhausen, Clara, geb. Toberentz
Toberentz, Mathilde, geb. Avianus, 261 f, 264 f
Toberentz, Robert, Bildhauer, 515
Troubetskoi, Fürst (Fontainebleau), 150, 194, 209, 220
Troubetskoi, Prinzessin Cathérine, 150, 175 f, 181, 507
Turgenjew, J. S., Dichter, 325, 393

Uhde, Hermann, Kunsthistoriker, 456
Ulbrich, Sängerin, 239
Unger, Georg, Tenorist, 409
Urhan, Christian, Musiker, Viola d'amour-Spieler, 3 ff, (4 f), 9, 11, 37 f, 48, 51, 56, 59, 63 ff, 361, 501, 505
Uzielli, Lazarro, Pianist, 438

Verhulst, Jean, Kapellmeister, 289
„Verkündiger am Rhein" 31
Viardot-Garcia, Pauline, Bühnensängerin, 39, 102, 106, 110 f, 184 f, 194, 220 f, 324 ff, 360
Victoria, Königin von England, 108, 116
Vieuxtemps, Henri, Geiger, 137 f, 181
Vischer, Friedrich, Aesthetiker, 345, 516, 517
Vischer-Valentin, Sängerin, 47, 91, 180
Vital, Dirigent, 149
Vivier, E. L., Hornist, 112
Vogl, Heinrich, Sänger, 410, 412
Volkmann, Richard v., Chirurg, Schriftsteller, 365 ff
Volbach, Fritz, Dirigent, 437
Voltaire 179
„Vossische Ztg." 159

Wagner, Cosima, 409, (480 f), 514
Wagner, Friedchen, 277
Wagner Johanna (Jachmann-Wagner), Bühnensängerin, 158
Wagner, Richard, 194, (194 f), 222, 279, (279), 322 ff, 340, 408 f, 436, 457, 465 f, 483, 485, 513
Walesrode, Ludwig R., Journalist, 404 f
Wallon, Henri A., Theologe, 204, 510
Weckerlin, Jean-Baptiste, Musikhistoriker, 48, 57, 59, 62, 145, 503
Weimar 155 f
Wellington, Herzog v., 24

Wendelſtadt (Godesberg) 226
Weſendonck, Mathilde, 304, 396
Wieniawski, Heinrich, Geiger, 292 f
Widmann, J. V., Schriftſteller, 474
Widmann, Katha, Pianiſtin, 437, 439
Wieck, Friedrich, 189
Wien 135 ff, 161 ff, 327 ff
Wilhelm, Prinz von Preußen, nachmals Wilhelm I., 156
Wilhelmj, Auguſt, Geiger, 237, 257
Wiseman, Kardinal von Westminster, Erzbiſchof, 110, 114 ff, 123 f, 505
Witz, Henri und Emile (Gebweiler), 27
Wolf, Hugo, Komponiſt, 436, 487
Wolff, Julius, Schriftſteller, 426
Wolfrum, Philipp, Dirigent, 438
Wüllner, Franz, Dirigent, 226, 408

X., Abbé in Kolmar, (201 ff), 206 f

„Zeitſchrift für Muſik, — Neue", 235, 321
Ziegler, Klara, Schauſpielerin, 328, 515
Zimmermann (Gebweiler) 57, 62
Zimmermann, Pierre Joſeph G., Pianiſt, 101
Zöllner, Karl (Berlin), 393 f, 454
Zürich 123, 304
Zur Mühlen, R. v., Sänger, 438

BERICHTIGUNGEN

S. 7 (10. Zeile von oben) lies: „ungedruckten" ſtatt „unbedruckten".
S. 19 (10. Zeile von oben) lies: „Jules und ein 1828 geborener Sohn Edouard" ſtatt „Jules und ein 1829 geborener Sohn Franz".
S. 102 (10. Zeile von unten) lies: „Prophet von Meyerbeer" ſtatt „von Méhul".
S. 447 (Ueberſchrift) „Briefe die ſich auf die Jahre 1876 bis 1906 beziehen" lies „1878 bis 1906".
S. 527: Regiſter Johannes Brahms ſtatt (268) lies (269)

Dieſes Buch wurde im Jahre 1927 bei Englert und Schloſſer ⟨Inhaber Georg Schloſſer⟩ in Frankfurt am Main gedruckt und gebunden.

Wertvolle Bücher fürs deutsche Haus

Die Briefe der Elise von Türckheim

(Goethes Lili). Herausgegeben von John Ries. 328 Seiten mit 15 Bildtafeln. In Halbleinen 7.50 Mark, in Halbleder 10 Mark.

Stets ist Goethes Lili bisher verkannt worden; diese Briefe geben zum ersten Male Gelegenheit, sie richtig zu beurteilen. Ein Buch für die Frauenwelt.

Johann Jakob von Willemer

Der Mensch und Bürger.

Von Dr. Adolf Müller. 146 Seiten, mit 1 Vierfarbendruck und 9 Bildtafeln. In Halbleinen 4 Mark, in Halbleder 6 Mark.

„Der Frankfurter Bankier und Preußische Geheimrat Johann Jakob von Willemer, der eine so hochsinnige Duldung für die schwärmerische Goethe-Begeisterung seiner um 24 Jahre jüngeren Gemahlin bewies, und der nicht nur zu Goethe, sondern auch zu Boisserée, Clemens Brentano, Görres und selbst dem Freiherrn vom Stein starke Beziehungen hatte, hat Anspruch auf die dankbare Erinnerung der Deutschen." Die Bergstadt.

Das Puppenhaus

Aus den Erinnerungen eines Siebenzigers.

Von Carl Jügel. Neu herausgegeben von Wilhelm Pfeiffer-Belli. 433 Seiten mit 14 Bildtafeln u. einem Vierfarbendruck. Halbleinen 10, Halbleder 12 M.

Interessante Mitteilungen über den Frankfurter Goethekreis. Mit besonderer Liebe spricht Jügel von der edlen Frauengestalt der Susette Gontard, die als Hölderlins Diotima unsterblich geworden ist. Bücherfreund.

Ein Künstlerleben im Sonnenschein

Von Norbert Schroedl. 620 Seiten mit 18 Vollbildern auf Tafeln. In Halbleder 10 Mark.

Ein Querschnitt durch das künstlerische Leben der Kaiserzeit vor dem Kriege. Ein Buch, das bis zum Schluß des stattlichen Bandes fesselt.

Ein Lebensbild in Briefen aus der Biedermeierzeit

270 Seiten, 8 Bildtafeln. Halbleinen 4 Mark, Halbleder mit Handmarmorpapierüberzug 6 Mark.

Schon äußerlich ist dies Buch eine Perle deutscher Buchkunst, das in die Hand zu nehmen eine wahre Freude bereitet. Aber welche Köstlichkeiten birgt die schöne Schale. Hartungsche Zeitung.

Verlag Englert und Schlosser in Frankfurt am Main

Ein Autor, dessen Bücher jeder liebt!

Struwwelpeter-Hoffmann erzählt aus seinem Leben

Lebenserinnerungen Dr. Heinrich Hoffmanns. Herausgegeben von Eduard Heſſenberg. 231 Seiten mit 7 ganzſ., z. T. farb. Abbildungen. In Ganzleinen 7.50 Mark.

Aus dem Inhaltsverzeichnis:

Vorfahren / Jugend / Die Schulzeit / Die Studienzeit: Heidelberg 1829/32, Halle 1832/33, Paris 1833/34 / Junggeſellenleben, Geſelligkeit und Kunſtleben in den 1830er und 1840er Jahren Der Struwwelpeter / 1848 / Eine fröhliche Moſelfahrt im Jahre 1849 / Kaiſer Wilhelm I. und der Struwwelpeter / Erlebniſſe und Begegnungen / Der Dichter Scheffel

Die Aufzeichnungen intereſſieren ja allein ſchon durch die Perſönlichkeit des Verfaſſers. Dr. Hoffmann ſchrieb ſie als 80jähriger an ſeinem Lebensabend, aber mit einer erſtaunlichen Friſche und Lebendigkeit. Das Buch enthält außer der eigentlichen Selbſtbiographie Proben der verſchiedenen Begabungen Dr. Hoffmann's, mehrere humoriſtiſche Zeichnungen, die meiſt launige Karrikaturen darſtellen; desgleichen bringt es zwei ſeiner Gelegenheitsreden, die von einer überwältigenden Kraft und Komik ſind.

Hoffmanns Plauder- und Erzählertalent nehmen uns von der erſten Seite an vollkommen gefangen, und wir ſind dankbar, daß dieſe Erinnerungen jetzt, 35 Jahre nach ſeinem Tode, in die Oeffentlichkeit gelangen.

Verlag Englert und Schlosser in Frankfurt am Main

Gute Erzählungen aus dem Verlage Englert und Schlosser

Der Stadtschultheiß von Frankfurt

Von Otto Müller. Ein Familienroman aus dem vorigen Jahrhundert. Nach der Erstausgabe vom Jahre 1856 neu herausgegeben und mit heimatkundlichen Hinweisen versehen von Prof. Dr. Julius Ziehen
Halbleinen 4 Mark, Ganzleinen 5 Mark

In anmutiger Form wird das Leben und Treiben im Hause der Großeltern und Eltern Goethes geschildert. Zehn schöne Federzeichnungen von Hans Bohn schmücken das bleibend wertvolle Buch.

Der Mann aus dem Römer

Von G. W. Pfeiffer. Eine Altfrankfurter Novelle. Nach der Erstausgabe aus dem Jahre 1860 neu herausgegeben und mit heimatkundlichen Hinweisen versehen durch Dr. Heinrich Bingemer
In Indanthrenleinen 5 Mark.

Das Buch wird jeden fesseln, der die Frankfurter Altstadt mit ihren engen Gassen und malerischen Winkeln liebt. Karl Mahr hat überaus drastische Holzschnitte dazu geschaffen.

Das Haus zum Lanzknecht

Von Karlfriedrich Baberadt. Eine Novelle aus dem alten Frankfurt.
In Ganzleinen 2 Mark.

Der Stoff ist der Chronik einer Frankfurter Familie entnommen, die heute noch hier ansässig ist. Entwicklung eines alten Patrizierhauses auf unserem Heimatboden ist das Thema.

EIN GESCHENKBUCH
das die Menschen aus der Unrast in Stille und Schönheit führt:

Das Buch der deutschen Kleinstadt

Herausgegeben von Ludwig Bäte. 8. bis 10. Tausend. 168 Seiten.
In Ganzleinen 5 Mark.

Es ist zu verstehen, daß dieses stille Buch schon nach 8 Tagen in zwei Auflagen vergriffen war. Es nahm mich mit den vorangestellten Zeilen aus einem Briefe J. Kerner an seine Braut so gefangen, daß ich es nicht wieder aus der Hand legte. Dr. W. Schulte i. d. Köln. Volkszeitung

Verlag Englert und Schlosser in Frankfurt am Main

社長圖書黎
LIM M. LAI
PRIVATE LIBRARY